INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR

INDIVIDUALPSYCHOLOGIE

ARBEITEN AUS DEM GEBIETE DER PSYCHOTHERAPIE
PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

11. JAHRGANG 1933



SWETS & ZEITLINGER N.V.
AMSTERDAM - 1968

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR

INDIVIDUALPSYCHOLOGIE

ARBEITEN AUS DEM GEBIETE DER PSYCHOTHERAPIE
PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. ALFRED ADLER
PROFESSOR AM LONG ISLAND MEDICAL COLLEGE, NEW YORK

11. JAHRGANG 1933

VERLAG S. HIRZEL, LEIPZIG C1

SWETS & ZEITLINGER N.V.
AMSTERDAM - 1968

Nachgedruckt mit Genehmigung des Verlags S. Hirzel, Leipzig C1.

Inhalt des XI. Jahrganges

I. Artikel

II. Einwände gegen die Individualpsychologie

Die Kindheit Gandhis[1]

Von Dr. ALICE FRIEDMANN (Wien)

Die Familie *Gandhi* stammt aus Porbandar, einer Stadt in einem kleinen halbunabhängigen Staate im Nordwesten von Indien, dessen Bewohner als unruhig und leidenschaftlich gelten, gewandt und reich durch ihren Handel sind. Auch ihr Beruf war ursprünglich Ackerbau und Handel, da sie der Bania-Kaste, der dritthöchsten Kaste angehörte. Erst der Großvater *Gandhis* trat in wichtiger Position in Staatsdienste. Für das Gesamtbild ist zu beachten, daß die Familie einer vornehmen, aber nicht der obersten Kaste angehört, so daß dem *persönlichen* Streben Möglichkeiten und Antriebe gegeben sind, wenn auch die Kastenordnung gesellschaftlich nicht zu überschreiten ist. Möglichkeiten und Antriebe auch in der wohlhabenden und bewegten Umgebung.

Der Großvater war Ministerpräsident. *Gandhi* schildert ihn in seiner Autobiographie als einen Mann von Grundsätzen, der höfischen Ränken nicht nachgab und in Ungnade fiel, ein Beispiel an Charakterfestigkeit für ihn. Der Vater war der fünfte Sohn der Familie, hatte dieselbe Laufbahn als Staatsmann und stand in ähnlichen politischen Kämpfen. Beide mußten im Laufe ihres Dienstes das Land verlassen, gewannen im neuen Lande Bedeutung und bewahrten eine stolze Treue für den Fürsten, der sie verbannt hatte. Die Haltung des Vaters drückt bereits Tradition aus. Auch der sechste Sohn der Familie war eine Zeitlang Ministerpräsident. In diesem Zusammenhang ist es interessant, daß bei der Studienwahl *Gandhis* der ältere Bruder damit rechnete, daß der Jüngste der Familie diese Nachfolge anstreben werde.

Von seinem Vater erzählt er, daß er ein wahrhaftiger, hochherziger, tapferer Mann von heftiger Gemütsart gewesen sei, unbestechlich, vom Rufe strenger Unparteilichkeit, dem *Gandhi* selbst nachzustreben vermeint. Er habe keinen Ehrgeiz besessen, Schätze zu sammeln, bei einer freigebigen Lebensweise hinterließ er nur wenig an Gütern. So hatte er nichts von der asketischen Richtung seines Sohnes, wie dieser selbst hervorhebt. Er war viermal verheiratet, das letzte Mal nach dem 40. Lebensjahre. Der Autobiograph betont den Gegensatz, da er selbst vom 34. Lebensjahre an freiwillig den Geschlechtsverkehr aufgegeben habe. Er schildert ihn als einen Mann ohne besondere Erziehung, den reiche Lebenserfahrung instand setzte, die verwickeltsten Fragen zu lösen und Hunderte von Menschen zu leiten. Er besaß wenig religiöse Schulung und eignete sich eine gewisse geistige Bildung durch Tempelbesuch und fleißiges Zuhören frommer Gespräche an. In dieser Kultur hat ja die Bildung viel stärkere Bande zur Religiosität. Beide Eltern

[1]) Das Material zu dieser Studie hat *Jakoba Birza-Trimpe* (Amsterdam) zusammengestellt.

gehören der strengen Sekte der Dschainiten an, deren oberstes Gebot das Ahimsa, Nicht-Böses-Zufügen, Nicht-Töten den strengen Vegetarismus und tätige Liebe (im Gegensatz zur passiven Resistenz) fordert.

In *Gandhis* Schilderung des Vaters zeigt sich Verehrung nicht ohne Kritik. Die Mutter nennt er tief innerlich fromm. Sie habe die religiösen Handlungen immer eingehalten, die härtesten Gelübde auf sich genommen und ohne Wanken durchgeführt. Sie versäumte die frommen Fasten nie, auch Krankheit galt ihr nicht als Milderungsgrund. Oft nahm sie nur jeden zweiten Tag eine Mahlzeit. Das Gelübde, keine Speise zu berühren, ehe sie die Sonne nicht gesehen habe, veranlaßte ihre Kinder besonders in der großen Regenzeit jeden Sonnenstrahl zu erspähen und zu melden. Hier vereinigt sich die große religiöse Tradition des Fastens, die spezielle Einstellung des Hinduismus mit Familientraditionen. Vom psychologischen Standpunkt wichtig, wie das Kind die Macht des Fastens, den Eindruck auf die Umgebung kennen lernen konnte.

Als begabte und gebildete Frau war die Mutter in Staatsangelegenheiten wohl unterrichtet, in hohem Ansehen bei den Damen des Hofes. Ihren politischen Gesprächen lauschte der kleine *Gandhi*, wenn er oft die Mutter zu Hofe begleiten durfte. Er war der jüngste aus der vierten Ehe seines Vaters, in der vor ihm eine Schwester und zwei Brüder geboren worden waren. Den beiden ersten Ehen entstammten zwei Töchter. Diese Stellung als jüngstes Kind des Hauses in verschärftem Sinne dieses Begriffs ist bedeutsam für seinen Lebensstil. In der Vatergeneration bekleiden der fünfte und sechste Sohn das angesehenste Amt. Der Schwerpunkt scheint hier traditionell bei den Jüngsten zu liegen, wie das in manchen Familien zu beobachten ist, die in mehreren Generationen eine Reihe begabter jüngster Kinder produzieren[1]). Hier sind die Jüngsten dadurch gestützt, daß sie eine Tradition des tüchtigen jüngsten Kindes vorfinden, die zur Kritik wie auch zur Fortsetzung reizt. In dieser Richtung liegt es auch, wie die Familie *Gandhi* ihre stärksten Hoffnungen auf den jüngsten setzt, den einzigen, der studierte, und der mit ihren Erwartungen beladen von dieser Stellung aus eine neue Welt der Macht und Wirksamkeit für sich gewann.

Er ist im Jahre 1869 geboren und kam mit sechs Jahren zur Schule. Er selbst zieht den Schluß, daß sein Begriffsvermögen noch träge gewesen sei und sein Gedächtnis noch ungeschickt, da er sich aus der Schulzeit nur mehr erinnere, wie er dem Lehrer im Bunde mit den anderen das Leben schwer gemacht habe. Es ist aber charakteristisch, wie er gerade seine Untaten registriert. Wir finden auch in seinem späteren Leben die Neigung wieder, Entgleisungen besonders zu erwähnen und für bedeutsam zu halten. Er ist geneigt, sich immer an dem Ideal zu messen. Die Seitensprünge der Sittsamkeit und ihre Beurteilung gehören auch noch zu den Verhaltungsweisen des Jüngsten. Aus der Schulerinnerung speziell können wir entnehmen, daß er für die Schule noch nicht recht vorbereitet war, wie wir überhaupt in seinem Entwicklungsgange einen langsamen Weg geistigen Reifens zu sehen glauben.

[1]) In der Geschichte der Familie *Darwin* z. B. läßt sich die Tatsache verfolgen, daß die jüngsten Söhne durch mehrere Generationen die bedeutendsten und lebensmutigsten waren.

Er hängt noch stark am zu Hause. Im Laufe seines Bildungsganges erwähnt er immer wieder, daß er mit seinen Kameraden nicht Schritt halten zu können meinte, das Sanskrit nicht lernen konnte und schließlich in dem üblichen Alter auch die heimische Universität nicht besuchen konnte.

Von einer Übersiedlung in eine neue Schule zur Zeit als sein Vater in Ungnade gefallen war, berichtet er wieder, daß er sich seiner Fortschritte nicht erinnere, wohl aber aller Namen und Eigentümlichkeiten seiner Lehrer. Wieder zieht er den Schluß, daß er ein recht mittelmäßiger Schüler gewesen sein dürfte. In dieser Erinnerung leuchtet schon das besondere Interesse für den Menschen auf. Es liegt der Hauptton auf der Entfaltung des Gemütslebens bei diesem Kinde, das lange Zeit mit einer frommen und innerlichen Mutter verbunden war. Das schüchterne Kind hat mit dem Erlebnis des menschlichen Kontakts viel zu tun, so daß die Wissenschaften wenigen Eingang finden. Er berichtet, daß er in der Schulzeit nie etwas gelesen habe. Seine Schulaufgaben machte er, da er es nicht ertragen konnte, gescholten zu werden. Diese Empfindlichkeit stimmt eben auch mit Verwöhnung und Schüchternheit zusammen. Er ging mit dem Glockenschlag zur Schule und *rannte* mittags nach Hause. „Ich konnte nicht ertragen, daß jemand mit mir reden werde und zitterte bei dem Gedanken, man könnte sich über mich lustig machen."

In diesen Sätzen empfangen wir die Schilderung des nervösen Kindes mit gewissen Zügen von Pedanterie und Musterhaftigkeit. Er will keinen Anlaß zum Vorwurf geben, entzieht sich aber dabei doch den Aufgaben des Kontakts und der Geselligkeit aus Furcht, nicht zu gefallen. Es ist kein Widerspruch, daß ein Mann von solcher Weithinbekanntheit in der Kindheit so begonnen hat. Gerade die Furcht vor der Lächerlichkeit, die uns seine Eitelkeit zeigt, weist auf die spätere Eitelkeit des Entsagens hin, für die seine Erscheinung heute bildlich geworden ist. Die höchste Eitelkeit im Triumph der Entsagung, die sich eines Tages den Luxus leisten kann das Gespött Europas auf sich zu nehmen.

Im Zusammenhang mit seiner Schüchternheit und Ängstlichkeit steht seine Abneigung gegen Sport während der Schulzeit, die später überwunden wurde. Er erfand einen moralischen Grund, um nicht mittun zu müssen und erklärte, Leibesübungen und Spiele gehörten nicht zur Erziehung. Hier hätte er natürlich den andern näherkommen und seine körperliche Tüchtigkeit erweisen müssen, was er fürchtete. Er scheint von sehr zarter körperlicher Beschaffenheit gewesen zu sein, im Gegensatz zum Vater, der nach der Schilderung ein sehr kräftiger Mann war. Wir können auch annehmen, daß dieser Jüngste durch Heftigkeitsausbrüche des temperamentvollen Vaters eingeschüchtert worden sei. Die Grundsätze der Mutter, die die Kraft der Demut zu preisen scheinen, mag er auch aus solchen Gründen vorgezogen haben. Es ist wichtig, wie er musterhafte Gründe für seine Zurückhaltung findet. Beim Sport bietet sich die Gemeinschaft der Gleichaltrigen. Wir sehen entsprechend seiner Jüngstenrolle ein stärkeres Interesse und Verbundenheit zu den Erwachsenen.

Erwähnenswert auch der charakteristische Gegensatz Menschenfurcht und großes Interesse am Menschen. Dieses Interesse dürfen wir zunächst in einer sehr starken Beobachtung aus dem Hinterhalt vermuten. Heimlich entfalten sich Kritik und Trotz. Sein musterhaftes Verhalten zu Hause — die Eltern nennt er einen Gegenstand blinder Verehrung, ihre Befehle befolgt er ohne Zaudern — erinnert an den Musterschüler, der sich auch zu Hause dem Ideal anpassen will. Aus diesem distanzierten Verhalten sehen wir doch das eigene Urteil sich entfalten. Wie weit war es Kritik und Bekenntnis zur neuen Menschlichkeit, wie weit die Unterscheidungslust des wunderlichen jüngsten Kindes, daß er im Alter von 11 Jahren den Kehrichtträger, einen Paria, gegen das Gebot der Unberührbarkeit vor seinen Eltern in Diskussionen verteidigt? Es trägt den Schimmer erhöhter Menschlichkeit und ist doch mit der Neigung der Jüngsten in unseren Haushalten verwandt, die sich mit den Untergebenen gegen die Eltern zu verbünden pflegen.

Andere Überschreitungen der religiösen Vorschriften kommen vor und tragen wieder anderen Charakter. Als Schuljunge war er eine Zeitlang unter dem Einfluß atheistischer Freunde und hatte begonnen, die Bräuche der Väter als veraltet und widersinnig zu verachten. Sie kauften Fleisch und verzehrten es heimlich. Das erstemal träumte er, daß eine lebendige Ziege in ihm verblute. Doch ging er weiter. Dann mußte er Notlügen und Ausflüchte suchen, um seine Appetitlosigkeit zu Hause zu erklären. Dies widerstrebte ihm so sehr, daß er, um nie wieder die Unwahrheit sagen zu müssen, das Fleischessen aufgab und auch die Freundschaft dieser Kameraden. Einmal kaufte er Zigaretten, geriet in Schulden und stahl ein Goldstück seines Bruders. Gleich nach der Tat erfaßte ihn tiefe Reue, er konnte den Zustand von Lüge und Unaufrichtigkeit nicht ertragen und beschloß, seinem kranken Vater ein geschriebenes Geständnis zu übergeben. Der Vater überflog das Papier und zerriß es, während in seinen Augen Tränen standen. Dieser Anblick bestimmte *Gandhi*, sein ganzes weiteres Leben jede Form von Lüge und Diebstahl zu verabscheuen. Er hatte einen Weg gefunden, sich der Macht zu nähern.

In diesen Vorgängen sehen wir die uns gewohnte Einstellung der Jugend, den Reiz des Verbotenen zu versuchen und die moderne Neigung, dem Intellekt zu vertrauen. Das Einfügen in die Gebräuche der Väter ist jedenfalls als Grundlage seiner Wirksamkeit in seinem Lande für ihn wichtig gewesen. Es ist aber interessant, daß für diesen Entschluß nicht die Zuneigung zum Vegetarismus, zur Enthaltsamkeit entscheidend war. Doch scheint es verständlich, daß in einem Leben, welches so sehr von der Macht der Entsagung erfüllt ist, auch solche Experimente vorkommen. Im großen und ganzen sind diese Erlebnisse eine Darstellung der Macht der Wahrheit. Es ist interessant zu wissen, daß *Gandhi* sich nach eigenem Bekenntnis ziemlich tief in die Lüge hineinwagte um dieses Ergebnises willen. Er fürchtet den neuen Weg, erschreckt sich selbst durch seine Träume. Gerade zum Zwecke der Selbstbestärkung scheinen solche Momente in jedem Leben notwendig. Er gestaltet dieses Erlebnis zu einem ersten Triumph politischen Vorgehens. Durch die Art seines Geständnisses überwindet er die Strenge des Vaters und

erwirbt die Erkenntnis, daß die Wahrheit eine Waffe sei auch in der Hand des Schwachen. Als Zehnjähriger sah er ein Stück, das einen mythischen König von vollkommener Wahrhaftigkeit und Rechtschaffenheit darstellte. „Warum sollten nicht alle Menschen so wahrhaft sein können wie dieser?“ fragte er sich. Ein anderes Stück, das ihn begeisterte, zeigte einen Mann, der seine erblindeten Eltern beide auf Schultern trug.

Zu einer Zeit als *Gandhi* und sein Bruder bei einem Brahmanen die heiligen Bücher studierten, war er von Vorstellungen böser Geister und Gespenster geplagt, sobald es dunkel wurde. Es wäre möglich, daß dies für den mittelmäßigen Schüler eine Probezeit durch die Konkurrenz mit seinem älteren Bruder wurde, in der die Ängstlichkeit Herr über ihn ward.

Vielleicht fällt auch ein in gewissem Sinne konstitutionelles Moment in die Wage. Das Sehen von Gespenstern und Kobolden im Dunkeln begegnet uns bei phantsievollen Kindern und zeigt eine ganz bestimmte Art von Phantasie an. Es ist der visuell Geübte, der mit den Vorstellungen seines bevorzugten Sinnes im Dunkeln experimentiert. Er erschreckt sich durch seine Geschöpfe, überwindet sie schließlich — scheinbar durch Zauber, wirklich durch Ermutigung. Auch stellt er in seinem Innern die Kämpfe aus den heiligen Büchern der Inder dar.

Aus seiner Kindheit berichtet er noch, wie er die Brahmanenknaben beneidet habe, die mit den Abzeichen ihrer Kaste, den heiligen Schnüren, an denen ein Schlüsselbund hing, spielten. Diese Abzeichen wurden dann auch anderen Kasten zuerteilt und zu seiner Freude auch von einigen Mitgliedern seiner Familie, daher auch von ihm, übernommen. Dieser kindliche Zug stammt aus dem zehnten Lebensjahr.

In sein zwölftes Jahr fällt die Verheiratung mit Kasturbaj, die im gleichen Alter stand. Die Ehe war von den Eltern geschlossen worden. Im Zusammenhang damit ist zu erinnern, daß *Gandhi* selbst späterhin prinzipiell gegen die Kinderehe aufgetreten ist. Er erklärt, daß nicht frühe körperliche Reife der Inder, sondern nur althergebrachte Gewohnheit die Kinderehe begründe, die so ungünstige Folgeerscheinungen zeigt.

Trotz der Verschiedenheit der Verhältnisse von den unsrigen ist nicht anzunehmen, daß mit diesem Ehebund die Kindheit wirklich aufhört. Man muß vielmehr bedenken, daß dieses schüchterne und etwas absonderliche Kind, das nähere Beziehungen bis dahin nur zu seinen nächsten Verwandten gefunden hatte, die alle bedeutend älter waren, nun mit einem gleichaltrigen Kinde eine Ehegemeinschaft eingeht. Aus dem bisher Geschilderten geht hervor, wie wenig er gerade darauf vorbereitet gewesen sein kann. Sein stärkster Eindruck, nun einen Menschen zu besitzen, beherrscht ihn völlig. Er versucht zwar, sich vorzubereiten, indem er Aufklärungsbroschüren liest, entnimmt ihnen aber hauptsächlich die Idee der Treue und faßt sie so auf, daß er verzweifelte Versuche macht, seine Autorität als Gatte zu wahren. So wird das gehorsame Kind ein schlimmer Gatte. Die Herrschsucht, mit der er jeden Schritt seiner zwölfjährigen Gefährtin verfolgt und Rechenschaft fordert, ist Veranlassung zu viel Streit und Schwierigkeiten, auch zu zeitweiliger Trennung gewesen. Sie

war keineswegs geneigt, nach seinen Geboten zu leben. Selbst treu, wollte er eine ideale Gattin aus seiner Frau machen, deren Leben ganz in dem seinen aufgehe. Zunächst war er so weit damit beschäftigt, daß er ein Schuljahr verlor. Das Kind versucht, die ihm fehlenden Eigenschaften der Erwachsenheit durch Strenge und übertriebene Forderungen zu ersetzen. Das Minderwertigkeitsgefühl gegenüber der männlichen Rolle braucht hier nicht erst erklärt zu werden. Noch erschwerend mußte die Tatsache wirken, daß seine beiden Eltern machtvolle Personen sind. Als Sohn einer starken Mutter fürchtet er, sich nicht durchzusetzen. Er erlebt den Gegensatz in der Bildung der Ehegatten, den er vom Elternhause her kannte, mit vertauschten Rollen wieder. Er fühlt die Unbedeutendheit seiner Frau und seine eigene und fürchtet beide. Daß er zur Schule ging und die Nötigung zur Arbeit empfand, war der einzige wirkliche Halt, den er gewann. Sie konnte er nie dazu bringen, schreiben und lesen zu lernen.

Der Kampf in der Ehe dauerte nach *Gandhis* Aufzeichnungen so lange, bis er im 34. Lebensjahr beschloß, auf den Geschlechtsverkehr zu verzichten. Es wäre gewiß unrichtig *Gandhi* hauptsächlich nach seinem Verhalten in der Ehe zu beurteilen. Ebenso gewiß gehört dieses zu dem wahren Bilde. Trotz der reuevollen Geständnisse in der Autobiographie können wir sicher annehmen, daß die Herrschsucht nach dem 34. Lebensjahr nicht plötzlich erloschen ist. In diesem Verzicht liegt eine viel schärfere Beherrschung der Partnerin, die Rache dafür, daß ein Mensch, der die Entsagung als seine Überlegenheit, seine Beherrschung des Daseins empfindet, sich hier in einer starken Abhängigkeit gezeigt hat.

Die psychologischen Erfahrungen über die männliche und weibliche Rolle in Europa können nicht ohne weiteres zur Beurteilung der Persönlichkeit eines Inders verwertet werden. Doch soviel, daß dieses Problem überall von größter Bedeutung für den Lebensstil ist und sich am Bilde der Eltern gestalten muß, ist allgemein anzunehmen. Aus dem Verhalten *Gandhis* ist zu erkennen, daß er sich nicht für männlich genug hielt und daß die Furcht vor der Frau auch in Indien groß ist.

Das Verhältnis war noch ganz ungeklärt, als *Gandhi* an die Hochschule nach England ging, um Jus zu studieren. Dieses Unternehmen zeigt, wie die frommen Vorschriften (im Lande zu bleiben) von der gläubigen Familie beiseitegesetzt werden, wenn es gilt, den Sohn zu stützen. In England war er noch der Schüchterne, Zurückgezogene. Doch wächst sein Gemeinschaftsempfinden, indem er immer mehr Beziehungen sucht und auch seinen ersten öffentlichen Vortrag über Vegetarismus hält. Dieser ein Mißerfolg, wie es sich gehört.

Nach Indien zurückgekehrt, versucht er seine Stellung als Rechtsanwalt zu festigen, was keineswegs gelang. Dann ergriff er die Gelegenheit, nach Afrika zu gehen, um zu arbeiten. Dort gab er seinem Leben eine Wendung ins Große, erwarb die echte Aufgabe für die Zukunft und Wirksamkeit auf immer größere Kreise. Die Findung der Aufgabe hängt damit zusammen, daß er dort vollkommen selbständig, allein auf sich gestellt war und es wagte, die Not der anderen zur seinen zu machen. Er kämpfte für die Rechte der

Inder in Afrika, die dort alle, Parias oder nicht, als Kulis galten. Er trat für die indischen Arbeiter ein und nahm auch die Frauen in dem Kampfe mit. Wie sich die Idee der Gemeinschaft in ihm festigt, treten erzieherische Probleme immer mehr in den Vordergrund. Er verwirklicht sie dann in der Gründung eines Heims für die Mitarbeiter seiner Zeitung, das wächst und viele Erwachsene und Kinder als Zöglinge gewinnt. Diese Probleme des Zusammenlebens und der Erziehung, betreffend die Bedeutung der Übung, die Bedeutung des Lehrers, gipfeln in einem Studium der Wirksamkeit persönlicher Beziehungen. Es ist die Schule seiner Macht.

Hier erfährt auch der Gedanke der Enthaltsamkeit eine feste Formung. Er bringt sie als Erziehungsmittel zur Anwendung. Er gründet dieses aber auf die starke Beziehung von Lehrer und Schüler. „Wo das Vergehen des Schülers den Lehrer nicht erschüttert hat, wo der Schüler den Lehrer nicht achtet, ist Fasten nicht am Platze, kann eher schädlich sein.“ Als seine Einigungsbestrebungen zwischen Mohamedanern und Hindus keinen Erfolg haben, fastet er, um die Aufmerksamkeit wieder auf seine Pläne zu richten. „Ich tadle niemanden, ich tadle nur mich selbst, *ich habe die Kraft verloren, mich dem Volke vernehmbar zu machen.* Geschlagen wende ich mich zu Gott.“ Im Fasten vereinigen sich die religiösen Vorstellungen von der Heiligung, Unterscheidung des Heiligen von der Menge durch Selbstbeherrschung mit den Machtmitteln, die dem persönlichen Lebensstil entsprechen. Die Einschätzung des Fastens muß eine besondere sein in einem Lande, wo der Hunger strichweise zuzeiten eine allgemeine Not und Aufgabe ist und vielleicht deshalb immer die besondere Aufgabe der Heiligen und Fakire gewesen ist. Die Vorbedingung dafür, daß das Fasten in einer Persönlichkeit diesen Stil erreichen konnte, liegt in der Vorbereitung *Gandhis*. Es sind Momente in seiner Lebensgeschichte, wo Essen und Fasten als direkte Machtmittel und Erprobung seiner Heiligung von *Gandhi* angewendet werden. Z. B. nimmt er einmal seine todkranke Frau dem Arzt weg und versucht sie durch eine selbsterdachte Diät zu heilen.

Allen diesen Deutungsversuchen liegt die Voraussetzung zugrunde, daß wir hier nur allgemein menschliche Züge berühren und suchen wollten. Es ist uns klar, daß ein fremder Geist in ihnen waltet. Wir können die Grenzen des Verstehens nicht bestimmen, da wir immer nur mit den uns gewohnten Bildern psychologischen Verstehens arbeiten. Vielleicht fallen von diesem Standpunkt aus einige Streiflichter auf eine Persönlichkeit, die sich auch an europäischem Geist gebildet hat und ihrer Wirkungssphäre selbst keine Grenzen setzt. *Gandhis* Machtentfaltung steht in Zusammenhang mit großen Bewegungen und Forderungen seiner Zeit, die ihn ergreifen und von ihm geführt sind. Das Problem der Persönlichkeit geht in diesen Fragen unter, obwohl es selbst unerschöpflich ist.

Literatur: Mahatma Gandhi: Mein Leben. Herausgegeben von *C. F. Andrews*. Übertragen von *Hans Reisinger*. Insel-Verlag, Leipzig. — *Mahatma Gandhi*: Jung Indien. Aufsätze aus den Jahren 1919 bis 1922. Auswahl von Romain Rolland und Madeleine Rolland. 1924. Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich, München und Leipzig. — *René Füllöp-Miller*: Lenin und Gandhi. — *Romain Rolland*: Mahatma Gandhi.

Individualpsychologische Gedankengänge in der medizinischen Klinik[1])

Von Hofrat Dr. med. SIEGFRID TAUBER (Wien)

Im Märzheft der Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie 1932 hat Dr. *Arthur Holub* in einem Aufsatz unter dem Titel „Individualpsychologische Gedankengänge in der somatischen Medizin" darauf hingewiesen, daß die Durchdringung auch der somatischen Medizin mit individualpsychologischen Gedankengängen rapide Fortschritte macht, insbesondere was die Berücksichtigung der *Ganzheitsbetrachtung* und der *Finalität* betrifft. In dieser Veröffentlichung berichtet *Holub* über finale Gesichtspunkte bei *Krehl*, *Bier*, *Siebeck*, *Bergmann* u. a. *Holub* weist darauf hin, daß die Individualpsychologie den Boden für solche Auffassung vorbereitet hat, und erörtert weiter, wie vieles, was *Alfred Adler* seit jeher schon betont hatte, auf dem Kongreß für innere Medizin im Jahre 1931 seine Bestätigung fand. Bei Besprechung des Hauptthemas der Neuroregulation sei die Ganzheitsbetrachtung gebührend gewürdigt und von diesem Gesichtspunkt aus die *Reflextheorie* als unbefriedigend abgelehnt worden. Ferner habe *Katsch* (Greifswald) gezeigt, wie sich der Begriff der *Überkompensation* auf der unnützlichen Seite, der dem Gefüge der *Adlerschen* Lehre entstammt, auch auf organischem Gebiet wirksam erweist. Diese Überkompensation bezeichnet *Katsch* als das „Prinzip der reaktiven Überleistung".

Die von *Holub* begonnene Reihe läßt sich verlängern, wenn man sich der Mühe unterzieht, das seitherige medizinische Schrifttum planmäßig zu prüfen. Denn mindestens in Deutschland scheint die Latenzzeit der streng naturwissenschaftlich eingestellten akademischen Kliniker für das große inventum novum *Alfred Adlers* sich ihrem Ende zu nähern. Auch können die Ärzte am Dogma der kausalen Betrachtungsweise auf die Dauer nicht noch starrer festhalten als die Physiker, die bei ihren Forschungen genötigt waren, die Finalität heranzuziehen. Übrigens entspricht die Beschäftigung mit den begrifflichen Grundlagen der ärztlichen Arbeit und mit ähnlichen Problemen, die früher von einer Vielheit der gegenwärtigen ärztlichen Generation als abwegig betrachtet wurden, dem Zuge der Zeit, sie entspricht der allgemeinen Unsicherheit.

Ein aktuelles Beispiel: Im September 1932 tagte — wie einem Bericht in der Deutschen medizinischen Wochenschrift zu entnehmen ist — in Marienbad der erste Kongreß zur Förderung medizinischer Synthese und ärztlicher

[1]) Vortrag gehalten in der Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte in Wien.

Weltanschauung. Die Anregung war von Prof. *M. Sihle* (Riga) ausgegangen. Die Synthese, um die es sich handelt, ist die zwischen Naturforscher und Arzt. Bedeutende Ärzte besprachen die Legierung moderner Denkmethoden mit klinischer Erfahrung und ähnliche Gebiete. Auf diesem Kongreß legte der bekannte Kliniker *Th. Brugsch* (Halle a. S.) ein volles Bekenntnis zur Individualpathologie ab und wandte sich sehr entschieden gegen die Typenpathologie der Konstitutionslehre.

Es gibt bereits eine große medizinische Universitätsklinik, die — wenngleich sie nicht von einem Individualpsychologen geleitet wird — der Individualpsychologie nahe steht. Der Titel meiner Ausführungen müßte daher richtig lauten „Individualpsychologische Gedankengänge in *einer* medizinischen Klinik". Viele Arbeiten dieser großen Schule könnten wegen ihrer besonderen Richtung geeignet sein, gerade solche Fragen zu klären, die sich für individualpsychologische Ärzte ergeben, insbesondere auf dem Gebiete der Organneurosen. Statt vieler Beispiele nur ein einziges: Bei Durchsicht der letzten Jahrgänge „Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie" auf einschlägige Fragen findet sich im Januarheft 1931 eine Mitteilung von Dr. *Rudolf Dreikurs* „Zum Problem der Neurasthenie". In dieser Mitteilung wirft *Dreikurs* die Frage der erworbenen, trainierten Gleichgewichtsstörungen des vegetativen Nervensystems auf, im Zusammenhang mit der Vagotonie im Schlaf und bei ähnlicher Einstellung des Körpers. Über diese und ähnliche Fragen des viszeralen Nervensystems geben die Arbeiten der Berliner II. medizinischen Universitätsklinik — um diese handelt es sich — Auskunft, desgleichen über eine Reihe von anderen Fragen auf psychophysischem Gebiete.

Die Berichterstattung über individualpsychologische Gedankengänge in den Arbeiten dieser Klinik ist dadurch vereinfacht, daß im September 1932 vom Klinikvorstand *Gustav Bergmann* selbst ein Buch unter dem Titel „*Funktionelle Pathologie*" erschienen ist. Das Buch führt den Untertitel „Eine klinische Sammlung von *Ergebnissen* und *Anschauungen* einer Arbeitsrichtung". Es ist also kein systematisches Lehrbuch, keine neutrale Sammlung von Fortbildungsvorträgen. Die *Ergebnisse* sind dargestellt in nur scheinbar beliebig ausgewählten Kapiteln über Störungen des Verdauungs- und des Kreislaufsystems, über allergische Entzündung, über Fettsucht, über thyreotische Konstitution, über das viszerale Nervensystem und über Regulationen. Die Gewinnung objektiver, exakter Ergebnisse wird von *Bergmann* verknüpft mit einer Problemstellung durch persönliche, völlig subjektive, spezifische Anschauungsweise. Das Buch widmet *Bergmann* seinen Mitarbeitern von einst und jetzt.

Es kann sachgemäß nicht Aufgabe dieses Berichtes sein, hier den ganzen Reichtum an fremden und eigenen Ideen auszubreiten, den *Bergmann* und seine Assistenten in den letzten 20 Jahren in diesem Werk auf 425 Druckseiten zusammengetragen haben. Hingegen kommen für heute in Betracht: Die allgemeine Stellungnahme des Autors zur Psychoanalyse und zur Individualpsychologie sowie zur Psychotherapie dieser beiden Richtungen, ferner die Auswirkungen der Individualpsychologie in der Klinik *Bergmanns*.

Von der Wiedergabe klinischer Ergebnisse wird in diesem Rahmen abgesehen, mit Ausnahme solcher, die für individualpsychologische Ärzte relevant sind, z. B. auf dem Gebiete der Organneurosen.

I. Allgemeine Stellungnahme Bergmanns zur Psychoanalyse und zur Individualpsychologie

Aus dem empirisch-psychischen Material, das nicht aus dem Studium der Welt der Objekte gewonnen wurde, beginne sich etwas zu formen, was systematisch zu beschreiben ist und deshalb den Rang der Wissenschaft verdient oder zum mindesten verdienen wird, also nicht außerwissenschaftlich ist, wenn auch nicht aus der Biologie im Sinne der Naturwissenschaft gewonnen. *Bergmann* weist sodann auf den großen Fortschritt hin, den *Charcot* und die Schule von Nancy bedeutet, und setzt fort:

„Von jenem entscheidenden Fortschritt geht der Weg bis zu *Breuer* und *Freud*, die die systematische Vertiefung der Anamnese der psychoneurotischen Patienten so weit gefördert haben, daß daraus die methodische Psychoanalyse geworden ist, in der nach dem Konflikt gesucht wird, die Komplexe gefunden werden im Triebleben, das Sexual-Moment in den Vordergrund gestellt wurde, während in der Individualpsychologie *Adlers* das Primat des Erotischen nicht anerkannt wird und nun die ‚Minderwertigkeitsgefühle' als zureichender Grund für die neurotische Haltung eines Menschen als das Wesentlichste gelten."

Dieser dürftige Nebensatz ist die einzige Stelle des Buches, an der *Adler* vom Autor ausdrücklich zitiert wird.

Nachdem *Bergmann* der Individualpsychologie gnädig den Rang einer Wissenschaft zuerkannt hat, benützt er gleich den unmittelbar folgenden Satz, um die Nomenklatur, insbesondere jene der Psychoanalyse, zu rügen.

„Daß aber diese Sinnsetzungen als Erlebnisse ganz im Bereich des geradezu Mechanischen sehr zu Unrecht gesucht werden, dafür sprechen die Prägungen, die in jenen psychoanalytischen und psychotherapeutischen Schulen doch wohl mehr sein sollen als symbolische Ausdrücke, wenn von der ‚Affektdynamik' gesprochen wird, von psychischen ‚Energien', die sich entladen, vom Affekt, der ‚einbricht' in die vegetativen Zentren (*Schilder*), wenn der Affekt sich „einklemmt", wenn ‚Verdrängungen' eintreten vom ‚Bewußten' ins ‚Unbewußte'. Auch die Ausdrücke der ‚Schichtenstruktur' der Persönlichkeit oder jener Tiefenperson, wie *Freud* sie gemeint hat, sind Ausdrücke dafür, daß das Psychische dort als materielles Substrat gedacht ist, bei dem man dann auch das Recht hätte, die physikalische Kausalität heranzuziehen, mit der man in der Form von Ursache und Wirkung die Zusammenhänge in den exakten Naturwissenschaften der Physik und Chemie wissenschaftlich erklärt."

Insofern der Vorwurf des seelischen Materialismus in der Terminologie auch die Individualpsychologie berühren und einer Entkräftung bedürfen sollte, könnte dies unschwer mit den eigenen Worten *Bergmanns* geschehen. Denn er sagt selbst an einer anderen Stelle des Buches:

„Die Schwierigkeit liegt daran, daß die Sprache sich so gern dinglicher Ausdrücke bedient und deshalb sind schon die Worte ‚Vorgang', ‚Ablauf' Worte aus der mechanischen Anschauungsform der Welt. Ich weiß aber dafür keine besseren zu setzen."

Zu den Deutungen der Psychoanalyse nimmt *Bergmann* in folgenden Sätzen Stellung:

„Daß man so lange in unserem Lager von dem, was sich viel zu enge und mit spezifischer Bedeutung Psychoanalyse und Psychotherapie nennt, nichts wissen wollte, hat wohl zwei wesentliche Gründe. Nicht den, daß es außerhalb der akademischen Medizin sich laut entfaltet hatte, sondern daß gerade die *Freudsche* Richtung mit materialistischer, mechanistischer Diktion operierte und nicht sah, daß ihr Bestes ganz außerhalb dieses Gebietes liegt. Zum anderen ist noch heute abstoßend die Kritiklosigkeit, mit welcher jene Richtung leichtfertige,

phantastisch übersteigerte Deutungen sich leistet." „Wer Obstipation als Deflorationsangst oder Graviditätswunsch interpretiert, wer der Aufstellung des Mastes für Erfindung des Segelschiffes eine Phallus-Symbolik unterschieben will oder in jeder Türklinke Analoges sieht, wer den Selbstmord als höchsten Grad der Onanie bezeichnet, kann nicht verlangen, daß er ernst genommen wird. Das habe ich gemeint, wenn ich das ‚phantasievoll-belletristische Erfassen' gewisser *Freud*-Epigonen geißeln wollte, und auch jener Meister in seinem großen Schwung hat manches sich gedeutet, was er heute kaum mehr aufrechterhalten wird. Aber daß junge gewaltig sich entwickelnde Richtungen wie berauscht um ihr Idol schwärmen, darf uns nicht hindern zu erkennen, daß jene Ermittlungen von Erlebnisinhalten eine Bedeutung für den Arzt haben, die ein mechanistischer Rationalismus verachtet hat. Wir brauchen jenes neue Verstehen, wir brauchen über dieses hinaus die Macht der Suggestion, sie gehört zur Heilkunst. Wir können uns freilich nicht zwischen jenen alten Mauern bewegen, in denen die Priester des Asklepios in Epidaurus wandelten, dem Kranken einschärfend, was er in einer Nacht träumen würde, solle er sich merken, denn der Gott gäbe es ihm ein, der Priester werde am Morgen es ihm deuten. Da sind die Traumdeutungen der *Freudschen* Schule uns wichtiger, soviel auch hier noch Kritik zu tun haben wird, die Spreu vom Hafer zu sondern."

Im Gegensatz zur Dürftigkeit des vorher zitierten Nebensatzes, in welchem *Alfred Adler* ausdrücklich erwähnt wird, finden sich — über das ganze Buch verstreut — zahlreiche Stellen, in denen individualpsychologische Anschauungen oder auf somatischem Gebiet Analogien zu solchen vertreten werden, ohne *Adler* zu zitieren, ferner vor allem auch das Kapitel über Finalität. Das sind wir allerdings schon von vielen anderen Autoren her gewöhnt.

Schließlich wäre zu bemerken, daß *Bergmann* gegen die Anwendung der geisteswissenschaftlichen und erst recht der *experimentellen Psychologie* in der Medizin auftritt. Auch für die *Gestalttheorie* der Berliner Psychologenschule hat er nicht viel übrig.

Was seine *Stellungnahme zur Psychotherapie* anbelangt, tritt *Bergmann* für die systematische Psychotherapie der Psychoanalyse und insbesondere für jene der Individualpsychologie ein. Er unterscheidet nämlich von diesen *systematischen* Psychotherapien, die er auch die „großen" oder die „feineren" nennt, die *unsystematische*, naive, primitive Psychotherapie des Arztes der guten alten Zeit, wie sie schon der Priester im Heiligtum des Asklepios geübt und der Priester im Beichtstuhl kennt. Trösten, zureden, suggestive Beeinflussung.

Die Bedeutung von „Geltungstrieb" und „Machttrieb", Minderwertigkeitsgefühlen, Verantwortung, Schuld, Stimmung und Handlung seien gewaltig genug, daß der Arzt sich mit ihnen *systematisch* beschäftige, auch seien sie in unserer Zeit zu einer systematischen Erfahrung geworden, in der die Hilfe durch den Arzt keine Utopie mehr sei. Durch Anwendung der systematischen Psychotherapie werde ein ganz großer Teil der ärztlichen Mission, die im nur naturwissenschaftlichen Zeitalter rationalisiert war, zurückerobert werden. Der Dienst am Kranken fordere die Anwendung der Psychotherapie. Durch Einfühlung in seine körperlichen und seelischen Qualen, seine Konflikte, kurz in seine ganze innere Lebensgeschichte vermögen wir dem Kranken oft mehr zu geben als aus unserem naturwissenschaftlichen Wissen von der sog. „realen Außenwelt".

Allerdings meint *Bergmann*, der von *Prinzhorn* beeinflußt erscheint, die *Grenzen der systematischen Psychotherapie* seien enger, als es die meisten Spezialisten zugeben. Er hatte nämlich bei *Prinzhorn* gelesen, der Hauptfaktor jeder Neurose sei die Charaktergrundlage, und diese sei *unabänderlich.*

Aus der Unsicherheit seiner Vorstellungen hinaus wünscht *Bergmann* eine klare Ausarbeitung der *Indikation* für die verschiedenen psychotherapeutischen Verfahren. Für *Freuds* Psychoanalyse begründet er die Notwendigkeit einer präzisen Ausarbeitung der Indikation mit folgenden Worten:

„Denn die seelischen Erschütterungen, die eine gründliche Psychoanalyse oft gefährlich mit sich bringt, die vielen therapeutischen Mißerfolge und zuletzt die Artung der Behandlung, die das Gegenteil eines sozialen Helfens ist, sondern nur zu oft individuelle, kostspielige Luxusbehandlung besonders seelisch differenzierter und komplizierter Persönlichkeiten blieb, sind schwere Hemmnisse einer allgemein anwendbaren Behandlungsart."

Dieser psychoanalytischen Behandlungsart gegenüber erstrebt er ein Studium des Charakters, der Persönlichkeit, wie sie sich in der Verarbeitung der Erlebnisse offenbart.

Auch in den bereits erwähnten ausgewählten Kapiteln über *Störungen einzelner Organsysteme* streift *Bergmann Indikationen* für die systematische Psychotherapie. Zunächst bei der *habituellen Obstipation* als einer funktionell reflektorischen Betriebsstörung. Die Kulturerziehung schaffte beim Kleinkind bedingte Reflexe, die leichter verloren gehen als das in der Organisation ursprünglich Vorgesehene. Für die habituelle Obstipation bezeichnet *Bergmann* die Psychotherapie als die Methode der Wahl und erwähnt in diesem Sinne auch *Julius Bauer*.

Bei Basedow und bei der thyreotischen Konstitution — den Namen hat *Bergmann* von *Julius Bauer* übernommen — bezeichnet er die vermehrte Erregbarkeit im vegetativen Nervensystem als das Primäre, die vermehrte Ausschüttung des Schilddrüsenhormons als das Sekundäre. Bei der thyreotischen Konstitution, die fließende Übergänge zeigt zu den ganz Gesunden einerseits und den Basedowischen anderseits, sei das charakterliche Verhalten der feinste Test für geringe Abweichungen, oft ehe man körperlich irgend etwas feststellen kann. Selbst Charakterzüge, Veränderungen des seelischen Wesens des Menschen und psychische Erregbarkeit stehen in unmittelbarstem Zusammenhang mit den biologisch zu fassenden thyreotischen Vorgängen und seien biologische Verhaltungsweisen vom gleichen Wert wie das Zittern oder die Beschleunigung der Herztätigkeit. Es sei mehr wie ein Aperçu, wenn gesagt wurde, der Basedow sei wie ein Schreck in Permanenz. *Bergmann* anerkennt bei Basedow nur drei therapeutische Gruppen, die beruhigende Psychotherapie einschließlich der in gleichem Sinne wirkenden Medikamente, zweitens die chirurgische Therapie und endlich die Röntgenbestrahlung. Man erinnert sich, daß *Alfred Adler* im letzten Winter mit *Bergmanns* Mitarbeiter Prof. *Hermann Zondek* in Berlin Basedowfälle untersucht hat.

Im Kapitel über die sog. *Blutdruckkrankheit* schließt sich *Bergmann* bezüglich der Entstehung der bekannten Theorie von der Verengerung der terminalen Strombahn, z. B. der Arteriolen, an (während die alte Lehre den irreversiblen anatomischen Prozeß in Nieren und Blutgefäßen meinte). Hier betont *Bergmann* mit Nachdruck, daß auch Indikationen für psychotherapeutische Maßnahmen gegeben sein können. Vor langwieriger, belastender Psychoanalyse warnt er jedoch. Nur in ganz besonderen Fällen werde man zu den großen Psychotherapien greifen dürfen. Man werde höchstens dann

daran denken, wenn Angstaffekte, Minderwertigkeitsgefühle und ähnliche psychoneurotische Manifestationen sich besonders auffällig mit den Hypertoniebeschwerden verknüpfen.

II. Auswirkungen der Individualpsychologie in der Klinik Bergmanns

1. *Einbeziehung des gesamten charakterlichen Verhaltens in die Anamnese.* Aus der systematischen Vertiefung der Anamnese sei die Psychoanalyse entstanden. Heute sei jedoch die Einbeziehung sowohl der lokalisierten wie der allgemeinen Klage, des gesamten charakterlichen Verhaltens des Kranken nicht mehr lediglich ein Interessengebiet für den psychotherapeutischen Arzt. Der Fortschritt durch jene Einstellung des modernen Arztes, die die Subjektivität der Klagen des Kranken wieder wichtiger nimmt, sei kaum geringer als der durch die objektiven modernen klinischen Untersuchungsmethoden erzielte. Die Vertiefung der Anamnese, die Erklärung jeder Klage des Patienten bis in seine charakterlichen, biologisch gebundenen Abweichungen hinein, sei einer der beiden Hauptgründe des heutigen Fortschrittes der klinischen Medizin. Diese Vertiefung der Anamnese einerseits und die Entdeckung *Röntgens* neben vielen anderen objektiven Untersuchungsmethoden anderseits habe den Wandel der Gegenwart herbeigeführt, den er als ,,diagnostische Reformation" bezeichnet (während er den Ausdruck ,,Krise der Medizin" für eine nicht unbedenkliche Überwertung hält). Diese diagnostische Reformation der Gegenwart setzt *Bergmann* in Parallele zur seinerzeitigen Wandlung der Medizin von naturwissenschaftlicher Spekulation zu einer streng naturwissenschaftlich orientierten klinischen Medizin, etwa seit *Boerhave*, seit *Auenbruggers* Perkussion und *Laennecs* Auskultation bis zum engen Anschluß an die erstehende pathologische Anatomie, bis zu den bakteriologischen Triumphen der Immunitätslehre und Chemotherapie.

Die klassischen Kliniker, stolz auf den objektiven Befund, hätten die Erfassung der Anamnese entschieden vernachlässigt. Wenn *Leube* meinte, mit dem langen Ausfragen gehe nur Zeit für die präzise Diagnostik verloren, so sei das charakteristisch für jene Epoche gewesen, in der der Stolz auf die Exaktheit der objektiven Feststellung den Ehrgeiz weckte, die Medizin zu einer nur naturwissenschaftlichen Disziplin auszugestalten. Heute führe jedoch die Erfassung der Anamnese zur Erschließung der eng verknüpften, einheitlichen psychophysischen Verhaltungsweisen, aber auch oft genug zum wichtigsten Hinweis einer örtlichen Erkrankung. Im diagnostischen Wandel unserer Tage verdanken wir dieser Einstellung vielleicht genau soviel, wie dem gesamten objektiven Befund. Ähnlich wie *Adler* vergleicht *Bergmann* die Funktion des Arztes hier mit der eines Detektivs, der aus scheinbar unwesentlichen Umständen oft zu seiner Diagnose gelangt. Wer die Anamnese geradezu in sportlicher Begeisterung aufnimmt, die Führung im Dialog mit seinem Kranken behält, werde, mit diagnostischem Spürsinn begabt und dafür geschult, der bessere Arzt sein. Nichts mache die Notwendigkeit alltäglicher praktischer Reformation klarer als der Hinweis, wie oft der junge klinische Famulus die Anamnese aufnimmt. Für so grundlegende ärztliche Leistungen

müsse den Arzt reiche Erfahrung leiten. Höhere Achtung vor der Anamnese! Die Wandlung, die die Klinik im Sinne der diagnostischen Reformation durchgemacht hat, werde nur dann völlig in die Praxis übergehen, wenn die *Kunst der Anamnese* ein ganz anders verwaltetes Allgemeingut des Arztes geworden ist. Die Erschließung der inneren Lebensgeschichte des Kranken sei wesentliche diagnostische Aufgabe und verspreche therapeutische Erfolge. Nie werde man die latenten und larvierten Frühformen der großen Krankheitsbilder zunächst anders vermuten können als durch exaktes Ausfragen und bedachtes Zuordnen auch der geringsten Beschwerde.

Einige wenige *Beispiele* aus rein körperlichen Gebieten:

Beim *Magengeschwür* sei die Anamnese wichtiger als die Magensaftuntersuchung.

Auch bei der *Fettsucht* und der *Magersucht* sei es wichtig, die prämorbide Persönlichkeit zu erkennen, insbesondere die Erbkonstitution und die charakterologischen Züge, die nicht selten der feinste Test für biologische Situationen sind. Nebenbei bemerkt, nimmt *Bergmann* für die Fettsucht eine lipomatöse *Tendenz* der Gewebe, oder — wie *Julius Bauer* sich ausdrückt — eine Lipophilie an.

Für die Diagnostik des gesteigerten *Blutdruckes* sei die Anamnese noch wichtiger als der Befund am Blutdruckapparat. Die Anamnese müsse hier führen, während die Zahl nur bestätige. Es wiederhole sich auch bei der Blutdruckkrankheit der allgemeine Standpunkt, daß die larvierten, latenten Krankheiten weit häufiger sind als die schweren ausgesprochenen Krankheitsbilder. Man müsse die Klagen der Blutdruckler, ihr Erleben, ihre charakterlichen Veränderungen ebenso kennen wie die Befunde der Krankheit, um die richtige Diagnose und Prognose zu stellen, um überhaupt ärztlich handeln zu können.

2. *Organminderwertigkeit.* Von der erbkonstitutionellen Organminderwertigkeit ist fast in jedem Kapitel die Rede (während ihre Bedeutung für die Schaffung des Lebensstils nicht kräftig genug hervorgehoben erscheint).

Zur Ergänzung der Sammlung in *Holubs* „Lehre von der Organminderwertigkeit“ (Beihefte der Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie, Bd. IV, Verlag S. Hirzel, Leipzig 1931) einige Beispiele:

Gerade für den *Magen* lasse sich die Organminderwertigkeit hereditär einwandfrei erweisen. Diesbezüglich zitiert der Autor *Julius Bauer* und *Berta Aschner.* Durch zahlreiche klinische Beobachtungen von Magengeschwür-Familien sei das konstitutionell-erbliche Moment der Geschwürsbildung einwandfrei erwiesen. Die erbliche Belastung führe sehr oft schon in der Jugend zum Ausbruch des Leidens. Ähnliche Fälle wie *Holub* erwähnt auch *Bergmann.* Er besitze in seiner Sammlung die Bilder von Zwölffingerdarm-Geschwüren bei Großvater, Vater und Sohn, in jeder folgenden Generation früher auftretend.

Für die toxischen Empfindlichkeiten der *Leber* weist *Bergmann* auf Momente persönlicher Disposition hin. Jeder kenne Gelbsucht-Familien. Nach ganz erlaubten Atophandosen sah *Bergmann* schnell einen Ikterus simplex auftreten bei einer Frau mit chronischer Gelenksentzündung, die über fünf Fälle von ein- oder mehrmaliger Gelbsucht bei ihren nächsten Verwandten berichtete.

An der Erblichkeit der *Blutdruckkrankheit* sei kein Zweifel. *Volhard* betone die Erblichkeit auch für den Hypertonus der Nierenkranken, sie gelte noch mehr von der essentiellen Hypertonie. Die Disposition zur hypertonischen Gefäßreaktion sei vererbt. Nach *Kauffmann* vererbe sich die Neigung, an Hypertension früher zu erkranken und früher zu sterben: Blutdruckmessungen bei 93 Geschwistern von 82 Hypertonikern ergaben, daß prozentual der Hypertonus

bei den Geschwistern viel häufiger war als bei beliebigen anderen Personen. Der Erbgang selbst scheine dominant zu sein. Der Hypertonus der Jugendlichen zeige deutlich die funktionelle und konstitutionelle Bedingtheit des Hochdrucks.

3. *Ganzheitsbetrachtung.* Selbst für die einfachsten Vorgänge erachtet *Bergmann* die Hypothese eines Gesamtverhaltens des Menschen, das innerhalb wie außerhalb vom Bewußtseinsinhalt als sinnvolle Einstellung erscheint, für unentbehrlich. Im Schrifttum der Medizin werde die „personale Ganzheit" in immer neuen Formen betont, aber oft mehr als unbestimmte Sehnsucht wie als klare Gestaltung. Der Versuch, die Ganzheit der kranken Persönlichkeit zu erkennen, werde immer das höchste Ziel bleiben, oft freilich in nebelhafter, unerreichbarer Ferne. Nie werde das biologische Ganze als die Summe seiner Teile erfaßt werden können, denn gerade das Wesentliche, die funktionelle Verknüpfung der Bausteine und ihre gegenseitig regulierte Abhängigkeit werde durch die Summe nicht ausgedrückt.

Immer wieder wendet sich *Bergmann* gegen *rein lokalistisches* organ-pathologisches Denken, immer wieder tritt er für die Zusammenhangsbetrachtung ein. Er strebt weg von den topographischen Bezeichnungen der Organkrankheiten. In manchen Krankheiten, die in der speziellen Nosologie topographisch noch als Organkrankheiten bezeichnet werden, sieht *Bergmann* Erscheinungen allergischer Entzündung, z. B. bei der Colitis gravis, bei der hämatogenen Gastritis. Das Problem der durch Zerfall von körpereigenem Eiweiß entstehenden Gastritis greife weit über den Rahmen der Pathogenese einer Organkrankheit hinaus, als abakterielle Autointoxikation. Bei der Behandlung komme Umstimmung des Gesamtorganismus — ähnlich wie bei der Colitis — in Betracht. Dieses Neuland des Verstehens und Heilbehandelns bezeichnet *Bergmann* als zentrale Idee seiner Schule.

Die derzeitige örtliche primitive Behandlung der Schleimhaut des Verdauungsrohres durch Schonung, Entspannung der Muskelschichten mit Atropin, Berieselung mit verschiedenen Lösungen setzt *Bergmann* gleich der lediglich örtlichen Behandlung der Haut durch manche Dermatologen. Jene Therapie der Schleimhaut erhebe sich nicht über eine Hautbehandlung der Schleimhaut.

Für die Ganzheitsbetrachtung zitiert *Bergmann* aus *Platos* „Charmides" den Satz:

„Denn das ist der größte Fehler bei der Behandlung der Krankheiten, daß es Ärzte für den Körper und Ärzte für die Seele gibt, wo beides doch nicht getrennt werden kann. Aber gerade das übersehen die griechischen Ärzte, und nur darum entgehen ihnen so viele Krankheiten, sie sehen nämlich niemals das Ganze. Dem Ganzen sollten sie ihre Sorgen zuwenden, denn dort wo das Ganze sich übel befindet, kann unmöglich der Teil gesund sein."

Seinen erwähnten Anschauungen entsprechend unterzieht *Bergmann* die *Reflextheorie* einer scharfen Kritik. Es gehe nicht an, alle Funktionen des Menschen — etwa im Sinne von *Pawlow* — auf das Schema Reiz und Reizbeantwortung zurückzuführen. Er zitiert das *Jacksonsche* Wort von der Bekämpfung der „Zentrenhierarchie" und verweist auf *Spiegel*, der in seiner grundlegenden Darstellung der Zentren des autonomen Nervensystems die Abgrenzung von Zentren für einzelne Teilfunktionen als durchaus künstlich

bezeichnete. Bezüglich mancher Experimente mit Zerstörung gewisser Hirnzentren erinnert *Bergmann* an den Ausspruch *Carl Ludwigs*, daß solche Experimente ihm vorkämen, als wenn man auf ein feines Uhrwerk mit einer Pistole schösse, um an den entstandenen Störungen die Feinmechanik des Uhrwerks zu begreifen. *Bethe* sei dazu gekommen, den bisherigen Begriff des Zentrums, d. h. zentraler Einrichtungen mit spezifischen und unveränderlichen funktionellen Eigenschaften fallen zu lassen. Im funktionellen Sinn müsse nach *Bethe* der Begriff Zentrum fallen, im topographischen Sinn könne er beibehalten werden. Man habe die Fähigkeiten des Zentralnervensystems überschätzt und seine einzelnen Teile in zu hohem Maße mit besonderen Eigenschaften ausgestattet gedacht. *Weizsäcker* meine, wenn der Mensch nur Selbststeuerungen auf ein Funktionsniveau besäße, so wäre er lebensunfähig, wenn sich alles nur in festgebahnten Reflexen und Reaktionen abspielte. Das einfache Kausalschema versage schon gegenüber der Frage: „Wer reguliert wen?" *Buytendijk* (Groningen) sei im Kampf gegen das Schema Reiz und Reizbeantwortung noch einen wesentlichen Schritt weiter gegangen, wenn er sagt: „Es gelingt nicht so leicht, ein organisches Gebilde so weit zu mißbilden, daß es sich vollkommen der Reflexlehre anpaßt." *Bergmann* gelangt zu dem Schluß, daß die biologische Wirklichkeit eine abstrakte Unterscheidung eines Stoffwechsel-, Zucker-, Wärme-, Blutdruck-, Atmungszentrums usw. nicht zuläßt, und daß sich der Sinn dieser Abstraktion aufzulösen beginnt, wenn jeder einzelne dieser Bereiche die anderen mit umfaßt, sie beeinflußt und von ihnen beeinflußt wird.

4. *Gegen Kausalität bei psychophysischen Vorgängen.* Gegen die kausale Betrachtung psychologischer Vorgänge tritt *Bergmann* sehr entschieden auf. Auch gegen den Ausdruck „psychogen". Man dürfe nicht sagen, daß der Körper auf Seelisches, das Seelische auf Körperliches kausal wirkt. Auf psychischem Gebiet seien kausale Erklärungsformen nicht anwendbar.

Die persönliche Finalität ist *Bergmann* zwar bekannt, aber nicht geläufig. Daher gelangt er für die Erklärung psychophysischer Vorgänge — trotz Ausschaltung der Kausalität — zur Konstruktion einer einzigen höheren Einheit, zum Begriff der *psychophysischen Gesamtsituation*, deren Ausdrucksformen die seelischen und die körperlichen Vorgänge seien. Zu dieser eigenartigen Annahme gelangt er namentlich durch Beobachtung von exogenen und endogenen Giftwirkungen. Z. B.: Der Alkohol verändere die Gesamtsituation des Menschen, es bestehe eine veränderte Verhaltungsweise auf körperlichem und auf seelischem Gebiet. Oder: Bei Basedow führe das Zuviel an Schilddrüsenhormon zu einer veränderten Gesamtsituation, die in beiden Verhaltungsweisen deutlich sei.

5. *Finalität. Bergmann* vertritt folgenden Standpunkt: Jeder biologische Vorgang oder Zusammenhang, auch wenn er bis in die letzten Einzelheiten, physikalisch, chemisch und physiko-chemisch lückenlos kausal-naturwissenschaftlich klargestellt wäre, bedarf einer zweiten Anschauungsart, der *finalen*, um unserem Denken verständlich zu sein. Auch *außerhalb der psychischen Abläufe* reiche die kausale Betrachtungsform nicht aus. Wir brauchen neben

ihr, ja dieser kausalen Betrachtung sogar übergeordnet, notwendig die finale Betrachtungsweise. Die Forscher unterscheiden sich nur darin, daß der eine es zugibt, der andere sich aber nicht bewußt wird, daß er die finale Denkform anwendet. Es solle nicht das kausale gegen das finale Denkprinzip ausgespielt werden, außerhalb der psychischen Abläufe seien beide unentbehrlich.

Wie sehr es der *Zielfrage* bedarf, zeigt *Bergmann* am Beispiel der *Regulationen* für Atmung, Wärme, Wasserhaushalt, Körpergewichtskonstanz und der Regulation auf ein Blutzuckerniveau. Hier fasse die finale Betrachtung die kausal gewonnenen Einzelheiten zusammen, von ihr gehe aber auch die Problemstellung aus. An der Hand dieser Beispiele wird auch gezeigt, wie eine humorale Einregulierung auf ein Niveau in dem Sinn besteht, daß der Organismus — wenn ihn Vorgänge aus dem Gleichgewicht bringen — bestrebt ist, zu jenem Niveau zurückzukehren.

Weiter erörtert *Bergmann* die finale Betrachtung in der Biologie. Zum Wesen des Lebendigen gehöre ein Schaffen, das für jedes Geschöpf *Vollendung* bewirkt. Es bedürfe beim Menschen nicht erst der „Vererbung erworbener Eigenschaften". In recht umständlicher Weise gelangt *Bergmann* schließlich zum Begriff der immanent zielgerichteten Einheit des Organismus. Zur Natur als Schöpfer, zur *Natura generatrix* fügt er in den defensiven, reparativen, immunisatorischen Funktionen die Natur als erhaltendes, ja heilendes Prinzip, die *Natura regeneratrix.*

III. Einige Ergebnisse und Anschauungen auf dem Gebiete der Organneurosen

Daß von nur psychisch erfaßbaren Abläufen her ein Organverhalten wesentlich als Ausdrucksform des Affektes resultiert, dafür hat sich *Bergmann* 1924 als erster akademischer Internist eingesetzt.

Von den vielen Beispielen, die er bringt, wäre besonders die psychische Auslösung von echten *Gallensteinkoliken* zu erwähnen. Im Anschluß an psychische Emotionen, z. B. nach einem Ärger, schwere wirkliche Gallensteinkolik. Mit einer außerordentlich verfeinerten Röntgentechnik, ferner mit Hilfe des Laparoskops am Menschen mit geschlossener Bauchhöhle, konnte beobachtet werden, wie Gallenblasenkontraktionen verlaufen, durch die bei Gallensteinträgern ein Ventilstein in den Gallenblasenhals vorgeschoben wird. Die Beobachtungen *Bergmanns* beruhen auf genauem Studium des neuromuskulären Apparates der Gallenwege außerhalb der Leber. Hier hat sorgfältige klinische Forschung für eine Erscheinung, die auch im Volke längst bekannt war, den feineren Mechanismus erschlossen.

Aber auch über den Kreis so grob sinnfälliger Erscheinungen hinaus sieht *Bergmann* viel mehr psychophysisches Geschehen, vielleicht mehr als die bisherige Literatur, und zwar namentlich bei Beobachtung latenter und larvierter Krankheitsformen, von denen aus sich fließende Übergänge bis zum pathologisch-anatomischen Dokument fortentwickeln.

Dennoch tritt er für einen *Abbau der isolierten „reinen" Organneurosen* ein, keineswegs etwa jedoch für die völlige Beseitigung des Begriffes. Nur die Häufigkeit des tatsächlichen Vorkommens wird bestritten. Die Diagnose einer

reinen Organneurose gehöre noch heute zu den häufigsten überhaupt. Meist aus Verlegenheit mangels eines fehlenden objektiven Befundes, also per exclusionem. Jede Verbesserung im Nachweis organischer Befunde diene dem Abbau der reinen Organneurosen. In den ausgedehnten Statistiken amerikanischer Lebensversicherungs-Gesellschaften feiern die Organneurosen geradezu Zahlenorgien.

Bergmann weist auf die Notwendigkeit hin, das latente und larvierte Kranksein zu erkennen. Nicht etwa in dem Sinne, daß nun gleich jede frühere Organneurose oder gar die Mehrzahl aller Psychoneurosen auf organische Befunde zurückgeführt werden könnten, sondern nur insoweit, daß erkannt wird, das latente Kranksein und die Psychoneurosen sind meist ein untrennbares Eines, Ausdruck ein und derselben Betriebsstörung, — aber geschaut aus zwei verschiedenen Erkenntnisbereichen.

Die Notwendigkeit des Abbaues der Organneurosen erörtert *Bergmann* eingehend am Beispiel der *Magenneurose*, die seltener sei, als in der Praxis angenommen wird. Die größte Gruppe der Organneurosen seien noch immer die Magenneurosen, und zwar deshalb, weil hier — neben der subjektiven Klage des Kranken — der objektive Nachweis einer Störung der Organfunktion seit der Verwendung des Magenschlauches historisch früher möglich wurde als an vielen anderen Organen. Die Diagnose der reinen Magenneurose schien dem Arzt besser gestützt, wenn er auch objektiv eine Störung der Funktion feststellen konnte. *Bergmann* zweifelt nicht, daß nervöse Dyspepsien als Ausdruck einer psychischen Gesamtsituation vorkommen, ferner daß für diese Dyspepsien die zum Magen gehörenden Nervengeflechte sicher die neurale Vermittlung mit dem Gesamtorganismus herstellen. Aber Erkrankungen, die isoliert das Nervensystem des Magens befallen und so eine reine Magenneurose hervorrufen, seien in keiner Weise nachgewiesen, ihr Bestehen sei sogar recht unwahrscheinlich. Warum spreche denn kein Arzt von der Milzneurose oder der des Pankreas, kaum der der Niere — und kann sich nicht genug tun in der Alltagsdiagnostik mit der Diagnosenmarke: Magen- und Herzneurose?

Namentlich Ulcus und Gastritis, beide oft vergesellschaftet, können für die Abweichung der Funktion Hauptursache sein. Die nervöse Dyspepsie sei oft Ausdruck eines Reizmagens, und dieser Reizmagen sei fast identisch mit einer Gastritis mit oder ohne Geschwür. Übrigens spreche ein erwiesener organischer Befund in keiner Weise gegen die Annahme einer neurotischen Situation mit einer Organdetermination etwa am Magen.

Den *Ausdruck „Organneurose“* möchte *Bergmann* durch die umfassendere Bezeichnung „Betriebsstörung“ ersetzt wissen. Zur Begründung der Unzulänglichkeit des Ausdruckes „Neurose“ weist er am Beispiel der Rhythmusstörungen des *Herzens* darauf hin, daß die gleiche Erscheinung am Herzen — etwa die Extrasystolie — nach der vorgenommenen subtilen Analyse sowohl psychogen als auch organisch Grundlagen haben könne, aber bei beiden sei im Betrieb Störung. Kritische Subtildiagnostik habe gezeigt, daß es sich in vielen Fällen von Herzneurose um eine wohlumschriebene humoral-neurale, insbesondere aber um eine kreislaufdynamische Regulationsstörung handle.

Ein zweiter Grund für die Änderung der Nomenklatur sei, daß man am Erfolgsorgan *neural* und *hormonal* oder *humoral* fast nie sondern könne.

Als Beispiel für jene Gruppen von „vasomotorischen Neurosen", die in der Klinik weiter als reine Neurosen geführt werden mögen, erwähnt *Bergmann* die *Raynaudsche Krankheit* mit ihren spastischen Kontraktionen der Extremitätengefäße.

Als Beispiel einer „Betriebsstörung" humoraler oder endokriner Art erwähnt er eine bestimmte, angeblich gar nicht seltene Form der *Zyanose* an den Beinen und Armen bei jungen Mädchen. Die Kapillarbetriebsstörung beruhe hier nur auf Tonusminderung. Bekanntlich sind die Kapillaren gar nicht innerviert. Diese Blausucht findet sich häufig bei jungen Mädchen und Frauen zwischen dem 13. und 30. Lebensjahr und tritt meist in der Zeit der Menarche auf. Störungen in der Menstruation, häufig auch Magersucht, auch Fettsucht, seien meist als Zeichen der endokrin-humoralen Beziehung vorhanden. Es sind stets herzgesunde und, abgesehen von der Zyanose und den subjektiven Beschwerden, leistungsfähige, jeder Muskelarbeit gewachsene Menschen.

Was die *Organdetermination* bei der Psychogenie betrifft, gibt *Bergmann* sich dem Glauben hin, daß erbkonstitutionelle Organminderwertigkeit nur für eine kleine Gruppe von Fällen zutreffe. Er ist überzeugt, daß häufig eine funktionelle Organstörung, oft sogar ein morphologisch erweisbares Organleiden zur Lokalisierung der Neurose Anlaß gebe, — weniger ein Trauma oder nur eine Symbolik.

Zielbewußter als die meisten akademischen Internisten hat *Bergmann* auf dem Gebiete der medizinischen Krankheitslehre den Weg von der *statischen* und *kausalen* Anschauung des 19. Jahrhunderts zur *dynamischen* und *finalen* Erfassung lebendigen körperlichen Geschehens zurückgelegt, geleitet von der Idee der *Einheit* und *Ganzheit*. Eine derartige Betrachtungsweise mußte dazu führen, daß er sich in vielen Punkten den Anschauungen der Individualpsychologie nähert. In manchen Punkten ist diese Annäherung sogar eine sehr weitgehende. Aber die ausdrucksvolle Sprache *Bergmanns* erreicht gerade den wesentlichsten Punkt nicht mit hinreichender Klarheit und Schärfe, die zentrale Idee Alfred *Adlers: Die geschlossene Einheit und Ganzheit des zielgerichteten Lebensstils.*

Nervosität[1)]

Von Dr. med. KARL NOWOTNY (Wien)

In keiner Zeit war von Nervosität so viel die Rede wie in der Gegenwart, in der fast die meisten Menschen sich für „nervös" halten. In früheren Zeiten galt der Besitz von „Nerven" als ein Vorrecht der besseren Klassen und da wieder fast ausschließlich der Frauen. Es wird sich lohnen, wenn wir, um dem Wesen der Nervosität auf den Grund zu gehen, zunächst einmal die sprachlichen Beziehungen, in denen sich ja die Volksauffassung des Begriffes am leichtesten nachweisen läßt, verfolgen.

In dem Ausdruck „nervös" liegt schon ein wissenschaftliches Vorurteil, nämlich die Feststellung, daß jene Zustände, die mit dem Ausdruck bezeichnet werden, mit körperlichen Vorgängen im Nervensystem irgendwie in Beziehung zu setzen sind, eine Voraussetzung, die eigentlich erst bewiesen werden müßte. Auch in dem Ausdruck jemand oder etwas ginge einem auf die Nerven, liegt die gleiche Annahme. Ein sehr häufig verwendeter sprachlicher Ausdruck, in dem wir den Begriff der Nervosität finden, ist auch der, etwas mache einem nervös.

Dem mag wohl noch die alte wissenschaftliche Auffassung zugrunde liegen, daß die Nervosität nicht ein seelischer Vorgang ist, sondern ein Geschehen in den Nerven, eine Auffassung, die heute zum größten Teil schon verlassen ist. Von Nervosität in dem geläufigen Sinne sprach man zuerst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und verstand darunter Erscheinungen, die mit einer Störung der Empfindung und der Motilität verbunden waren, wobei nicht das Fieber ein Teil der ursprünglichen Krankheit ist und welche nicht von einer topischen Schädigung des Organes abhängen. Später verstand man unter Nervosität eine Modifikation vorwiegend der Intelligenz, der Motilität oder Sensibilität oder aller drei gleichzeitig, die sich ohne merkbare Alterationen entwickeln können und nicht durch sich selbst eine schwere, dauernde Veränderung der Struktur bedingen. In der Folgezeit wurde die Scheidung der nervösen Erkrankungen in solche mit und ohne anatomischen Befund immer schärfer; es war dies in einer Zeit, in der die pathologische Anatomie das medizinische Denken beherrschte. Es ist klar, daß die damalige Scheidung: anatomisch und nicht anatomisch bei dem damaligen Stand unserer Kenntnisse eine provisorische sein mußte, daß die Grenzen zwischen beiden Gruppen sich verschieben mußten. Heute ist leicht festzustellen, daß diese Gegenüberstellung eine gewisse Überschätzung der pathologischen Anatomie in sich barg.

[1)] Vortrag gehalten im Wiener Verein für Individualpsychologie.

Es mußte sich bald die Frage aufdrängen, welcher Art denn die Veränderungen bei den sog. funktionellen Erkrankungen sind. Die Ansichten darüber haben vielfach gewechselt. Es gab eine Zeit, wo man von molekularen Veränderungen der Nervenstruktur sprach, dann wieder von feineren Störungen der Ernährung, von fehlerhaften Assimilations- und Dissimilationsprozessen; *Sahli*, der große Kliniker, ging von den Aktionsströmen aus und sprach von einem Nervenpotential; die sog. Nervosität sei als positive Intensitätsneurose zu bezeichnen, die sich im Projektionssystem des Gehirnes auswirke. Erst in neuerer und neuester Zeit hat die psychologische Einstellung zum Problem der Nervosität immer mehr Platz gegriffen; ich verweise da auf *Sydenham*, *Charcot*, *Moebius*, *Janet*, *Dubois* und die psychotherapeutischen Schulen der Jetztzeit. Von *Janet* rührt übrigens auch der Ausdruck Psychasthenie her, worunter er jene Formen der psychischen Depression verstand, die gekennzeichnet sind durch eine Herabsetzung des psychischen Tonus.

Was verstehen wir nun darunter, wenn wir sagen, ein Mensch ist nervös? Von außen gesehen, heißt das, daß er sich irgendwie unrichtig benimmt. Es steckt aber in diesem Begriff noch etwas anderes, denn nicht jedes unrichtige Benehmen werden wir als nervös bezeichnen. Dazu müssen wir untersuchen, was derjenige selbst fühlt, der sich in einer bestimmten Situation als nervös empfindet. Er wird in den meisten Fällen das Gefühl haben, daß er auf irgendeinen Reiz von außen oder von innen mit einem Verhalten reagiert, das anders geartet ist als das gewöhnliche Verhalten und das viel Ähnlichkeit hat mit einer Affektreaktion. Man könnte ruhig den Satz aussprechen: es gibt keine Nervosität ohne gesteigerte Affektivität.

Zu einer weiteren Klärung des Begriffes der Nervosität werden wir gelangen, wenn wir untersuchen, auf welche Situationen hin dieses veränderte Verhalten entsteht. Wenn einer in einem bestimmten Geleise läuft, innerhalb eines kleinen Kreises, in einer gewohnheitsmäßig automatisierten Beschäftigung, so wird er kaum ein nervöses Verhalten zeigen; nervös wird er erst dann, wenn er einer Situation gegenübersteht, die ihm in irgendeiner Weise neu ist und der er, wie der sprachliche Ausdruck so bezeichnend lautet, nicht gewachsen ist oder sich nicht gewachsen glaubt. (Beamter!)

Wenn man etwa phänomenologisch den Zustand der Nervosität schildert, so ergibt sich folgendes: der nervöse Mensch fühlt in einer ihm ungewohnten Situation seine Gedanken momentan verwirren, er fühlt den Drang zu Bewegungen, die im Hinblick auf die Situation als unzweckmäßig erscheinen, er fühlt eine Reihe von körperlichen Sensationen.

Doch kehren wir zu der wichtigen Erkenntnis zurück, daß ein Mensch nervös gemacht wird durch eine Situation, auf die er aus irgendeinem Grund nicht zweckmäßig reagieren kann, weil ihm die Situation zu schwierig scheint. *Bergson* sagt einmal: das Schwierigste ist das Zweckmäßige. Wenn vor einem Lebewesen eine neue Situation auftaucht, so kann es mit einer großen Zahl von Handlungen darauf antworten; die richtige zu finden ist naturgemäß am schwierigsten. Wir verstehen darum sehr gut, daß es vor allem die neuen Situationen sind, in denen sich die Nervosität offenbaren wird und in der

Tat könnte man für jeden Menschen eine Situation erdenken, in der er nervös wird. Es kann allerdings auch vorkommen, daß ein Mensch in einer oft wiederholten Situation, in der er automatisch reagiert hat, plötzlich nervös wird und falsch reagiert. Das liegt aber dann daran, daß die Situation insofern für ihn neu ist, als sich sein körperlicher Zustand geändert haben kann; so z. B. sind Menschen am Beginn einer körperlichen Erkrankung häufig nervös oder im Beginn einer physiologischen körperlichen Veränderung wie Wechsel oder Altern, auf die er sich seelisch noch nicht ganz eingestellt hat.

Die bis jetzt entwickelte Auffassung über Nervosität würde sich ungefähr mit der *Janets* decken, der die Nervosität als eine schlechte Anpassung bezeichnet. Biologisch ist die Nervosität auch sicherlich nichts anderes; wir sind von einer Welt von Vorgängen umgeben, die in jeder Sekunde ein bestimmtes Verhalten von uns erfordern. Wenn wir diesen Tatsachen nicht entsprechend uns zu verhalten wissen, so reagieren wir entweder durch ein Übermaß an Handlungen oder durch vollständige Bewegungslosigkeit. Es finden sich tief bis in die untersten Reihen der Tierwelt diese zwei Arten von Verhaltungen, die man als Totstellreflex und als Bewegungssturm bezeichnet hat, und eigentlich lassen sich auch beim Menschen alle Arten von Verhalten in diese beiden Kategorien einteilen; auf eine wirklich oder vermeintlich schwierige Lage reagiert der Mensch, wenn er nicht sachlich zweckmäßig reagiert, entweder durch Bewegungssturm, d. h. durch eine Fülle von falschen Handlungen oder mit dem Totstellreflex. Wir werden auf diese beiden Reflexe noch näher eingehen. Wir müssen aber an dieser Stelle den Begriff der Nervosität, den wir biologisch definiert haben, ärztlich umschreiben, weil der Laie unter Nervosität auch oft Erscheinungen versteht, die schon in das Gebiet geistiger Störungen gehören, wie z. B. das geänderte Verhalten von leicht Melancholischen oder Schizophrenen und Paralytikern im Anfangsstadium der Erkrankung, wobei allerdings in biologischer Hinsicht diese Auffassung nicht unrichtig ist; denn das Verhalten der erwähnten Formen von Geisteskrankheiten kann tatsächlich aufgefaßt werden als eine fälschliche Anpassung an geänderte innere Zustände.

In ärztlicher Hinsicht wäre zunächst einmal zu unterscheiden der nervöse Charakter von einem gelegentlich nervösen Verhalten. Aber zu einer genauen Feststellung der gegenwärtigen ärztlichen Ansicht über Nervosität können wir erst gelangen nach Besprechung der Psychologie des Nervösen, weil die gegenwärtige Auffassung wohl vornehmlich eine psychologische ist. Zwar gibt es immer noch gewichtige Stimmen, die die Nervosität als begründet in einer bestimmten Konstitution ansehen, die den Forderungen des Lebens schlechter angepaßt ist als die andere.

Es wurde der Nachweis geführt, daß man bei nervösen Menschen in häufigerer Zahl als bei nichtnervösen körperliche Merkmale findet, die ihn als eine *Minusvariante* charakterisieren. In demselben Maße, in dem diese Minusvariante vererbbar ist, sei es auch der nervöse Charakter; man spricht von einer neuropathischen Konstitution, die gekennzeichnet sein soll durch eine Reihe körperlicher und seelischer Stigmen wie z. B. frühzeitig auftretende

Reizbarkeit, Neigung zu Zahnkaries, lebhafte Reflexe, frühzeitiges Ergrauen usw. Die Schule *Alfred Adlers* hat die Existenz einer solchen neuropathischen Konstitution und ihren gesetzmäßig bindenden Zusammenhang mit der Nervosität immer geleugnet. Man sieht häufig Nervöse, bei denen sich die Merkmale der neuropathischen Konstitution nicht nachweisen lassen und umgekehrt Menschen mit anscheinend neuropathischer Konstitution, die nicht nervös sind. Den tatsächlich bestehenden Zusammenhang konnte *Alfred Adler* klarstellen, indem er in überzeugender Weise dar tat, daß entscheidend für das Entstehen eines nervösen Charakters die Stellungnahme zum Erleben einer solchen Minusvariante oder in der Sprache *Adlers* das Erlebnis der Organminderwertigkeit sei. Wir können hier einen gewissen Zusammenhang mit der früher erwähnten biologischen Auffassung herstellen: jedes minderwertige Organ, jede Minusvariante wird sich gewissermaßen als eine schwierige Situation darstellen, der sich das Individuum anzupassen hat, sie wird ganz neue Verhaltungsweisen erzwingen oder, wenn das nicht gelingt, wird eben Nervosität entstehen in ihrer tausendfältigen Erscheinungsform.

Man kann mit anderen Worten die Nervosität entsprechend dem bisher Gesagten auch bezeichnen als eine mißglückte Anpassung an die jeweils gegebene Wirklichkeit. Bis hierher wäre zwar ein biologisches Verständnis der Nervosität gewonnen, aber in psychologischer Hinsicht nichts über ihr Wesen gesagt. Wie können wir also das Verhalten eines Nervösen „verstehen"?

Hier brachte nun die Lehre *Adlers* grundlegend neue Erkenntnisse. Wenn ein Mensch in einer bestimmten Situation versagt oder viel häufiger noch, wenn er vor einer ihm unbekannten Situation steht, so entsteht ein Gefühl der Unsicherheit. Wie kann sich nun einer verhalten, der sich unsicher fühlt? Er kann entweder vor der Situation davonzulaufen versuchen oder er kann eine übergroße Scheinaktivität entfalten, um der Situation zu begegnen, was aber im Grunde genommen auch eine Flucht ist. Die Formen, die Art, das Tempo dieser Flucht sind ungeheuer mannigfach; diese Flucht, das Ausreißen gelangt dem Individuum aber nicht zum Bewußtsein, weil es so ein Mensch immer versteht, dieses Ausweichen mit seiner privaten Logik so zu begründen, daß es als durchaus richtig erscheint, wobei er allerdings mitunter auch die Wahrheit umfälschen muß. So verschiedenartig die noch zu schildernden Verhaltungen sein können, im Grunde genommen sind sie nichts anderes als der Totstellreflex eines Insektes; die Wirklichkeit wird einfach ignoriert.

Das erwähnte Unsicherheitsgefühl wird nun sehr verschieden sein, je nachdem, ob es sich um eine vorübergehende Situation handelt, der sich der Mensch nicht gewachsen glaubt oder ob sich diese Situation mehrmals wiederholt, und schließlich tritt ja an jeden Menschen eine neue ständig veränderliche Situation heran: die Wirklichkeit, die den Menschen von allen Seiten umfaßt und packt. *Alfred Adler* hat diese Wirklichkeit in den drei großen Lebensfragen begrifflich umschrieben. Jede dieser Lebensfragen, ja der ganze Alltag mit seinen Forderungen bietet Anlaß und Gelegenheit, auszubiegen, nervös zu werden.

Die bisherigen Auseinandersetzungen könnten den Eindruck erwecken, als ob die Nervosität ausschließlich aus einem Gefühl der Unsicherheit infolge

schlechter Anpassung an die Wirklichkeit entstünde. Es läßt sich aber ebensogut umgekehrt sagen, daß die schlechte Anpassung an die Wirklichkeit aus der Unsicherheit des einzelnen der Umwelt gegenüber entsteht. Es ist ganz klar und verständlich, daß ein Mensch, der sich unsicher fühlt, sich einer gegebenen Situation nicht anpassen wird.

Insofern ist mit dem Begriff der mauvais adaption *Janets* für das Verständnis des Nervösen nicht alles gesagt; diese schlechte Anpassung entstünde eben erst aus dem Mangel an Mut. Je größer die Schwierigkeiten einer Epoche sind, je größer die Anforderungen der Wirklichkeit, desto eher wird der Mut versagen, desto häufiger wird Nervosität entstehen. Daß die Gegenwart mit ihren ungeheuerlichen Vergewaltigungen der natürlichen Lebensbedingungen die biologische Anpassung schon enorm erschwert und damit Nervosität erzeugt, wird begreiflich, wenn auch nicht gerechtfertigt erscheinen. Jede Anpassung kann aber nur innerhalb gewisser Grenzen möglich sein. Eine Anpassung z. B. gegenüber einem auf den Kopf fallenden Ziegelstein gibt es nicht, wohl aber eine gewisse Anpassung gegenüber der Gefahr, daß einem ein Ziegelstein auf den Kopf fallen könnte. Man braucht sich z. B. nicht gerade dort hinstellen, wo einem Ziegelsteine auf den Kopf fallen können. Wie schwierig aber immer eine Situation sein mag, so ist es klar, überwunden kann sie nur werden dadurch, daß man sich Aug in Aug der Wirklichkeit gegenüberstellt und sie mutig angreift.

Nervosität ist deshalb im Sinne der *Adlerschen* Auffassung unbedingt ein irrtümliches, fehlerhaftes Verhalten. Deshalb ist auch der Versuch des Nervösen, sein unrichtiges Verhalten mit Nervosität zu rechtfertigen, zurückzuweisen; er verwechselt Ursache und Wirkung.

In den Rahmen des bisher Gesagten fügen sich auch jene Erscheinungen ein, die man speziell als Ausdrucksformen der kindlichen Nervosität betrachtet. Wann bezeichnet man z. B. ein Kind als nervös? Ein Kind soll in die Schule gehen, es findet seine Hefte nicht, sucht herum, beschuldigt die Mutter, die Sachen verlegt zu haben, bekommt einen mehr oder minder verkappten Wutanfall und — geht nicht in die Schule oder kommt zumindest zu spät. Ein anderes Kind wieder bekommt regelmäßig vor dem Schulgang heftiges Erbrechen; ein drittes Kind wieder wird, wenn es in der Schule etwas gefragt wird, zu zittern beginnen und herumstottern; und wieder ein anderes Kind bekommt bei den geringfügigsten Anlässen Schreikrämpfe, wirft sich auf die Erde und schlägt mit den Beinen herum. Solche Beispiele ließen sich ad infinitum anführen, und immer wird es, quasi entschuldigend, heißen, mein Gott, es ist halt ein nervöses Kind!

Übrigens benimmt sich der nervöse Erwachsene auch nicht viel anders. Ein Erwachsener beginnt bei dem leisesten Vorwurf, ja noch vorher, wenn nur ein Vorwurf zu gewärtigen ist, gleich zu schreien und gerät in einen Aufregungszustand, der dem Konflikt gar nicht angemessen ist. Eine schusselige Arbeitsmethode, ein zerfahrenes Wesen werden als nervös bezeichnet, d. h. also ein Wesen, das charakterisiert ist durch unmotivierte und unzweckmäßige Bewegungen. Ganz besonders gerne wird in Laienkreisen mit dem Symptom

der nervösen Schlaflosigkeit operiert. Als nervös wird auch mangelnde Konzentrationsfähigkeit bezeichnet; wir sehen also, Nervosität charakterisiert sich dem Laien durch eine Reihe von körperlichen und seelischen Merkmalen, die alle das gemeinsam haben, daß sie vom Standpunkt des Außenstehenden betrachtet, irgendwie unmotiviert, sinnlos sind.

Andere Symptome der Nervosität für den Laien sind z. B. leichte Ermüdbarkeit, Neigung zur Depression, Störungen der Merkfähigkeit usw.

Wenn einer schwimmen lernt oder sonst einen Sport, so sehen wir bei ihm auch immer, daß er im Anfang eine Fülle von unzweckmäßigen Bewegungen macht; wir würden sagen, es fehlt ihm die richtige Muskeleinstellung. Diese richtige Einstellung fehlt eben auch dem Nervösen, er vermag es nicht, das Spiel der Kräfte richtig fein abzustimmen; dadurch wird die Leistung, die er vollbringen soll, verzerrt und häufig unmöglich gemacht. Eine feinere Analyse des Nervösen wird uns aber noch eine Reihe von wichtigen Details zeigen; dabei wird es sich ergeben, daß die Nervösen Züge besitzen, die einander sehr oft widersprechen; so ist z. B. nicht jeder Nervöse zerfahren und schlampig; manche sind sehr pedantisch. Dann gibt es wieder Nervöse, die scheinbar vollständig ruhig sind, zumindest ruhig erscheinen. Bei denen spielt sich der ganze Prozeß im Inneren ab; solche Leute werden bei bestimmten Anlässen Erbrechen oder Durchfälle bekommen oder Herzklopfen haben, also eine gesteigerte Erregung der Magenmuskel, der Darmmuskel oder des Herzmuskels. Wir sprechen dann von einem nervösen Magen-, Darm- oder Herzleiden.

Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen den Mechanismus des Zustandekommens dieser nervösen Erscheinungen zu erklären versuchen. Es handelt sich in diesen Fällen von sog. Organneurose um eine ungewöhnliche Beziehung zwischen autonomen Nervensystem und Großhirnrinde, die es solchen Leuten ermöglicht, ihre inneren Organe als Ausdrucksmittel für seelische Zustände zu benützen und zwar besser als es der Normale kann; solche Leute können auf ihren inneren Organen „Klavier spielen". So ist z. B. das Herz das Organ, in dem man vornehmlich die Angst spürt.

Für das Zustandekommen speziell der Magen- und Herzneurosen mag bei einer nicht geringen Zahl von Nervösen das Luftschlucken im Zustand gesteigerter Affektivität eine größere Rolle spielen. In anderen Fällen wieder sind die seelischen Erscheinungen nicht so deutlich hervortretend, daß man einen solchen Menschen als nervös bezeichnen würde, aber wir sehen an ihm, daß er den wichtigsten Zug des Nervösen aufweist, daß er an Stelle der geforderten Leistung eine Unzahl von falschen Bewegungslinien einschlägt, daß er sich nicht einstellen kann auf das Notwendige.

Die Symptomatologie der Nervosität ist unübersehbar. Von seelischen Erscheinungsformen stehen — um nur noch einige wichtigere, d. h. häufigere zu nennen — im Vordergrund eine Überempfindlichkeit, reizbare Verstimmung, eine weichliche Entschlußlosigkeit, leicht hypochondrische Ideen. Das sind so die nervösen Leute, welchen der Kampf ums Dasein die schwersten Anstrengungen kostet, denen das Leben eine unversiegbare Quelle steter Unannehmlichkeiten ist, leicht verletzbare Naturen von krankhafter Selbstüber-

schätzung, meist — in schweren Fällen — unfähig zu anhaltender Beschäftigung, jähem Stimmungswechsel unterworfen, krasse Egoisten, nicht nur im gewöhnlichen sprachgebräuchlichen Sinn, sondern durch eine abnorme Intoleranz gegen Unlustgefühle; man beobachtet ferner häufig sprunghafte, sehr intensive aber wenig nachhaltige Sympathien und Antipathien, eine enorme Launenhaftigkeit, manchmal Angstzustände, Anomalien des Geschlechtslebens usf. Dabei sind die intellektuellen Fähigkeiten im allgemeinen ungestört. In der körperlichen Sphäre sehen wir recht verschiedene subjektive und objektive Beschwerden, z. B. Steigerung der Reflexe, Lidtremor, Kopfdruck, manchmal auch Kopfschmerzen, Schwindel, Brennen, Ziehen, Reißen, Drücken in den verschiedensten Körperpartien, eine gewisse Labilität des Gefäßsystems, fliegende Röte und Kälte, herabgesetzte Potenz und Libido oder gesteigerte Libido aber ejaculatio praecox. Das sind wohl nur die häufigeren Symptome. Auffallend ist aber bei fast allen nervösen Menschen eine gewisse Tagesschwankung in dem Sinn, daß die Morgenstunden für Nervöse immer die qualvollsten sind, während sie sich am Abend relativ wohl fühlen. Als Grund hierfür wird von vielen Autoren eine vasomotorische Innervationsstörung angegeben; es scheint uns aber, als ob die psychologische Erklärung dem Phänomen näher käme; und wir können dieses scheinbar verschiedenartige Verhalten verstehen, wenn wir uns vorstellen, daß in der Frühe der ganze Tag mit all seinen unberechenbaren Forderungen, Entscheidungen, Unsicherheiten vor dem Nervösen steht, während am Abend: mein Gott, was kann einem da schon passieren? Höchstens schläft man schlecht oder gar nicht und schafft so gleich günstige Bedingungen für den nächsten ungünstigen Morgen.

Es würde über den Rahmen dieses Vortrages hinausgehen, alle jene Krankheitszustände zu nennen, die differential-diagnostisch mit der Nervosität in Beziehung zu setzen sind und da gar eine Abgrenzung gegen ähnliche Krankheitsbilder geben zu wollen, zumal es auch fast unmöglich ist; es gibt fließende Übergänge zur Hysterie und Neurasthenie, von wo wieder ohne scharfe Grenze Übergänge sind zu der großen Gruppe der Psychosen vom Typus des manisch-depressiven Irreseins. Es wird auch die Abgrenzung der Nervosität gegen die Neurose nicht leicht zu ziehen sein; sahen wir die Nervosität als eine schlechte Anpassung an, so sehen wir in der Neurose eine Lebensmethode, einen Lebensstil, enthaltend ein ganzes System der Lebensführung.

Ein eigenes Kapitel stellt die Nervosität der Frau dar. Wir werden es von vorhinein begreiflich finden, daß die Frau nervöser erscheint als der Mann, wenigstens in unserer maskulin eingestellten Kultur und dies aus mannigfachen Gründen; erstens weil ihr schon frühzeitig, wie hier nicht näher auseinandergesetzt werden muß — ein Minderwertigkeitsgefühl wegen ihrer weiblichen Geschlechtsrolle anerzogen wird, sodann, weil sie — und wieder gilt das in diesem Maße nur für unsere Kultur — tatsächlich physisch schwächer ist. Daß es sich hier um eine scheinbare Nervosität handelt, geht daraus hervor, daß die Frau mit den realen Schwierigkeiten des Lebens häufig leichter fertig wird als der Mann. Was sonst noch über die Ursache der weiblichen Nervosität, männlicher Protest usw. zu sagen ist, ist hier so eingehend erörtert worden,

daß ich füglich darauf verzichten kann. Das gleiche gilt für die Nervosität der Künstler. Das Weibähnliche der Künstler hat *Nietzsche* schon hervorgehoben. Wir wissen, daß überhaupt bei geistigen Berufen die Nervosität häufiger vorkommt als bei anderen. Das liegt hauptsächlich daran, daß der geistige Typ Mensch ständig an sich höhere Forderungen stellt und oft in einer wirklichkeitsfernen Welt lebt. Der Künstler sieht sich selbst häufig als nervös an und beansprucht gewisse Vorrechte auf Grund dieser Nervosität. Eine tiefere individualpsychologische Analyse führt aber immer zur Erkenntnis, daß die Nervosität des Künstlers in den Kern der Persönlichkeit tendenziös eingebaut ist, um in kritischen Momenten ein Versagen der Produktivität zu rechtfertigen. Auf der anderen Seite muß gewiß zugegeben werden, daß der schaffende Prozeß des Künstlers Lebensbedingungen erfordert, die mit der Wirklichkeit oft nicht in Einklang zu bringen sind. Die Nervosität wird aber in diesen Fällen immer nur ein Hindernis für das tatsächliche Schaffen sein, nicht aber, wie man oft hört, eine Voraussetzung dafür. So werden manche Künstler gerade nach großen Leistungen von schwer nervösen Zuständen befallen, weil sie fürchten, über diese Leistung hinaus nicht wieder schaffen zu können; ich erinnere da nur an *Peter Altenberg*, der immer, nachdem er ein Buch fertiggestellt hatte, in eine schwere Depression verfiel. Diese tendenziöse Verwertung der Nervosität finden wir nicht nur beim Künstler, sondern auch sonst recht häufig. Der Nervöse schafft sich durch seine Nervosität gewissermaßen einen Panzer gegen Angriffe von außen; man darf von ihm nicht zuviel verlangen, seine Kraft über ein gewisses Maß nicht beanspruchen, denn — er ist nervös.

Die Behandlung der Nervosität oder vielleicht besser des Nervösen ergibt sich aus dem Gesagten eigentlich von selbst. Sie muß schon einsetzen in der frühesten Erziehung. Wenn wir noch nicht alles wissen, was notwendig ist, um die Entstehung der Nervosität zu verhindern, so wissen wir doch im wesentlichen durch *Adler*, daß vor allem die Milieugestaltung so beschaffen sein muß, daß das Kind nicht entmutigt werden darf, daß seine Aktivität nicht gebrochen werden darf, daß man ihm die Möglichkeit geben muß, wachsenden Schwierigkeiten zu begegnen. D. h.: solange das Erziehungsprinzip hauptsächlich sein wird: laßt uns unsere Ruhe durch die Kinder nicht stören, so lange werden die Kinder nicht vorbereitet sein für die Überwindung von Schwierigkeiten. Dank der Forschungen der Kinderpsychologie wissen wir, welche Bedeutung das kindliche Spiel für die Entwicklung des Kindes hat. Nur im Spiel kann es sich bewähren und Erfahrungen sammeln, die es ihm ermöglichen, neuen Situationen gefaßt gegenüberzutreten. Jede Lebensepoche hat ihre besonderen Schwierigkeiten, aber es wird von den Erfahrungen aller vorausgegangenen immer abhängen, wie man die besondere Situation seines Lebensalters überwindet; hier gilt: hic Rhodus, hic salta. Dein Leben mußt du gestalten, deine Aufgabe bewältigen. Es ist nutzlos zu sagen: mein Schicksal ist besonders schwer, die Zeiten sind besonders schwierig; man hat eben kein anderes Schicksal und keine anderen Zeiten. Bedingungen lassen sich nicht stellen. Eine andere Frage wäre die, ob sich nicht einiges

durch die Gesellschaft dazu beitragen läßt, die Lebensbedingungen so zu gestalten, daß sie erträglicher und biologisch richtiger sind.

Es sind gegenwärtig eine Reihe von Bestrebungen im Gange, die Lebensformen mit wissenschaftlichen Methoden zu erforschen, die das Entstehen der Nervosität und darüber hinaus der Geisteskrankheiten verhindern sollen. Es findet sogar heuer in Washington ein internationaler Kongreß für psychische Hygiene statt, an dem die hervorragendsten Psychologen und Psychiater sich mit diesen Fragen beschäftigen werden. Die Individualpsychologie *Alfred Adlers* hat einen wesentlichen Beitrag zur Lösung dieser Probleme geleistet. Wir wissen, daß es der mörderische Kampf um das Prestige ist, das wahnsinnig gesteigerte Geltungsstreben des einzelnen, welche ihm die Anpassung an die Wirklichkeit erschweren. Wir wissen, daß es eine Heilung der Nervosität nur gibt durch Ermutigung und Steigerung des Gemeinschaftsgefühles: insofern ist die Heilung der Nervosität nicht bloß ein medizinisches, sondern ein gesellschaftswissenschaftliches Problem. Jeder einzelne kann dazu beitragen von der allgemeinen Nervosität ein wenig abzubauen, indem er dazu beihilft die Härten dieses Daseins zu mildern, das Leben versöhnlicher und leichter zu gestalten.

Zur Frage der mathematischen Begabung

Von Oberstudiendirektor WALTER VOGT (Minden, Westfalen)

Man kann, wenn man es darauf anlegt, den mathematischen Unterricht zu einer Kette seelenkundlicher Fragen werden lassen. Ich weiß freilich nicht, ob das gut ist, jedenfalls kommt der Stoff leicht zu kurz dabei, und wem es als Ziel vorschwebt, daß seine Schüler recht viel Mathematik lernen, der darf sich mit solchen Fragen nicht gar zu sehr belasten, sonst gefährdet er sein Ziel.

Seit einigen Jahren freilich bin ich von der absoluten Gültigkeit solcher Zielsetzung nicht mehr ganz fest überzeugt, und seitdem drängen sich mir die anderen Fragen doch öfter auf, als es meinem Unterricht unmittelbar nützlich ist.

Unsere Schulmathematik und — soweit sie mir bekannt ist — auch unsere Universitätsmathematik geht in ihrer Form doch auf den alten *Euklid* zurück, mag man inzwischen auch seine Form noch so biegsam gemacht haben. Ich kann von dieser Form nur mit der allergrößten Hochachtung sprechen: Etwas, was durch Jahrtausende die allergrößten Geister immer von neuem durchdacht und trotzdem bis auf Einzelheiten nicht haben beanstanden können, kann auf Ewigkeitswert schon Anspruch erheben. Und jeder nachdenkliche Mensch, der in der Schule nicht gar zu sehr unter der Mathematik gelitten hat

(und manchmal selbst noch solch einer) erklärt, daß ihm die Sicherheit des Ineinandergefügtseins und das feste Beruhen auf unumstößlichen Grundsätzen bei der Mathematik die allergrößte Bewunderung errege. Sowohl diese Fundamente als auch die Nieten des Gefüges sind so einwandfrei, daß keiner an ihnen zu rütteln vermag.

Man muß daran denken, um zu verstehen, daß Legionen von Mathematiklehrern diese euklidische Form, und wenn sie inzwischen auch noch so gemildert sein mag, für wichtig genug hielten, daß junge Menschen sich unbedenklich ihr zu beugen hätten. Und wenn es Tränen und Verzweiflung setzte, und wenn sogar Opfer fielen — Menschenopfer unerhört — so war das zweifellos bedauerlich, aber etwa ebenso, wie wenn jemand vom Blitze erschlagen wurde: Der Gedanke, die Blitze abzuschaffen, kam niemandem.

So habe auch ich mein Leben lang mit größeren und kleineren Kindern Mathematik getrieben in der Absicht, sie in die euklidische Form hineinwachsen zu lassen, und daß ich es heute nur behutsamer und schmerzloser mache als früher, ändert nichts an der Anerkennung der Notwendigkeit.

Man wird aber doch bedenklich, wenn man Mitspieler von Szenen wird wie etwa der folgenden: Es ist Einigung erzielt über die Frage, daß eine Strecke AB auf dem Lineal einer Strecke CD auf der Tafel deswegen gleich ist, weil A auf C und B auf D liegt, wenn ich das Lineal richtig anlege. Ich will dabei von allen Finessen absehen, die *Einstein* noch in diese Angelegenheit gebracht hat. Nun erhebt sich aber die Frage, wie man feststellen kann, ob auf der Tafel zwei Strecken CD und EF gleich sind. Ohne Mühe kommt das Kind darauf, daß man dann eben das Lineal mit AB zunächst auf CD und dann auf EF zu legen habe, um das zu prüfen. Damit scheint aber für das Kind die Sache abgetan zu sein. Daß nun der Lehrer pedantisch auf der Feststellung besteht, daß CD = EF, *weil* CD = AB und EF = AB, und daß immer zwei Größen einander gleich sind, wenn sie einer dritten gleich sind — das alles ist dem Kinde völlig unbegreiflich. Was verständlich war, wird unverständlich. Offenbar wird hier nach dem im Büroleben weithin anerkannten Satze verfahren: Man soll eine Sache nicht einfach machen, wenn sie sich auch umständlich machen läßt. Nur kennt das Kind die Wichtigkeit dieses Satzes noch nicht, ist also bloß völlig befremdet. Und ich halte es durchaus für möglich, daß an einer solchen Stelle sich das mathematische Schicksal eines jungen Menschen entscheidet: Gerade die nachdenkliche junge Seele grübelt weiter: Was mag denn bloß hinter so einer Sache stecken? Sie sucht eine neue Erkenntnis hinter dieser Formel und bleibt im Suchen stecken, während der Lehrer im Zwange des Jahrespensums schon längst neue Erkenntnisse gefördert hat und dieses Stutzen und Staunen, das mir doch der Anfang aller Weisheit zu sein scheint, gar nicht bemerkt oder höchstens für Dummheit hält. Ein Kind, das weniger vom Erkenntnisdrang belastet ist, scheint im gleichen Falle weit pfiffiger zu verfahren. Es ist gewohnt, daß die großen Leute hin und wieder auf Unbegreiflichkeiten Wert legen, ihm ist also nur Problem: Welche neue Verrücktheit haben sich die Großen hier wieder mal ausgedacht? Und nun wird empirisch mit aller Vorsicht unternommen, was aus Blick und Gebärde

und aus der ganzen sonstigen Art des Lehrers als das Gemeinte erkannt wird. Glückts nicht beim ersten Versuch, dann beim zweiten oder dritten, endlich ist der Wunsch des Lehrers erfüllt. Auch damit hat das Kind eine beachtliche Leistung vollbracht, aber keine mathematische, sondern eine Leistung in der Kunst des Umgangs mit Menschen.

Ich bemerke einschränkend, daß diese beiden Auslegungen, die ich dem kindlichen Verhalten gebe, nur ein allergröbster Versuch sind; ich versuche Äußerungen und Lagen des Kindes, die ich beobachte (übrigens gar nicht einmal mit voller Aufmerksamkeit — die ist auf die Haltung der Klasse, den Stoff, das Ziel meiner Stunde und anderes verteilt), diese Äußerungen versuche ich auszulegen durch Erinnerung an gleiche Äußerungen und gleiches Verhalten in gleicher oder ähnlicher Lage bei mir. In dieser Auslegung stecken natürlich viele Fehlerquellen. Sicher ist auch, daß beim Kinde solches Verhalten niemals in solch bündigen Formulierungen auftritt, wie ich sie hier gegeben habe, vielmehr bleibt alles meist schon insofern unbewußt, als es ohne Selbstbeobachtung vor sich geht, also jede Erinnerung daran fehlt.

Was ist nun in obigem Beispiel das Mathematische an der Erkenntnis? Ist es der Sinn der Verfahrens, nach dem erst CD, dann EF „gemessen" wird mit der *selbstverständlichen* Voraussetzung, daß dasselbe AB dabei die Gleichheit verbürgt? Oder liegt das Mathematische gerade darin, daß die Selbstverständlichkeit als Träger eines unbewußt geübten und ohne weiteres begriffenen Verfahrens *bewußt* gemacht wird? Ich wage nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist das zweite das eigentlich Euklidische dabei. Und jedenfalls bleibt die Notwendigkeit dieses Zweiten dem Kinde fremd und wird nur in äußerst wenigen Augenblicken seine seelische Bereitschaft finden.

Sollte ich meinen Unterricht auf dieses Zweite anlegen, dann müßte ich ihn da viel eingehender gestalten. Ich müßte etwa beim Begriff des Winkels von neuem die Gleichheit eines Winkels b auf der Tafel mit einem Papierwinkel a definieren und müßte darauf hinzielen, daß das Kind die Gleichheit zweier Winkel b und c, die auf der Tafel gezeichnet sind, wieder mit dem Papierwinkel a feststellt. Vielleicht gelänge es dann mit einiger Hilfe, das gemeinsame Verfahren vorhin bei den Strecken und jetzt bei den Winkeln herauszuabstrahieren. Wurde die Abstraktion noch zu früh versucht, ließe sich das Verfahren vielleicht noch bei Kegelhülsen herausarbeiten. Es müßte dann noch der Begriff „Größe" eingeführt werden, dann wäre man nach einigen Stunden wohl in der Lage, von den Schülern den Satz einzuernten: „Sind zwei Größen einer dritten gleich, dann sind sie einander gleich."

Es bedarf keiner großen Unterrichtserfahrung für die Einsicht, daß es sehr viel Zeit kosten würde, diesen Vorschlag auszuführen. Wahrscheinlich würden sich die Schüler dabei auch entsetzlich langweilen; wie ich schon sagte, ist die Bereitschaft zu solchen Abstraktionen bei Kindern sehr selten. Zudem aber „begreifen" ja 80% der Kinder die Sache auch mit ihrer Kunst des Umganges mit Größen, spätestens im 2. Jahre braucht der Lehrer, wenn an der Tafel $p = q$ und $r = q$ steht, nur zu fragen: Folglich? — und sofort erfährt er von der Hälfte der Klasse: $p = r$, und fragt er noch: Warum? — so

prasselt aus ebenso vielen Schülern hervor: „Sind zwei Größen usw.“ Es ist keine Frage, daß die Fragestellung „Warum?“ falsch ist, der Satz „Sind zwei Größen usw.“ ist ganz bestimmt nicht etwas, was vorher bewiesen oder erkannt sein müßte, ehe ich den Schluß $p = r$ wagen darf, er ist nur die bürokratische Formulierung einer *unmittelbar* geübten Schlußweise. Wo ich dergleichen sehe, empfinde ich immer Schmerz, weil ich weiß, daß hier jungen Seelen Gewalt angetan und etwas Unbegriffenes eingedrillt worden ist.

Ich wende mich noch einmal der Frage zu, worauf denn das eigentlich Mathematische bei jenen Beispielen beruht. Zur Vertiefung möchte ich noch ein zweites Beispiel heranholen, das nicht unmittelbar aus dem Unterricht stammt, aber allgemein bekannt ist. Jemand soll sich aus zwei Paaren gleicher Leisten einen rechteckigen Rahmen zusammennageln. Der Rahmen bleibt aber nicht fest, sondern verschiebt sich immer wieder zum schiefen Parallelogramm. Um das zu verhüten, bringt man eine Versteifung an, am besten in der Länge der Rechteckdiagonale, aber jede andere tut es auch. Wer das *Bedürfnis* nach einer solchen Versteifung empfindet, hat ein unbewußtes oder doch unformuliertes Gefühl für die mathematische Tatsache, daß durch drei Seiten ein Dreieck eindeutig bestimmt ist. Der Mathematiker spricht diese Tatsache in der Regel durch den Kongruenzsatz SSS (Dreiecke sind kongruent, wenn sie in den 3 Seiten übereinstimmen) aus. Also der Wunsch nach einer solchen Versteifung ist ein unbewußter Besitz des Kongruenzsatzes SSS.

Es wäre von der allergrößten Wichtigkeit zu untersuchen, wann ein Kind von selbst auf dieses Bedürfnis der Versteifung kommt. Sein Spiel z. B. mit dem Stabilbaukasten muß ihm sicher Gelegenheit in Fülle dazu bieten. Man müßte dabei sorgfältig vermeiden, daß das Kind die Sache nicht von anderen als Anregung erfährt, obwohl es dann immer noch interessant wäre zu beobachten, wie rasch und unter welchen anfänglichen Mißverständnissen es die Anregung aufnimmt. Ich weiß nichts von solchen Beobachtungen, aber ich bin davon überzeugt, daß Kinder von selbst auf die Versteifung kommen. Hat sich ja doch dieser praktische Handgriff der Versteifung in jedem Handwerk ganz unabhängig von *Euklid* und Kongruenzsatz SSS eingestellt.

Wieder stehen wir hier vor der Frage, was an diesem Gedanken das eigentlich Mathematische ist. Ist es die Sacherkenntnis, die sich in dem Bedürfnis nach Versteifung ausspricht, oder ist es die euklidische Formulierung des Kongruenzsatzes SSS oder eine ähnliche? Ich treibe diese Frage noch weiter.

Der Begriff der Veranlagung ist ja heute noch fast ganz ungeklärt. Trotzdem spricht man oft und gern von Veranlagung, und gerade mathematische Veranlagung ist bei Kindern häufig ganz unbestreitbar vorhanden. Ist nun *der* schon mathematisch begabt, der sehr bald das Bedürfnis nach der Versteifung hat, oder ist es erst der, der *außerdem* jenes Formalempfinden — ich sage ruhig: Jenes bürokratische Empfinden hat, das sich eben in dem Gefallen an der Ausgestaltung des Kongruenzsatzes SSS und seiner Zusammenhänge und in dem leichten Erfassen oder gar Formen solcher Ausgestaltungen und Zusammenhänge äußert?

Daß ich hier von einem bürokratischen Empfinden spreche, hat seinen guten Grund. Es gibt ja in der Tat Menschen mit einer gewissen Vorliebe und einem raschen Sicheinfühlen in die Formen amtlichen Verkehrs. Für solche Menschen haben jene bürokratischen Formen ein Leben, das dem Außenstehenden ganz entgeht. Es gibt also zweifellos auch bürokratisch veranlagte Menschen, die das Bedürfnis haben, alle Inhalte menschlichen Lebens rasch in gewisse Formen einzufangen, eben die Formen, die sich im amtlichen Verkehr, besonders auch im Rechtsleben herausgebildet haben. Auch daß sich solche Formen herausentwickeln konnten, geht ja doch in der Hauptsache auf diese so formal veranlagten Menschen zurück. Der Typus des geschickten Verwaltungsjuristen ist die höchstentwickelte Form dieser Klasse Mensch. Ich vermute stark, daß die Veranlagung, die sich hier erkennen läßt, dieselbe ist, die sich auch mit Geschick der euklidischen Formen unseres mathematischen Betriebes bemächtigt, denn in beiden Fällen werden Lebensäußerungen, die rein gefühlsmäßig hervortreten, in ein Schema eingefangen. Daß dieses Schema sich in unserem Falle auf die besonderen mathematischen Inhalte des Lebens erstreckt, und daß es die Vorzüge der Knappheit und logischen Sicherheit vor allen anderen Schemen in überragendem Maße an sich trägt, halte ich nicht für so wesentlich. Auch das juristische Verfahren hat es ja an logischer Kraft und Geschlossenheit zu sehr ansehnlichen Leistungen gebracht.

Wie dem auch sei, ich sehe jedenfalls in dem Ganzen der mathematischen Veranlagung einen stark inhaltlichen Zug (Beispiel das Bedürfnis nach Versteifung) und einen stark formalen (Beispiel *Euklid*). Ich neige der Ansicht zu, daß beide Züge zusammen erst den richtigen Mathematiker ergeben, daß es andererseits aber Mathematiker gibt, die mehr nach der einen, und solche, die mehr nach der anderen Seite hinneigen. Ich bin allerdings geneigt, meine Zuneigung eher dem Inhaltstypus zu schenken, obwohl ich mich selbst mehr zu dem formalen Typus rechnen möchte. Gerade vielen genialen Mathematikern — ich nenne etwa *Fermat*, *Riemann*, *Steiner* — war ja der mathematische Formalismus zuletzt häufig so nebensächlich, daß sie sich damit begnügten, ihre mathematischen Erkenntnisse einfach mitzuteilen und die Beweisführung anderen zu überlassen.

Ich wollte nur einmal die Aufmerksamkeit auf diese Dinge lenken, weil es mir nötig erscheint, daß ihnen gerade im Unterricht mehr Beachtung geschenkt wird, und daß möglichst viele seelenkundlich interessierte und womöglich auch geschulte Menschen solchen Fragen methodisch nachgehen. Ob die Ergebnisse der Forschung schließlich im Sinne meiner Vermutung ausfallen, bleibt abzuwarten, ist auch nicht so wichtig. Wichtiger ist, daß solche Fragen überhaupt in den Vordergrund des Unterrichts treten. Denn damit ist der Anfang gemacht zu einer Reformation des Unterrichts überhaupt. Sobald im pädagogischen Denken unseres Volkes die Vorliebe für seelenkundliche Fragen zu überwiegen anfängt, ist nämlich die Herrschaft des Stoffes gebrochen, und die Notwendigkeit, gewisse Lehrstoffe vorzuschreiben und mit einem Mindestmaß von Lehrstoffen das Kennzeichen gewisser Bildungsgrade

und Berechtigungen zu verbinden, wird angezweifelt. Ich erhoffe mir dann einen Unterricht, der unbekümmert um das Maß des Stoffes darauf aus ist, die nunmehr in ihren Elementen erkannte mathematische Fähigkeit durch selbständige Betätigung zur Entwicklung zu bringen. Ein *so* gebildeter junger Mensch dürfte dann einen Stoffhunger zeigen, dem alle unsere heutigen Schuldarbietungen längst nicht mehr genügen werden.

Über mathematische Begabung

Von Univ.-Prof. Dr. E. BEKE (Budapest)

Oberstudiendirektor *Walter Vogt* hat sich im vorangehenden Artikel, welcher mir von seiten der Redaktion eingesandt wurde, mit einer wichtigen psychologischen Frage beschäftigt. Als Mathematiker und Pädagoge, der 18 Jahre hindurch an Mittelschulen, und über 20 Jahre an der Universität unterrichtete, kann ich nur mit der größten Freude die Absicht des Oberstudiendirektors *Vogt* begrüßen, daß er aus dem Rahmen der mathematischen Unterrichtsfragen heraustretend, allgemeinere psychologische Probleme behandelt. Seine Hauptfrage ist die der mathematischen Begabung, d. h. die Offenbarung dieser Begabung in dem mittleren Unterricht. Es ist sehr beachtenswert, was er von der zwiefachen Veranlagung sagt. Seine zwei herausgegriffenen Beispiele sind bezeichnend. Das erste bezieht sich auf die euklidische Form des Unterrichtes, das zweite auf den praktischen Sinn des Schülers. Ich möchte gleich bemerken, daß, meines Wissens, ein streng euklidischer Unterricht, d. h. ein axiomatischer Aufbau und in die euklidische logische Form gepreßter geometrischer Unterricht, einige englische, amerikanische und italienische Schulen ausgenommen (in den letzteren sogar die Spuren der neuen *Hilbertschen* Behandlung) in keinem Lande vorhanden ist. Es ist wohl allbekannt, daß sogar in England, wo *Euklid* seit mehreren hundert Jahren der einzige Lehrstoff war, am Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Lehrern eine sehr starke antieuklidische Reformbewegung einsetzte. Was die Studenten selbst anbelangt, das zu charakterisieren, genügt, was ein Schüler wohl die Gefühle der Gesamtheit ausdrückend, in sein *Euklid* geschrieben:

If there should be another flood
Hither for refuge, fly
Were the whole world submerged
This book would still be dry.

Sollten wir wieder eine Sintflut haben,
Komm hierher mein Freund, ich lade dich ein;
Mögen untergehen alle Gottesgaben,
Dieses Buch allein wird immer trocken sein.

Meiner Ansicht nach, welcher ich auch in meinem Referat in der internationalen mathematischen Unterrichtskommission in Paris 1914 Ausdruck gab, gehört *Euklid* d. h. die euklidische, streng logische Methode nicht in die Mittelschule, sondern auf die Universität. Kein einziger Lehramtskandidat der Mathematik dürfte es unterlassen, sich eingehend mit Euklid zu befassen. Dieses schönste und erhabendste Gebäude des mathematischen Geistes muß in jedem, der diese Wissenschaft unterrichtet, hoch aufgerichtet, lebendig wirken. Nicht um es den Kindern zu übermitteln, sondern um die mathematische Bildung des Lehrers zu fördern, um beim Unterricht aus der Fülle schöpfen zu können. Ich kann mich in dieser Beziehung auch auf einen der größten deutschen Mathematiker, auf *Jacobi* beziehen, der gleichzeitig auch einer der besten Lehrer war. Seine, leider zu wenig bekannte Äußerung vom Jahre 1846 lautet: „. . . Die Strenge der geometrischen Beweise ist eine Erfindung der Griechen, welche dem menschlichen Verstande nur zur höchsten Ehre gereicht . . . Dem Knaben, dem diese Welt der geometrischen Formen noch eine gänzlich fremde ist, mit den ersten Vorstellungen, die man ihm davon überliefert, zugleich schon zuzumuten, sich darin in der Weise folgerechten Denkens nach systematischem Fortschritt zu bewegen, scheint keine gute Pädagogie. Ich schreibe diesem Mißverhältnis hauptsächlich das beachtenswerte Phänomen zu, daß zwar von den anderen Unterrichtsgegenständen eine Färbung, ein Interesse im späteren Leben zurückzubleiben pflegt, von den mathematischen dagegen, bei der größten Mehrzahl der Lernenden, jede Spur, bis auf die Erinnerung schwindet, während doch gerade diese Formen, diese Proportionen, deren Gesetzmäßigkeit und Zusammenhang den jugendlichen Scharfsinn beschäftigt hat, uns auch in der Folge fortwährend umgeben und ihre Fragen an uns richten . . .“

Wir könnten mit *Jacobi* sagen, es ist eine verfehlte Pädagogik, besonders eine Verkennung der seelischen Anlagen des Kindes, wenn man am Anfang des mathematischen Unterrichtes gleich die streng logische, sagen wir, euklidische Methode anwendet. Die Verbreitung der psychologischen Forschung hat auch dieses Verfahren beinahe gänzlich zurückgedrängt. Noch vor einem halben Jahrhundert war es anders. Vor 40 Jahren war es mir vergönnt in mehreren deutschen Schulen zu hospitieren. Die Eindrücke, welche ich damals erhielt, wirkten besonders fruchtbar auf meine pädagogische Wirkung. Aber unter den vielen ausgezeichneten Erfahrungen die ich machen konnte, waren auch einzelne, welche die damalige, in mancher Beziehung zurückgebliebene mathematische Pädagogik kennzeichneten. In einer unteren Klasse einer Realschule ließ der Lehrer, den übrigens der Direktor (Philologe) als den besten Mathematiklehrer der Schule lobte, indirekt beweisen, daß von den zwei Schülern, von Peter und Paul, Peter größer sei als Paul. Wäre nämlich — so mußte der kleine Junge folgern — Peter nicht größer als Paul, so wäre Paul entweder gleich, oder größer als Peter. Nun ist aber Paul weder gleich, noch größer als Peter, folglich muß Peter größer sein als Paul. Abgesehen von der Illogik dieser Schlußweise, war es wirklich verblüffend aus

dem Munde dieser Kleinen solche euklidische Form des Gedankenganges zu hören. Übrigens genügte mir damals zur Beurteilung des pädagogischen Sinnes dieses Lehrers, als er einem unaufmerksamen Schüler zurief: „Für das mußt du zur Tafel!“ . . . Von Psychologie war damals, wenigstens dort, keine Spur! Diese Zeiten der pädagogischen Verirrungen sind vorüber.

Die Reformbewegung, welche eben um diese Zeit ansetzte, hat seither, besonders in dem mathematischen Unterricht ihre reifen Früchte getragen. Der Geist meines verewigten Lehrers *Felix Klein*, der mit Wort und Schrift als Apostel der mathematischen Reformbewegung bis zu seinem leider viel zu frühen Tode wirkte, durchdrang die Lehrer nicht nur Deutschlands, sondern weit und breit über den deutschen Ländern. Aus den, mir zu Gebote stehenden neueren deutschen Schulbüchern ersehe ich, daß in keinem einzigen die Axiomatik vorangestellt ist, und in keinem einzigen finde ich das Axiom, welches Oberstudiendirektor *Vogt* als eklatantes, so geistreich als bürokratischen Gedankengang bezeichnetes Beispiel erwähnt.

Ich fühlte immer während meiner Tätigkeit an den mittleren Schulen, daß der schwerste Teil des mathematischen Schulunterrichtes eben der Anfang der systematischen Geometrie ist. Die Schüler, welche im propädeutischen, intuitiven geometrischen Unterricht schon mit den geometrischen Gebilden ganz gut bekannt sind, und durch die experimentelle Geometrie (die besonders in den englischen Schulen so ausgezeichnet gepflegt wird) oder sogar durch die praktische Geometrie auch so manche Konstruktionen fertigstellten, sollen jetzt mit den Beweisen, welche manchmal — um *Schopenhauers* Ausdruck zu gebrauchen — Mäusefallbeweisen ähneln, belästigt werden.

Es ist besonders schwer, den Unterricht so zu gestalten, daß der Lehrer den wichtigsten, sozusagen einzigen Rat Prof. *Felix Kleins* immer befolge. Es ist bezeichnend, daß dieser tüchtige Mathematiker, der in seinen späteren Jahren öfter über Elementarmathematik und mathematische Pädagogik las, am Ende seiner Vorlesung den komprimierten Rat erteilt: „Seien sie nur nicht langweilig!“ Es ist schwer diesen Rat zu befolgen, wenn man einen strengen mathematischen Unterricht erteilen will. Es ist wohl eine schwere, vielleicht die allerschwerste pädagogische Aufgabe, die Kinder ohne jedwede Diskontinuität von dem propädeutischen Unterricht in die höhere Stufe zu überführen und zu erreichen, daß die Schüler die *Notwendigkeit* fühlen sollen, daß das, was ihnen mit dem gesunden Menschenverstand einleuchtete, auch eines Beweises bedarf. *Hadamard*, Professor am Collège de France, sagte es treffend eben in bezug auf den geometrischen Unterricht: „C'est par le bon sens, que les commençants doivent comprendre les verités qui relèvent du bon sens quand ce ne serait que pour eviter cette erreur, si fréquant et si dèplorable, de croire que les Mathematiques et les bons sens sont deux choses opposées. Le rigeur viendra plus tard, lorsque la nécessité en sera apparu.“ (Mit dem gesunden Menschenverstand müssen die Anfänger die Wahrheiten erkennen, welche aus dem gesunden Menschenverstand entstammen, wenn man den so häufigen und bedauernswerten Fehler vermeiden will, daß man glaubt, die Mathematik und der gesunde Menschenverstand

sind zwei verschiedene Sachen. Die Strenge kommt später, wenn schon die Notwendigkeit erschienen ist.) Diese Ansicht, welche *Hadamard* so präzise formuliert und welche den modernen psychologischen Forschungen so vollkommen entspricht, habe ich schon vor sehr vielen Jahren in meinen Lehrbüchern ausgesprochen und realisiert und sogar in meinen Universitätsvorträgen (sowie auch in meinem Handbuch der Differential- und Integralrechnung) habe ich, wo es nur angezeigt war, die Sätze immer zuerst auf einem anschaulichen Wege beiläufig behandelt, und dann erst mit der notwendigen Strenge bewiesen, nachdem die *Notwendigkeit* eines strengen Beweises klar hervorgetreten ist. Dies scheint mir von pädagogischem, psychologischem und auch wissenschaftlichem Standpunkte aus der richtigste Weg zu sein entgegen demjenigen, welcher von Anfang an auf einem wissenschaftlich strengen, aber vom Studenten nicht verstandenen Wege vorgehen wollte. Überhaupt wird die sog. Strenge in der Mathematik sehr oft falsch aufgefaßt. Das prachtvolle Gebäude der euklidischen Geometrie hat eine solche Bewunderung des formellen, streng logischen Aufbaues hervorgerufen, daß man oft die Form mit dem Inhalt verwechselte. Sogar *Spinoza* schrieb seine Ethik in dieser Form in dem Glauben, dadurch die Strenge seines Systems gesichert zu haben. Jeder, der sich mit dem psychologischen Charakter des Unterrichts beschäftigt, sollte immer vor Augen halten, was *Picard* über die Strenge sagt: ,,La vraie rigueur est féconde, se distinguant par la d'une autre purement formelle et ennuyeuse, qui repand l'ombre sur les problèmes qu'elle touche.“ (Die wirkliche Strenge ist fruchtbar, und eben dadurch unterscheidet sie sich von der anderen, welche rein formell und langweilig ist und welche über die Probleme, welche sie berührt, Schatten wirft.)

Ich glaube, in ganz Deutschland findet sich keine Schule, wo man sich so streng an *Euklid* halten würde, daß man den zweiten Satz *Euklids* (welcher eigentlich dem, von Oberstudienrat *Vogt* im vorangehenden Artikel behandelten Beispiel entspricht) lehren würde. Der Grund liegt meines Erachtens in dem besonderen Umstande, daß *Euklid* das Lineal und Zirkel (soweit überhaupt von diesem Instrument bei ihm die Rede sein kann) ausschließlich zum Ziehen von Geraden und Kreisen benutzte, nicht aber als Meßinstrument, welches von einem Orte zum andern getragen werden könnte. Hingegen werden diese geometrischen Instrumente jetzt schon in jeder Schule auch als Meßinstrumente zur einfachen Übertragung von Distanzen usw. benutzt. Das angeführte Beispiel, d. h. die Einprägung des ersten Grundsatzes von *Euklid* beim Vergleich zweier Entfernungen, wird wohl sehr selten in den Schulen vorkommen. Ich selbst habe es während meiner langen Wirksamkeit an den Mittelschulen, in diesem Zusammenhange kein einziges Mal benützt, und es hat sich auch niemals ereignet, daß einer meiner Schüler (unter denen so manche stark begabte waren) auf diese abstrakte, und formale Gedankenreihe gekommen wäre. Ich hätte mich jedenfalls gewundert, wenn einer die Gleichheit zweier Strecken auf diesem Wege erforscht hätte und nicht durch einfache Übertragung des Meßinstrumentes. Ich hätte unbedingt gewußt, daß der Junge — wenn er von selbst darauf gekommen wäre —

einen starken logischen Sinn hat, und vielleicht nicht zu starken praktischen Sinn besitzt.

Das zweite Beispiel des Oberstudiendirektors *Vogt*, das der Versteifung, ist meines Erachtens eher ein Zeichen des mechanischen, als des mathematischen Sinnes. Es ist bezeichnend, daß Herr Oberstudiendirektor *Vogt* gerade solche zwei Beispiele zur Beurteilung der mathematischen Begabung herangezogen hat. Als wenn er die zwei Riesen der alten mathematischen Schule: den Formalistiker, den Logiker *Euklid* und den Praktiker *Archimedes* vor Augen gehabt hätte.

Ich kann also die angeführten Beispiele noch nicht als Zeichen einer direkten mathematischen Begabung ansehen. Nichtsdestoweniger besteht wirklich eine Dualität in den mathematischen Anlagen, sowie es Oberstudiendirektor *Vogt* behauptet. Auf diese Zwiefältigkeit hat *Henri Poincaré* in seiner Arbeit „La valeur des sciences" deutlich hingewiesen. Er meint, es gibt zweierlei mathematische Geistesrichtungen, man könnte auch sagen, zweierlei Veranlagungen. Er nennt sie Analytiker und Geometer, oder Logiker und intuitive Naturen. Wenn *Felix Klein* die abstraktesten Fragen der Funktionentheorie behandelt, denkt er auch geometrisch. Oder *Minkowski*, der sogar die Zahlentheorie, welche allem Anscheine nach ganz fern von der Geometrie steht, auch mit geometrischen Mitteln behandelt. Hingegen sind *Weierstrass*, *Hermite*, und so viele andere, echte logische Naturen, welche alles mit der Methode der Analysis bearbeiten. Und diese Zwiespaltigkeit ist nach *Poincaré* (den wir aber in dieser Beziehung nicht voll beistimmen können) nicht Sache der Erziehung, es soll eine direkte individuelle Veranlagung sein. Meines Erachtens hat auch die mathematische Erziehung einen bedeutenden Einfluß auf die Einseitigkeit der mathematischen Tätigkeit, obwohl die logische oder intuitive Veranlagung eine individuelle Gegebenheit zu sein scheint. Es sind wohl auch solche Mathematiker, deren Veranlagung keine bestimmte Einseitigkeit aufweist. Ich möchte von den älteren *Newton*, oder den alles wissenden *Gauß* und von den neueren nur *Hilbert*, *Picard* oder *Hadamard* nennen, welche nicht nur in der Analysis sondern auch in der Geometrie tüchtiges leisteten.

Ich verweilte vielleicht zu lang bei dieser, anscheinend speziell pädagogisch-mathematischen Unterrichtsfrage. Ich tat es in dem Bewußtsein, daß diese Frage nicht so speziell ist, wie sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Es wird nicht nur im mathematischen Unterricht, sondern überhaupt bei jedem Unterricht, und bei jeder seelischen Beschäftigung oft gesündigt, wenn man das bloß Formelle zu stark in den Vordergrund stellt, und besonders, wenn man vor dem Erwachen des lebendigen Interesses, vor dem Erwachen des Gefühls der Notwendigkeit das eigentlich Wissenschaftliche vermitteln will. Das, was dem Durstigen Labung und Befriedigung bietet, kann demjenigen, der keinen Durst hat, eine unverdauliche Plage sein.

Nach Feststellung dieser, wohl allbekannten, aber nicht genug oft verkündeten psychologischen Tatsache möchte ich mich eingehender mit der Hauptfrage des Oberstudiendirektors *Vogt* beschäftigen, die sich auf die Art

des Erkennens der mathematischen Begabung bezieht. In dieser Beziehung würden wir viel mehr wissen, wenn auf die psychologische Erziehung der Jugend mehr Gewicht gelegt wäre und wenn in den Biographien, besonders in den Selbstbiographien der großen Gelehrten mehr Material über ihre frühe Kindheit und Jugend uns zur Verfügung stünde. In bezug des Erkennens der Veranlagung ist schon sehr viel gesündigt worden. Nicht nur an den Mittelschulen, wo es eigentlich weniger gefährlich ist, sondern auch höher. Einer unserer genialsten, nicht nur in Ungarn, sondern auch im Ausland hochgeschätzten Mathematiker war in den unteren Klassen der Mittelschule ein sehr schlechter Rechner; die dort gelehrten wirtschaftlichen Rechnungen interessierten ihn überhaupt nicht, so daß er nur schwer in Mathematik durchkam. Aber der Anfang des algebraischen Unterrichtes, besonders der Gleichungen, und noch mehr der geometrische Unterricht interessierte ihn in solchem Maße, daß seine besondere mathematische Begabung aus der Tiefe seiner Seele plötzlich emporblitzte. *Galois,* eines der größten Genies des Menschengeschlechtes, wurde zweimal von den Examinatoren der Polytechnischen Schule zurückgewiesen. *Poincaré* wurde erst nach der zweiten Prüfung aufgenommen, bei der ersten wurde er zurückgewiesen. *Abel,* der geniale schwedische Mathematiker, wurde von *Cauchy* verkannt, und sehr viele andere wurden nicht genügend gewertet. Es ist wohl eine wichtige Frage den Grund dieser Zurückweisungen und Verkennungen, welche so oft in der wissenschaftlichen Welt vorkommen, zu ergründen. Ich meine, diese traurigen Erscheinungen haben ihren Grund darin, daß eben manche der größten Gelehrten (wohl auch die Künstler) mit ihren eigenen Gedanken so in Anspruch genommen sind, daß sie fremden, besonders den jungen genialen Forschern eigentümlichen, originellen, von den ihrigen grundverschiedenen Gedankengängen gegenüber kein genügendes Einfühlungsvermögen und keine Aufnahmefähigkeit besitzen.

Nicht weniger schwer ist die Erkenntnis der speziellen Anlagen bei den Kindern in den Mittelschulen. Es ist eine alte Frage, ob überhaupt das Erlernen der Mathematik eine besondere Begabung benötigt. Es war eine Zeit, wo man überzeugt war, daß nur spezifisch Begabte Mathematik erlernen können. *Felix Klein* bezieht sich auf einen der berühmtesten deutschen Architekten, der ihm gegenüber dasselbe behauptete und die Schulmathematik für vollkommen überflüssig erklärte. Es ist wohl psychologisch interessant, daß eine solche Auffassung in keinem anderen Fach des Schulunterrichtes Raum gewinnen konnte. Ich glaube, daß diejenigen, welche eine besondere mathematische Begabung zum Erlernen der Schulmathematik für nötig erachten, die Sache übertreiben, oder wenigstens einzelne spezielle Schulen vor Augen haltend, ungerecht verallgemeinern. Ich bin der Ansicht des berühmten, und vielleicht eines der besten deutschen Lehrer *Schellbach,* der behauptete, daß die Schulmathematik keine besondere mathematische Begabung benötigt, sondern für jedermann mit gesundem Menschenverstand zugänglich ist. Ich möchte noch hinzufügen, daß der Lehrstoff so zusammengestellt und eine solche, der Auffassung und dem Interessenkreise des Kindes entsprechende Lehrmethode angewendet werden müßte, daß die Schulmathematik keine be-

sondere Begabung benötige. Die Möglichkeit dieser Auswahl und dieser Behandlung ist meiner Überzeugung und langjähriger Erfahrung nach vorhanden.

Die, über den Durchschnitt greifende Begabung, deren Erforschung Herrn Oberstudiendirektor *Vogt* beschäftigt, ist natürlich eine Seltenheit. *Rademacher* und *Toeplitz* beschäftigen sich mit dieser Frage in ihrem wertvollen, in ihrer Gattung alleinstehendem neuen Buche ,,Über Zahlen und Figuren", wo sie behaupten, daß ,,mathematisch begabt, d. h. begabt, neue mathematische Wahrheiten selbst zu entdecken, nur wenige sind. Aber auch musikalisch etwa sind nur wenige in dem Sinne, daß sie selbst Stücke von einigem Wert komponieren könnten. Trotzdem gibt es viele musikalische Menschen, die Musik auffassen, vielleicht reprodzuieren können, jedenfalls Freude daran haben. Wir glauben, die Quote der Menschen, die einfache mathematische Dinge rezipieren können, ist nicht geringer als die Quote derer, die man gemeinhin musikalisch nennt — wofern es nur gelingt, die Scheu wegzuschieben, die so viele auf Grund gewisser Jugenderlebnisse allem Mathematischen bewahren." Es handelt sich also nicht darum, wie man die allgemeine Begabung zum Rezipieren der Mathematik erkennt, sondern darum, wie man diejenige besondere Begabung frühzeitig erkennen könnte, welche, wie *Rademacher* und *Toeplitz* treffend sagen, sich in der Auffindung neuer mathematischer Wahrheiten offenbart. Nur möchte ich hinzufügen, daß das ,,Neue" bei den Schülern nicht im absoluten Sinne zu nehmen wäre, sondern in dem Sinne, daß sie *dem Schüler* völlig neu sei. In diesem Sinne ist die mathematische Begabung die Äußerung einer starken Selbständigkeit im Denken. Diese Begabung zeigt sich meines Erachtens und meiner Erfahrung gemäß weder in der Anpassung an die euklidische Art der Deduktion, noch in der Offenbarung des archimedischen praktischen Sinnes, sondern in der selbständigen, originellen Art der Aneignung des Lehrstoffes, in der gleichzeitigen zusammenfassenden Beherrschung des ganzen, oder wenigstens des überaus großen Teils des Materials, in der fanatischen Liebe zur Mathematik, in dem Maße der — über die Schulmathematik hinausreichenden — Vertiefung in die Wissenschaft, in der besonders charakteristischen Fähigkeit in den einfachen, mathematischen Tatsachen das eigentliche Mathematische herauszufinden, wie es an einigen schönen Beispielen in dem erwähnten *Rademacher-Toeplitz*schen Buch zu ersehen ist, in der Erfassung des Mathematischen in allen physikalischen, chemischen, sogar ökonomischen Problemen, welche in der Schule behandelt werden, in der geometrischen, besonders stereometrischen Phantasie, und besonders in der Invention, welche sich bei Behandlung der mathematischen Aufgaben offenbart.

Weder der eine, sagen wir logische Sinn, noch der andere, der geometrische Sinn, auch nicht die gelegentliche Offenbarung beider, genügt zur Bestimmung der besonderen mathematischen Fähigkeit. Es kommen sogar bei ganz kleinen Kindern manchmal so frappante Offenbarungen vor, daß man glaubt, bestimmt eine mathematische Begabung vorzufinden. Ich will von den vielen Fällen, die mir zur Verfügung stehen, nur einige Wenige erwähnen. Ein sieben-

jähriges Mädchen spielte mit ihrer kleineren Schwester ein selbsterfundenes und von ihr als Spielrechnen" bezeichnetes Spiel etwa in folgender Art: „Das und das ist 6. Wieviel ist ‚Das'?" usw. Es kamen auch kompliziertere Fragen. Das Kind erfand die Gleichungen, und wurde keine Mathematikerin. — Ein anderes sechsjähriges Kind war auch eine starke Denkerin. Sie verlangte von mir eine Rechenaufgabe. Um Ruhe zu haben, stellte ich ihr die in den Schulen so oft behandelte Aufgabe: Der Vater ist 36 Jahre alt, das Kind 6 Jahre alt; wann wird der Vater zweimal so alt sein als das Kind? Ich muß bemerken, daß ich, wie schon erwähnt, die Aufgaben in der Schule womöglich immer zuerst ohne jedwedem Mechanismus, bloß mit dem gewöhnlichen Menschenverstand lösen ließ, aber bis zu dieser Zeit die genannte Aufgabe nur durch Gleichungen zu lösen pflegte, weil es mir nicht eingefallen ist, wie man dies, ohne die Gleichung aufzustellen, lösen könnte. Von dem Kinde habe ich es gelernt, eine solche Aufgabe mit dem gewöhnlichen Menschenverstand zu lösen. Das Kind rechnete (natürlich im Kopfe) und sagte: in 24 Jahren. Wie rechnetest Du, fragte ich. Und das Kind antwortete: Der Vater ist 36, das Kind 6 Jahre alt. Der Vater ist also um 30 Jahre älter als das Kind. Er wird *immer* (es betonte das „immer") um 30 Jahre älter sein; also, wenn das Kind 30 Jahre zählt, wird der Vater 60 Jahre, also zweimal so alt sein als das Kind. Das ist in 24 Jahren. Und aus dem Kinde wurde keine Mathematikerin. Das, was sie sagte, und was sie in vielen anderen Beziehungen offenbarte, zeigte auf einen starken logischen Sinn, aber ihr Interessenkreis war in manchen anderen Dingen überwältigender als in der Mathematik, oder vielleicht fehlte es an einer zielbewußten Führung in der mathematischen Richtung. — Ich könnte auch mehrere Fälle aus meiner Praxis aufzählen, um zu demonstrieren, daß weder der analytische, noch der geometrische Sinn, welche sich in der Mittelschule offenbaren, als sichere Zeichen einer mathematischen Begabung gelten können. Jedenfalls ist die, übrigens seltene, starke Vereinigung beider ein Zeichen von besonderem mathematischen Interesse so wie es beim Herrn Oberstudiendirektor *Vogt* sich offenbart, der eines der abstraktesten Gebiete der Geometrie, die *Cliffordschen* Parallelen, schon in seinen jüngeren Jahren mit analytischen und mit geometrischen Mitteln behandelte. Diejenigen meiner gewesenen Schüler in der Realschule und am Mustergymnasium, aus denen sehr bedeutende, von der gesamten Gelehrtenwelt anerkannte Mathematiker geworden sind, zeichneten sich besonders durch die enorme Leichtigkeit der Auffassung, durch die Liebe zur Mathematik, durch den beinahe unstillbaren Durst nach weiterem mathematischen Wissen und durch Invention bei Behandlung der Probleme aus.

Wolfgang v. Bolyai, der berühmte ungarische Mathematiker, Jugendfreund von *Gauß*, schreibt in einem Briefe an *Gauß* über die Fähigkeiten seines Sohnes *Johann*, aus dem der weltberühmte Begründer der nichteuklidischen Geometrie wurde. „Mit 13½ Jahren — schreibt der Vater — war er schon beinahe mit *Euklid* fertig, er studierte *Euler*, liebt Differential- und Integralrechnung, und ist kaum zu befriedigen, so hastig ist er im Vorwärtsschreiten. Seine Klarheit, Schnelligkeit und Leichtigkeit sind hinreißend, er hat einen

schnell und vielfassenden Kopf, und manchmal Blitze von Genie, die mehrere Reihen auf einmal mit einem Blicke findend durchsehen usw.“ *Johann von Bolyai* zeigte übrigens schon in seiner frühesten Jugend eine außerordentliche mathematische Begabung, worüber *Wolfgang* schon im Jahre 1807 an *Gauß* sehr interessante Einzelheiten schreibt. „Er ist fünfjährig, schreibt *Wolfgang*, ich lehre ihn noch nicht, doch im Spiele hat er viele Gestirne am Himmel kennen gelernt, und die gewöhnlichen geometrischen Gestalten u. dgl., er macht von seinen Begriffen auch schickliche Anwendungen, z. B. er zeichnet selbst die Lage der Sterne in den Gestirnen mit Kreide — einmal noch im vorigen Winter schnitt er eine „Tartuffel“ und rief aus „Hi! Vater was ich fand, ein Tartuffel-Sinus eines Tartuffelbogens“, und so war es. — Wieder als er auf dem Land den Jupiter erblickte, sagte er, „wie ist es, daß man den auch von der Stadt und auch von da sieht, er muß weit sein.“ — Wieder an drei entlegenen Orten, wo er gewesen ist, verlangte er, ich sollte sie mit einem Worte bezeichnen. Ich wußte es nicht; nun fragte er, ob das eine mit dem anderen in einer Linie wäre, und so alle nach der Reihe, und sagte, „also ist es ein Triangel“ u. dgl. Er hat eine große Lust am Papierschneiden mit der Scheere, einmal schneidet er ein Dreieck, es war rechtwinklig, nun wiewohl ich ihm nichts von den Arten der Triangel jemals sagte, sprach er, dies sei so ein Dreieck, wie ein halbes Rectangel . . .“

Aus diesen, und aus den wenigen Daten, welche uns in bezug der Jugendjahre von *Pascal, Abel, Galois, Gauß* bekannt sind, wissen wir ebenfalls, daß die Erkenntnis der besonderen Begabung auf den oben genannten Merkmalen, auf der Summe dieser Merkmale beruht.

In jedem Fach könnte man dieselben Fragen aufwerfen, aber Mathematik und Musik scheinen mir doch am besten geeignet zu sein, um die psychologischen Untersuchungen in bezug auf Fähigkeiten anzustellen. Teils weil diese Begabungen sich zumeist in früher Jugend entwickeln, teils weil diese Zweige menschlicher Offenbarungen am einfachsten und von den übrigen beinahe völlig isoliert erscheinen; besonders die Mathematik scheint das geeignetste Feld dieser Untersuchungen zu sein, weil hier die Gefühlsmomente, die die Übersicht verdunkeln könnten, beinahe völlig fehlen.

Was kann die Individualpsychologie zur mathematischen „Begabung“ sagen?

Bemerkungen zu den Beiträgen von Oberstudiendirektor *Walter Vogt* und Univ.-Prof. Dr. *E. Beke*

Von Dr. ALFRED ADLER

Die beiden hervorragenden Mathematiker mit ihrer großen Erfahrung im Unterricht entheben uns wohl der Aufgabe mit jenen zu rechnen, die alle Leistungen in der Mathematik auf eine angeborene Begabung zurückführen wollen. Auch dort, wo etwa eine frühe mathematische Leistungsfähigkeit hervortritt, ist der Einfluß von außen, noch mehr aber das „frühe Aufstehen zur Mathematik“ nicht zu verkennen.

Aus der Fülle meiner eigenen Beobachtungen auf diesem Gebiete kann ich immer nur zu dem Schlusse kommen, der sich auch in den obigen Ausführungen findet: was die Schulleistungen anlangt, so darf man von jedem nicht schwachsinnigen Kinde erwarten, daß es durchschnittlich gute Leistungen zustande bringt. Viel hängt von seiner Vorbereitung vor der Schulzeit ab, wenngleich es schwer ist zu sagen, wo da das Training steckt. Ob es alle wissen, wie man zum Boxen trainiert, ist mir ziemlich zweifelhaft.

Viel hängt vom Lehrer und seiner Methode ab. Glaubt er selbst an eine ursprüngliche Begabung, dann wird er die scheinbar Minderbegabten wohl schlecht klassifizieren, aber die Mühe bald verloren geben. In Mädchenschulen ist es ein häufiges Vorkommnis, daß die Mädchen selbst oder ihr Lehrer auf den Gedanken kommen, Mädchen seien für Mathematik nicht begabt. Was Wunder, daß viele von ihnen sich in ihr „Schicksal“ fügen und in der Mathematik eine ihre Kräfte übersteigende Aufgabe erblicken. Daß auch Knaben durch diesen Unfug mit dem Begabungswahn um jede Initiative gebracht werden können, habe ich selbst an mir und an vielen andern erlebt, die anfangs zu den schlechtesten, später zu den besten Mathematikern gehörten — letzteres als sie aufhörten an die Begabung zu glauben und ihr Schicksal in die eigenen Hände nahmen. Gibt es in der Familie eine Mutter oder einen Vater, die auch schlechte Rechner sind, dann ist es für das Kind im Falle schlechten Erfolges eine unschätzbare Erleichterung sich auf die Vererbung zu berufen.

Gelegentlich aber sieht man auch schlechte mathematische Erfolge bei Kindern, deren Bruder oder Schwester recht gute Erfolge haben. Besonders wenn dann diese guten Erfolge dem schlechten Rechner immer vor die Nase gehalten werden, geschieht es häufig, daß letzteres Kind das Rennen ganz

aufgibt. Ich habe oft schnelle Erfolge erzielt, wenn ich die obigen Irrtümer aufklären konnte.

Oberstudiendirektor *Vogt* berührt einen Punkt, den auch ich immer für wesentlich gehalten habe, wenngleich auf anderer Ebene. Das Erleben in vielen Hinsichten in Zahlen und geometrischen Bildern einfangen zu können gewährt unstreitig einen hohen Grad von Sicherheit dem Leben gegenüber. Die Pflege und das Verständnis für Mathematik sowie ihre Anwendung auf das Leben ist vielleicht eine noch größere Befriedigung des Strebens nach Sicherheit als die Kunst, das gesprochene Wort in der Schrift auszudrücken. Diese Vorteile aber bieten sich nur *dem* Kinde leicht dar, das selbständig nach Sicherheit strebt. Ist sein Lebensstil aber ein derartiger, daß es immer diese Sicherheit von anderen erwartet, oder, wie in selteneren Fällen, diese Sicherheit ohne eigene Anstrengung als gegeben empfindet, dann wird es für die Mathematik schlecht vorbereitet sein. Für solche Kinder — wie leicht zu ersehen, handelt es sich um verwöhnte Kinder — kann jeder andere Stoff leichter erscheinen als die Mathematik. Im Lesen, im Schreiben, im Zeichnen, im Auswendiglernen, in der Geographie, im Turnen, in der Naturgeschichte, Geschichte und im Aufsatz gibt es genügend Stützpunkte für ein solches Kind. In der Mathematik ist es ohne Halt, ganz auf sich und auf seine eigene Initiative angewiesen. Der größte Teil der schlechten Mathematiker stammt aus der Reihe der verwöhnten Kinder. Findet man unter ihnen einen guten Rechner, dann ist es die „mathematische Familientradition“, die da mitgeholfen hat, oder der Lehrer, der den rechten Weg der Ermutigung gefunden hat, oder ein anfänglich günstiger Erfolg des Kindes, der als Ansporn weiter wirkt.

Was Zahlen einem Menschen bedeuten können, und was sie den andern nicht bedeuten, konnte ich im Falle des hervorragenden „mathematischen Genies“ Dr. *Finkelstein* feststellen. Für ihn *leben* die Ziffern und Zahlen. Manche von letzteren liebt er, manche sind ihm widerwärtig. Er verbindet Zahlen mit geschichtlichen und biographischen Daten, deren er eine Unmenge stets im Kopfe hat. Er zerteilt größere Zahlen blitzschnell in mehr oder weniger kongruente Gebilde, gleicht sie aneinander oder sieht sie in einem genauen Gegensatz. Für ihn hat die Zahl einen bestimmten Sinn, der ihm sofort aufgeht. Er dürfte eine Zahl, die man ihm einmal vor Monaten vorgelegt hat, sicher nach Monaten wieder als alte Bekannte begrüßen.

Daß zu solcher Fähigkeit eine stark geübte visuelle Sinnesfähigkeit gehört, dürfte als richtig angenommen werden. Daß es auch in dieser Hinsicht auf Übung und nicht auf angeborenes Talent ankommt, geht aus der wertvollen Feststellung *Tilneys* hervor, der gezeigt hat, daß selbst die hervorragenden Leistungen des Tastsinnes bei *Helen Keller* und *Laura Bridgeman*, die beide blind, taub und stumm zur Welt kamen, nicht auf einer Steigerung der Tastempfindlichkeit beruhen.

Es könnte sein, daß die visuell besser geübten Schüler einen leichteren Start in der Mathematik haben. Aber die anderen von mir angeführten Tatsachen sollten dabei nicht vergessen werden.

Kosmetik und Psychologie[1)]

Von Dr. med. ELDA LINDENFELD-LACHS (Wien)

Um einen beiläufigen, orientierenden Umriß zu geben über das Thema, wird es vielleicht gut sein, zu erläutern, was Kosmetik für den dieses Fach ausübenden Arzt bedeutet, welcher Art die Leiden und welcher Art die Menschen sind, die Abhilfe von diesen Leiden suchen.

Kosmetik ist ein Gebiet, das auf Grund seiner spezifischen Eigenart lange Zeit von Nichtärzten ausgeübt wurde und auch heute, wo schon die fachliche und psychologische Bedeutung dieses Berufes bekannt ist, hat man gewisse Schwierigkeiten, sozusagen als vollwertig anerkannt zu werden. Der oder die mit einem kosmetischen Leiden Behaftete unterscheidet sich wesentlich von anderen Patienten. Die Patienten kommen meist mit einer fertigen Diagnose zum Arzt, und wenn die Diagnose auch nicht den richtigen Namen führt, die Patienten wissen ganz genau, was sie vom Arzt haben wollen. Ganz im Gegensatz zu anderen Disziplinen, wo auf oft vage Beschwerden erst mit viel Spitzfindigkeit und Kombinationsgabe etwas oft ganz Abseitiges als Ursache dekretiert wird, was wohl auch bei meinem Fach — aber doch recht selten — vorkommen kann. Dann unterscheidet sich der kosmetische Patient von anderen dadurch, daß er strikte Abhilfe verlangt für Leiden, die oft sehr geringfügig erscheinen. In allen anderen Disziplinen wäre der Hinweis auf Harmlosigkeit genügend, um eine Beruhigung hervorzurufen. In der Kosmetik soll und muß nicht der objektive Befund, sondern das subjektiv empfundene Maß an Unlust mit dieser Entstellung der alleinige Antrieb zum Eingriff sein. Es kommt dabei sehr oft vor, daß an und für sich normale Erscheinungen, wie z. B. geringer täglicher Haarausfall, auch Schwitzen nach körperlicher Anstrengung oder im Sommer, in Unkenntnis ihrer physiologischen Natur, als störend empfunden werden und dafür Abhilfe verlangt wird. Hier muß natürlich nur Aufklärung einsetzen, die klarmacht, was normal und was krankhaft ist. Nicht immer gelingt es, die Patienten zu einer sachlichen, d. h. fachlich richtigen Bewertung ihres Leidens zu bringen. Nach meiner Privatstatistik sind es vielleicht nur 40%, die eine ruhige, adäquate Einstellung zu diesen Problemen haben. Die anderen 60% sind eigentlich nur zu verstehen, wenn man sie in ihrer Gesamteinstellung zum Leben versteht. Und erst seitdem ich die individualpsychologischen Gedankengänge kenne, habe ich einen tieferen Einblick in die Zusammenhänge bei meinen Patienten bekommen, der mir gestattete, oft und oft zu helfen, wo es ohne Psychotherapie nicht gut möglich gewesen wäre.

[1)] Vortrag, gehalten im Verein für Individualpsychologie, Wien.

Diese Patientinnen — ich habe bei Frauen mehr Erfahrung — nur die erwähnten 60 %, die allein uns hier interessieren, suchen Abhilfe in irgendeiner Entstellung und fühlen sich vorderhand gar nicht „neurotisch“. Da ich mit dem nackten Vorschlag, eine psychische Behandlung vornehmen zu lassen, sehr üble Erfahrungen machte — mit geringen Ausnahmen —, gehe ich jetzt immer so vor, daß im Verlauf der entsprechenden kosmetischen Behandlung zwanglose Aussprachen stattfinden, und eigentlich nur so „nebenher“ frage ich, bekomme Antwort und nehme dann in individualpsychologischem Sinn Einblick und Einfluß. Es mag vielleicht diese Art seicht erscheinen, aber ich komme zum Ziel, und wenn es mir nicht möglich ist, weiter zu arbeiten, so werden die Patientinnen wenigstens angeregt, selbst sich für unsere Gedankengänge zu interessieren und auf dem Wege der Selbsterkenntnis vielleicht noch besseren Vorteil zu erhalten.

Aus der so mannigfaltigen Verschiedenartigkeit meiner Patienten lassen sich doch gewisse große Gruppen abtrennen.

Die erste Gruppe sind Frauen, die unter einem Druck stehen, die immerfort die Unzufriedenheit und Nörgelei einer Beziehungsperson zu spüren haben, denen ihr körperliches Minderwertigkeitsgefühl von außen implantiert war, Frauen, die so weit kamen, daß sie — unter diesem Druck — jede Kleinigkeit (wie Wimmerl, Mitesser, Sommersprossen) sehr überwerteten, nie mit sich zufrieden waren, auch wenn ihre äußere Form wirklich tadellos war. Ich habe da eine ganze Reihe von Fällen in Erinnerung, von denen ich da vielleicht den typischesten erzähle. Eine Dame erzählt mir, daß sie schon bei einer ganzen Reihe von Kosmetikärzten gewesen sei; keiner habe den nötigen Ernst für ihr Leiden aufgebracht, man habe versucht, sie mit banalen Worten zu beschwichtigen: „Sie sei auch so schön genug“, usw., oder habe sich der Arzt mit dem Verschreiben einer sicher richtigen Salbe zufriedengegeben, sie aber fühlte sich unzufrieden, nicht gut verstanden. Diese hochgewachsene, schöne Frau von 25 Jahren hatte wirklich nichts Besonderes. Ein paar ganz winzige rote Stellen am Kinn, Rest einer leichten Acne. Ich erkundigte mich nach allen möglichen Dingen, Ernährung, Lebensweise, Sexualverkehr usw., und im Verlaufe der Hautbehandlung erfuhr ich ihre Geschichte, dem Wesen nach typisch für viele. Ihr Mann, 45 Jahre alt (sie 25), liebt sie sehr, ist aber sehr eifersüchtig, er ist stolz auf sie, freut sich über ihre Erfolge, ihre Beliebtheit in Gesellschaft, läßt aber keine Gelegenheit vorübergehen, um sie zu ducken, sie nicht hochkommen zu lassen. Er tyrannisiert sie, wo er kann, immer unter dem Deckmantel größter Liebe, vor allem macht er sie dort unsicher, wo sie den größten Vorteil gegenüber diesem um viele Jahre älteren Mann hat, in ihrer Jugend und Schönheit. Wenn sie nur die Spur einer Hautunreinheit zeigt, nennt er sie „Wimmerlkönigin“, wenn sie blaß und müde ist, sagt er: „Mir scheint, du wirst auch schon alt“, — und in dieser Weise fort. Eine noch so rationelle Hautbehandlung allein konnte hier natürlich nicht nützen. Nur die Befreiung von dem Druck, nur ihr gewonnenes Verständnis für den Mann, machte sie frei.

Der Druck, der von einem neurotischen Partner ausgeht, schafft diese

„Neurose zu zweit", die natürlich nicht immer vom Mann ausgehen muß, obwohl diese Form sehr häufig ist, auch die eigene Mutter kann es oft sein, die z. B. ehrgeizig immer an der Tochter herumnörgelt und betont: „Die anderen sehen immer besser aus", „wie ich in deinem Alter war, habe ich ganz anders ausgesehen", usw. Derlei wenig ermutigende Worte verfehlen natürlich nicht ihre Wirkung, und wir sehen dann ein scheues, gedrücktes Wesen vor uns, das immer vergleicht und immer die anderen beneidet.

Eine zweite Gruppe zeichnet sich durch ihre große Überschätzung des Mannes aus, „für den man nie schön genug sein kann"; in weiterer Linie durch übergroße Angst vor „den Menschen": „Was würden die Leute sagen, wenn sie wüßten" ... Da wird oft eine sehr mäßige Überbehaarung krampfhaft vor der Umgebung verheimlicht. Ich kannte ein Mädchen, das den Sommer, die Sonne haßte, nie ausging, damit ihre „Schande" nicht offenbar würde; ich kannte Mädchen, die ihr Leiden — speziell die Überbehaarung — so überwerteten, daß sie jeder Möglichkeit zu einer Bindung auswichen, die vollkommen abgeschlossen hatten mit dem Leben, *nie* Kinder wollten, damit diese nicht auch so litten wie sie. Diese Überwertung eines durchaus behandlungsfähigen Leidens schwand nicht immer gleich mit der Beendigung der Behandlung, und auch hier konnte ich so manches leisten durch individualpsychologische Ermutigung, z. B. durch die Erklärung, daß der Mann auch kein hundertprozentiger Held sei, der nur Anrecht auf eine Venus habe, sondern ein Mensch mit Fehlern und Vorzügen, der selber sehr oft Angst vor der Frau hat. Daß eine derartig beschaffene Patientin jetzt Mitglied eines Freikörperbundes ist, also wirklich frei und ungehemmt sich zwischen Menschen bewegt, scheint mir ein Erfolg.

Bei zwei Fällen war die Angst vor dem Mann, bzw. vor einer eventuellen Niederlage durch den Mann so groß, daß sie seltsame Blüten zeugte:

Ein etwa 23jähriges Fräulein kam zu mir mit dem Wunsch, ihren Teint pflegen zu lassen, aber mit einer womöglich lange dauernden Kur, die ja bei diesem Zustand ihrer Haut unbedingt notwendig sei. Die Haut war — bis auf eine leichte Seborrhöe (Fettabsonderung) — tadellos. Mit dem besten Willen hätte ich nicht gewußt, worin eine längere Kur bestehen und was sie bezwecken sollte. Auf meine in diesem Sinne gehaltene Mitteilung hin war sie ein wenig enttäuscht, sagte sich aber für die nächste Woche an. Das zweitemal sagte sie, ich solle doch nicht — etwa aus Sparsamkeit — die Kur unterlassen, ihr sei es sehr wichtig, notwendig sei es ja auch und sie sei sogar bereit, eine dringende Reise zu verschieben, wohl ein großes Opfer für sie, wenn sie doch eine längere Behandlung durch mich bekäme. Ich wollte Näheres über den Zweck dieser Reise hören und erfuhr, Patientin sollte nach Frankreich fahren, um zu heiraten. Der Mann, der viel reicher als sie sei, warte auf sie und sie sollte eigentlich schon dort sein. Nur die Behandlung bei mir habe sie aufgehalten. Ich erfuhr nun, daß sie, das arme Mädchen, Angst vor dieser Heirat habe, aus allen nur möglichen Gründen, und sie sagte sich: „So wie ich wirklich bin, kann ich ‚ihm' nicht gefallen, ändern will niemand etwas an mir, also werde ich eine Kette von Enttäuschungen

erleben; ich schiebe es jedenfalls so weit als möglich von mir." Diese Patientin hatte natürlich vor allem Angst. Sie war das älteste von vier Kindern und hatte nie in ihrer Familie auch nur ein Wort der Ermutigung, der Anerkennung gefunden. Wie hätte da eine Alleinbehandlung der Haut nützen können? Schon bei diesem Fall kann man den Mechanismus sehen: Flucht in das Gefühl „ich bin ja häßlich", um die Verantwortung für die Lösung einer Aufgabe, wie sie ja die Ehe darstellt, von sich zu schieben.

Noch deutlicher kommt dies bei einem zweiten Fall zur Ansicht, den ich voriges Jahr in der „Wiener Medizinischen Wochenschrift" publiziert habe. Eine 24jährige Patientin klagte über stetiges Größerwerden der Tränensäcke, sie leide „maßlos" unter dieser Entstellung, möchte gern etwas „Radikales" tun. Sie zeigte tatsächlich eine für ihr Alter sehr beträchtliche Erschlaffung der unteren Augenlider, während ihre übrige Haut diese Erschlaffung nicht zeigte. Patientin kam mir etwas deprimiert vor, und ich versuchte, sie zum Reden zu bringen. Ich erfuhr, daß sie absolut schlaflos sei, nächtelang weine, nichts arbeiten könne und vor dem Entschluß stehe, falls die Operation nicht möglich sei oder nichts nütze, Selbstmord zu begehen. Ursache dieses Zustandes war die Auflösung einer Verlobung. Sie betont, daß ihr an dem Mann nichts gelegen gewesen sei, daß er ein schlechter Mensch gewesen sei und dergleichen, aber die „Niederlage" — wie sie es auffaßte — nahm ihr den Mut, an ein Leben in veränderter Situation zu glauben. „Jetzt überhaupt bin ich so häßlich, jetzt werde ich nie einen Mann finden." Ich versuchte, ihr zu erklären, daß bei fortgesetztem Weinen und Nichtschlafen auch die erfolgreichste Operation nicht viel nützen würde. Nach einiger Zeit sagte sie: „Eigentlich habe ich Angst vor jeder neuen Verbindung, im Grunde genommen möchte ich eigentlich keinen neuen Freund." Ich sagte: der beste Weg, ihr Vorhaben, „nicht zu heiraten", zu erfüllen, sei: ein Verharren in dieser Situation. Bisher war mir gelungen, daß Patientin wußte: Meine frühere Ansicht: „Ich bin sitzen gelassen worden, ich werde nie mehr jemanden finden, weil ich häßlich und unglücklich bin, entspricht nicht der Wahrheit." Sondern sie wußte, daß die Formel ihres seelischen Mechanismus lautete: „Ich habe Angst, wieder eine Enttäuschung zu erleben, ich nehme den Kampf nicht auf, ich fliehe in Schlaflosigkeit, Weinkrämpfe. Damit erreiche ich einiges: Durch meinen Zustand leidet mein Äußeres, und ich bin dadurch sozusagen außer Konkurrenz und dazu noch ohne mein Verschulden, denn ich leide ja dafür. Also: Ich will häßlich sein, um mich in diesem Kampf auszuschalten." — Meine weitere Arbeit bestand darin, der Patientin klar zu machen, man könne ganz gut ohne dieses Arrangement vorläufig diesem Kampf ausweichen und sich dafür in anderer Form, z. B. beruflich, betätigen. Es wurde erreicht, daß Patientin ruhiger wurde, schlief, nicht weinte und sich wieder ihrem Beruf widmete. Die Tränensäcke wurden während der ganzen Zeit kaum erwähnt, ich gab ihr auch kein Medikament („ut aliquid fecisse videatur"), sondern tatsächlich ging die etwas ödematöse Lidhaut durch die sinngemäßere, ruhige Lebensweise etwas zurück. Den Restzustand überwertete Patientin nicht, sondern stellte sich sachlich dazu ein und erkannte,

daß in gewissem Sinne sie ihn selbst verschuldet habe. Ich führe diesen Fall an, um zu zeigen, daß ohne Berücksichtigung der seelischen Vorgänge vielleicht ein relativ großer Eingriff gemacht worden wäre, ohne daß der Patientin genützt worden wäre.

Ein dritter Fall zeigte starke Fettsucht und einen übermäßigen Appetit, der eben zu der mächtigen Fettbildung geführt hat, so daß jede kosmetische Behandlung illusorisch war; und erst als der Wille klar wurde, ,,wenn ich so unmodern dick bin, nimmt mich ohnedies kein Mann", und dieser Wille Sinn bekam: Angst vor Ehebruch — sie wollte ihrem Mann treu sein — schwand der früher nicht zu bändigende Appetit und damit trat auch Gewichtsabnahme ein.

Ich will hier nur ganz kurz noch einen Fall erwähnen, eine Patientin mit einem kaum zu beeinflussenden Ekzem. Ekzem verträgt kein Wasser. Erst als durch näheres Sichbefassen eine ausgesprochene Neurose mit Waschzwang zutage trat und diese mit psychotherapeutischer Hilfe schwand, konnte auch das Ekzem erfolgreich behandelt werden.

Selbstverständlich ist nicht in jedem Fall eine psychische Störung als Ursache anzusprechen, natürlich gibt es organische Erkrankungen. So z. B. ein Fall von übermäßigem Schwitzen. Die Patientin war wohl nicht sehr in Harmonie mit ihrer Umwelt, aber die Ursache ihrer Schweißausbrüche lag in einem tuberkulösen Lungenspitzenkatarrh, der mit erhöhter Temperatur einherging. — Eine 35jährige Patientin, sehr verstört, berichtet, sie sei in letzter Zeit kolossal gealtert, häßlich geworden, ihre Brüste werden kleiner, seien fast gar nicht mehr vorhanden und sie fürchte zu vermännlichen — der Unterleib werde stärker, sie sei deshalb sehr unglücklich, um so mehr als sie bemerkt, daß ihr Mann sich über ihre körperliche Veränderung sehr schokiert fühlt. Eine genaue körperliche und eine Stoffwechseluntersuchung (Grundumsatzbestimmung) zeigte in der Tat eine schwere organische Störung der Drüsen mit innerer Sekretion, eine Funktionshemmung, die im Anschluß an einen Abortus aufgetreten ist. Man muß sich also um das Körperliche kümmern, und nur eine genaue Diagnose läßt die richtige Wahl der Therapie zu.

Ein eigenes Problem ist für den die Psychologie nicht außer acht lassenden Kosmetikarzt die Stellungnahme zur Frage des vorzeitigen Alterns. Durch großartige Reklame wird ,,ewige Jugend" versprochen. Die Anstrengungen der Frauen, jung zu bleiben, sind oft grotesk. Die Laienkosmetik, die alles verspricht und sehr wenig hält, hat die heutige Frau so präpariert, daß sie die Zeichen des Alterns für etwas sehr leicht zu Beseitigendes hält. Vor allem leiden darunter Frauen, die im Beruf stehen und immer die Angst haben, als alt und nicht mehr leistungsfähig erklärt zu werden, oder Frauen, die sehr spät geheiratet haben, ,,junge Frauen" im höheren Alter, oder solche, die einen Ehemann haben, der jünger ist als sie, so daß sie krampfhafte, aber begreifliche Anstrengungen machen, ,,Schritt zu halten". ,,Verjüngende" Methoden gibt es in reicher Auswahl, in geeigneten Fällen wird auch eine Hormonkur oder rationellere Änderung der Lebensweise oder systematische

Teintbehandlung einen augenfälligen Erfolg erzielen, aber das Gesagte, Ängstliche, Unsichere im Leben dieser Frauen wird bleiben und wird den Erfolg aller dieser Kuren hemmen. Seelische Beeinflussung, Beruhigung, Belehrung, daß z. B. jede Altersstufe ihren Wert und auch ihren Reiz habe, hinüberführen auf andere, wesentlichere Fragen des Lebens, haben oft aus neurasthenischen Frauen, die jeder neuen Anpreisung fanatisch nachliefen, um nachher doppelt enttäuscht zu sein, besonnene, lebensfreudige Menschen gemacht, die auch in gewissem Sinne dann schön genannt werden konnten. Es gibt z. B. auch eine große Gruppe von Frauen, die schon abgeschlossen haben mit ihrem Leben, die vollständig entmutigt zum Kosmetikarzt kommen, verlegen, als ob sie sich entschuldigen müßten. Sie geben an, sie hätten nie etwas für sich getan, nie Wert gelegt auf ihr Äußeres, jetzt aber, wo jede Frau etwas für sich tue, möchten sie auch versuchen, vorteilhafter auszusehen. Ihre Freundinnen seien genau so alt, sehen aber viel jünger, besser aus usw. Diese Frauen scheinen zu glauben, durch eine Expreßkur auch ihr angestaubtes, altes Inneres abzulegen. Da hilft nur innere Umstellung, wo diese nicht versucht wird, bleibt so eine Patientin sobald als möglich aus der — wenn auch noch so erfolgversprechenden — kosmetischen Behandlung aus, um sich zu bestätigen: An mir liegt es ja nicht, ich habe alles versucht, aber es hat natürlich nichts genützt.

Es ist vielleicht hier der Platz, auch über eine die Frauen sehr quälende Vorstellung zu sprechen, obwohl ihr Zusammenhang mit Kosmetik nur ein lockerer zu sein scheint. Das ist die Frage des Klimakteriums, des Wechsels, des Aufhörens der Eierstocktätigkeit und damit der monatlichen Blutungen. Es ist die Ansicht stark verbreitet, als würde damit jede Existenzberechtigung der Frau als Frau aufhören. Die Frauen sind sehr niedergeschlagen, rechnen sich selbst zum alten Eisen und machen einen dicken Schlußstrich unter ihr eheliches Leben. Ich hatte eine Patientin, die 61jährig, mit ihrem 50jährigen Mann in der besten und glücklichsten Ehe lebte. Die Frau hatte das Aufhören der Blutungen 15 Jahre lang verheimlicht und ließ den Mann erfolgreich glauben, daß alles noch bestens funktioniere. So wichtig erschien es ihr, diese Vorstellung bei ihm wachzuhalten, daß sie sich jeden Monat elend fühlte und ins Bett legte. Aber mit der Zeit kamen ihr Sorgen und Bedenken, und zwar machte sie sich Vorwürfe darüber, daß sie, eine Einundsechzigjährige, noch einen so ungebrochenen Genuß am Sexualverkehr hatte, sie hatte Angst, geistig abnorm zu sein, weil sie von der Ansicht durchdrungen war, ohne normal funktionierenden Eierstock, also ohne monatliche Blutung, hat man „moralisch keine Berechtigung" zum Sexualverkehr. Wie wichtig die Fortpflanzungsorgane als solche genommen werden, sieht man bei Frauen, die infolge z. B. eines Myoms eine Totalexstirpation durchgemacht haben, das ist eine Operation, bei der Gebärmutter, Eileiter und eventuell Eierstöcke (letztere neuestens bis auf einen kleinen Rest) entfernt wurden. In ihren Berichten über solche Operationen sagen die Frauen bezeichnenderweise immer, „es wurde mir ‚*alles*' herausgenommen", und sie fühlen sich und benehmen sich auch so, als ob „alles" weg sei. Es ist nun nicht zu leugnen, daß es Aus-

fallserscheinungen, Beschwerden im Anschluß an das Versiegen der Eierstocktätigkeit gibt, aber ich habe gesehen, wie oft psychische Beeinflussung diese Leiden *auf ein Minimum* herabdrückte, und habe andererseits so oft gesehen, wie viele Jahre nachher, als sich schon längst wieder ein physiologisches Gleichgewicht hergestellt hat, noch immer bei allen möglichen Gelegenheiten das Klimakterium *als Ausrede* benutzt wurde. Richtige, entsprechende Aufklärung sollte von jedem praktischen und jedem Frauenarzt in diesem Punkt betrieben werden. Aber leider sind es oft gerade diese, die nur durch Pulver und Pillen sich die Klagen vom Leib halten, ohne näher auf die Patienten einzugehen.

Ich komme nun zu einem Kapitel, das mir außerordentlich wichtig erscheint, und zwar ist es unsere Stellungsnahme in Fragen der kindlichen Kosmetik. Hier handelt es sich hauptsächlich um eine Belehrung der Eltern, die unterwiesen werden sollen, wie sie ein Kind mit irreparabler Entstellung führen sollen. Es wird sich hauptsächlich darum handeln, solche Kinder nicht durch Fixierung an ihren Defekt in ihren Minderwertigkeitsgefühlen zu bestärken, sondern gütig und zielsicher ihre produktiven Möglichkeiten zu erforschen und zu fördern, wodurch es oft gelingt, aus scheuen, mißtrauischen Kindern lebensfreudige, selbstzufriedene Menschen zu machen. Aber auch eine zu große Verzärtelung, eine zu intensive Rücksichtnahme auf ihren Zustand, würde solche gefährdete Kinder in eine Ausnahmestellung drängen und sie fürs Leben unbrauchbar machen. Wir wissen, daß man, auch bei Kindern ohne Entstellung, also bei ganz normalen Kindern, bewußt vorsichtig sein und gewisse Redensarten, die aus Unwissen über ihre schädigende Wirkung oft ausgesprochen werden, meiden sollte. Insbesondere sind sowohl bewundernde als auch abfällige Aussprüche vollkommen überflüssig und schädlich. Ausrufe wie „bist du aber ein schönes Kind“ und „was hast du für schöne Augen“ sind speziell für die nebenstehenden Geschwister gefährlich; ebenso die Unart, bei irgendeinem körperlich sichtbaren Defekt sich gruselnd auszurufen: „Pfui, was hast du da!“ Man kann es ja sehen, und es kommt einem auch gar nicht so sehr auf die Antwort an, sondern auf die demonstrative Betonung: „*Ich* habe nichts, wovor man sich so grausen könnte.“ Mütter sagen oft: „Wie du klein warst, warst du ein so schönes Kind, jetzt hast du dich ganz geändert!“ — oder „Wenn der Bub häßlich wäre, würde es mir nichts ausmachen, aber bei einem Mädel ist es schrecklich!“ Stellen wir uns die danebenstehende Tochter vor, die das wahrscheinlich nicht zum ersten Male hört. Oder: „Sie soll sich nur für einen ordentlichen Beruf vorbereiten, denn wenn man nicht schön ist, hat man ja gar keine Aussichten!“ Ich könnte diese Liste noch lange fortsetzen. Wir müssen uns daran erinnern, daß Mütter in ihrem Ehrgeiz oft Fürchterliches anstellen. Es wäre gut, Merkblätter für Mütter zusammenzustellen, die in den Erziehungsberatungsstellen verteilt werden könnten. Wir sehen Eltern, die ganz ohne böse Absicht ihre Kinder so taxieren, wie man eine Ware taxiert: „Das Mäderl oder der Bub wären ja ganz hübsch, aber diese entsetzliche Nase oder diese schrecklich abstehenden Ohren!“ . . . Man darf sich nicht wundern, daß wir diesen

von den Eltern nie tragisch gemeinten Aussprüchen solche Bedeutung beimessen. Ich überzeugte mich, daß diese Worte bei den Kindern immer einen nachhaltigen Eindruck hervorriefen und das Gefühl der Unsicherheit, einen Makel zu haben, steigerten. Ich kannte eine Mutter, die, sehr gepflegt, kolossal viel auf sich hielt, besonders auf ihre langen weißen Hände. Diese Mutter hatte „das Pech“, eine Tochter zu haben, deren Hände ihr nicht gefielen; sie nörgelte immer daran herum, verglich und sparte nicht mit Worten ihrer Tochter gegenüber. Es wird uns nicht wundern zu hören, daß dieses Mädchen besonders ungeschickt wurde und zu keiner manuellen Arbeit zu haben war. Auch das Klavierspielen wurde ihr — obwohl sie musikalisch begabt war — zur Qual. Aus diesen Erfahrungen heraus fühle ich mich berechtigt, mit etwas mehr Nachdruck auf diese Zusammenhänge zu verweisen, weil sie eben geeignet sind, die Stellung des Kindes im Leben nachdrücklich zu beeinflussen.

Die Individualpsychologie hat ebenso wichtige wie interessante Nachforschungen angestellt und wichtige Ergebnisse gefunden über die Frage: Wie gestaltet sich das Leben der Kinder, die in dem Bewußtsein erzogen wurden, schön zu sein, und wie das der als häßlich gestempelten Kinder? Folgen der verzärtelnden und der lieblosen Erziehung hängen mit dieser Frage eng zusammen. Die schönen Mädchen, denen die Sympathie aller und die Erfolge ohne Kampf zufielen, hatten es nicht notwendig, sich weiter anzustrengen, sie bauten auf ihre leichten Erfolge und wurden meistens harmlos, gutmütig und freundlich, liebenswürdig. Das Geistige wurde nicht besonders trainiert. Ganz im Gegensatz dazu stehen die Frauen, denen in ihrer Kindheit ihre Häßlichkeit bewußt wurde (die oft gar nicht vorhanden war). Sie suchten die Erfolge auf anderen Wegen und entwickelten besonders ihre geistigen Fähigkeiten. Sie fanden nirgends offene Tore, wie ihre bevorzugten Schwestern und kannten den Kampf im Leben und übten sich in diesem Kampf. Unter den Mitteln zu diesem Kampf findet man auch Bosheit, List, Unfreundlichkeit und Mißtrauen als Echo und Reaktion zu ihrer Umwelt, die sie so werden ließ. Mit der zunehmenden Arbeit und mit den wachsenden Erfolgen glätten sich oft diese rauhen Seiten, und das früher häßliche Mädchen wird eine wissende, erfolgreiche Frau, die in immerwährender Entwicklung und Arbeit an sich ein *Antlitz* bekommt und dann schön genannt werden kann. Es ist natürlich nicht in jedem Fall so, aber wir, die wir den Begriff der Überkompensation kennen, werden diesen Werdegang oft und oft aufdecken können, und wenn solche sogenannte häßliche Frauen diesen Weg nicht von selber finden, so können wir ihnen darin behilflich sein. Die nur schönen Mädchen versagen und enttäuschen oft im weiteren Leben, ein Fehler der Eltern, die eine richtigere Führung nicht für notwendig erachteten. Die Mädchen, die häßliche Kinder waren, legen einen ungeheuren Wert auf alles, was äußere Erscheinung ist, solange sie nicht ganz mutlos sind. Man sieht das auch in ihrer Beziehung zum männlichen Geschlecht.

Gerade die schönen Männer sind es, die sie anziehen, was nicht so selbstverständlich ist, da wir wissen, daß oft besonders häßliche Männer — auch wieder auf dem Wege der Überkompensation — einen ausgesprochenen sex

appeal haben können. Eine Lebensgeschichte ist mir hier gegenwärtig, die deutlich zeigt, von wie großer Bedeutung es ist, ob sich jemand für schön oder häßlich hält. Eine ausländische Medizinstudentin erzählte mir, daß sie unter ihrer Nymphomanie furchtbar leide, d. h. sie habe immerfort den Wunsch nach einem Sexualverkehr, drängend, nicht zu stillen; und sie war auch gar nicht wählerisch in der Auswahl dieser Männer. Am Abend in einem Park oder von einer Tanzunterhaltung weg, folgte sie jedem Fremden in ein Hotel. Daß sie auf diesem Wege sich eine Gonorrhöe geholt hatte, ist weiter nicht verwunderlich. Aber woher dieser „Trieb"? Sind das gesteigerte Hormone? Woher kam dieser Zustand? Äußerlich war sie der Typus einer „interessanten" Frau, nicht schön, nicht einmal hübsch, sondern gepflegt, lebhaft, mit mutigen neuen Ideen angezogen — ausgesprochen apart. Sie erzählte, daß sie unter schöneren Schwestern die Häßliche war, als solche stigmatisiert und festgenagelt. Bei Plänen für die Zukunft, Gesprächen über Männer und Liebe war es selbstverständlich, daß über sie hinweggegangen wurde, sie war eine von denen, die studieren sollte, nach dem Ratschluß der ganzen Familie, um ihre Chancen zu vermehren. Sie war klug, studierte, war erfolgreich über dem Durchschnitt, ihre Interessen lagen nur in der geistigen Sphäre, und ihre Liebesgefühle waren immer nur fernen, unerreichbaren Gestalten wie *Napoleon*, *Kainz* u. a. zugewendet. Kein lebendiger Bursch von Fleisch und Blut konnte ihr Interesse erwecken. So ging das eine ganze Zeitlang, bis sich einmal einer ihrer Kollegen fand, der bei günstiger Situation, ohne viel Vorgeplänkel, sich über sie warf, abküßte und sogar einen richtigen Sexualverkehr ausübte. Dieses Erlebnis war natürlich von unerhörter Wirkung auf sie. Das Gefühl, erwählt worden zu sein, von einem Mann, wenn auch nur für eine kurze Stunde, so geliebt worden zu sein, stürzte ihr ganzes Gebäude um. Während ihre Schwestern zeitlich geheiratet hatten und ein sehr bürgerliches Eheleben, in dem die Liebe keine große Rolle zu spielen schien, führten, kam sie sich viel bedeutender vor. Diese kurzen Minuten, in denen sie die Umarmung, das wirkliche Begehren eines Mannes gespürt hat, konnte sie nicht vergessen, es war ihr ein Beweis, daß sie nicht häßlich war, ein Beweis, daß sie nicht für immer und ewig auf das Recht, Frau zu sein, zu verzichten habe. Sie begann auf der Straße zu kokettieren, zu werben, und über jeden neuen Erfolg in ihrem Sinn triumphierte sie. Hemmung, Selektion kannte sie nicht. Ein bißchen besinnlicher machte sie erst die Infektion mit Gonorrhöe. Glücklich, befriedigt war sie natürlich nicht, vor allem hatte sie kein Organgefühl, sie war frigid. Sie wollte eben immer nur die neue Bestätigung: „Ich kann doch nicht so häßlich sein, wenn ich jeden Mann haben kann, den ich will." Nach langen Gesprächen, die im Anschluß an die Behandlung der Gonorrhöe gemacht wurden, kam sie auf ihre Lebensirrtümer. Sie heiratete dann und erwählte sich, was uns nicht wundern wird, einen sehr schönen Mann.

Ich habe hier nur eine Reihe von Momentbildern — mehr ist es ja nicht — aus meiner Praxis erzählt, um eine Vorstellung zu geben dafür, wie ich Kosmetik auffasse. Daß ich ziemlich vereinzelt mit dieser kombinierten Tätigkeit dazustehen scheine, wurde mir klar, als ich ein ganz neues Buch über

Kosmetik durchblätterte[1]). Dort steht: ,,Es ist verwunderlich, daß die Individualpsychologie sich so gar nicht um die Entstellungsbekämpfung kümmert, wo doch die Lehre der Minderwertigkeitsgefühle durch sie verbreitet wurde und wo doch Entstellungen sehr leicht und plausibel zu Minderwertigkeitsgefühlen führen.“ ,,Daß dieser Vorwurf sachlich unbegründet ist, weiß jeder, der die Organminderwertigkeitslehre *Adlers* in ihrer ganzen, grundlegenden Bedeutung aufgefaßt hat und sich den Geist der Individualpsychologie vergegenwärtigt, wie er insbesondere in *Adlers* ,,Studie über Minderwertigkeit von Organen“ (1907), in ,,Praxis und Theorie der Individualpsychologie“, in ,,Menschenkenntnis“ und in Dr. *A. Holubs* ,,Die Lehre von der Organminderwertigkeit“ vertreten ist. In diesem Geiste wollte ich hier den allerdings nur vermeintlichen Mangel ausfüllen, indem ich die ganz hervorragenden praktischen Anwendungsmöglichkeiten der individualpsychologischen Beeinflussung in der kosmetischen Praxis und gleichzeitig die Notwendigkeit dieser Beeinflussung aufzeigte.

Aber es ist vielleicht aufgefallen, daß ich hier nur von Frauen, nur von weiblichen Patienten sprach. Ich weiß aus den spärlichen Fällen von männlichen Patienten, die in meine Ordination kommen, daß ihre Unsicherheit, ihre Angst vor der Frau, vor der Ehe natürlich ebensooft vorkommt und unter anderem auch das häßliche Äußere als Erklärung herhalten muß. Meine Erfahrung bei Frauen ist eben größer, und ich habe deshalb hauptsächlich davon gesprochen. Aber ich erinnere mich hier an einen jungen Ausländer, auf der Durchreise in Wien nach Paris. Er kam zu mir mit der Angabe, er habe einen schlechten Geruch, alle Frauen halten sich von ihm fern, nach ein, zwei Begegnungen hätten sie genug. Vielleicht wird es ihm in Paris gelingen, eine richtige Parfümmischung zu finden, die diesen üblen Geruch verdeckt. Er wollte auf alle Fälle auch noch in Wien anfragen. Dieser junge Mann war reich, hübsch, arrogant, taktlos und ohne Geist. Die Frauen hatten von ihm begreiflicherweise bald genug. Um so mehr als er sich nur um Frauen von höherem Niveau bekümmerte. Daß sein Wesen, sein Charakter an den Mißerfolgen schuld sein könnte, kam ihm natürlich nicht in den Sinn, es mußte etwas Mystisches, nicht Greifbares sein, dem man nicht beikommen konnte. Selbstverständlich würde ein anderer Arzt, der mehr mit männlichen Patienten zu tun hat und seine Beobachtungen in diesem meinem Sinne anstellt, viele, viele analoge Beispiele erleben. Daß auch bei Männern die Flucht in die Häßlichkeit, der Wille zur Entstellung vorkommt, als Mittel, jeder Ehe auszuweichen, jede Verantwortung von sich zu schieben, habe ich öfters gesehen, aber es kommt auch vor, daß kleine körperliche Leiden, chronische Bronchitis, geringe Kurzsichtigkeit usw., als Anlaß genommen werden, sich den Aufgaben des Lebens zu entziehen. Es ist da keine Grenze zwischen Kosmetik und anderen Erkrankungen. Nur können kosmetische Störungen oft leichter beseitigt werden. Daß Männer ebenso bedacht sind, ihr Äußeres gefällig zu gestalten und daß junge Männer ebenso z. B. unter Hautaus-

[1]) *Martin Gompert*: Die gesamte Kosmetik.

schlägen leiden, ist selbstverständlich. Der junge Mann, der ungepflegt und unrasiert die Gesellschaft anderer aufsucht, bezeigt durch diese seine Formlosigkeit einen großen Mangel an Rücksichtnahme auf die „Spielregeln der Gemeinschaft", also einen Mangel an Gemeinschaftsgefühl, und wenn auch das Geistige bei ihm besonders blüht, fühlt man sich doch bewogen zu sagen: „Jüngling, aus den Löchern deines Mantels guckt die Eitelkeit." Der Mensch, der sich am harmonischesten in seine Umwelt einfügt, wird auch am harmonischesten in seine Umwelt passen und wird weder durch in die Augen springende Eigenart im positiven noch im negativen Sinn sich hervortun. Es ist also notwendig, nicht nur in der Erziehung der Mädchen, sondern auch in der der Knaben alles, was aus den individualpsychologischen Erkenntnissen über die Rolle der Bewußtmachung von „Schönheit" und „Häßlichkeit" folgt, anzuwenden.

Wir alle haben nicht immer Gelegenheit und Lust, den anderen bis ins Innerste auf seinen Wert zu ergründen; in unserer raschlebigen Zeit muß oft der erste Eindruck genügen. Und wer könnte leugnen, daß der erste Eindruck nicht immer richtig ist, und daß einen der schöne Mensch wohlwollender stimmt als der unschöne. Deshalb ist ja jeder Eingriff, der eine Beseitigung von Entstellungen zum Ziele hat, berechtigt. Aber wir wissen, daß die Gaben der Natur an Schönheit für ein ganzes, langes Leben allein nicht ausreichen. Bedenken wir nur, welche Erquickung ein mutiger, kooperationsfähiger, aktiver Unschöner ist, und welche Qual ausgeht von einer Schönen, die keine Kontaktfähigkeit mit ihrer Umwelt hat. Und da wir wissen, daß die kosmetische Verbesserung durch den Arzt nicht allein genügt, so denke ich, daß es eine nützliche und lohnende Aufgabe für den kosmetisch tätigen Arzt ist, auch an der seelischen Formung der Patienten zu wirklichen Mitmenschen mitzuwirken.

Ein Einwand gegen die individualpsychologische Erziehungsberatungsarbeit[1]

Von ALFONS SIMON, Lehrer (München)

Eltern sagen: „Zugegeben: Mein Bub ist sehr ungeschickt (oder: unsauber, eßunlustig, ängstlich, faul, frech, unwahrhaftig . . .). Daß aber diese Ungeschicklichkeit von seinem schlechten Verhältnis zu seinem Bruder herkommen sollte, daß also diese beiden Fehler — die Ungeschicklichkeit und die Unverträglichkeit — etwas miteinander zu tun haben sollten, das leuchtet

[1]) Aus einem Vortrag, gehalten im Münchener Verein für Individualpsychologie.

uns nicht ein. Das sind doch zwei grundverschiedene Dinge, die wirklich nichts miteinander zu tun haben."

*

Ein Fall: Vor zwei Jahren, kurz vor den Sommerferien, bringt eine Wohlfahrtspflegerin einen 10jährigen Buben in die Erziehungsberatung von Dr. Seif. Es besteht, so erzählt sie kurz, in der Schule und zu Hause der Verdacht, daß der Bub unnormal sei.

Die Pflegemutter, die mitgekommen ist, begründet dies ausführlich und mit müder, klagender Stimme:

1. „Alle Kinder sind schmutzig; das weiß ich von meinen eigenen. Aber wie schmutzig der Helmut ist, davon können sie sich keine Vorstellung machen. Er kommt von der Straße herauf über und über mit Pferdekot beschmiert; am nächsten Tag sind Hände, Gesicht und Kleider voll Teer; wieder einmal kugelt er für sich allein auf dem Straßenpflaster; jeder Tag bringt in dieser Beziehung eine neue Überraschung.

2. So ungeschickt wie ihn habe ich noch kein Kind gesehen: Es ist nicht möglich, ihn eine Tasse oder einen Teller vom Herd zum Tisch tragen zu lassen; er zerschlägts aus Ungeschicklichkeit. Die Leute im Haus machen mir Vorwürfe, es sei verantwortungslos von mir und für den Buben lebensgefährlich, ihn mit einem Bierglas über die Treppe gehen zu lassen.

3. Aus der Schule kommen Klagen über Klagen: Er ist dort völlig interesselos, kann stundenlang mit seinen Fingern spielen, weiß oft nicht, welchen Wochentag wir gerade haben und versagt im Rechnen vollständig. Er kann zu Hause einen Abend lang über seiner Aufgabe sitzen; wenn man nachschaut, sitzt er, ohne einen Strich geschrieben zu haben, vor seinem Buch und hat es inzwischen dadurch in Fetzen verwandelt, daß er mit seinem Griffel unablässig darin herumgebohrt hat. Zweimal hat er schon die Prüfung vor der Überweisung an die Hilfsschule gemacht und ist beide Male als hilfsschulbedürftig erklärt worden; nur Aufenthaltswechsel hat beide Male verhindert, daß er wirklich an die Hilfsschule gekommen ist. Wenn er heuer in der zweiten Klasse wieder nicht mitkommt — und das ist nach der Meinung seines jetzigen Lehrers ganz sicher — dann kann ihn nichts mehr vor der Hilfsschule retten.

4. Die Hauptschwierigkeiten aber hat man mit ihm zu Hause: Er wirft nachts seinen Kopf rechts und links an das Gitter seines eisernen Gitterbettes, daß es kracht. Wenn man ihn weckt, beginnt die Sache nach kurzer Pause von neuem. Er wandelt im Schlaf. Einmal haben wir ihn nachts stehend auf dem Fensterbrett unserer Wohnung, die im vierten Stock über einem gepflasterten Hof liegt, heruntergeholt. Unnormal ist auch, wie er reagiert, wenn man ihn wegen irgendeiner Sache zurechtweist: entweder er lächelt unberührt oder er schreit mit schriller, durchdringender Stimme, rauft sich die Haare und gebärdet sich wie ein Wahnsinniger. Ein früherer Lehrer von ihm hat mir schon vor Jahren deswegen gesagt: Mit dem Buben werden sie noch ihr Kreuz kriegen; der wird noch epileptische Anfälle kriegen.

Dazu kommt, daß er krankhaft wasserscheu ist; er ist in seinem Leben noch nie — auch nicht in dem Schulbrausebad — dazu zu bringen gewesen, ins oder auch nur unters Wasser zu gehen.

Außerdem ist er sexuell frühreif; wir haben ihn schon einige Male erwischt, wie er im Bett onanierte.

Neuerdings komme ich öfter darauf, daß er mir Geld aus meiner Geldbörse stiehlt.“

Auf die Frage des Erziehungsberaters, wie er sich mit seinem älteren Bruder verträgt, ergänzt sie: „Das geht äußerst schlecht. Die beiden sind ganz unverträglich; es gibt täglich und stündlich Zank und Streit zwischen ihnen und wegen ihnen.“ Aber gegenüber der Beunruhigung wegen der übrigen Symptome ist ihr dies sichtlich von ganz untergeordneter Bedeutung.

Nun kommt der Bub ins Beratungszimmer herein: ein sehr hübscher, schmaler, blasser, freundlich lächelnder Junge; einer von denen, die die Sympathie der Anwesenden vom ersten Augenblick an haben. Er ist offen, gibt intelligente Antworten und erzählt auch, daß er sich mit seinem Bruder Hermann gar nicht gut verträgt.

Das Ergebnis der ersten Beratungsstunde: Es ist noch sehr vieles unklar; zunächst müssen vor allem die häuslichen Verhältnisse genauer erkundet werden. Dann sollte jemand aus dem Mitarbeiterkreis durch öftere, am besten regelmäßige Arbeit mit dem Buben dessen innere und äußere Lage eingehend kennen lernen.

Beides ist geschehen.

Über das Zuhause des Kindes wurde durch mehrere Hausbesuche folgendes festgestellt:

In einer Wohnung im Hinterhaus mit einem Schlafzimmer und einer Schlafkammer, einem „guten Zimmer“ aus besseren Tagen, das nicht benützt wird und einer kleinen, engen Küche, in der sich unter Tags das Leben abspielt, leben 9 Personen im Alter von 1, 4, 10, 11, 18, 26, 29, 48 und 51 Jahren, nämlich die zwei Pflegeeltern, ihre drei erwachsenen Kinder, 2 Pflegekinder und 2 Enkelkinder.

Der Pflegevater: selbständiger Anstreicher, in großer finanzieller Bedrängnis, zehn Monate des Jahres ohne Arbeit, ohne Unterstützung — mit den Kindern streng und ungeduldig.

Die Pflegemutter: eine kranke, erschöpfte Frau, die den wirtschaftlichen und noch weniger den menschlichen Schwierigkeiten des allzu engen Zusammenlebens in keiner Weise mehr gewachsen ist — die nur noch eines kann: endlos, von früh bis spät mit klagender Stimme in die Kinder hineinzureden.

Tochter, 26 Jahre: die eigentliche Erzieherin des Buben, ungemein ehrgeizig, auf den guten Ruf der Familie bedacht, bringt beim ersten Besuch sofort ihre Hefte aus der Schulzeit, peinlich korrekt geschriebene Aufsatzhefte mit sehr lobenden Bemerkungen ihrer Lehrerin „damit Sie sehen, daß diese Taugenichtse aus einer guten Familie kommen“ — zu den Kindern immer scharf bissig, für scharfes Eingreifen; ihr Ton: (zur Mutter) „Darf

ich dich bitten, dich ins Zimmer hinüberzubemühen und dir anzusehen, was dein Kind als eine vollwertige Aufgabe ansieht“ und „Da siehst du, wie weit du bei diesen Burschen mit deiner Methode kommst; sie werden dir noch auf den Kopf spucken.“

Tochter, 28 Jahre, verheiratet, mit ihren zwei Kindern — ein- und vierjährig — erzählt lachend: „Ich mach nicht lang Geschichten mit den zwei Kerlen (= Hermann und Helmut); ich hau sie über die Schädel, daß es kracht — wenn sie's brauchen“ und — stolz — „vor mir haben sie auch noch halbwegs Respekt; mich fürchten sie!“

Tochter, 18 Jahre — zu den beihen Buben muffig und ungeduldig.

Dies ist die Luft zu Hause.

Um nun den Helmut genauer kennen zu lernen, stelle ich ihm frei, täglich nach der Schule mich in meiner Wohnung zu besuchen. Er kommt bereitwillig. Wir rechnen täglich eine halbe Stunde zusammen, er macht sonst kleine Arbeiten und Besorgungen zu Hause, wir essen zusammen, wir gehen an schulfreien Nachmittagen zusammen (es ist Hochsommer!) ins Schwimmbad. Um ein Bild zu bekommen, wie der Bub sich verhält, wenn er gar keine Beziehungen zu seinem Zuhause haben kann, nehmen wir ihn die ersten 14 Tage mit aufs Land.

Den niederdrückendsten Eindruck macht er im Bad: erst am vierten Nachmittag ist er — inmitten von hunderten von fröhlich plantschenden Kindern jeden Alters — dazu bereit, seine Zehen unter eine ganz schwach aufgedrehte Brause zu halten. Es vergehen Wochen, bis er sich an der Uferstange krampfhaft festhaltend bis in Knietiefe ins Wasser wagt.

Aber auch der Eindruck von seiner Rechenarbeit ist schlimm genug: die ersten Male bringt er Rechnungen wie $11 + 3$, $11 - 2$ nicht fertig. Wir beginnen systematisch ganz von vorne; die Arbeit geht sehr zäh vorwärts; es fehlen ihm nicht bloß alle Zahlvorstellungen, es kommt eine unbändige innere Abwehr hinzu: nach fünf Rechnungen sagt er — immer mit dem gleichen liebenswürdigen Gesicht — wahllos irgend etwas: $2 + 3 = 16$.

Ganz anders dagegen ist sein Verhalten in anderen Dingen:

Hilfeleistungen zu Hause, in der Küche, aufdecken, abdecken, abspülen, abtrocknen, einholen — das geht alles flink und geschickt; da zerbricht er nichts, da vergißt er nichts, das geht ihm alles gut von der Hand. So ist bald festzustellen, daß zumindest einige seiner Schwierigkeiten nur als Antwort auf seine häusliche Umgebung angesehen werden können. Wenn er kommt, ist er — die „Drecksau“ von zu Hause — immer blitzblank. Die Pflegemutter sagt dazu etwas unwillig: „Jetzt auf einmal geht's! Bisher hat er sich nie allein gewaschen; da hats immer Geschrei und Tränen gegeben. Jetzt geht's ihm nicht schnell genug mit Umziehen und Waschen und Herrichten.“

Seine Schwester bringt ihn die ersten Male. Ich seh sie die Straße heraufkommen. Der Anblick ist etwas beängstigend: Der Bub trottet neben ihr her, sein Oberkörper und sein Kopf machen bei jedem Schritt eine starke Schaukelbewegung, einmal links, dann rechts. Sie stehen vor der Haustüre

und warten. Helmut unterstreicht diese Schaukelbewegung noch dadurch, daß er unablässig von einem Fuß auf den andern tritt. Sie treten ein, die Schwester verabschiedet sich — er steht und geht ruhig und normal wie jeder andere Mensch. Einige Wochen später erzählt die Schwester, sie weigere sich, mit dem Helmut noch einen Gang durch die Stadt zu machen; es sei bereits so weit, daß ihnen die Menschen auf der Straße nachstarrten, so auffällig sei seine Schaukelei. Wir dagegen haben auf unseren gemeinsamen Gängen nie etwas davon gesehen. Obwohl bei uns Dinge zu tun sind, die dem Buben auf Grund seines jahrelangen Gegentrainings verhaßt sein müßten (rechnen, sauber sein, geschickt sein, pünktlich sein, ins Wasser gehen), kommt er gerne. Noch in den fünf Wochen bis zu den Ferien macht er auch im Rechnen sichtbare Fortschritte; in den letzten Schultagen sind wir bei Rechnungen angelangt wie: 86 + 5, 72 — 5; das Doppelte von 30, 24; die Hälfte von 70, 48.

Mein Urteil bei Schulschluß:

1. Seine Intelligenz ist zweifellos normal; er ist nur weit zurückgeblieben, heute etwa auf dem Stand eines Achtjährigen, aber auf keinen Fall ein Hilfsschüler (so gewiß er auch in einer halbstündigen Hilfsschul-Intelligenzprüfung mit dem üblichen Prüfungszeremoniell das Gegenteil bewiesen hätte).

2. Sein übriges Verhalten macht den Eindruck eines Menschen, der endlich eine Tür ins Freie gefunden hat und der dort die Manieren seiner Gefängniszeit nicht mehr nötig hat.

Dieser Eindruck bestätigte sich auch in den Ferienwochen auf dem Lande. Nur kommt hier etwas hinzu, was das Bild seines Wesens durch eine ganze neue, bisher unbekannte Seite vervollständigt: Der Verkehr mit Erwachsenen geht bei ihm ohne alle Hindernisse; die Schwierigkeiten kommen erst, wenn Kinder hinzukommen.

Nun würden es ihm die beiden Buben unseres Bauern leicht machen, in gutem Einvernehmen mit ihnen zu leben; es sind gutmütige, gesunde, friedliche und jederzeit zum Nachgeben bereite Kinder seines Alters. Aber derselbe Bub, der mit allen Erwachsenen freundlich und liebenswürdig ist, verwandelt sich in ihrer Nähe mit einem Schlag in einen streitsüchtigen, unverträglichen, boshaften und eifersüchtigen Burschen. Es geht denn auch zwischen ihnen die ganze Zeit herzlich schlecht, und unsere Bauern, die alten und jungen, sind froh, wie er nach 14 Tagen heimfährt. Freunde aus der Erziehungsberatung nehmen ihn dann nochmal 3 Wochen mit sich aufs Land; aber dort geht es nicht besser.

Nach den Ferien wird diese Schwierigkeit noch sehr viel deutlicher. Ich habe ihn vorher schon öfter aufgefordert, doch auch einmal seinen Bruder Hermann mitzubringen. Da hat er immer prompt abgewehrt, der hätte keine Zeit, dem sei der Weg zu weit, der möge nicht. Nun holte ich ihn mir, um so mehr, als herauskommt, daß es auch bei ihm im Rechnen ziemlich weit fehlte. So kommen sie beide; weil sie auf verschiedener Fertigkeitsstufe stehen, arbeiten sie getrennt. Während der Arbeit geht alles gut. Die Schwierigkeit beginnt erst nachher. Da spielen wir zusammen mit Ball oder

Ring irgendein Geschicklichkeitsspiel und zwischendurch auch hin und wieder ein Wettspiel. Sobald aber Helmut dabei merkt, daß er nicht mehr gewinnen kann, wird er unruhig, schimpft, weint, wirft alles durcheinander, boxt den Hermann oder schlägt ihm voller Wut ins Gesicht. Hermann bleibt lange ruhig, von sich aus wird er überhaupt nie tätlich; aber angegriffen, schlägt er verbissen zurück. Ist er am Verlieren, so macht ers anders als Helmut: „Das ist ja ein Kleines-Kinderspiel; ich hab ja schon viel öfter gewonnen als du; mir ist das überhaupt zu dumm." Oder direkter: „Du Patzer, du Depp, du Stehlratz", solange, bis Helmut wütend wird und seinerseits sagt: „Du hast hier überhaupt nichts zu suchen; schau, daß du weiterkommst, ich war zuerst hier." Das immer gleiche Ende solchen Spiels: wütender Streit, Boxereien, Tränen.

Auch die Nachrichten von zu Hause werden schlechter: „Jetzt ist's bald nicht mehr auszuhalten; sie sind wie Hund und Katze zueinander; wenn einer zur Tür hereingeht, geht die Gaudi los." Dabei machen es zu Hause die beiden auf verschiedene Art: Helmut ist zumeist freundlich, lenkbar, zugänglich — aber „unnormal"; Hermann dagegen unbändig frech, trotzig und großsprecherisch. Da ist es besonders ein Gebiet, wo er seiner Phantasie die Zügel schießen läßt: weite Ausflüge haben es ihm angetan. Er erzählt mir, daß er mit seiner Klasse demnächst einen Ausflug nach Garmisch macht. Mir kommt das sehr weit vor. Er: „Wir fahren auch noch auf die Zugspitze hinauf!" — Nach den Ferien erzählt er: „Ich war auch fort. Aber ich bin viel weiter als Helmut gewesen. Ich war in Oberammergau und Neuschwanstein." (Er ist aus München nicht hinausgekommen.) Aber auch dann, wenn er in einer unangenehmen Lage steckt, weiß er sich durch eine Großsprecherei herauszuhelfen. Er kommt einmal zu spät in die Schule. Zur Entschuldigung erzählt er weinend dem Lehrer und der aufhorchenden Klasse, seine Schwester Marie sei auf die Straßenbahn aufgesprungen, ausgeglitten, unter die Räder gekommen, ins Krankenhaus geschafft und dort operiert worden; es sei wahrscheinlich, daß sie heute noch sterbe. — Es war von Anfang bis Ende erdichtet.

Der Erziehungsberatung ist es nun klar: Die beiden Buben müssen von zu Hause weg. Ein Heim für einen Buben ist inzwischen ausfindig gemacht worden, von dem man annehmen konnte, es sei den besonderen Schwierigkeiten des Falles gewachsen. Das zweite aber ist nicht zu finden. So entschließt man sich — trotz sehr starker Bedenken —, die beiden Kinder zusammen in das gleiche Heim zu geben. Es ist eine Notmaßnahme, denn zu Hause kann man auch nicht eines von ihnen lassen.

Sie leben sich im Heim schnell ein und sind gerne dort. Bei Besuchen sind sie beide zutraulich und offen. Nur eines erscheint bedenklich: Die Schulleistungen — besonders beim Hermann — werden schlechter statt besser. Bei einem Besuch gehen wir mit allen Kindern des Heims zum Schwimmen. In München waren sie beide in ihrem Verhältnis zum Wasser noch so weit gekommen, daß sie ein ungefähr metertiefes Becken ohne Hilfe durchquerten. Jetzt aber verhalten sie sich ganz verschieden: Helmut geht sofort allein ins

Wasser, durchgeht das Becken der Länge nach und macht die ersten Schwimmversuche. Hermann dagegen drückt sich schon vorher herum, wie ausgemacht wird, daß alle zum Baden gehen, will nicht mitgehen, will sich dann im Bad nicht ausziehen und ich merke aus dem Verhalten der Kameraden, daß dies schon ein Gesprächsthema ist: ,,Hermann ist wasserscheu; er geht nie hinein, er fürchtet das Wasser."

Einmal auf diese, an sich kleine Verschiedenheit aufmerksam geworden, bemerkt man bald, daß sich diese auch im übrigen Verhalten zeigt. Helmut hat sich in vielem sehr gemacht, seine ,,unnormalen" Dinge von zu Hause sind auch hier verschwunden, er schläft nachts, ist nicht unsauberer wie alle anderen Buben, auch nicht ungeschickter als sie, ist zuverlässig ehrlich und — soweit die Heimleitung das erfahren kann — ohne seine frühere sexuelle Unart, im ganzen ein bei allen Buben beliebter Kamerad. Zudem ist er auch körperlich sehr in die Höhe und Breite gegangen, sieht gesund und kräftig und braungebrannt aus. Er geht außerdem gerne in die Schule und ist dort wegen seines freundlichen Wesens bei Lehrer und Schülern gut angeschrieben; sie nennen ihn — weil er gewaltig aus seinen Mitschülern herausragt — gutmütig den ,,Herrn Professor".

Hermann dagegen ist auch körperlich unverändert, derselbe blasse Bub, jetzt sogar etwas kleiner als der jüngere Helmut. Es ist nicht schwer, zu sehen, daß er im Heim keine besondere Rolle spielt, und die Nachrichten aus der Schule klingen auch nicht gerade erfreulich.

Es ist unverkennbar: Helmut ist ihm in mancher Beziehung über den Kopf gewachsen. Es scheint aber nicht bedrohlich; um so weniger als die Heimleitung keine besondere Klage hat und auch nicht über auffällige Streitereien zwischen den beiden Brüdern zu berichten weiß. Es scheint alles in leidlicher Ordnung.

Da kommt heuer im Frühjahr ($1\frac{1}{2}$ Jahre nach der Einweisung ins Heim) die überraschende Nachricht: Hermann ist durchgebrannt! Die näheren Umstände erscheinen merkwürdig: Eines Tages ist Hermann — nach der Überzeugung der Heimleiterin ohne besonderen Anlaß — verschwunden. Am Abend des Tages ruft der Prior des Klosters Andechs (45 km vor München) im Heim an, hier sei ein Bub, der unbedingt die Zwangserziehungsanstalt ansehen möchte, er sei den Weg heraus gelaufen. Am andern Tag wird er heimgeholt. Am nächsten Tag ist er wieder verschwunden; diesmal unter Mitnahme von vier Mark aus der Geldtasche der Heimleiterin und nachdem er beim Bäcker und Metzger sich auf die Rechnung des Heims Reiseproviant geholt hat. Am Abend Anruf aus der Fürsorge-Erziehungsanstalt Rothenfeld (eine Stunde hinter Andechs): ,,Hier meldet sich ein Bub aus ihrem Heim, der unbedingt unsere Anstalt anschauen will." Er wird zurückgeholt und nächsten Tag unter Begleitung seiner Kameraden in die Schule gebracht. Dort meldet er sich um $\frac{1}{2}$9 Uhr auf den Abort und kommt nicht wieder. Am Abend bringt ihn eine Frau aus einem Ort zwischen München und Andechs ins Heim zurück; er habe — völlig ermüdet — bei ihr gebettelt und da bringe sie ihn wieder. Einige Tage Ruhe; dann ist er wieder verschwunden. Auf dem Weg nach Feld-

kirchen, einer Anstalt im Osten von München, muß er durch München, frägt bei einer Bekannten seiner Pflegeeltern, ob er bei ihr übernachten dürfe und wird von ihr den Pflegeeltern zugeführt.

Der Heimleitung ist der Fall unerklärlich; auch deshalb, weil er auf alle Fragen nach seinen Beweggründen entweder schweigt oder sagt, er sei gerne im Heim.

Aus meinen Besprechungen mit der Heimleiterin wird nach und nach ein kleines Stück der allerletzten Vorgeschichte bekannt. Er gehe — so wird erzählt — schon seit Monaten höchst ungern zur Schule, sei einmal wegen eines schlimmen Fußes wochenlang zu Hause geblieben, bis sich beim Entfernen des Verbandes herausgestellt habe, daß der Fuß jetzt und zugegebenerweise auch früher unverletzt war. Ein andermal sei er wochenlang wegen einer starken Augenentzündung daheim geblieben, weil sich die Sache nicht bessern wollte, habe man ihn zum Arzt geschickt; der ruft im Heim an und klärt die Entzündung auf: Hermann habe um eine Bleistiftspitze ein Wattebäuschchen gedreht und sei damit so lange im Auge herumgefahren, bis dieses sich entzündete und später immer wieder entzündete. Außerdem hätte er dem Buben aus dem Augenwinkel einen Wattebauschen entfernt, der der Heimleiterin eine Eitergeschwulst vorgetäuscht hat.

Außerdem — so erzählt die Heimleiterin weiter — habe er sich in den letzten Monaten mehrere Diebstähle zuschulden kommen lassen; er habe Werkzeug und Leihbücher mit in die Schule genommen und dort verschenkt. Bei der Nachforschung habe er zunächst hartnäckig geleugnet, dann aber plötzlich alles zugegeben und sich bereit erklärt, eine genaue Liste der gestohlenen Gegenstände aufzustellen. Dies ist geschehen. Merkwürdigerweise seien auf der Liste aber auch Dinge mit verzeichnet gewesen, die gar nicht fehlten. Noch merkwürdiger: er liefert eine zweite Liste ab. Auf der sind Schmuckstücke der Heimleiterin aufgeführt, die diese in Bad Tölz im Hause ihrer Eltern verwahrt hat. (Sie ist einige Monate vorher mit den großen Buben des Heims auf einige Tage dort zu Besuch gewesen.) Die Liste enthält, fein säuberlich rubriziert: Name des Stückes, Beschreibung, Zeichnung und den Namen des Buben in der Schule, der das Stück empfangen hat. Sie ruft erschreckt zu Hause an, man sucht und — findet alles richtig an seinem Platz!

Bei seinem letzten Ausreißversuch kommt er auch zu mir. Er kann nicht ahnen, was ich über seine Beweggründe zu den verschiedenen Streichen denke; es ist nie ein Wort darüber gefallen. Er sagt, um seine Meinung zum ganzen befragt: „Die Kinder sind's nicht, die Schule auch nicht, das Heim auch nicht. Bloß solange der Helmut draußen ist, gehe ich nicht wieder hin, und wenn der Helmut zu Hause wäre, möchte ich auch nicht wieder heim.“ Am anderen Tag ins Heim zurückgebracht, widerruft er diese Erklärung und sagt, er hätte keinen Grund gehabt, fortzulaufen. Dies bestärkt die Heimleitung in ihrer früheren Meinung, daß der Fall wirklich unerklärlich sei; er müsse entweder ein Quartalsausreißer sein, der nach innerem Drang von Zeit zu Zeit eben fort müsse oder er litte an Basedow, worauf seine manchmal starren Augen hinzudeuten scheinen. Dann könne nur eine Operation Erleichterung bringen.

Auch dem Vater ist das Ganze unerklärlich; es fällt ihm nur ein, daß ganz am Anfang der Schulzeit ein Lehrer des Hermann, der mit ihm nicht fertig geworden war, gesagt hatte: „Mit dem Buben werden Sie noch einmal schwere Sorgen kriegen; der wird ihnen noch einmal mit Grundeis durchgehen."

*

Unsere Erklärung des Falles, daß auch hier die Eifersucht die eigentliche und tiefste Wurzel der ganzen abwegigen Entwicklung Hermanns ist, hat *gegen* sich, daß Ursache und Wirkung in einem sehr krassen Mißverhältnis zu stehen scheinen. Sie hat aber auch einiges für sich: auf keinen Fall ist für sie die letzte Entwicklung des Buben unerklärlich; im Gegenteil, jede einzelne Tat ist für sie ein folgerichtiges Glied einer einzigen Kette.

1. Grundlage und Ausgangspunkt der Schwierigkeiten: das gestörte Verhältnis, die Eifersucht zwischen den Brüdern. Einen kleinen Teil der Szenen zwischen ihnen kennen wir. Diese Eifersucht muß bis in die allererste Kindheit zurückgehen, wenn sie sich im Alter von zehn Jahren schon in so exzessiven Formen äußert.

2. Hermann war so lange leidlich im inneren Gleichgewicht, als Helmut zu Hause „der Unnormale, der Hilfsschüler, der Depp" war. Mit der Verbesserung der Stellung des Helmut (durch die Arbeit mit ihm, solange er noch in München war und später in der Fortsetzung der angebahnten besseren Entwicklung im Heim) war für Hermann automatisch in seiner Einschätzung eine Verschlechterung der seinen verbunden. Der Kleinere wuchs ihm über den Kopf, er kam in vieler Beziehung nicht mehr gegen ihn auf. Als Beweis für diese schlechtere Stellung des Hermann können u.a. auch seine zurückgehenden Schulleistungen angesehen werden.

3. Die tägliche Erfahrung in der Schulklasse zeigt jedem Lehrer, wie groß die innere Belastung durch schlechte Schulleistungen für ein Kind ist und welche oft verzweifelten Versuche solche Kinder machen, diese Belastung durch Auftrumpfen oder Rohheiten oder dumme Streiche loszuwerden. Auch Hermann strebte aus dieser quälenden Lage heraus. Seine alte Sucht, aufzuschneiden und eine große Rolle zu spielen, verführte ihn dazu, in der Schule große Sprüche zu machen, was er alles hätte und könnte. Das ging eine Zeitlang; dann mußte er durch Taten beweisen, daß er nicht geschwindelt hatte. In diese Zeit fielen die ersten Diebstähle im Heim. Er verschenkte die Dinge an Mitschüler. Das Ganze drohte ihm allmählich über den Kopf zu wachsen; er sah sich nicht mehr hinaus, ging höchst ungern zur Schule, drückte sich vor ihr durch vorgetäuschte Krankheiten.

4. Nun wurden die Diebereien und die vorgetäuschten Krankheiten entdeckt. Er gibt beides sofort bereitwillig zu, sogar — als aufschneiderische Geste — bei den Diebstählen mehr als er wirklich ausgeführt hatte. Von der Heimleiterin wurde ihm gesagt, das passe nicht in dieses Heim herein, das könne nicht mehr lange so weitergehen; wenn er diese Dinge nicht ablege, müsse er eben in ein strengeres Heim, nach Andechs z. B. wo es — das wisse in München jeder Bub — ganz anders zuginge. Er entwertete diese Drohung

auf eine höchst wirksame Weise, machte aus dem angekündigten Zwang eine Freiwilligkeit und ging selbst hin, sich das Ganze anzusehen. Weil außerdem in jedem Buben der geheime Wunsch steckt, einmal alles hinter sich zu lassen und unbeschwert und frei draufloszuwandern, kam er ganz auf seine Rechnung und erst recht, als er nach diesen „schneidigen" Taten jedesmal wieder seinen Einzug im Heim hielt. Die Heimleiterin erzählte, daß jedesmal alle Buben des Heims am Tor standen, und sicher hat ihm auch aus ihren Augen ein wenig neidische Bewunderung entgegengeblickt.

5. So ist also alles, die einzelne Tat für sich und die ganze Entwicklung von ihm aus gesehen, durchaus zielgerichtet und zweckvoll und von uns aus in allen seinen Teilen völlig verständlich.

6. *Wir antworten also wirklich auf jene berühmte Frage: „Was hat das Stehlen mit der Eifersucht zu tun?"*

> Daß Hermann von Anfang an nicht gelernt hat, in ein gutes Verhältnis zu seinem Bruder hineinzuwachsen, hat ihn langsam, Schritt für Schritt dahin gebracht, daß er aufschneidet, stiehlt, schlecht lernt, ausreißt und so ganz sachte auf den Weg zum Flunkerer und Hochstapler geraten ist.

Aus dieser Meinung über die vergangene Entwicklung entspringt natürlich eine andere Haltung als die übliche, was die Zukunft des Buben betrifft.

Wichtigste Aufgabe wäre jetzt, sofort daran zu gehen, die äußerst bedrohte Stellung des Buben zu stützen. Das könnte nur bei seinen Schulleistungen beginnen. Dies könnte zwar vom Heim eingeleitet werden, wäre aber in der kräftigen Durchführung ohne die aktive Mitarbeit des Klassenlehrers nicht zu denken. Der Bub erlebte dabei schrittchenweise, daß er nicht so dumm ist wie er sich bisher gefühlt hatte; dieses richtig geleitete Fortschreiten in der Klasse ließe ihn noch etwas anderes, gerade für ihn äußerst wichtiges erleben: daß er auch so, nein: *gerade so* viel mehr in der Achtung seiner Kameraden steht, daß ihn alle mehr mögen, wenn er mitarbeitet, als wenn er aufschneidet. Es wäre ein langsames, systematisches Aufrichten, damit automatisch — ohne viel Reden — verbunden ein stückweiser Abbau aller seiner Schwierigkeiten. Daß es bis jetzt — Ausreißen und Wieder-Zurückkehren ins Heim liegen drei Monate zurück — ohne weitere Störungen gegangen ist, scheint ein Beweis dafür zu sein, daß man im Heim, wenn auch nicht systematisch, so doch gelegentlich, von der Hand in den Mund, aus „Instinkt" in ähnlicher Weise mit dem Buben umgeht. Dennoch glauben wir an keinen wirklichen, dauerhaften Erfolg, wenn diese Arbeit nicht bewußt und zielsicher angepackt wird. Solche Arbeit aber ist nur möglich, wenn man sich aus der individualpsychologischen Betrachtungsweise nicht bloß wie aus einem Kuchen die vermeintlichen Rosinen heraussucht, d. i. das sofort Einleuchtende, sondern wenn man ihre Grundlagen anerkennt und danach handelt.

Eine psychologisch-pädagogische Betrachtung des Kindermärchens

Von MARIA VINSKI-HOLLINGER (Zagreb)

Der Brauch den Kindern Märchen zu erzählen, reicht bis ins Altertum zurück, und es ist schwer feststellbar, ob er sich als tendenziöse Folge bewußter Erkenntnis einer pädagogischen Bedeutung des Märchens entwickelt hat. Bei *Platon* stoßen wir zum ersten Male auf die Forderung einer ethischen Beeinflussung der Kinder durch ausgewählte Märcheninhalte; er verbietet die Märchen von den Untugenden der Götter und den Gräueln im Hades ihrer schlechten Auswirkung wegen auf das kindliche Gemüt. In den *Grimmschen* Märchen, die als Haupttypus der Kindermärchen innerhalb bestimmter Altersgrenzen gelten, wird keinesfalls auf eine moralisch-ethische Erziehung Wert gelegt. Grausame Strafen, wie Blendung (sogar in dem sehr beliebten Aschenbrödelmärchen), Mord, Betrug, List sind fast in jedem Märchen auf der Tagesordnung, und wir bekommen von Märchenfreunden gleichsam als Entschuldigung zu hören, daß diese Märchen weder *von* Kindern noch *für* Kinder geschrieben worden sind. Wie kommt es also, daß sie den Kindern immer wieder als die einem bestimmten Lebensalter adäquate Literaturgattung geboten werden? *Karl Bühler*[1]) und *Friedrich von der Leyen*[2]) finden einen historischen Stützpunkt hierfür in der Annahme, daß diese Märchen von primitiven Völkern stammend, gleichsam aus der „Kinderzeit der Menschheit", auch dazu geschaffen sind, den Phantasiebedürfnissen des Kindes am ehesten zu entsprechen. Psychologische Stützpunkte ergeben sich ferner aus folgenden Tatsachen: Die Märchenuntersuchungen von Literaturhistorikern, besonders von *Wundt*, zeigen eine merkwürdige Übereinstimmung der Märchen bei den verschiedenen Völkern, was auf Gleichheit der Quellen der märchenschaffenden Phantasie hinweist. Die Märcheninhalte entsprechen traumartigen Vorstellungen, die sich ohne sachliche Übergänge aneinanderreihen: die Danaiden schöpfen Wasser in ein durchlöchertes Faß; Tantalus greift nach dem Ast, der immer wieder zurückweicht; eine Frau putzt den Fleck von einem Ei weg, der immer wieder auftaucht, — das sind anscheinend nur „logische Ungereimtheiten", ohne jede Präzision im Hinblick auf Zeit und Raum. Im sog. Märchenalter des Kindes — das Alter von 4—8 Jahren — soll nach der Ansicht der pädagogischen Psychologie kritisches Denken und bewußtes Wollen hinter der Ausbildung der kindlichen Vorstellungs-

---

[1]) „Die geistige Entwicklung des Kindes."

[2]) „Das Märchen."

zentren zurückstehen, und daraus wird nun der Schluß gezogen, daß gerade diese Märchengattung dem Fassungsvermögen des Kindes am nächsten sein müsse. Auf Kombinations- und synthetische Fähigkeiten wird kein Anspruch erhoben; Simultanvorstellungen, die nicht nur Kindern, sondern auch intelligenten Erwachsenen Schwierigkeiten bereiten, kommen mit Ausnahme der „Bremer Stadtmusikanten" fast in keinem Märchen vor. Alle Märchenpersonen sind eigentlich Typen, die *eine* Eigenschaft aufweisen, welche in positivem oder negativem Sinne extrem gesteigert wird. Die Hauptgestalten sind Könige oder Bettler, Riesen oder Zwerge; sie sind ausgestattet mit besonderer Schönheit, Tugend, Mut oder sie sind wahre Ungeheuer: grausam, häßlich, feige. Diese deutlich geübte Märchentechnik der Vergrößerung und Verkleinerung bekannter Vorstellungen soll nun den Vorstellungskreis des Kindes, dessen Erfahrungskreis ja gering ist, vergrößern oder erweitern.

Fast in psychoanalytischem Sinne bemerkt *W. Stern*[1]) zu diesem Thema: „Die fürstlichen Personen der Märchenwelt sind verkappte Wunscherfüllungen des Kindes." Und sowohl im individualpsychologischen: „Aus der eigenen Dürftigkeit wünscht das Kind sich hinein in Macht und Herrlichkeit. Es sind also Verkörperungen des Kindes und deshalb ihm nahe."

Nach diesen theoretischen Erörterungen bleibt noch der eine — und vielleicht nicht am wenigsten maßgebende — Weg zur praktischen Märchenforschung offen: 1. Direkte Beobachtung und Vergleich, wie verschiedene Mürcheninhalte auf die kindliche Psyche wirken, 2. Reproduktion der Erinnerung von Eindrücken gehörter Märchen aus der eigenen Kindheit und der Kindheit Erwachsener, welchen objektive Aussagen zugetraut werden können.

Aus der eigenen Kindheit wußte ich, daß es mir viel weniger an den Märchen gelegen war, als an der Stimmung, die erwuchs, wenn die Mutter erzählte. Nicht weil die Märchen mir gefielen, bat ich um Wiederholung derselben, sondern weil ich eine Situation, die mir paßte, aufs neue rekonstruieren wollte: die Nähe der Mutter! Eigentlich flößten mir die Märchen von Hexen und Zauberern Angst ein, erhöhten das kindliche Unsicherheitsgefühl, das ich in der Nähe der Mutter loszuwerden und zu verbergen suchte hinter der markierten Leidenschaft für Märchen. Diese eigene Erfahrung, die immerhin subjektiv gefärbt sein konnte, fand vielfache Bestätigung aus dem Munde Erwachsener und der genau beobachteten Verhaltungsweise von Kindern. Manche Erwachsene erzählten, daß sie Zweifel empfanden an der unbegrenzten Macht der Märchenhelden, die sie aber, ebensowenig wie ihre Angst, zu äußern wagten, um der „Gunst des Augenblickes" nicht verlustig zu werden. *Adler* hat die Beobachtung gemacht, daß die Freude mancher Kinder an Schauermärchen dem Abhärtungsbedürfnis entspricht, indem sie auf diese Weise die eigene Schwäche zu überwinden suchen. Nervöse, exaltierte Kinder haben meiner Beachtung nach immer nach Schauermärchen verlangt, unersättlich im Erleben von Spannungen, so daß man hier fast von einem Zirkulus sprechen könnte: weil sie erregt waren, verlangten sie nach Schauermärchen, durch welche ihre Erregung noch mehr gesteigert wurde. Was jedoch Angst und

[1]) „Die menschliche Persönlichkeit."

Erregung im Lebensplane des Menschen zu bedeuten haben, hat uns *Adler* gelehrt: sie sind, wie auch der Trotz, Waffen im Kampfe des Kindes gegen die Erwachsenen, Hilfsmittel, mit welchen es seinen Willen durchzusetzen und jene Rücksichtnahme zu erreichen sucht, die ihm seine Umgebung aus freien Stücken nicht gewähren würde. Durch seine Angst und Aufregung setzt es das ganze Haus in Aufregung und erzielt so, indem es „aus seiner Schwäche eine Stärke macht" (*Nietzsche*), den gewünschten Effekt: eine oder auch mehrere Personen in seine Dienste zu stellen.

Schon aus dem Vorliegenden geht hervor, daß die *Grimmschen* Märchen nicht um ihrer selbst willen vom Kinde als die einzig ihm nahe Kunstform aufgenommen werden, sondern hauptsächlich in Ermangelung anderer, entsprechender Literatur. Und somit ist die Frage nahegelegt: Warum sollte dem Kinde, welches schon im Alter von 3—4 Jahren für reale Kunst empfänglich ist, — als Haupttyp ist allgemein das *Hoffmannsche* Struwelpetermärchen bekannt — dieses Verständnis im 4.—8. Lebensjahre verloren gehen, um dann wieder in einer realen, wissenschaftlichen Orientierung repräsentiert zu werden? (Robinson Crusoe, Indianergeschichten usw.) Den Kindern wurden doch ursprünglich die Märchen nicht geboten, weil sie sie liebten, — was vom Unbekannten ja gar nicht vorausgesetzt werden kann! — sondern die Kinder liebten sie, weil man sie ihnen bot, nicht zuletzt, weil sie in dieser vielfach fingierten Liebe ein Hilfsmittel sahen, die Erwachsenen mit sich zu beschäftigen, ihnen Fleißaufgaben zu erteilen.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, stellte ich durch zwei Jahre eine Reihe von Versuchen mit 20 Kindern im Alter von 3—7 Jahren an. Ich erzählte Märchen von *Andersen* und *Bechstein*, ausgewählte Märchen von *Grimm*; Geschichten, zum Teil Biographien, zum Teil der eigenen Kindheit entnommen und schließlich lebensnahe, „reale Wunder" der Naturwissenschaft und Technik (Elektrisches Licht, Wasserleitung, Motor, Wolke, Gewitter). Unmerklich registrierte ich die Grade der Aufregung, der Spannung, des Interesses, mit welchen die Kinder den Erzählungen der drei verschiedenen Stoffgebiete folgten, und ich verschaffte mir außerdem durch eine Rundfrage, aus welchen Gebieten wir denn unseren Stoff für die jeweiligen Erzählungen holen sollten, direkte Kritik. Da ergab es sich, daß die Kinder im Gegensatze zu einer früheren, mehr weltfremden Generation, den Märchen viel kritischer begegneten, als man nach den Ausführungen erwarten durfte. Zu „Prinzessin Ilse auf der Erbse" erklärte ein kaum Fünfjähriger: „Wie ist es denn möglich, daß man trotz soviel Matratzen eine kleinwinzige Erbse spüren kann?" Die feine Ironie auf die Aristokratie, die in dieser Anspielung verborgen lag, war dem Kinde nicht zugänglich. Sonst wurden fast alle Märchen des herrlichen Erzählers *Andersen*, allerdings meist entsprechend gekürzt, unter echter Emotion aufgenommen, die sich wie bei den „Roten Schuhen" oder „Das Mädchen, das mit dem Fuß auf den Laib Brot trat" bis zum Schluchzen steigerte, was eindeutig darauf hinweist, daß das Kind auch einer höheren Kunstform, die seinen literarischen Geschmack entsprechend beeinflussen

dürfte, in hohem Grade zugänglich ist. Ähnliche Emotionen hat das *Grimmsche* Märchengenre nie ausgelöst. Einem Kinderweinen lag hier meist das Motiv der Einfühlung zugrunde, welches erst sekundär Angst auslöste, vor dem Menschenfresser im „Kleinen Däumeling", der Hexe im „Hänsel und Gretel" zum Beispiel. Kritik wurde hier in größerem Maßstabe geübt, etwa: wie ist es denn möglich, daß die Großmutter und das Rotkäppchen im Bauche des Wolfes Platz finden? Wie konnte Schneewittchen, das doch ein Mensch ist, im Bette der Zwerge schlafen? Schließlich wurden diese Märchen von manchen Kindern direkt als dumm abgelehnt und von den meisten bei der nächsten Auswahl ganz übergangen.

Naturwissenschaftliche Märchen wurden mit aktuellem Interesse aufgenommen. Daß es Berge gab, die Feuer speien konnten, war nicht weniger interessant als die Tatsache, daß[1]) „der Königssohn mit den wünschlichen Gedanken" seinen Koch glühende Kohlen schlucken ließ, und das Interesse war durchaus nicht beeinträchtigt, weil so ein Berg z. B. „Popekatepetl" hieß und in einem wirklichen, aber merkwürdigen Lande stand, wie Mexiko, von dem man später noch viel mehr erfahren sollte. Zaubern konnten wir eigentlich alle: ein Druck an der Wand, eine Handbewegung genügten, um Nacht in Tag zu verwandeln, um Wasser aus der Wand hervorschießen zu lassen. Wollen wir denn nicht erfahren, wie das möglich ist? O ja, dies wollten fast alle und dies mit einer Spannung, die nur überboten wurde von jener, welche alles Erzählte aus dem Stoffgebiet Kindheit umfaßte!

Hier schien es, erlebte das Kind — noch ichbefangen — im fremden Schicksale eigenes wieder. Aber anders als im Märchen, weil wirklichkeitsnahe Situation es die Beziehung zur Umwelt klarer erfassen ließ. Die Erwachsenen, die Riesen, sie steigen vom Throne ihrer Autorität herab, wurden gleich ihnen zu Zwergen, die einmal von ähnlichen Ängsten, Nöten und Seligkeiten geplagt waren, die sie anscheinend glücklich überwunden hatten. Daß Vater und Mutter, Lehrer und Erzieher selbst Kinder waren, die Fehler begangen, Unrecht erlitten, gefühlt und gedacht hatten, wie sie, ohne — wie sie auch — erlösenden Ausdruck gefunden zu haben, — daraus mußte doch für die Mutloseren und Ängstlichen Trost und Mut erwachsen, den Aufgaben der Zukunft entgegenzusehen und die innere Bereitschaft: Schwierigkeiten zu überwinden; die Mutigen und Draufgänger aber konnten an fremdem Schicksale lernen, Hemmung und Abwehr zu ertragen, Sammlung und geduldiges Abwarten. Das Kind stand nicht mehr allein da, unverstanden; es fand Verbündete, mächtige zwar, aber es wußte nun, daß auch diese nicht ohne Demütigungen und Spannungen mannigfaltiger Art, nicht ohne Scheitern und Scheu den Weg gegangen waren, den zu gehen auch ihnen bevorstand. Hier war Erzählung nicht bloß an die kindliche Phantasie adressiert, diente nicht nur dazu, um das unbeschäftigte Denkvermögen anzuregen (*Charlotte Bühler*), sondern wurde eine Art *Kompaß* im Seelenleben des Kindes: *richtunggebend* und *entwicklungsfördernd*. Der erzieherische Wert des *Grimmschen* Märchens, dessen kulturhistorischer Wert nicht streitig gemacht werden soll,

[1]) „Die Nelke" von *Grimm*.

wenn er — mit einigen Ausnahmen — für Kinder als ungeeignet abgelehnt wird, blieb dort nur auf die Phantasie beschränkt; hier fand das Kind unendlich mehr! Im unbewußten Suchen nach einer Orientierung in einer ihm fremden Welt, fand es Halt und Hinweis. Der Erzieher stand nicht mehr über ihm, sondern *neben* ihm, *mit* ihm.

Das Gesagte darf aber nicht so aufgefaßt werden, als ob schon durch bloßes Erzählen von Geschichten und Märchen Wunder an Erziehung bewirkt werden könnten. Diese Wunder geschehen wohl hauptsächlich dann, wenn ein Erzieher es versteht, im rechten Augenblick das Richtige zu bieten. Ein solcher Erzieher wird aber jedoch auch seine eigenen Erziehungsfehler zum großen Teile überwunden haben und daher auf allen anderen Gebieten weniger Fehler begehen, die dann das Verhalten des Kindes in irgendeiner Form oder Weise reflektiert.

Wieviel lebendige Gestaltungskraft und Verwertungsmöglichkeit im individualpsychologischen Sinne auch das *Grimmsche* Märchengenre für das Kind zuläßt, möge hier beispielsweise nur kurz an den bekannten Märchen vom „Däumeling" und dem „Klugen und Dummen" gezeigt werden: dort wird das jüngste Kind zum Retter der älteren Geschwister; trotzdem es das kleinste ist und so hinter den anderen zurückbleiben müßte, gelangt es durch den Besitz der Siebenmeilenstiefel am weitesten, und hier erzielt der Dumme, sobald er selbständig zu denken anfängt, bessere Resultate als der Kluge, indem er den Eber erlegt. Es ist klar, daß hier ein Hinweis auf Trainingsmöglichkeit von Mut und Leistung enthalten ist, der nicht einmal der Schwächste oder Dümmste auszuweichen braucht.

Diese Erfahrungen, durch eine Reihe von Versuchen erworben und immer auf neue bestätigt, deuten Weg und Notwendigkeit an zur Schaffung einer neuen, frühkindlichen Literatur, die jene Voraussetzungen erfüllen soll, die man von guter Literatur erwarten darf: *spannend im edlen Sinne und positiv in bezug auf ihre Wirkung auf die Gefühls- und Denkrichtung des Kindes.* Daß diese Fragen bis heute keiner ernsten Erörterung wert befunden wurden, mag wohl mit der Tatsache zusammenhängen, daß es viel leichter ist, alte Wege zu gehen, als neue zu suchen, um so mehr als das *Grimmsche* Märchengenre durch die psychologische Forschung Bestätigung gefunden zu haben schien. Diese mag sich in formaler Hinsicht weiter behaupten, inhaltlich jedoch werden die Ergebnisse praktischer Märchenforschung ausschlaggebend sein, die vorliegende Arbeit anzuregen bemüht ist.

Zur Phantasieerziehung durch das Märchen sei hier vom allgemeinen Standpunkte noch einiges erwähnt: Durch Erzählung von Märchen und Geschichten von seiten Erwachsener wird eine mehr passive Phantasieentwicklung am Kinde geübt. Was nützt uns aber die fruchtbarste Phantasie, wenn wir sie nicht gebrauchen können?! Um die kindliche Phantasie produktiv, wie das tägliche Leben sie braucht, und nicht passiv, zu gestalten, ist es notwendig, daß wir das Kind auch *erzählen lassen.* So gelangt es — vorausgesetzt, daß der Erzieher die nötige Distanz zur Sachlichkeit bewahrt — zur Sicherheit und lernt die wechselseitige Beziehung von Geben und Nehmen auch in

geistiger Hinsicht verstehen. Die fast durchwegs einseitige Darbietung schafft eine Art von geistigem Parasitismus, der kaum zu den positiven Charaktereigenschaften gezählt werden und so kaum im Plane bewußter, ernster Erziehung enthalten sein kann.

Individualpsychologie und Strafgesetz

— Aus persönlichen Erfahrungen —

Von T. R. (Wien)

Man behauptet immer, das österreichische Strafgesetz sowie der Strafvollzug sei auf dem Prinzip der Besserung und nicht der Vergeltung aufgebaut. Gewiß in neuerer Zeit, hat beides Fortschritte gemacht, aber nicht in dem Maße, wie es die Entwicklung der Menschheit fordert und dem natürlichen Rechtsempfinden des Menschen angepaßt ist. Ich muß voraussetzen, daß ich hier nur vom Standpunkt der Individualpsychologie spreche, welche, so wenig dieselbe heute leider gewürdigt wird, doch speziell auf dem Gebiete der Kriminalistik bahnbrechend werden muß. Wollen wir uns überhaupt Begriffe von Gut und Böse machen und deren Übeln je abhelfen.

Um nun zu dem Obersatze der Besserung zurückzukommen, so bezweifle ich nicht nur, sondern behaupte, daß unser heutiger Strafkodex eine Besserung geradezu aufhebt.

Damit soll nicht vielleicht der Richterschaft irgendein Vorwurf gemacht, oder eine unangebrachte Kritik geübt werden, oh nein! es würde dies ja an der ganzen Sachlage nichts ändern. Der Fehler, wonach unser Strafgesetz versagt resp. seinen Zweck nicht mehr erfüllt, ist ganz wo anders zu suchen. Er liegt vielmehr in dem veralteten System unseres Strafgesetzes. Eine Besserung kann nur da und nur dann erfolgen, wenn sich der Beamte in die Täterpersönlichkeit derart einzufühlen vermag, so daß er den Rechtsbruch zwar nicht entschuldigen, aber doch verstehen und dessen Wesen wenigstens teilweise erfassen kann.

Daß dies bisher nicht der Fall ist oder doch nur in höchst seltenen Fällen zutrifft, braucht ja nicht weiter erörtert zu werden, da ja das klar vor Augen liegt. Der Grund hierfür liegt wieder nur in der Anwendung des Strafgesetzes und zwar deshalb, weil man es bisher nicht für nötig befunden hat, die Richterschaft (auch Lehrer usw. nicht ausgenommen) richtig psychologisch zu schulen. Wer von den Lesern hat nicht schon mit der Polizei oder Gericht zu tun gehabt und wenn es die harmloseste Sache der Welt gewesen wäre, mit welcher Scheu

und unerklärlichem Angstgefühl hat man den Gerichtssaal oder die Polizei betreten.

Sehen wir uns nun die üblichen Vorgänge in den Verhörzimmern von Gericht und Polizei an, so muß schon der Laie das unbestimmte Gefühl haben, daß diese Methoden absolut nicht die richtigen sein können.

Alles spielt sich kalt schablonenhaft ab, die leidige Amtsmiene darf ja nicht fehlen, ängstlich bemüht, Distanz zu halten und der Beamte glaubt sich etwas vergeben zu müssen, wenn er sich als Mensch gibt und nur so, verstehend in das Wesen des seelisch unterernährten einzudringen vermag. Das schroffe Verhalten, welches nur bemüht ist, die häßliche Wahrheit mit brüsken Worten aus ihrer Verborgenheit zu zerren und den Beschuldigten der „verdienten" Strafe zuzuführen. Man interessiert sich nicht für die Täterpersönlichkeit (Sensationsfälle ausgenommen), für die Motive seiner Tat, es sei denn, daß dies Anhaltspunkte ergeben, welche die Tat in einen eine höhere Strafe zulässigen Paragraphen pressen lassen. Der Täter hat vielleicht das Unsinnige seiner Tat eingesehen, will sich aussöhnen mit der beleidigten Menschheit, aber das gibt es nicht, darf nicht sein, dem Gesetz muß Genüge getan werden und wenn darüber eine Menschenseele zugrunde geht. Gerade hier wäre der günstige Moment, in der ersten näheren Berührung mit der Behörde, für den Beamten heilend einzugreifen, durch taktvolle, verstehende Behandlung den Beschuldigten den rechten Weg zu weisen, ihm das Asoziale seines Tuns in Güte verständlich zu machen. Ausnahmslos handelt es sich da um Aufstieg oder was häufiger der Fall ist, um Abstieg für immer.

Der Beschuldigte wird durch das meist kalte und verächtliche Benehmen des Beamten verschüchtert und diese Schüchternheit steigert sich zu Wut und Trotz, ja bei sensiblen Naturen soweit, daß sich der Beschuldigte gar nicht mehr als solcher, sondern als Beleidigter, als Zurückgestoßener fühlt und den Vorsatz faßt, es der Gesellschaft mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln heimzuzahlen. Es ist ein nie wieder gutzumachender Fehler, wenn man sagt: dem ist nicht zu helfen, mit diesen Worten setzen wir einen Gedanken in die Welt, der den Gestrauchelten wie ein geheimnisvolles Fluidum überströmt, ihn mutlos und ihn aus der Kloake nicht erheben läßt.

Unser Strafgesetz scheint auch nicht zu wissen, oder doch vergessen zu haben, das eine Besserung nicht durch äußerliche Mittel herbeigeführt werden kann, daß dieselbe nur von innen heraus, aus eigener Initiative erfolgen muß.

Das eine wirkliche Besserung mit den drastischesten Strafen nie erzielt werden kann, haben die mittelalterlichen barbarischen Strafen zur Genüge bewiesen. Es ist vielmehr eine bekannte Tatsache, daß, je schwerer Strafen werden, desto rücksichtsloser Verbrecher und Verbrechen werden. Vom Standpunkte des Verbrechers ist ja das leicht erklärlich, denn derselbe sagt sich, wenn er in Flagranti erwischt wird: jetzt ist alles gleich, für den Einbruch bekomme ich so meine sieben bis acht Jahre und wenn ich den Eigentümer unschädlich mache, so komme ich durch und werde wahrscheinlich nicht erwischt. Und werde ich erwischt, so bleibt die Strafe fast ziemlich gleich. So die Ansicht der Verbrecher!

Wie man sieht, ist die Gabe, das Sesam der Verbrecherherzen zu erschließen und auf den Grund der nicht immer so schwarzen Seele zu steigen, den Bodensatz zu klären, Gut und Böse zu trennen, nicht vielen eigen. Und nur derjenige der dies versteht, wer die Tiefen der menschlichen Seele mit ihren Stürmen und Leidenschaften kennt, mit der empfindsamen Psyche vertraut ist, dem nichts menschliches fremd ist, nur der kann ein guter Richter sein, wird heilen und helfen können.

Ein ungehofftes Wort der unverdienten Güte und Milde wirken bei diesen Menschen Wunder und das Eis des Trotzes, der Resignation wird in wenigen Minuten auftauen und der aufmerksame Beobachter wird einen verstehenden Blick in das Innenleben eines irregeleiteten Menschen tun können, dessen Handlungen uns vorerst grauenhaft und unfaßbar erschienen sind.

Man darf nicht vergessen, daß die Rechtsbegriffe nicht bei allen Menschen gleich sind, daß oft hochstehende Personen Dinge tun, die oft ein ganz ungebildeter Tagelöhner verachten würde.

Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn die Rechtsbegriffe der unteren Volksschichten verworren sind und irrtümlich ausgelegt werden. Eine Besserung, ich wiederhole es nochmals, wird nur dann erfolgen, wenn unsere Kriminalisten und Richter nicht mehr bloße Pflicht- und Aktenmenschen, sondern wirkliche Menschen sind, die bemüht sind, den Verbrecher aus der Gosse zu der sittlichen Würde des Menschen emporzuziehen und ihn nicht auf das Niveau des Tieres stellen.

Der Beamte muß sein Amt vom rein künstlerischen Standpunkt betrachten und sich dessen bewußt sein, daß er auf dem Gebiete der Kultur eine Pionierarbeit zu leisten hat, eine Arbeit, die nur wenige leisten können. Aber bis dahin ist es noch sehr, sehr weit, denn soviel ich zu übersehen vermag, stellen sich dem wirklichen Individualpsychologen Hindernisse in den Weg, die sehr schwer zu beseitigen sind, so daß es absolut nicht absurd erscheint, wenn in Verbrecherkreisen allen Ernstes behauptet wird, daß das Strafgesetz oder richtiger die maßgebenden Faktoren nicht nur nicht bessern wollen, sondern bemüht sind, eine gewisse Anzahl Verbrecher zu züchten. Und wer den österreichischen Strafvollzug kennt, der wird zu der Ansicht gelangen, daß es fast so scheint!?

Es liegt mir ferne, dem Verbrechen oder Verbrecher eine Lanze zu brechen und das asoziale Verhalten gutzuheißen. Nein! Aber bestraft soll mit Verständnis und Sachkenntnis werden und so, daß der Bestrafte zu der Ansicht gelangt, daß er die Strafe verdient hat. Das nun ist die größte Kunst des Individualpsychologen, jemanden davon zu überzeugen, daß sein Vorgehen schlecht, verwerflich war.

Aber das ist nach den heutigen Methoden der Justiz fast unmöglich. Solange das Strafgesetz einen indirekten Unterschied zwischen zahlungs- und nicht zahlungsfähige Verbrecher kennt, das Gesetz nicht gleich gehandhabt wird, wird auch in den Ansichten der Verbrecher keine bessere Regung Wurzel schlagen. Ich bitte mich aber ja nicht mißverstehen zu wollen. Ich will nicht vielleicht behaupten, daß der Zahlungsfähige sich von den Folgen seiner Tat

loskaufen kann. Das wäre zu viel gesagt und speziell der österreichischen Richterschaft kann man in diesem Punkte nicht nahetreten. Aber dem zahlungsfähigen Verbrecher steht schon ein Heer von spitzfindigen Anwälten zur Seite, welche ihn vor die Lücken der Gesetze stoßen, alle möglichen Experten und Gutachten herbeizerren und so Lombroses bewährte Rezepte in Anwendung bringen und ihn so der viel milderen Zucht des Arztes übergeben.

Besehen wir uns nun Betrüger großen Stils, Bestecher und Bestochene, gesellschaftliche Korruptionen, für diese findet sich fast ausnahmslos die beliebte Tarnkappe.

Und gerade dies ist von sehr wichtiger psychologischer Bedeutung für die ethische Entwicklung eines Volkes. Denn wie wertet der Laie, der Ungebildete solche Vorkommnisse? Oder ist man so naiv, zu glauben, daß alles geglaubt wird, was darüber in den Tagesblättern plausibel gemacht wird!? O nein! Aber für die Rechtsbegriffe einer Nation sind diese Großverbrechen und deren „Erledigung" von weittragender Bedeutung.

Das Volk wird in einer Passivität in Rechtsangelegenheiten erzogen und legt sich immer und überall den bequemen Entschuldigungsgrund zurecht: „Ah die Obern machen es auch nicht anders!" Die Achtung vor dem Gesetz erlischt und zeitigt so Verbrechen über welche die anständige Gesellschaft erstaunt und empört ist, dabei vergessend, daß sie für diese Verbrechen die Schrittmacherin war, sie vorbereitet hat.

Nun wollen wir bei Gericht direkt die übliche Praxis betrachten. Man kennt den Angeklagten nur nach den Akten, sehr wenige Fälle ausgenommen. Nach den Vorstrafen wird taxiert; die Verhältnisse seiner Jugend, das Milieu in dem er groß geworden, die Einflüsse, denen derselbe preisgegeben war, kommen nicht oder doch nur oberflächlich zur Sprache. Dazu meist die persönliche subjektive Einstellung von Richter und Staatsanwalt (den er nebenbei bemerkt, nur bei der Verhandlung zu sehen bekommt).

Hat der Angeklagte nun viele Vorstrafen, so wird ihm das „Prädikat" unverbesserlich zuteil!

Es drängt sich uns nun die Frage auf, wer ist unverbesserlich? Nach allen Regeln der Logik wäre eigentlich nur Gott unverbesserlich. Der Gottesbegriff in der Idee Kants gedacht Kritik der reinen Vernunft. Doch dies soll ja keine philosophische Abhandlung sein, sondern lediglich ein Dilemma, über das versagende Strafgesetz. Haben wir überhaupt das Recht, jemanden zu sagen, du bist nicht besserungsfähig? Können wir das überhaupt, ohne mit dem Rechtsempfinden in Widerspruch zu geraten. Hat man sich schon einmal allen Ernstes die Frage vorgelegt, ja haben wir überhaupt je versucht, den Gestrauchelten wieder-aufzurichten, ihm Gelegenheit gegeben, sich zu bessern? Oder genügt es, wenn man denselben einsperrt und ihn nach der Verbüßung der Strafe seinem Schicksal überläßt? Der Hunger, der bloße Wille zum Leben muß ihm das Einbruchswerkzeug wieder in die Hand drücken. Er muß hinaus, das Schandmal „Vorbestraft" auf seinen Namen, jeden Tag neu verurteilt, ohne Heim, ohne Barmittel, dazu das riesenhafte Vorurteil der Gesellschaft. Zuchthäusler!? Kommentar überflüssig. Übertönt dann der Hunger

die befehlende Stimme des Rechts, dann ist er unverbesserlich Gewohnheitsverbrecher. Nochmals, haben wir das Recht, das zu sagen? Nein! und tausendmal nein! Ja, wenn wir versucht haben, den Gefallenen aufzurichten und wenn diese Hilfe ausgeschlagen wurde, dann haben wir das Recht, uns vor diesen Menschen zu schützen; aber sagen können wir noch immer nicht, daß das Individuum nicht besserungsfähig ist, wir haben es eben nicht verstanden, dessen Wesen zu erfassen, auf ihn richtig einzuwirken.

Mir ist persönlich ein Fall bekannt, daß ein Staatsanwalt in einer Schöffenverhandlung (wegen Diebstahl), der er als öffentlicher Ankläger gegenüberstand, in seinem Plädoyer unter anderem ausführte, daß es für einen jungen, ledigen Menschen leicht sei, Arbeit und Verdienst zu finden. Der Angeklagte der sich mit großer Notlage verantwortete, wurde zu sieben Jahren schweren Kerker verurteilt.

Nun, auch das Schwerste geht vorüber, so auch die sieben Jahre. Nach seiner Entlassung suchte der „Unverbesserliche" seinen ehemaligen Ankläger auf und erinnerte ihn an sein Plädoyer, wo derselbe sagte, daß es für einen jungen Menschen leicht sei, Arbeit und Verdienst zu finden, nun bin ich da, um Sie um, sei es was immer für Arbeit zu bitten.

Der Herr Staatsanwalt wurde sichtlich verlegen und sagt: Ja, wissen Sie, wir Beamte sind mit dem wirtschaftlichen Leben nicht vertraut, sind immer in Akten vertieft. Er gab dem Bittsteller 5 S. und verabschiedete denselben mit einigen nichtssagenden, tröstlich sein sollenden Phrasen.

Wer kann nun die Gefühle des entlassenen Gefangenen ermessen? Bei der Verhandlung ist dieser Herr über wirtschaftliche Fragen scheinbar sehr gut orientiert, wenigstens der Anklagerede nach zu schließen, und nun ist er über das öffentliche Leben absolut nicht informiert.

Glauben Sie nun, daß dieser Gefangene voll überzeugt ist, daß es diesem Staatsanwalt nicht darum zu tun war, konkrete Tatsachen in seiner Anklage vorzubringen, daß er es durchaus nicht ernst mit seinem Amte nahm, daß es ihm nur um die Zustandebringung der Verurteilung im höheren Strafsatz zu tun war und darum jedes Mittel für erlaubt hielt.

Diese Beamte sind durchaus keine Einzelfälle, ihre Zahl ist Legion und gehören schon lange durch erstklassig psychologisch geschulte Kräfte ersetzt, Kräfte, die nur Mensch sind und bleiben. Nur dann, wenn wir die Ursachen der Verbrechen kennen, wenn wir den Menschen in seinem ganzen Wesen erfassen, dann dürfen wir auf eine Besserung hoffen. Und dieses Erfassen der Persönlichkeit hat nicht erst dann zu erfolgen, wenn der Einzelne bereits das Recht gebrochen und straffällig geworden ist. Nein, schon in der frühesten Jugend hat sich die Arbeit des Individualpsychologen zu erstrecken und den Menschen auf den ethischen Wert und Zweck des Lebens hinzuweisen und dahin zu erziehen, daß der Mensch das Asoziale auch als solches erkennt und es auch aus demselben Grunde, weil es asozial ist, unterläßt.

Nicht das soll der Zweck der Erzieher und Gesetzgeber sein, das aus Furcht vor Strafe etwas Böses unterlassen wird, sondern lediglich, weil man es als Böses erkannt hat und mit dem Rechtsempfinden in Widerspruch steht.

Hoffen wir, daß die Ideen der Individualpsychologie in Bälde Eingang finden in unser ramponiertes Strafgesetz, so wie es teilweise in Deutschland seit einiger Zeit mit sehr gutem Erfolge angewendet wird. Lassen wir die gewiß blindgeborene Themis durch die Vernunft ersetzen und wir werden gut tun damit.

Diese meine Ausführungen sind nicht vielleicht persönliche Ansichten, sondern durch mehr als fünfzehnjährige Erfahrungen und eifriges Studium in den traurigsten Asylen menschlicher Verirrungen gesammelt, in der vagen Hoffnung, für eine Reform unseres Strafgesetzes einen geringen Teil beigetragen zu haben.

Ich habe das Elend an der Quelle studiert, habe mir tausende Lebensschicksale erzählen lassen und habe die Überzeugung gewonnen, daß die Gesellschaft viel, sehr viel an Unterlassungssünden gutzumachen hat und das bisherige System überlebt und ungeeignet ist, die Menschen zu bessern, welche mit dem Strafgesetz in Konflikt geraten sind.

Buchbesprechungen

INDIVIDUAL PSYCHOLOGY AND PSYCHOSOMATIC DISORDERS (I). Individual Psychology Publications. Medical Pamphlets Nr. 4, London: The C. W. Daniel Company, 1932.

Das Heft enthält eine Reihe sehr interessanter Aufsätze, die um so wichtiger erscheinen, als von rein medizinischer — nicht psychologischer Seite — die ungeheure Bedeutung der *Adlerschen* Befunde für das Verständnis einer Reihe psychosomatischer Störungen hervorgehoben und nachdrücklichst betont wird.

W. Langdon Brown zeigt in einer Arbeit über „Die Rückkehr zu Äskulap" die historischen Vorstufen psychologischer Erfassung organischer Erkrankungen. *O. H. Woodcock* behandelt „die Entwicklung der Individualpsychologie im 20. Jahrhundert" und zeigt darin einige der kardinalen Unterschiede zwischen Psychoanalyse und Individualpsychologie auf. Besonders interessant erscheinen die Artikel von *J. Carruthers Young* über „Die Beziehungen zwischen organischer Erkrankung und Affektleben" (Besprechung einiger Krankheitserscheinungen wie Vitiligo, Diabetes, Basedow usw.), von *S. Vere Pearson* über „Individualpsychologie der Phthise" und von *Matthew B. Ray* über das Thema: „Der psychologische Faktor im rheumatischen Syndrom." In klarer, übersichtlicher Weise versuchen die letztgenannten Verfasser Erkenntnisse, die sie durch genaue Beobachtung von Kranken gewonnen haben, von der psychologischen Seite her zu beleuchten, da ihrer Meinung nach bei allen diesen Erkrankungen sich die somatische Reaktion auf einen psychischen Reiz nachweisen läßt, so daß sich eine Heilung nur durch einen gemeinsamen Kampf von organischer wie seelischer Seite her erreichen läßt. Gegenüber diesen Arbeiten wirkt der Artikel „Organjargon" von *M. Robb*, einem psychoanalytisch orientierten Arzt, so wie dicker Londoner Nebel, der plötzlich die Tageshelle in ein undefinierbares, mystisches und undurchsichtiges Etwas verwandelt, in dem man herumtappt, ohne etwas sehen zu können, besonders wenn *Robb* sich auf Wortableitungen einläßt, um seine Theorien zu beweisen; z. B. wenn er von einem Mann erzählt, der nach einer Knieverletzung nicht recht gesund werden konnte, was *Robb* darauf zurückführt, daß „knee" (Knie) die gleiche Wurzel „kn" (was niemals eine Sprachwurzel noch war. Ref.) mit „know" (wissen) hat, „was im biblischen Gebrauch den Sexualakt, bei dem es zur Empfängnis kommt", bedeutet. Die Erklärung des Verfassers, die er dem Patienten dafür gab: „Vielleicht bestrafen Sie sich für eine wirkliche oder nur in Ihrer Phantasie bestehende Sünde gegen Ihre Kinder", soll sofortige Heilung zur Folge gehabt haben! Im selben Stil behandelt *Robb* Kurzsichtigkeit, Conjunctivitis usw. Als Psychotherapeutin kann ich es nur beklagen, daß die Patienten, die sich in individualpsychologische Behandlung begeben, nicht so freundlich sind, aus falschen Sprachwurzeln richtige Erkenntnisse über ihren falschen Lebensstil zu schöpfen.

Dr. *L. Sicher* (Wien).

Dr. CURT BOENHEIM, Leiter der Poliklinik für nervöse und schwererziehbare Kinder am Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Kinder-Krankenhaus der Stadt Berlin: *Kinderpsychotherapie in der Praxis.* Verlag von Julius Springer, Berlin.

Dieses ausgezeichnete Buch entspricht den Bedürfnissen des praktischen Arztes und ganz besonders jenen des Kinderarztes, da es in klarer Weise eine Zusammenfassung des gegenwärtigen Standes der Kinderpsychologie und Kinderpsychotherapie gibt und an zahlreichen Krankengeschichten die einzelnen Symptomgruppen, ihre Ursachen und die Therapiemöglichkeiten eingehend bespricht. Immer aber geht der Verfasser von der *Einheit der Persönlichkeit* aus, für den „Symptome nur Ausdrucksphänomene sind, hinter denen sich die verschiedensten neurotischen Haltungen verbergen". Infolgedessen ergibt sich die Verpflichtung „jedes Schematisieren bei der Bewertung von Symptomen zu vermeiden, vielmehr nach den Eigenarten der allgemeinen Atmosphäre und der augenblicklichen Konstellation zu fahnden". Verfasser betont die Schwierigkeit, die sich daraus ergibt, daß sich die Psychotherapie beim Kind ja an ein unfertiges Wesen richtet, dessen Gesichtskreis sich täglich ändert und bei dem die Einwirkung der Umgebung außerdem viel mehr zu berücksichtigen ist, als beim Erwachsenen. Aber da sich alle psychologischen Schulen darüber einig sind, daß die Ursachen der meisten Neurosen in der Kindheit verankert sind, ergibt sich gerade für den Kinderarzt die Notwendigkeit, die neurotischen Zustände in statu nascendi zu erkennen, um rechtzeitig therapeutisch eingreifen zu können. Als Methode der Therapie erwähnt der Verfasser die Psychoanalyse, die er selbst in der Kindertherapie aber wenig verwendet, wäh-

rend sie ihm als diagnostisches Mittel brauchbar erscheint. Verfasser definiert die Kinderpsychotherapie als „eine Mit- und Nacherziehung mit bestimmten den speziellen Erfordernissen angepaßten Mitteln und Formen. Wenn man diese Bestrebungen zusammenfassen will, so kann man sagen, man ist bemüht, dem Kind zu helfen, den Weg der Anpassung, den es irgendwie verfehlt, zu finden und Schwierigkeiten zu überwinden, die auf diesem Wege liegen“, womit er sich eigentlich vollkommen auf den Boden der Individualpsychologie stellt. Genau so, wenn er an anderer Stelle als therapeutisches Mittel „Beruhigung, Kräftigung, Umstellung“ erwähnt, was sich ja vollkommen mit dem „entspannen, ermutigen, umfinalisieren“ der Individualpsychologie deckt. Als andere therapeutische Mittel erwähnt er noch die Hypnose, die Suggestion, die Ruhe- und Entspannungsübungen. Obwohl der Verfasser sich sehr energisch gegen die Symptombehandlung ausspricht, kann er sich doch oft nicht vollkommen davon freimachen und erwähnt manchmal als zweckmäßig eine „Übung am Symptom“ und meint, daß durch eine zweckentsprechende Auswahl der Übungen, die so gewählt werden müssen, daß das Kind durch den Erfolg ermutigt wird, doch auch die Gefahr der Überwertung des Symptoms vermieden werden könne, eine Anschauung, die zu den Erfahrungen der Individualpsychologie im Widerspruche steht.

Im speziellen Teil bespricht Verfasser an Hand zahlreicher Krankengeschichten die einzelnen Organneurosen und gibt dadurch dem Arzt, der der Psychotherapie ferner steht, eine Fülle von Anregungen und Hinweisen für Angriffspunkte der Therapie. Bei jedem einzelnen Fall erforscht Verfasser genau die Familienanamnese, das Milieu des Kindes, die gegenwärtige Situation und gibt auch einen genauen klinischen Befund. Ganz ausgezeichnet die Schilderung der nervösen Eßschwierigkeiten und des circulus vitiosus, der durch nervöse, überängstliche Haltung der Umgebung fixiert wird. Bei der Besprechung der Enuresis wendet er sich gegen die von manchen geforderte Typisierung der Enuretiker, erwähnt die in den meisten Fällen vorhandene Organminderwertigkeit, speziell, wenn man die Organminderwertigkeit im weiteren Sinn erfaßt und dabei an die „Akzentuierung im System denkt, die vielfach bekanntlich familiär zu beobachten ist“ und „unterscheidet zwischen dem Begriff der Organminderwertigkeit als kausaler Begebenheit und zwischen erlebnismäßigen final gerichteten Verarbeitungen derartiger Minderwertigkeiten“. Leider glaubt aber Verfasser gerade bei der Enuresis, wie auch beim Stottern und beim Tic ohne gewisse Suggestionsbehandlung und Übungstherapie nicht auskommen zu können. Im Kapitel über Onanie wendet er sich gegen die auch noch bei manchen Ärzten vorhandenen phantastischen Vorstellungen und drakonischen Strafmaßnahmen, von denen man sich Erfolg verspricht und sieht als einziges Gefahrsmoment, auch bei vorübergehender masturbatorischer Betätigung, daß sich „die typische Atmosphäre ausbildet, in der Angst, Abscheu, Drohungen und Schläge beherrschend werden können und narzißtisches Sichzurückziehen und Verstärkung der Onanie mit circulus vitiosus-Tendenz zur Folge haben“. Bei den Schlafstörungen und Angstzuständen betont er an verschiedenen Stellen, von welch großer Bedeutung gerade hier die Einstellung der Angehörigen ist, wie aber eine individuelle Behandlung des einzelnen Falles bei der Vielfältigkeit der Determination gerade hier besonders notwendig ist. Von erfreulichem Optimismus zeugt die Ansicht des Verfassers, auch bei echter Chorea und echten epileptischen Anfällen die Psychotherapie weitgehend anzuwenden, ebenso bei Schwachsinn, wo zumindest die Beseitigung des neurotischen Überbaues möglich ist. Die Notwendigkeit richtiger seelischer Einstellung des Kindes und seiner Umgebung ergibt sich aber auch bei jeder akuten Erkrankung, erst recht bei den chronischen und auch Krüppelerkrankungen und eröffnet damit ein fruchtbares Feld der Betätigung für den behandelnden Arzt. An den Schluß dieses Buches, dem eine weite Verbreitung in Ärztekreisen im Interesse der Ärzte und ihrer Patienten zu wünschen wäre, stellt Verfasser einen Fragebogen, der dem Arzt eine Anleitung geben soll, sich über „soziales Milieu, Vorgeschichte der Familie, bisherige Entwicklung des Kindes und augenblicklichen Entwicklungsstand“ zu orientieren, und ihm dadurch die Möglichkeit gibt, viele für das Verständnis der Erkrankung notwendige Erkenntnisse zu gewinnen, die bisher bei vielen Ärzten völlig unbeachtet geblieben sind.

Dr. med. *Marianne Langer* (Wien).

VICTOR HAMMERSCHLAG: *Über kombinierte Heredopathien und ihren mutmaßlichen Erbgang.* Wiener klinische Wochenschrift, 1932, Nr. 25 u. 26.

Die hereditär-degenerative Taubheit des Menschen bildet mit bestimmten erblich bedingten (sog. „kongenitalen“) Defekten des Auges (z. B. Retinitis pigmentosa) und solchen des Gehirnes (Schwachsinn) und des Rückenmarkes (Ataxie) einen Komplex von Organminderwertigkeiten, dessen Erbgang äußerst kompliziert ist. Nicht nur tritt in leichten Fällen das eine oder andere Symptom gesondert auf, es können auch bei allen Symptomen alle möglichen Stufen der graduellen Ausbildung beobachtet werden, wobei auch die frühere oder spätere Manifestation eine Rolle spielt. So finden wir alle Stufen von leichter Schwerhörigkeit bis zur völligen Taubheit (auch die Otosklerose gehört zu diesem Komplex) bald angeboren auftreten, bald erst in früheren oder späteren Lebensjahren. Handelt es sich aber um besonders hochgradige Störungen der Gehörsanlagen, z. B. bei Mitbeteiligung auch des

Vestibularapparates, dann finden wir immer auch die Augen und das Gehirnrückenmark befallen. In Erweiterung der Bezeichnung von Kufs nennt Hammerschlag den Complex Heredo-degeneratio acustico-retino- cerebrospinalis. Die Stammbaumforschung zeigt nun, daß die Störungen nicht rein rezessiv vererbt werden, sondern daß man es mit einer sog. fluktuierenden Dominanz zu tun hat. *H.* nimmt für die akustische Komponente *zwei* Erbfaktoren an und hält weiter die Vergesellschaftung aller dieser Komponenten für eine gesetzmäßige, aber auf Grund eines noch nicht erklärbaren Mechanismus.

Dr. *Harry Sicher* (Wien).

Dr. W. N. SPERANSKI: *Innere Sekretion und psychische Prozesse.* Mit einem Vorwort von Prof. Dr. *V. P. Ossipow.* Übersetzt von Dr. *Wilhelm Weinberg*, Leningrad. Verlag von S. Karger, Berlin 1929, 150 S.

Im ersten Teil seiner Monographie beschreibt der Autor die normalen psychophysiologischen Geschehnisse vom Standpunkt seiner Hormono-Reflexologie.

Im zweiten Teil bespricht er ausführlicher die Hysterie und Katatonie und mehr weniger ausführlich auch andere psychiatrisch - neurologische Krankheitsbilder. Er beschäftigt sich auch, allerdings nur in groben Umzügen mit der Entwicklung der menschlichen Charaktere sowohl in der Phylo- als auch in der Ontogenese.

Zur Erklärung der psycho-physischen Geschehnisse baut er die Theorie von den Em-Hormonen auf. Diese Emotionshormone werden durch Lebenserscheinungen in den einzelnen Organen erzeugt. Sie bewirken die Reproduktion und Aktivierung der entsprechenden kinästhetischen Vorstellungen. Nach der Verschiedenheit in ihrer Wertigkeit bewirken sie bei den „wenig aktiven Phantasten“ hauptsächlich die Reproduktion der Vorstellungen, bei den „Männern der Tat“ hauptsächlich ihre Aktivierung.

Die Dauer der Emotion hängt von der Dauer der Zirkulation der in übermäßiger oder ungenügender Weise produzierten Em-Hormone im Blut ab.

Die Emotionen entstehen außer durch die Em-Hormone auch durch die von den Organen ausgehenden Nervenreize. *Speranski* faßt die Emotionen überhaupt nur als komplizierte motorische Reaktionen, als Wirkung des Emotionszentrums auf das inkretorische, motorische, vasomotorische und sekretorische System auf. So kommt der Autor zu dem Schluß, daß „die Zusammensetzung des Blutes eine außerordentliche Bedeutung für den Aufbau des Intellekts und auf die Vorstellung hat durch den Gehalt an Hormonen“.

Die Einstellung des Menschen wird nach *Speranski* hauptsächlich durch den vererbten Aufbau seines Inkretsystems auf den anatomisch-physiologischen Aufbau seines Zentralnervensystems bedingt. Die Betrachtungsweise des Autors ist rein kausal; wohl läßt er auch Milieueinflüsse, die soziale und wirtschaftliche Klassenstellung gelten, aber nur in sehr geringem Maße. Die finalistische Betrachtungsweise der Individualpsychologie vernachlässigt er vollständig.

Interessant ist seine Darstellung der Hysterie und Katatonie, die er beide als durch Störungen in der Koordination der Antagonisten bedingt auffaßt. So gelingt es *Speranski*, die motorischen Erscheinungen der Hysterie und Katatonie auf einfache mathematische Formeln zu reduzieren; daß er dann schließlich die Hysterie nur als „Unterentwicklung einiger Teile des nervöspsychischen Apparates verbunden mit der Unterentwicklung einiger hormonbildender Organe“ bezeichnet, scheint uns unbegründet und unannehmbar.

Auch die Homosexualität faßt der Autor nur als einen „Entwicklungsdefekt der Geschlechtsdrüsen“ auf. Das ist denn doch zu weit gegriffen: haben doch selbst die genauesten Untersuchungen weder anatomische noch funktionelle Veränderungen an den Geschlechtsdrüsen Homosexueller finden lassen, und die Auffassung von der Psychogeneität der Homosexualität ist heute eine ganz allgemeine.

Überaus ansprechend, wenn auch nicht ganz neuartig, ist *Speranskis* Erklärung der Hypnose, die er als atavistischen Zustand bezeichnet; als biologisches Korrelat zieht er den Rapport zwischen einer schlafenden Herde und dem Wächtertier heran. Nur auf dessen Signale, welche durch das teilweise wachende Gehörorgan aufgenommen werden, aktivieren die Tiere ihre Bereitschaft zu einer motorischen Reaktion; sie führen dabei die entsprechende Handlung (Flucht usw.), dem Willen des Führertieres untergeordnet, ohne eigene neurogene Korrektion, aus.

Entsprechend seiner hormonalen Einstellung erwähnt der Autor in seinem Buch nicht einmal die Psychotherapie, immerhin gibt er zu, daß „die angeborenen Defekte in dem Aufbau der emotionalen Systeme durch Erziehung und Dressur ausgeglichen oder verstärkt werden können“.

Es erübrigt sich von unserem Standpunkt aus zu den Ansichten *Speranskis* über die seelischen Funktionen Stellung zu nehmen, die er sehr mechanisierend und nur als Sekretionsprodukte auffaßt. Das Buch ist trotzdem sehr interessant und enthält viele beachtenswerte Gedankengänge, die zum Weiterdenken anregen. Manche Unklarheiten dürften wohl auf die Schwierigkeiten der Übersetzung zurückzuführen sein.

Dr. *Karl Nowotny* (Wien).

R. N. COUDENHOVE-KALERGI: *Held oder Heiliger.* Paneuropa-Verlag, Wien-Leipzig-Berlin 1927.

— — *Los vom Materialismus!* Ebenda. 1931.

Es gelingt *Coudenhove*, alten Problemen eine neue, fruchtbare Wendung zu geben, und wenn er auch manchmal im Detail den Bogen

überspannt, wenn er etwa, aus seiner aristokratischen Tradition heraus, als Lösung aus Zwiespalt und Verfall den „Weg zur Form" sieht, und als die gelungenste Form abendländischer Sittlichkeit den „Gentleman" hinstellt, so begründet er diese Behauptungen immerhin nicht nur in liebenswürdiger, geistreicher, sondern auch gedankenreicher Weise, und es lohnt sich, seine Gedanken einer ernsthaften Erwägung zu unterziehen. Es hier in eingehender Weise zu tun gebricht es leider an Raum. Wir müßten dann doch Bedenken erheben gegen eine irgendwie zu leicht gelingende Formulierung, die für den tragkräftigen Gedanken „Paneuropa" manchmal nicht tragkräftig genug erscheint, Bedenken auch gegen eine Neigung zu Schematisierungen, die mit der beabsichtigten propagandistischen Wirkung zusammenhängen mögen, jedenfalls aber, der höheren ideellen Ordnung halber, einer „neo-aristokratischen" Ordnung und Vision halber, eine meinem Dafürhalten noch etwas gewagte Voraussetzung hat, die Voraussetzung nämlich, daß alle, denen *Coudenhoves* prophetische Mahnworte gelten, „guten Willens" sind. Diese Voraussetzung trifft wohl nicht zu, und bei unserer Kenntnis der menschlichen Natur wissen wir auch, daß sie zu schaffen wohl zu den schwersten Aufgaben gehört, die den zukunfts- und verantwortungsbewußten Typen obliegt, aber wir haben durchaus den Eindruck, daß *Coudenhove* selbst reinen und guten Willens ist, und wünschen daher seinem Werke, seinen Ideen die Wirkung, die er sich erhofft. Dr. *Erwin O. Krausz* (Wien).

Dr. OLGA KNOPF: *The Art of Being a Woman.* (Die Kunst, eine Frau zu sein.) Herausgegeben von *Alan Porter.* Little, Brown and Company, Boston, 1932. 307 Seiten, Preis: $ 3.—.

Das Buch ist eine erfreuliche Zusammenfassung der Probleme, die der Frau in allen Altersstufen im Leben erwachsen. In drei großen Kapiteln bespricht *Olga Knopf*, der dabei ihre große Erfahrung als Frauenärztin zugute kommt, die Erkenntnisse, die aus der individualpsychologischen Betrachtung des Frauenlebens sich ergeben; nur diese Betrachtungsweise ermöglicht es, in der Vielfalt der Erscheinungen die Einheitlichkeit des Lebensstils zu finden, die uns den geraden Weg und die verschiedenen Abwege bei der Lösung der Lebens- und Liebesfragen verstehen läßt.

Der erste Teil des Buches ist allgemeiner gehalten und behandelt: Frauen in der früheren und gegenwärtigen Kultur; die Bildung des Charakters; Minderwertigkeitsgefühl; die Stellung des Kindes in der Familie; die drei Lebensfragen. In diesen Kapiteln schildert die Verfasserin die Grundlagen der Individualpsychologie, wie sie von *Adler* klar formuliert wurden.

Der zweite Teil behandelt: das weibliche Kind, das Mädchen in der Pubertätszeit, die unverheiratete Frau; Ehe; sexuelle Anpassung; die verheiratete Frau; Mutter und Kinder; die alternde Frau; Frauen in der Arbeit. Schon die Titel zeigen deutlich, daß die wichtigsten Probleme, die im Leben der Frau eine bedeutende Rolle spielen, zur Besprechung gelangten, wobei man der Verfasserin das Lob aussprechen muß, daß sie es verstanden hat, ihre Ausführungen lebendig und humorvoll zu gestalten.

Der dritte Teil beinhaltet: sexuelle Aufklärung der Kinder; Gleichberechtigung der Geschlechter; Schlußfolgerungen.

Jeder, der sich den Problemen des Lebens von der psychologischen Seite her nähert, kann der Verfasserin nur dankbar sein, daß sie gezeigt hat, wie die Individualpsychologie es vermag, so komplexe Fragen, wie sie in diesem Buche aufgerollt werden, zu durchleuchten, und daß sie es zustande gebracht hat, durch ihre klare, allgemein verständliche und lebendige Ausdrucksweise mit diesem Buche, das in Amerika inzwischen bereits in zweiter Auflage erschienen ist, Interesse an diesen Problemen und ihrer individualpsychologischen Deutung in weite Kreise zu tragen. Hoffentlich wird es bald möglich sein, den Inhalt des Buches auch Lesern, die der englischen Sprache nicht mächtig sind, durch eine Übersetzung ins Deutsche zur Kenntnis zu bringen, da das Buch sicherlich geeignet ist, den Wert und die Bedeutung individualpsychologischer Forschung aufzuzeigen. Dr. *Lydia Sicher* (Wien).

PÄDAGOGISCH-PSYCHOLOGISCHE ARBEITEN aus dem Institut des Leipziger Lehrervereins. Herausgegeben von *Felix Schlotte.* Bd. 19, I. Teil. Ein Testheft als Beilage. Preis: RM. 2.—. Verlag der Dürrschen Buchhandlung. Leipzig 1931.
TESTHEFT ZUR AUSLESE DER MINDERBEGABTEN. Herausgegeben vom Institut des Leipziger Lehrervereins. Preis: RM. —.20. Ebendort.

Wenn wir als Individualpsychologen auch auf dem Standpunkt stehen, daß die Ermittlung des Lebensstils der beste Weg ist, um echte von unechter „Minderbegabtheit", d. h. Schwachsinn von Pseudoschwachsinn unterscheiden zu können, verkennen wir durchaus nicht den Wert der Testmethode, zumal, wenn sie, wie wir aus vorliegendem Buche ersehen, einen sehr hohen Stand der Entwicklung erreicht hat. Die dem Buche angefügten Tests können als eine wertvolle Unterstützung des Lehrers betrachtet werden und bedeuten sicherlich einen Fortschritt gegen die von *Binet* und *Rossolimo* vorgeschriebenen, deren Handhabung weit umständlicher ist. Daß diese Tests nicht nur für die Untersuchung der Schüler des 2., 3. und 4. Schuljahres (Untersuchungen von *Johannes Schlag*), sondern auch für die Untersuchungen höherer Altersstufen brauchbar sind, erweist eine zweite in dem Buche enthaltene Arbeit von *Alfred Otte.*

Martha Holub (Wien).

WILLIAM STERN: *Studien zur Personenwissenschaft. Erster Teil: Personalistik als Wissenschaft.* Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig, 1930.

In diesem Buch gibt *Stern* die personalistischen Gesichtspunkte zum Aufbau einer zukünftigen Psychologie; es ist also eine Kategorienlehre der Psychologie. Das erste Kapitel handelt von *Ganzheit und Tiefe*, d. h. also von den Kategorien, welche zum Aufbau einer Ganzheits- bzw. einer Tiefenpsychologie nötig sind. Hier wendet sich *Stern* scharf gegen die Gestaltspsychologie, welche zwar das Gestalthafte hervorhebt, darüber aber den Gestalter, die gestaltgebende Person, vergißt. Die Betrachtungen über die Kategorie der Tiefe werden aber erst im zweiten Kapitel bis zu einem greifbaren Resultat zu Ende geführt; wir werden sie deshalb auch dort erst besprechen. Das zweite Kapitel redet von *Abhebung und Einbettung*. Hier setzt sich *Stern*, zunächst mit den Anlagepsychologen auseinander und zeigt, daß man den Anlagen durchaus nicht starre Gestalt zusprechen dürfe; sie sind nicht „den Schauspielern gleich, die hinter den Kulissen fertig kostümiert, nur auf ihr Stichwort warten, um hervorzutreten", sondern sind noch vage, ungestaltet, eingebettet, nur Grenzbegriffe. Dann setzt er sich mit den Phasenlehren auseinander und wendet sich dagegen, daß die Phasen verabsolutiert werden, während sie in der Tat nur in ihrer Einbettung in der Person verstanden werden können. Schließlich setzt *Stern* hier seine Diskussion der Tiefenkategorie fort und kommt hierbei auch zu einem polemischen Seitenblick auf die Individualpsychologie. Er meint nämlich, daß *Adler* aus dem Ganzen der Person die eine Tiefenschicht des Geltungstriebes allzusehr aus dem Ganzen der Person abhebe und die Einbettung vergesse (während *Freud* die Sexualität aus dem Ganzen herausreiße). Dieser Versuch, die Individualpsychologie mit den eigenen Waffen zu schlagen, den Geltungstrieb selbst zu einer Funktion der Gesamtpersönlichkeit zu machen, ist von *Adler* längst dadurch erledigt, daß dieser Geltungsbereich von Anfang an als objektiv-heuristische und als subjektiv-programmsetzende Fiktion hingestellt wurde. *Stern* scheint hierbei zu vergessen, daß er selbst immer die Selbsterhaltungs- und Selbstgestaltungstendenz der Person proklamiert, ohne die Tendenzen so vorsichtig wie Adler als Fiktionen einzuführen.

Im dritten Kapitel spricht *Stern* von *Bedeutung und Deutung* und unterscheidet analog wie die Individualpsychologie Dienst (Mittel)- und Strahl(Ausdrucks)bedeutung. Im vierten Kapitel „*Die personale Welt*" untersucht der Autor das Zueinander von Aktivität und Reaktivität, von Selbstgestaltung und Umweltgestaltung und gelangt hierbei zu denselben Schlüssen wie die Individualpsychologie. Das Kapitel Fünf, das von den *personalen Dimensionen* handelt, gibt eine interessante Kategorienlehre für den Aufbau einer personalistischen Wahrnehmungspsychologie.

Wenn wir auch an einem Punkt *Sterns* Ansicht zurückweisen mußten, so dürfen wir doch sagen, daß es kaum ein Buch geben dürfte, das von ganz anderen Grunderfahrungen kommend und mit ganz anderen methodischen Mitteln arbeitend, die Individualpsychologie als Ganzes so sehr bestätigt als dieses. Ja, gerade der andere Ansatzpunkt und die verschiedene Methodik machen uns das Buch besonders wertvoll; zeigen sie uns doch, daß bei richtiger Besinnung auf die Grundlage die nämliche Stellungnahme herauskommen muß. Die eine Zeile des Mißverständnisses aber soll uns zu denken geben, daß wir im Geiste *Adlers* niemals unsere Psychologie als eine Machttriebspsychologie bezeichnen dürfen, die sich von der Psychoanalyse bloß durch den angenommenen Grundtrieb unterschiede, sondern als eine personalistische Psychologie. Daß dieses Buch — und seine angekündigte Fortsetzung — unseres Leserkreises sicher sein sollte, braucht bei der geistigen Nähe beider Systeme nicht unterstrichen zu werden.

Ferdinand Birnbaum (Wien).

Prof. Dr. ADOLF BRUCKNER: *Das Problem der Schülerbeurteilung.* Untersuchung zur Fremd- und Selbstbeurteilung der Jugendlichen. Verlag Hermann Beyer und Söhne, Langensalza 1931.

Die wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchungen sind etwa die folgenden: 1. Die Bestleistungsprüfung hat den Vorzug vor aller Selbst- und Fremdbeurteilung. 2. Die Beurteilung durch die Mitschüler ist der Beurteilung durch den Lehrer überlegen. 3. Aus den Beurteilungen der Schüler lassen sich über die Beurteiler selbst sehr wertvolle Aufschlüsse gewinnen. 4. In der fünften Klasse ist der Wendepunkt zwischen Kindheit und Jugend am häufigsten zu studieren. Das Büchlein ist gewiß für jeden Lehrer an Oberschulen sehr aufschlußreich, da es einige Gesichtspunkte der Beobachtung seiner Schüler vermittelt, die seine diagnostische Tätigkeit erleichtern. In die Tiefe der ihm anvertrauten Schülerseelen kann er durch solche statistische Erhebungen allerdings nicht kommen, aber er wird an die Pforte der Problemwelt geführt und das ist immerhin auch ein Gewinn. Vom individualpsychologischen Standpunkt halten wir besonders die feinen Beobachtungen *Bruckners* über den Selbstverrat bei der Beurteilung anderer für sehr beachtenswert.

Ferdinand Birnbaum (Wien).

GOTTFRIED SIMON: *Die Auseinandersetzung des Christentums mit der außerchristlichen Mystik.* Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh 1930.

Das Buch, aus dem Bedürfnis geschrieben, christlichen Missionären das Eindringen

in mohammedanische, buddhistische und andere außerchristliche Intellektuellenkreise zu erleichtern, kreist um die These, daß die außerchristliche Mystik — von der jüdischen wohl abgesehen — nicht Erlösung, sondern Vergottung zum Ziele habe. Insofern fällt es in den Bereich individualpsychologischen Denkens, da gerade die Individualpsychologie es war, welche die Gottähnlichkeitstendenz als neurotischen Grundzug entlarvt hat. *Simon* weist diese Vergottungstendenz — die wohl nur theologisch, aber nicht psychologisch von der Gottähnlichkeitstendenz verschieden sein dürfte — in der primitiven, indischen, taoistischen, japanisch-buddhistischen und persisch-sufitischen Mystik nach: überall die Ausschaltung der Lebensfragen mit der Legitimation, daß diese Fragen belanglos seien, überall die Scheingemeinschaft mit Gott, aus der immer wieder der eigene Wille zur Allmacht hervorbricht. Gewiß einer der scharfsinnigsten Tricks welche menschlicher Fluchtwille „ersinnen" konnte. Wer auch in theologischer Sprache zu hören versteht, der wird das auch völkerkundlich sehr interessante Buch mit viel Vergnügen lesen.

Ferdinand Birnbaum (Wien).

OSWALD KROH: *Die Psychologie des Grundschulkindes in ihrer Beziehung zur kindlichen Gesamtentwicklung.* Verlag Hermann Beyer & Söhne, Langensalza. 10. Auflage, 1931.

Das Buch kommt, wie sein durchschlagender Erfolg beweist, einem starken Bedürfnis entgegen. Ist hier doch zum ersten Male die Zeit der Volksschule entwicklungspsychologisch dargestellt, während die vorangegangenen Arbeiten immer nur die Zeit der frühen Kindheit oder die Zeit der späteren Entwicklung behandelt hatten. (Das Buch von *Charlotte Bühler* erschien erst etwas später.) So ist *Kroh* heute geradezu der psychologische Führer der deutschen Lehrerschaft geworden; dies um so mehr, als er auch erzieherische und unterrichtliche Konsequenzen ableitet und so dem Lehrer auch für seine Praxis Richtlinien gibt.

Die Darstellung des Stoffes ist sehr geschickt. Zunächst gibt *Kroh* eine phasenartige Darstellung der gesamten Entwicklung von der Geburt bis zur Eingliederung in die Welt der Erwachsenen. Er kommt dabei zu *neun* Phasen, während *Charlotte Bühler* deren nur fünf entwickelt. Nach dieser umfassenden Darstellung erst greift der Autor die drei mittleren Phasen als ein Ganzes heraus und geht nun analytisch vor, indem er nach Art der älteren Psychologie die einzelnen seelischen Funktionen in ihrer Gestaltung innerhalb der Volksschulzeit abhandelt. *Kroh* ist sich selbst des Problematischen, das jede Gliederung nach Phasen in sich trägt, wohl bewußt; indem er diese Phasen nach dem Vorgang von Driesch als „Durchgangsganzheiten" auffaßt, entgeht er der Gefahr, den Zusammenhang mit der Gesamtpersönlichkeit zu verlieren.

Von unserem individualpsychologischen Standpunkt aus gesehen, bedeutet jede Zerlegung in Phasen eine Bedrohung des Ganzheitsgedankens. Andererseits können wir natürlich auch nicht in Abrede stellen, daß gewisse biologisch und soziologisch erfaßbare Veränderungen sichtbar sind; wir können auch nicht leugnen, daß die Kenntnis dieser Dinge dem Erzieher die Auswahl der richtigen Beeinflussungsmittel erleichtern kann. Es gilt eben, *den Zusammenhang dieser Durchgangsganzheiten mit der Gesamtpersönlichkeit* im Lichte der Individualpsychologie zu sehen. Das heißt aber: es handelt sich gar nicht so sehr um chronologische Regelmäßigkeiten in der Persönlichkeitsentwicklung, sondern um Regelmäßigkeiten soziologischer und biologischer Natur; die Art aber, wie das Kind zu ihnen Stellung nimmt, ist durch sie absolut *noch nicht* mitbestimmt. Müssen wir so eine Phasenlehre, die als Entwicklungsgeschichte der Seele auftritt, aufs bestimmteste ablehnen, so können wir sehr wohl aus der Entwicklungsgeschichte der biologischen und soziologischen Situationen im Einzelfalle lernen.

Wer durch seine individualpsychologische Schulung imstande ist, die Besinnung auf die Stellungnahme einzuschalten, dem kann *Krohs* Buch sehr viel geben. Ihm können wir das Werk auf das angelegentlichste empfehlen. *F. Birnbaum* (Wien).

Erste Kindheitserinnerungen

Von Dr. ALFRED ADLER

Man mag von der Einheit des Ich noch so wenig wissen, man wird sie nicht los. Man kann das einheitliche Seelenleben nach verschiedenen, mehr oder weniger wertlosen Gesichtspunkten zergliedern, man kann zwei, drei, vier verschiedene räumliche Anschauungen miteinander, gegeneinander auftreten lassen, um das einheitliche Ich begreifen zu wollen, man kann es vom Bewußten, vom Unbewußten, vom Sexuellen, von der Außenwelt her aufzurollen versuchen, — zum Schlusse wird man nicht umhin können, es wieder, wie den Reiter auf dem Roß in seine allumfassende Wirksamkeit einsetzen zu müssen. Immerhin ist der Fortschritt, den die Individualpsychologie angebahnt hat, nicht mehr zu verkennen. Das „Ich" hat in der Anschauung der modernen Psychologie seine Würde durchgesetzt, und ob man es nun aus dem Unbewußten oder aus dem „Es" delogiert zu haben glaubt, das „Es" benimmt sich zum Schlusse manierlich oder unmanierlich wie ein „Ich". Auch daß das sogenannte Bewußte oder das Ich voll steckt von „Unbewußtem" oder, wie ich gezeigt habe, von Unverstandenem, daß es immer verschiedene Grade von Gemeinschaftsgefühl aufweist, wird mehr und mehr von der Psychoanalyse, die in der Individualpsychologie „einen Gefangenen gemacht hat, der sie nicht mehr losläßt", begriffen und in ihr künstliches System gebracht.

Daß ich schon frühzeitig in meinen Bestrebungen, die undurchbrechbare Einheit des Seelenlebens klar zu machen, auf die Funktion und Struktur des Gedächtnisses stoßen mußte, ist begreiflich. Ich konnte die Feststellungen älterer Autoren bestätigen, daß das Gedächtnis keinesfalls als ein Sammelplatz von Eindrücken und Empfindungen anzusehen ist, daß nicht Eindrücke als „Mneme" haften, sondern daß wir es in dieser Funktion mit einer Teilkraft des einheitlichen Seelenlebens zu tun haben, des Ichs, das die Aufgabe hat, wie auch die Wahrnehmung sie hat, Eindrücke dem fertigen Lebensstil anzupassen und sie in seinem Sinne zu verwenden. Wollte man sich einer kannibalischen Ausdrucksweise bedienen, so könnte man sagen, die Aufgabe des Gedächtnisses ist, Eindrücke aufzufressen und zu verdauen. Daß man dabei nicht gerade an eine sadistische Neigung des Gedächtnisses zu glauben braucht, muß ich meinen Lesern nicht besonders auftragen. Der Verdauungsprozeß aber obliegt dem Lebensstil. Was ihm nicht schmeckt, wird verworfen, vergessen, oder als warnendes Exempel aufbewahrt. Der Lebensstil entscheidet. Ist er für Warnungen eingenommen, so verwendet er unverdauliche Eindrücke zu diesem Zweck. Man wird dabei an den Charakterzug der Vor-

sicht erinnert. Manches wird halb verdaut, zu einem Viertel, zu einem tausendstel. Der Verdauungsprozeß kann aber auch in die Richtung gehen, nur die an den Eindrücken haftenden Gefühle oder Stellungnahmen, gelegentlich vermengt mit Wort- oder Begriffserinnerungen oder Anteilen derselben zu verdauen. Wenn ich den Namen einer mir sonst bekannten Person — es muß nicht immer eine mißliebige sein, sie muß mich nicht immer an Unliebsames erinnern, sie kann auch, was ihren Namen betrifft oder ihre Person, in dieser Zeit gerade oder immer außerhalb meines durch den Lebensstil erzwungenen Interesses liegen — vergesse, so weiß ich oft alles, was an dieser Person mir wichtig erscheint. Sie steht vor mir. Ich kann sie finden, vieles über sie aussagen. Gerade weil ich den Namen nicht erinnere, steht sie voll und ganz im Gesichtsfeld meines Bewußtseins. Das heißt, mein Gedächtnis kann in einer der oben geschilderten Absichten und anderer Anteile des ganzen Eindruckes oder das Ganze des Eindruckes verschwinden lassen. Eine künstlerische Fähigkeit, die dem Lebensstil eines Menschen entspricht. Das Ganze des Eindruckes umfaßt also viel mehr als das in Worte gekleidete Erlebnis. Die individuelle Apperzeption liefert dem Gedächtnis die Wahrnehmung entsprechend der Eigenart des Individuums. Die Eigenart des Individuums übernimmt den so geformten Eindruck und stattet ihn mit Gefühlen und mit einer Stellungnahme aus. Letztere beide gehorchen wieder dem Bewegungsgesetz des Individuums. In diesem Verdauungsprozeß bleibt übrig, was wir Erinnerung nennen wollen, ob es sich nun in Worten, in Gefühlen oder in Stellungnahme zur Außenwelt ausdrückt. Dieser Prozeß umfaßt ungefähr das, was wir unter Funktion des Gedächtnisses verstehen. Eine ideale, objektive Reproduktion, unabhängig von der Eigenart des Individuums, existiert demnach nicht. Wir müssen deshalb damit rechnen, ebenso viele Formen von Gedächtnissen zu finden als wir Formen von Lebensstilen anerkennen.

Eines der häufigsten Beispiele einer bestimmten Lebensform und ihres Gedächtnisses soll diese Tatsache erläutern. Ein Mann klagt in ärgerlicher Weise darüber, daß seine Frau „alles“ vergißt. Als Arzt wird man zunächst an eine organische Erkrankung des Gehirns denken. Da dies in diesem Falle ausgeschlossen war, ging ich daran, unter vorläufiger Zurückstellung des Symptoms — eine Notwendigkeit, die viele Psychotherapeuten nicht verstehen —, mich in den Lebensstil der Patientin zu vertiefen. Sie stellte sich als eine ruhige, freundliche, verständliche Person heraus, die unter Schwierigkeiten von seiten ihrer Schwiegereltern ihre Ehe mit dem herrschsüchtigen Manne durchsetzen konnte. Er ließ ihr im Verlauf der Ehe ihre pekuniäre Abhängigkeit oft fühlen, ebenso ihre Herkunft aus einem niedrigeren Stande. Meist ertrug sie seine tadelnden Belehrungen schweigend. Gelegentlich wurde auch von beiden Seiten die Frage einer Scheidung aufgeworfen. Die Möglichkeit einer ungebrochenen Herrschaft über die Frau hielt den herrschsüchtigen Mann immer wieder davon zurück.

Sie war das einzige Kind freundlicher, liebevoller Eltern, die nie etwas Tadelnswertes an ihrer Tochter fanden. Daß sie von Kindheit an ein Spiel, eine Beschäftigung ohne andere vorzog, erschien ihnen nicht als Fehler,

um so weniger, da sie fanden, daß das Mädchen, wenn es einmal in eine freundliche Gesellschaft kam, sich tadellos benahm. Aber auch in der Ehe war sie darauf bedacht, sich ihr Alleinsein, ihre Lesestunden, ihre Muße, wie sie sagte, weder durch den Gemahl noch durch Gesellschaft zu sehr verkürzen zu lassen, während ihr Gatte es lieber gesehen hätte, wenn er mehr Gelegenheit gehabt hätte, an ihr seine Überlegenheit zu erweisen. Es war übrigens ein Übereifer an ihr zu bemerken, wie sie ihre Hausfrauenpflicht erfüllt. Nur daß sie auffallend häufig vergaß, Aufträge ihres Mannes zu erfüllen.

Aus ihren Kindheitserinnerungen ging hervor, daß sie es immer als große Freude empfand, wenn sie allein ihre Obliegenheiten erfüllen konnte.

Der geschulte Individualpsychologe sieht auf dem ersten Blick, daß ihre Lebensform für Leistungen, die sie allein erfüllen konnte, recht gut geeignet war. Nicht aber für eine Aufgabe zu zweit, wie die Liebe und die Ehe. Ihr Gatte war infolge seiner Eigenart nicht geeignet ihr diese Fähigkeit beizubringen. Ihr Ziel der Vollkommenheit lag auf der Seite der Einzelarbeit. Dort benahm sie sich tadellos. Und wer nur diese Seite ins Auge faßte, hätte wohl keinen Fehler in ihr entdecken können. Für die Liebe aber und für die Ehe war sie nicht vorbereitet. Dort versagte ihr Mitgehen. Wir können, um nur ein Detail herauszuheben, daraus auch die Form ihrer Sexualität erraten: Frigidität. Jetzt können wir wieder an die Betrachtung des mit Recht zurückgestellten Symptomes gehen. Ja, wir verstehen es bereits. Ihr Vergessen war die wenig aggressive Form ihres Protestes gegen aufgezwungene Mitarbeit, für die sie nicht vorbereitet war, die auch außerhalb ihres Zieles der Vollkommenheit lag.

Es mag nicht jedermanns Sache sein aus solchen kurzen Schilderungen das komplizierte Kunstwerk eines Individuums zu erkennen und zu verstehen. Die Lehre aber, die *Freud* und seine Schüler, die alle psychoanalysiert sein müssen, aus der Individualpsychologie zu ziehen trachten, als ob der Patient nach unserer Darstellung „nur“ auffallen, mehr Interesse gewinnen wolle, ist mehr als unbedenklich und verurteilt sich selbst.

Nebenbei: es wird oft die Frage aufgeworfen, ob ein Fall als leicht oder als schwer aufzufassen sei. Wir verstehen, daß die Entscheidung ganz von der Größe des vorhandenen Gemeinschaftsgefühls abhängt. Im vorliegenden Falle ist leicht zu verstehen, daß der Irrtum dieser Frau, ihre mangelnde Vorbereitung für Mitarbeit und Mitleben leichter zu vervollkommnen war, da sie sozusagen nur aus Vergeßlichkeit diesen wichtigsten Ausbau unterlassen hatte. Als sie überzeugt, und in Mitarbeit mit dem Arzte, in freundlicher Aussprache und in Erziehung ihres Mannes in Aussprachen mit dem Arzt, ihren Hexenkreis (*Künkel* nennt ihn in neckischer Abänderung Teufelskreis, *Freud* Zauberkreis) aufgelöst hatte, verschwand auch ihre Vergeßlichkeit, da dieser das Motiv entzogen war.

Wir sind nun vorbereitet, könnte einer sagen, zu verstehen, daß jede Erinnerung, soweit ein Erlebnis überhaupt das Individuum berührt, und nicht a limine abgewiesen wird, das Resultat der Bearbeitung eines Eindruckes durch den Lebensstil, durch das Ich, darstellt. Dies gilt nicht nur für mehr

oder weniger festgehaltene, sondern auch für mangelhafte, für schwer herauszuholende Erinnerungen, sowie auch für solche, deren sprachlicher Ausdruck verschwunden ist und nur als Gefühlston oder Stellungnahme festzustellen ist. Damit kommen wir zu einer verhältnismäßig wichtigen Einsicht, die besagt, daß jeder seelische Bewegungsvorgang in seiner Richtung nach dem Ziele der Vollkommenheit dem Verständnis des Betrachters dadurch nahegebracht werden muß, daß er das gedankliche, das gefühlsmäßige und das stellungsmäßige Feld in der Erinnerung klarstellen muß. Wie wir bereits wissen, drückt sich das Ich nicht nur in der Sprache, sondern auch in seinen Gefühlen und in seiner Stellungnahme aus, und die Wissenschaft von der Einheit des Ichs verdankt ja der Individualpsychologie die Feststellung des Organdialekts. Wir halten den Kontakt mit der Außenwelt mit allen Fibern unseres Körpers und unserer Seele aufrecht. Uns interessiert in einem Buche die Art, besonders die mangelhafte Art, wie dieser Kontakt aufrechterhalten wird. Und auf diesem Wege kam ich zu der reizenden und wertvollen Aufgabe, die Erinnerungen eines Menschen, wie immer sie auftreten, als deutbare Anteile seines Lebensstiles zu finden und zu verwerten. Daß mich dabei in erster Linie die als die ältesten Erinnerungen angesehenen interessierten, liegt darin, daß sie wirkliche oder phantasierte, richtige oder veränderte Geschehnisse beleuchten, die dem schöpferischen Aufbau des Lebensstiles in den ersten Kinderjahren näher liegen, wohl auch zum großen Teile die Bearbeitung von Geschehnissen durch den Lebensstil verraten. Dabei obliegt uns weniger die Aufgabe, das Inhaltliche heranzuziehen, das ja für jedermann als Inhalt einfach zu verstehen ist, sondern dessen wahrscheinlichen Gefühlston zu ermessen, die erfolgende Stellungsnahme und die Bearbeitung und Auswahl des Aufbaumaterials, letzteres, weil wir dabei das Hauptinteresse des Individuums entdecken, einen wesentlichen Bestandteil des Lebensstils. Dabei kommt uns die Hauptfrage der Individualpsychologie außerordentlich zustatten, die Frage, wo will dieses Individuum hinaus, welche Meinung hat dieses Individuum von sich und vom Leben ? Wohl leiten uns bei dieser Betrachtung die ehernen Anschauungen der Individualpsychologie vom Ziele der Vollkommenheit, vom Minderwertigkeitsgefühl, dessen Erkenntnis (leider nicht dessen Verständnis, wie *Freud* anerkennt) heute bereits über die ganze Welt verbreitet ist, vom Minderwertigkeits-, vom Überlegenheitskomplex, vom Gemeinschaftsgefühl und von den wahrscheinlichen Verhinderungen desselben — aber alle diese festgefügten Anschauungen dienen uns nur zur Beleuchtung des Gesichtsfeldes, auf dem wir das individuelle Bewegungsgesetz des vorliegenden Individuums festzustellen haben.

Bei dieser Arbeit erhebt sich bei uns die skeptische Frage, ob wir in der Deutung von Erinnerungen und ihres Zusammenhangs mit dem Lebensstile angesichts der Vieldeutigkeit einzelner Ausdrucksformen nicht leicht fehlgehen können. Freilich wer die Individualpsychologie mit rechter Künstlerschaft betreibt, dem versagen sich die Nuancen nicht. Aber auch er wird trachten Irrtümer aller Art auszuschalten. Der Möglichkeiten gibt es genug. Hat er in der Erinnerung eines Individuums das wirkliche Bewegungsgesetz des-

selben gefunden, dann muß er das gleiche Bewegungsgesetz in allen anderen Ausdrucksformen wieder finden. Soweit es sich um die Behandlung von Fehlschlägen aller Art handelt, wird er soviele Bestätigungen nachweisen müssen, bis auch der Patient von der Richtigkeit des Nachweises überzeugt ist. Der Arzt selbst wird je nach seiner Eigenart bald früher bald später überzeugt sein. Es gibt aber kein anderes Maß, an dem er die Irrtümer, Symptome und den irrtümlichen Lebensgang eines Menschen messen könnte als das ausreichende Maß eines richtigen Gemeinschaftsgefühls.

Wir sind nun imstande, natürlich mit allergrößter Vorsicht und der größten Erfahrung ausgestattet, die fehlerhafte Richtung des Lebensweges, den Mangel an Gemeinschaftsgefühl, oder auch das Gegenteil, aus den ältesten Erinnerungen zumeist herauszufinden. Uns leitet da besonders unsere Kenntnis vom Mangel des Gemeinschaftsgefühls, von dessen Ursachen und dessen Folgen. Vieles leuchtet hervor aus der Darstellung in einer Wir- oder Ich-Situation. Vieles auch aus der Erwähnung der Mutter. Die Mitteilung von Gefahren oder Unfällen, auch von Züchtigungen und Strafen, deckt die übergroße Neigung auf, das Feindliche des Lebens besonders im Auge zu behalten. Die Erinnerung an die Geburt eines Geschwisters deckt die Situation der Entthronung auf, an den ersten Besuch im Kindergarten oder in der Schule den großen Eindruck anläßlich neuer Situationen. Die Erinnerung an Krankheit und Tod ist oft mit der Furcht davor, öfters mit Versuchen, etwa als Arzt oder als Pflegeperson oder Ähnlichem, verknüpft, diesen Gefahren besser gewappnet entgegenzutreten. Erinnerungen an Landaufenthalt mit der Mutter zeigen oft ebenso wie Erwähnungen bestimmter Personen wie Mutter, Vater, Großeltern in einer freundlichen Atmosphäre nicht nur den Vorzug dieser, offenbar verwöhnenden Personen sondern auch den Ausschluß anderer. Erinnerungen an begangene Untaten, Diebstähle, sexuelle Vorkommnisse weisen gewöhnlich auf die große Anstrengung hin, sie weiterhin aus dem Erleben auszuschalten. Gelegentlich erfährt man auch andere Neigungen, die, wie eine visuelle, akustische, motorische Neigung, recht gut zur Aufdeckung von Schulmißerfolgen und fehlerhafter Berufswahl sowie zur Anweisung eines Berufs Anlaß geben können, der der besseren Vorbereitung fürs Leben besser entspricht.

Einige Beispiele mögen den Zusammenhang ältester Erinnerungen mit dem dauernden Lebensplan zu zeigen versuchen.

Ein etwa 32jähriger Mann, der älteste, verwöhnte Sohn einer Witwe, zeigt sich in jedem Beruf ungeeignet, weil er gleich im Beginne an schweren Angsterscheinungen erkrankt, die sich sofort bessern, wenn man ihn nach Hause bringt. Er ist ein gutmütiger Mensch, der sich aber schwer an andere anschließt. In der Schule zeigte er sich stets vor jeder Prüfung maßlos aufgeregt und blieb oft der Schule fern unter Hinweis auf Müdigkeit und Erschöpfung. Seine Mutter sorgte für ihn in der liebevollsten Weise. Da er nur für diese mütterliche Sorgfalt richtig vorbereitet war, konnte man schon daraus sein Ziel der Überlegenheit erraten, soweit als möglich allen Lebensfragen auszuweichen, damit auch jedem Fehlschlag. Bei der Mutter gab es

keinen solchen. Daß er bei seiner Methode blieb, sich in die Obhut der Mutter zu begeben, gab ihm das Gepräge eines infantilen Menschen, ohne daß man ihn als körperlich infantil hätte bezeichnen können. Seine seit Kindheit erprobten Mittel des Rückzugs zur Mutter erfuhren eine namhafte Verstärkung, als ihn das erste Mädchen, zu dem er eine Zuneigung gefaßt hatte, abwies. Der Schock, der ihn bei diesem exogenen Ereignis überfiel, verstärkte seinen Rückzug, so daß er nirgends mehr Ruhe fand als bei seiner Mutter. Seine älteste Kindheitserinnerung lautete: „Als ich etwa 4 Jahre alt war, saß ich am Fenster, während meine Mutter Strümpfe strickte, und beobachtete die Arbeiter, die gegenüber ein Haus bauten." Man wird sagen: ziemlich belanglos. Durchaus nicht. Seine Auswahl der ersten Erinnerung — (ob es die älteste ist oder nicht, tut nichts zur Sache) — beweist uns, daß ihn dabei irgendein Interesse gelenkt haben muß. Die Aktion seiner Gedächtnistätigkeit, geleitet durch den Lebensstil, greift eine Begebenheit heraus, die mit Stärke seine Eigenart verrät. Daß es eine Situation bei der vorsorglichen Mutter ist, zeigt uns das verwöhnte Kind. Aber noch ein Wichtiges verrät er uns. Er schaut zu, wie die anderen arbeiten. Seine Vorbereitung fürs Leben ist die eines Zuschauers. Er hat wenig anderes. Versucht er sich anderswo, so sieht er sich wie vor einem Abgrund und tritt unter der Wirkung eines Schocks den Rückzug an. Läßt man ihn zu Hause bei seiner Mutter, läßt man ihn zuschauen, wie die anderen arbeiten, so scheint ihm nichts zu fehlen. Seine Bewegungslinie zielt auf die Beherrschung der Mutter als das einzige Ziel seiner Überlegenheit. Leider gibt es nur wenig Aussichten für einen Zuschauer des Lebens. Nichtsdestoweniger wird man nach Heilung eines solchen Patienten nach einer Beschäftigung Ausschau halten, in der er seine bessere Vorbereitung im Schauen und Betrachten verwerten kann. Da wir es besser verstehen als der Patient, so müssen wir aktiv eingreifen, soweit, um verstehen zu geben: du kannst ja wohl in jedem Beruf vorwärts kommen, aber wenn du deine bessere Vorbereitung ausnützen willst, so such' einen Beruf, in dem das Betrachten im Vordergrund steht. Er nahm erfolgreich einen Handel mit Kunstgegenständen auf.

Freud beschreibt in verzerrter Nomenklatur stets die Fehlschläge verwöhnter Kinder, ohne auf dieses Geheimnis gekommen zu sein. Das Kind will alles haben, läßt sich nur schwer herbei, die durch die Evolution befestigten normalen Funktionen auszuführen, begehrt die Mutter in seinem Ödipuskomplex (wenn auch übertrieben, begreiflich, weil das verwöhnte Kind jede andere Person ablehnt), hat (nicht wegen der Verdrängung des Ödipuskomplexes, sondern wegen seiner Schockwirkung anderen Situationen gegenüber) später allerlei Schwierigkeiten und kommt in Ekstase, sogar zu Mordgelüsten, gegenüber Personen, die sich seinen Wünschen entgegenstellen. Wie deutlich zu sehen, Kunstprodukte verfehlter, verwöhnender Erziehung, für ein Verständnis des Seelenlebens nur zu verwenden, wenn man die Folgen der Verwöhnung kennt und berücksichtigt. Sexualität aber ist eine Aufgabe für zwei Personen und kann nur richtig ausgeübt werden, wenn ein genügendes Maß von Gemeinschaftsgefühl vorhanden ist, das den verwöhnten Kindern abgeht. In krasser Verallgemeinerung ist *Freud* nun gezwungen, die künstlich genährten Wünsche,

Phantasien und Symptome sowie deren Bekämpfung durch den verbliebenen Rest des Gemeinschaftsgefühls in angeborene sadistische Triebe zu verlegen, die, wie wir sehen, später erst, als Folgen der Verwöhnung, dem Kinde künstlich aufgezüchtet werden. Daß der erste Akt des neugeborenen Kindes, das Trinken an der Mutterbrust, Kooperation ist — und nicht, wie *Freud* zugunsten seiner vorgefaßten Theorie glaubt, Kannibalismus, ein Zeugnis für den angeborenen sadistischen Trieb —, daß dieser Akt der Mutter ebenso zugute kommt wie dem Kinde, wäre sonst leicht verständlich. Die große Mannigfaltigkeit in den Lebensformen der Menschen verschwindet in der Dunkelheit der *Freudschen* Auffassung, in der alle Kühe schwarz sind. Ein Beispiel für diese Mannigfaltigkeit, die nicht mit einem Schema zu errechnen ist, findet sich in folgendem Falle:

Ein etwa 50jähriger Mann in angesehener Stellung klagt, daß er seit Ergreifung seines Berufes bei jedem Besuch in einem höheren Stockwerk eine starke Neigung verspürt, zum Fenster hinauszuspringen. Der erste Eindruck, der sich dem unbefangenen Beobachter aufdrängt, ist, daß dieser Mann ja lebt, daß er also seine Obsession siegreich bezwungen hat. Vielen wird dieser Sieg nicht gerade als Ziel der Überlegenheit erscheinen. Die Sache wendet sich ein wenig zu unseren Gunsten, wenn man erfährt, daß dieser Mann unglaublich ehrgeizig ist und mit allen seinen Erfolgen unzufrieden. Wen er dabei besiegt, das ist er selbst. Ist es nun wirklich so unglaublich, daß jemand in der Besiegung seiner Schwächen, besonders wenn ihm die Besiegung anderer in seinem Sinne nicht gelungen ist, einen Triumph erlebt? Freilich, der Mann weiß nichts von seinem Triumph. Aber er erlebt ihn fast täglich. Seine Aufmerksamkeit ist auf seine Obsession gerichtet, unsere auf seinen Sieg. Er hat die Tatsache der Obsession in Worte gekleidet, ebenso seine Gefühle dabei, die er bewußt durchmacht. Die Tatsache des Triumphes aber ist für sein Verständnis verdampft, und dies mit Recht. Hätte er davon gewußt, so wäre ihm sein Gehaben als kindisches Spiel erschienen, etwas, das sein ehrgeiziger Lebensstil nicht erlaubte. Und noch mehr. Je größer ihm die Gefahr erscheint, desto höher ist die Überwindung anzuschlagen. Deshalb vertieft er sich so sehr in die Vorspiegelung einer Gefahr, daß er von deren Überwindung nichts merkt. Daß sich dieser Fall regelmäßig beim Besuch fremder Personen abspielt, zeigt uns wieder den unglaublich überschätzten exogenen Faktor im Spiel, der als allgegenwärtig in allen Fällen von Fehlschlägen, wenigstens bis jetzt, von allen anderen Psychiatern geleugnet wird. Wir dürfen daraus auf ein mangelhaftes Gemeinschaftsgefühl schließen und auf die Ursache, eine Verwöhnung in der Kindheit. Warum aber gerade eine Stellungnahme im Sinne der Überwindung einer persönlich gefühlten Schwäche? Daß hier übertriebener Ehrgeiz im Spiele ist, der sich anders als in seiner Berufstätigkeit nicht austoben kann, liegt auf der Hand. Wir haben noch zu erklären, wie er auf diesen Weg kam, im Interesse seines persönlichen Ehrgeizes gerade die eigene Schwäche zu bekämpfen trachtete.

Er war das jüngste Kind in der Familie und tatsächlich von seiner Mutter außerordentlich verwöhnt. Neben anderen Folgen dieser Verwöhnung zeigt

sich das vielleicht gewöhnlichste Symptom derselben: Angst. Angst vor der Dunkelheit, vor dem Alleinsein, vor Hunden, vor fremden Knaben und Erwachsenen, vor neuen Situationen. Seine älteste Erinnerung war sein erster Gang zur Schule. Vorher schon war er dem Spott seiner älteren Geschwister ausgesetzt gewesen, da er seine Angst so deutlich zeigte. Er erinnerte sich, daß er immer schon seine Angst vor den Geschwistern verbergen wollte. Am ersten Schultage ereignete es sich, daß ein anderer Knabe, als er vor der Schule auf seine Mutter wartete, mit ihm zu raufen beginnen wollte. Seine Angst war maßlos. Aber schließlich raffte er sich auf, bezwang seine Angst und stürzte sich auf den Knaben, den er zu Boden warf. Es ist nicht zu übersehen, daß sein frühzeitiges Streben nach Überwindung seiner Schwäche in der Auswahl dieser Erinnerung als der ältesten zum Vorschein kommt und bis zu seinem Besuch bei mir vorhielt.

Sein intensives Interesse an der eigenen Person, seine zögernde Haltung fremden Personen gegenüber, sein dauerndes Streben nach fiktiver Überwindung fiktiver Schwächen dürften den Beweis für sein mangelndes Gemeinschaftsgefühl erbringen. Auch sein Eheleben zeigt denselben Mangel. Seine Frau ist ihm völlig untertan. Außerdem leidet er an einer chronischen Gonorrhoe, die er sich durch seine Leichtfertigkeit in Liebeshändeln während seiner Ehe eingewirtschaftet hat.

Ein letztes Beispiel soll die Brauchbarkeit unseres Verständnisses der ältesten Kindheitserinnerungen aufweisen. Ein 18jähriges Mädchen lebt in stetem Zank mit seinen Eltern. Man will sie studieren lassen, da sie sehr gute Schulerfolge aufweist. Sie weigert sich, wie sich heraustellt, weil sie Mißerfolge fürchtet, die darauf begründet sind, daß sie nicht die erste in ihrem Schlußexamen war. Ihre älteste Kindheitserinnerung war folgende: Sie hatte auf einem Kinderfest, als sie 4 Jahre alt war, einen riesigen Kinderball in der Hand eines anderen Kindes gesehen. Als sehr verwöhntes Kind setzte sie alles daran, auch einen solchen Ball zu erhalten. Ihr Vater lief in der ganzen Stadt herum, einen solchen zu finden, aber es gelang ihm nicht. Einen kleineren Ball wies das Mädchen unter Schreien und Weinen zurück. Erst als ihr der Vater erklärte, wie seine ganze Mühe umsonst war, beruhigte sie sich und nahm den kleineren Ball. Ich konnte aus dieser Erinnerung schließen, daß dieses Mädchen freundlichen Erklärungen zugänglich sei; man konnte sie von ihrer ehrgeizigen Selbstsucht überzeugen, und man hatte Erfolg.

Wie dunkel oft die Wege des Schicksals sind, zeigt folgender Fall: Ein 42jähriger Mann wird nach langjähriger Ehe mit einer um 10 Jahre älteren Frau impotent. Seit zwei Jahren spricht er kaum mit seinem Weib und mit seinen zwei Kindern. Vorher einigermaßen erfolgreich in seinem Beruf, vernachlässigt er seither sein Geschäft und bringt die Familie in eine klägliche Lage. Er war der Liebling seiner Mutter und sehr verwöhnt. Als er drei Jahre alt war, kam eine Schwester. Kurz nachher — die Ankunft der Schwester ist seine älteste Erinnerung — begann er das Bett zu nässen. Auch hatte er schreckhafte Träume in seiner Kindheit, wie wir es bei verwöhnten Kindern oft finden. Keine Frage, daß Bettnässen und Angst aus seinen Versuchen

stammten, seine Entthronung rückgängig zu machen, wobei wir nicht übersehen wollen, daß das Bettnässen auch der Ausdruck einer Anklage, mehr vielleicht, ein Akt der Rache gegen seine Mutter war. In der Schule war er ein hervorragend gutes Kind. Ein einziges Mal war er in eine Rauferei mit einem anderen Knaben verwickelt, der ihn beleidigt hatte. Der Lehrer gab seiner Verwunderung Ausdruck, wie solch ein guter Knabe sich hinreißen lassen konnte.

Wir können verstehen, daß er auf ausschließliche Anerkennung trainiert hatte und sein Ziel der Überlegenheit darin sah, anderen vorgezogen zu werden. Geschah dies nicht, so griff er zu Mitteln, die teils Anklage, teils Rache bedeuteten, ohne daß diese Motivation ihm oder anderen klar wurde. In sein egoistisch gefärbtes Ziel der Vollkommenheit war ein großer Anteil eingeflossen, nach außen hin nicht als böse zu erscheinen. Wie er selbst hervorhob, hatte er das ältere Mädchen geheiratet, weil sie ihm wie seine Mutter entgegenkam. Als sie nun über die 50 Jahre war und mehr in der Pflege der Kinder aufging, brach er die Verbindung mit ihnen allen in scheinbar nicht aggressiver Weise ab. In diesem Abbruch war auch seine Impotenz als Organsprache miteinbezogen. Man hätte in seinen Kinderjahren bereits erwarten können, daß er bei Verlust der Verwöhnung, wie damals, als die Schwester kam, seine wenig deutliche, aber deutlich wirkende Anklage immer wieder erheben wird.

Ein 30jähriger Mann, der Ältere von zwei Kindern, hatte wegen gehäufter Diebstähle eine längere Kerkerstrafe verbüßt. Seine ältesten Erinnerungen stammen aus dem 3. Lebensjahr, aus der Zeit kurz nach der Ankunft des jüngeren Bruders. Sie lauteten: ,,Meine Mutter hat immer den Bruder vorgezogen. Ich lief schon als kleines Kind immer von Hause weg. Gelegentlich, wenn mich der Hunger trieb, verübte ich kleine Diebstähle in und außer dem Hause. Meine Mutter strafte mich in der grausamsten Weise. Ich lief aber immer wieder davon. In der Schule war ich bis zum 14. Jahre ein mittelmäßiger Schüler, wollte aber nicht weiter lernen und streifte allein auf den Straßen herum. Das Haus war mir verleidet. Ich hatte keinen Freund, und habe nie ein Mädchen gefunden, das mich geliebt hätte, wonach ich mich immer sehnte. Ich wollte Tanzlokale besuchen, um Bekanntschaften zu machen, hatte aber kein Geld. Da stahl ich ein Auto und verkaufte es zu billigem Preis. Von dieser Zeit an begannen meine Diebstähle ein größeres Format anzunehmen, bis ich ins Gefängnis kam. Vielleicht hätte ich eine andere Laufbahn eingeschlagen, wenn mir das Haus nicht verleidet gewesen wäre, wo ich immer nur Schimpfe bekam. Meine Diebstähle aber wurden dadurch gefördert, daß ich in die Hände eines Hehlers geriet, der mir immer für gestohlene Waren Geld anbot und mich zu den Diebstählen aneiferte.“

Ich habe darauf aufmerksam gemacht, daß man in der Kindheit von Straffälligen fast in der Mehrheit der Fälle ehemals verwöhnte oder nach Verwöhnung suchende Kinder findet. Und was ebenso wichtig ist, daß man schon in ihrer Kindheit eine stärkere Aktivität wahrnehmen kann, die aber nicht mit Mut zu verwechseln ist. Daß die Mutter fähig war, ein Kind zu verwöhnen, zeigte sie an ihrem zweiten Sohn. Aus der erbitterten Haltung dieses Mannes nach Ankunft des jüngeren Bruders können wir schließen, daß auch er vorher

Verwöhnung erlebt hatte. Sein weiteres Schicksal stammte aus seiner erbitterten Anklage gegen die Mutter und aus jener Aktivität, für die er, mangels eines Gemeinschaftsgefühls zureichenden Grades — keine Freunde, kein Beruf, keine Liebe —, keine andere Verwendung fand als im Verbrechen. Wie man mit einer Anschauung, als ob das Verbrechen Selbstbestrafung sei, verknüpft mit dem Wunsch in Gefängnis zu kommen, vor die Öffentlichkeit treten kann, wie dies neuerlich gewisse Psychiater tun, verrät doch eigentlich einen Mangel an geistigem Schamgefühl, insbesondere, wenn es verbunden ist mit einer offenen Verhöhnung des common sense und mit beleidigenden Ausfällen gegen unsere tief begründeten Erfahrungen. Ob die Entstehung solcher Anschauungen nicht aus dem Geist verwöhnter Kinder geboren ist und auf den Geist verwöhnter Kinder im Publikum zurückwirkt, überlasse ich dem Leser zur Entscheidung.

Pessimismus[1]

Von Dr. ERWIN O. KRAUSZ (Wien)

„Willst Du Dich Deines Wertes freuen,
So mußt der Welt Du Wert verleihen."
Goethe in *Schopenhauers* Stammbuch.

Ich beginne damit, einen Einwand vorwegzunehmen, der nicht mit Unrecht am Ende meiner Ausführungen erhoben werden könnte, daß nämlich die Charakterisierung, die ich für den Pessimisten und die Herkunft seines Weltbildes versuchte, eigentlich auch für den Egoisten Geltung habe. Wenn ich es trotzdem vermeiden werde, Pessimisten und Egoisten zusammenzuwerfen, so vor allem deshalb, weil der Begriff „Egoist" stark mit Wertungen und Vorurteilen belastet ist. Im übrigen besteht aber sehr wohl ein Zusammenhang zwischen beiden, aus Gründen und Hintergründen, die ich hoffe im Verlauf meiner Ausführungen begreiflich zu machen. Beiden gemeinsam ist eine Selbst-Sucht, die manche Gemeinsamkeiten ihres Charakterbildes erklärt, ja zu der Behauptung führen kann, daß jeder Pessimist pessimistisch ist, weil er Egoist ist, und jeder Egoist egoistisch, weil er Pessimist ist. Dies wird auch weittragende Schlußfolgerungen zulassen bezüglich des Ursprungs und der Korrektur der Irrtümer, die dem Weltbild sowohl des Egoisten als des Pessimisten zugrunde liegen. Ich möchte aber noch bemerken, daß ich mir sehr wohl bewußt bin, daß die Charakteristik, die ich versuchen werde, keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt und erheben kann. Alle Charakterisierung, die typologische Gemeinsamkeiten aufzuhellen versucht und auf Klassifikationen und dergleichen ausgeht, wird dem Individuum

---

[1]) Vortrag gehalten im Wiener Verein für Individualpsychologie.

in seiner individuellen Variation nie ganz gerecht werden. Das wissen wir als Individualpsychologen sehr wohl. Wenn ich demnach an ein solches Unternehmen herantrete, so geschieht es, weil das Problem so universell ist, für eine so große Anzahl von Menschen gilt, daß es sich lohnt, es unter die schlaglichtartige Beleuchtung einer generellen Charakteristik zu stellen.

Der Pessimismus sitzt ja viel tiefer und ist viel verbreiteter, als man gewöhnlich annimmt. In jedem von uns ist er sozusagen der Anlage nach, gleichsam potentiell, vorhanden. In seinem ganzen Umfang zeigt er sich aber erst in Zeiten einer sozialen oder individuellen Krise, welch letztere ja schließlich auch eines sozialen Einschlags nie entbehren wird. Und ich möchte gleich darauf hinweisen, daß derjenige, der diesen sozialen Charakter des Pessimismus übersieht, am eigentlichen Kern des Problems vorbeireden wird. Nicht zuletzt deshalb, weil der Pessimismus, wie wir immer wieder sehen können, zum großen Teil ein Erziehungsprodukt ist, oft geradezu ein- und angezüchtet wird, also sicherlich ein Produkt sozialer Faktoren darstellt. Aber auch deshalb, weil er vor allem in deutlich sichtbare Erscheinung tritt, wenn die im weitesten Sinne gesellschaftliche Existenz des Individuums oder seiner sozialen Gruppe bedrängt oder bedroht erscheint. Es wäre natürlich eine zu enge Auffassung, vor der ich gleich warnen möchte, als handelte es sich hier nur um die Bedrohungen der wirtschaftlichen Stellung eines Menschen. Der ganze Aufbau des individuellen Charakters ist nur innerhalb einer sozialen Bezogenheit möglich und verständlich, in einer steten Relation zur Außen- und Umwelt. Das ist eine alte Wahrheit, deren Gültigkeit für den Bereich auch des allerindividuellsten Lebens und Erlebens nachzuweisen allerdings erst *Adler* und der Individualpsychologie gelang. Wenn ich daher von Pessimisten spreche, so denke ich auch an die große Gruppe derer, die als scheinbare Optimisten daherwandeln, solange eben ihr Optimismus noch nicht in Frage gestellt, nicht auf die Probe gestellt wurde. Es gibt viele, die es gar nicht wissen, daß sie Pessimisten sind, die sich sogar ihres Optimismus rühmen, etwa behaupten, sie ließen sich immer von ihren Gefühlen leiten und führen gut dabei. Das ist möglich, sie lassen sich von Sympathien und Antipathien leiten, solange bis sie eben durch den Druck einer Situation gleichsam in eine Ecke gedrängt sind, bis sie nicht mehr ausweichen können, sich einer Probe und Prüfung ihrer Kräfte nicht mehr entziehen können, bis, wie *Adler* es einmal formulierte, ihre Belastungsgrenze erreicht ist und sie ihre ,,Meinung“ über sich selbst nicht mehr aufrecht zu erhalten in der Lage sind. Gefühle und die mit ihnen verhafteten Selbsttäuschungen reichen aber nicht aus, um schwierigere Situationen, Prüfungen, Tests, Krisen, Entscheidungen, wo man gestellt und geprüft wird, zu bestehen und zu überwinden. Für diese Lösung und Beantwortung sozialer Aufgaben, Fragen und Forderungen (oder Anforderungen) muß man schon besser vorbereitet sein, muß man eine bessere Kenntnis von Leben und Menschen haben, als sie uns durch unsere subjektiven Gefühle vermittelt wird, muß man schon objektiver orientiert sein, und ich habe gefunden, die Individualpsychologie, die sich auf die breite Basis des gesunden Menschenverstandes, des common

sense, stützt, lehrt uns diese Kenntnis, ermöglicht uns diese Orientierung. Die Krisen, denen wir ausgesetzt sind, und dies ist wieder ein Hinweis auf die gesellschaftliche Natur unserer Erfahrungen, erwachsen hauptsächlich aus drei Problemgebieten, aus dem Gebiet unseres gesellschaftlichen Verhaltens im allgemeinen, aus unseren Liebesbeziehungen und unserer beruflichen Betätigung, und der latente, potentielle Pessimismus tritt nun in diesen größeren oder kleineren Krisen gesellschaftlicher Natur in Erscheinung. *Pessimismus ist also, dies sei vorläufig festgehalten, eine Ausdrucksform mangelhafter Lebensvorbereitung,* eine zu enge, weil nur auf das eigene Wohl und Wehe bedachte Lebensauffassung, wo dem anderen kein Platz gegönnt erscheint. Dies ist zwar eine auf Beobachtung und Erfahrung gegründete Behauptung, sie wird aber, trotzdem sie nachprüfbar ist, auch noch zu beweisen sein.

Wir wollen nochmals daran erinnern, daß der Pessimismus eine eminent soziale Angelegenheit ist. Weist man einen Pessimisten darauf hin, im Gespräch oder beim Versuch einer pädagogischen oder psychotherapeutischen Beeinflussung, wie sehr er eigentlich nur auf sich bedacht ist und dem Leben in der Gesellschaft das schuldig bleibt oder bleiben möchte, was er von ihm erwartet, so wird seine typische Gegenfrage sein, was denn er bekäme, was das Leben ihm biete. Er präsentiert eine Gegenrechnung und findet, daß er nicht genug bekomme, daß er immer den kürzeren ziehe, benachteiligt und geschädigt werde. Immer aber steht *er*, steht sein *Ich* im Vordergrund des Interesses. Man kann daher unschwer den Pessimismus, gleichfalls vorläufig, auch als eine *Angst* definieren *daß man unter seinen Mitmenschen keine oder nur eine sehr geringe Chance habe*, eine besonders in Krisen irgendwelcher Art panisch hervortretende Angst, daß man sich unter seinen Mitmenschen nicht werde behaupten oder durchsetzen können. Wie sehr es die anderen sind, denen der Pessimismus gilt, wie sehr der Pessimismus nichts als der mangelnde Glauben an das bei den anderen als fehlend vorausgesetzte Gemeinschaftsgefühl ist, zeigt sich oft in den Phantasien, Träumen und Tagträumen von Kindern wie von Erwachsenen, die von einem gegen die anderen gerichteten absoluten Vernichtungswillen durchsetzt sind, von einer wutgetränkten Tötungsabsicht, die sich auch gegen nächste Verwandte richtet, gegen Eltern, Brüder, Schwestern, Gatten, die der eigenen Geltung gefährlich werden. Man kann daher ruhig behaupten, wenn es keine anderen Menschen gäbe, gäbe es auch keinen Pessimismus. Oder wir können es auch anders formulieren: *Pessimismus ist ein sozial bedingtes und sozial bestimmtes Schwächegefühl, eine Stimmungslage, in der wir nicht glauben, den Anforderungen des Lebens gewachsen zu sein oder die Ansprüche durchsetzen zu können, die wir, wie wir meinen, berechtigt sind, an uns (in unserem gesellschaftlichen Zusammenhange) oder an andere oder an das Leben zu stellen.*

An dieser Stelle nun setzt das individualpsychologische Verständnis schon schärfer ein. Wir stoßen auf das *Minderwertigkeits-*, auf das *Unzulänglichkeitsgefühl*, das ja klarerweise sozialen Charakter hat, da es uns ja nur im sozialen Zusammenhange, wenn irgendeine Leistung von uns gefordert wird, zu Bewußtsein kommt, wenn wir sozusagen auf Prüfungsfragen Rede

und Antwort zu stehen haben. Wenn wir als Pessimisten unseren Wert zu erweisen haben, gelangt uns ein Gefühl des Unwerts, eine zu geringe, zu niedrige Meinung über uns selbst, zu Bewußtsein, eine Schwächeempfindung, die es uns erlaubt, uns vor der Probe, Prüfung, Entscheidung oder Krise zurückzuziehen, nicht ohne daß gleichzeitig der Versuch gemacht wird, sich einen guten Abgang vom Schauplatz dadurch zu sichern, daß man mit Sicherungen aller Art, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, sein Versagen bemäntelt und verdeckt. Etwa dadurch, daß man die Aufgabe als uninteressant oder zwecklos hinstellt oder auf die Schuld der anderen oder der Umstände hinweist. Aber es wäre wohl noch nicht allzuviel geleistet, wir hätten wohl noch nicht allzu tief geschürft, wollten wir uns mit dieser klassifizierenden Feststellung begnügen. Wir müssen also daran gehen, noch einige weitere typische Charakterzüge des Pessimisten zu beleuchten.

Wenn man sich zu diesem Zwecke die Situation des überall Gefahren und Schwierigkeiten witternden Pessimisten vergegenwärtigt, so kann man seine Stimmungslage als die eines Menschen kennzeichnen, der dauernd damit beschäftigt ist, sich ins Gedächtnis zu rufen, daß es Schwierigkeiten und Gefahren gibt, und daher, um sie zu vermeiden, um ihnen auszuweichen, sie immer *vorauswissen* will. Es ist gewiß kein Zufall, daß man so selten angenehme Prophezeiungen hört, daß Propheten immer unter den Pessimisten zu finden sind, daß etwa die Propheten des Alten Testamentes ausnahmslos entweder Trübsal blasen oder wenn sie schon eine strahlende Zukunft prophezeien, so nur unter dem Hinweis auf die Schlechtigkeit dieser Welt, von der man sich erst zu läutern haben würde usw. Es ist auch kein Zufall, daß die Klientel der Propheten, Zukunftsdeuter, Telepathen, Chiromanten durchweg aus Pessimisten besteht, die über ihre Zukunft beruhigt sein wollen. Und dem widerspricht nicht, daß es wieder Pessimisten gibt, die sich fürchten, etwas über ihre Zukunft zu erfahren, und es nicht über sich bringen, zu einem Wahrsager zu gehen. Mit der Zukunft und der Frage des Vorauswissens sind jedenfalls beide Gruppen reichlich beschäftigt. Daß damit alle Formen des *Aberglaubens* und der magischen Sicherstellung der Zukunft verbunden sind, braucht als selbstverständlich nicht erst erwähnt zu werden. Ein weiterer typischer Charakterzug der Pessimisten ist eine mit starker Affektbereitschaft geladene *Rechthaberei.* Es gibt keine größeren Rechthaber als waschechte Pessimisten. Um einen festen, kritischen Standpunkt außerhalb aller Gefahrenzone zu gewinnen, erklären sie von vornherein das ganze Leben für wert-, zweck- und sinnlos, untermauern diese Behauptungen sei es mit Gefühlen, sei es mit mehr oder weniger weltanschaulichen Momenten und Argumenten, und überlassen es den anderen, den Gegenbeweis anzutreten. Ihre Argumentation ist durchaus auf dem *Negativismus* aufgebaut, auf der Opposition, weil sie sich immer in ihrer Position bedroht fühlen. Damit diese Negation restlos gelinge, unterschlagen sie konsequent die doch auch möglichen Lichtseiten des Lebens, fassen sie nur die Schattenseiten ins Auge, sehen sie nur die Nachteile und dies eigentlich, weil sie *nur ihre* Vorteile zu sichern bestrebt sind.

Wie dies gemacht wird, möge ein kleines Beispiel erläutern. Es handelt sich um einen 30jährigen Mann, der als Haupthindernis gegen seine angeblich gewollte Heirat seine dauernde Depression und den ihn bedrohenden beruflichen Abbau anführte. Daneben auch schien ihm ein Altersunterschied von zehn Jahren zwischen ihm und seiner Braut sehr bedenklich, weil er, mit seiner Zukunft beschäftigt, schon den Zeitpunkt *voraus*sah, wo sie noch eine junge, lebensdurstige Frau, er selbst aber schon ein alter Mann sein würde. Er sammelte also mit so bemerkenswertem Eifer Argumente gegen die Heirat, daß man nicht fehl gehen konnte, wenn man annahm, daß er sich einer Heirat nicht gewachsen fühlte, und ihr daher ausweichen wollte, indem er sie durch Herbeischaffung von Gegengründen hinausschob. Eines Tages nun mußte er erzählen, daß er eine Extraremuneration erhalten habe. Man hätte also annehmen dürfen, daß er, wäre er kein Pessimist gewesen, diesen Umstand als Gegenbeweis gegen das wie er glaubte auch ihn bedrohende Gespenst des Abbaus hätte ansehen müssen. Aber wie alle konsequenten Pessimisten war auch er nur zufrieden, wenn er unzufrieden sein konnte, nur glücklich, wenn er sich unglücklich fühlen durfte, und zu diesem Behufe *stellte* er sich eben *vor*, daß es jetzt so viele hunderttausende Arbeitslose gäbe, die nichts hätten, und er bekäme eine so über alles Erwarten große Remuneration, und diese Ungerechtigkeit hätte ihn so deprimiert, daß er damit sich und seiner Braut den vorhergehenden Abend völlig verdorben hätte. Sie durfte eben nicht einmal hoffen, daß die Heirat eventuell doch möglich werden könnte. Und so gelang es ihm nicht nur sich in eine Stimmungslage zu bringen, in der er deprimiert sein konnte, sondern außerdem hatte er sich den Beweis geliefert, daß er ein guter Mensch sei, er dachte ja doch an die anderen, und konnte daher ziemlich ungläubig sein, wenn man ihm vorhielt, er dächte nur an sich. Und auch die Rechthaberei kam zum Ausdruck, denn auf diese sonderbaren Widersprüche und Gedankengänge aufmerksam gemacht, erklärte er, er hätte doch recht, ein Mensch, der so leicht zu Depressionen neige, tauge nicht für die Ehe. Wahrscheinlich hatte er ja auch wirklich recht damit, aber vor allem hatte er die Gefühle und Vorstellungen, die er brauchte, die ihm seinen Vorteil, sein ihm nicht klar bewußtes Ziel (einer Niederlage in der Ehe auszuweichen) sicher stellten. Gefühle und Vorstellungen gehören ja im Individuum untrennbar zusammen, sind nicht, wie es die Schulpsychologie und auch noch die klinische Psychiatrie meint, voneinander abgelöst und separat behandelbar oder verständlich. Zu Vorstellungen gehört eine emotionelle Begleitung und umgekehrt, und gerade durch diese Verknüpfung gewinnt man unschwer die innere Berechtigung, unleidlich und unausstehlich auf einem Standpunkt zu beharren.

Auf diese Weise gelingt es auch, bei folgerichtiger Übung dieser „tendenziösen Apperzeptionen“, den Pessimismus zu einer Lebenstechnik auszugestalten, die in extremen Fällen in einer zunehmenden Isolierung und schließlich in einer völligen Absperrung des Individuums gegen die Umwelt endet. Oder auch im Selbstmord. Nur nebenbei sei bemerkt, daß in Zeiten der Krise auch im nationalen Leben sich ähnliche Strömungen bemerkbar machen, man denke nur an die jetzt immer lauter werdenden Stimmen, die für die staatliche Autarkie eintreten, und Ansichten werden vorgetragen, daß man meinen könnte, die Menschen hätten den letzten Rest ihres gesunden Menschenverstandes verloren. Kaum ein Wort ist ja so häufig zu hören wie das Wort: Sicherung, was besagen will, Sicherung seiner eigenen Privilegien, seines eigenen Vorteils. Und vielleicht sind die Menschen von nichts so schwer abzubringen als vom Pessimismus, weil sie von nichts so schwer abzubringen sind als von der Meinung, ihre Sicherung, ihr Heil hinge von der Wahrung ihres eigenen Vorteils, ihrer eigenen Vorrechte ab. Damit diese Meinung aber einen wenigstens subjektiven Wahrheitsgehalt erhalte, muß sie angstgestützt sein, muß sie durch entsprechende Erfahrungen plausibel gemacht werden. Diese pessimistische Angst ist dann ein Appell, der manchmal auch sehr nach Spekulation aussieht, ein Appell an das bei den anderen bezweifelte Gemeinschaftsgefühl, sich um den sich in seiner „Angstfabrik“ (*Adler*) abschließenden Pessimisten zu kümmern, das heißt, ihn entweder zu beruhigen oder ihm sonstwie zur Hilfe zu eilen. Sie ist ein Druck, unter den er seine Umgebung setzt oder setzen möchte, seine Depression wird zur Pression, und auch hier behält

das Sprichwort (wie so manches andere) seine Geltung: wie der Schelm ist, so denkt er. Oder etwas weniger populär ausgedrückt: unsere Erfahrungen sind eben *unsere* Erfahrungen, und wir sind es, die sie *machen*. Diese von der Individualpsychologie behauptete schöpferische Aktivität des Individuums bei der Gestaltung seiner Erfahrungen mag etwa auch folgendes Beispiel erhärten, das auch mit einen Beweis für den sozialen Ursprung und Zusammenhang einer pessimistischen Lebensauffassung bieten soll.

Hier handelte es sich um einen etwa 50jährigen Mann, der sich zeitlebens in ausgezeichneten Verhältnissen befand, der aber nie „genug" hatte, und daher auf den Gedanken verfiel, seinen Verhältnissen etwas „nachzuhelfen", durch Verbindung mit einem Hochstapler, von dem er nun Erpressungen befürchtete. Außerdem bangte er um den Verlust seiner Stellung, mit einem Wort, er sah die Zukunft nicht nur düster, sondern schwarz, drohte mit Selbstmord und mobilisierte durch die Angst, unter die er seine Verwandten stellte, seine ganze Umgebung, vor allem seine betagte Mutter. Er drohte kurzerhand, wenn nicht alles still stände und ihm aus seiner Situation heraushälfe, würde etwas „passieren". Das heißt, er, der überall Erpressungen befürchtete, übte selbst an seiner Umgebung die denkbar schärfste Erpressung aus. Er kargte nicht mit Zerknirschung und Selbstbeschuldigungen, aber auch sie sollten nur dazu dienen, die anderen williger und gefügiger zu machen, wie es ja überhaupt sein dominierender Charakterzug war, für seine Bequemlichkeit, für sein gutes Leben die anderen die Kosten tragen zu lassen. Daran, daß seine Familie durch seinen Leichtsinn geschädigt werde oder durch seinen Selbstmord in schwierigen Verhältnissen zurückbleiben könnte, dachte er nicht. Er dachte nur daran, zu desertieren, sofern es ihm nicht gelänge, sich heraushauen zu lassen, und am meisten bedauerte er, daß er keinen Appetit habe und seiner Schlaflosigkeit nur durch stärkste Schlafmittel nachhelfen müsse, was er übrigens ebenfalls als Mittel benützte, Mitgefühl zu erpressen. Es paßt zu dem Bilde dieses Menschen, daß er sich des Nachts nicht nur die Decke über die Ohren zog, sondern seinen Kopf auch noch mit Polstern zudeckte, und sein Zimmer so völlig verdunkelte und abdichtete, daß kein Geräusch, kein Lichtstrahl *seine* Ruhe stören konnte. Es ist auch nicht schwer zu erraten, daß er das einzige, verwöhnte Kind wohlhabender Eltern war, und seine früheste Erinnerung, symbolisch für die ihr innewohnende Tendenz und Gefühlstönung, beweist den familiär-, d. h. sozialbedingten Ursprung seines Schwächegefühls: er rechnete immer mit der Hilfe der anderen, ohne die Gegenleistung, daß andere in Zeiten der Not oder einer Krise ebenfalls mit ihm rechnen konnten. Was so viel bedeutet, als daß er sich, zu seinem Vorteil, immer den Verpflichtungen des Mitmenschentums entzog und überdies noch seine Umgebung unter Bekanntgabe seiner Not einschüchterte, bedrohte und zwang, ihm unter die Arme zu greifen, widrigenfalls sie durch seine Selbstschädigung oder Selbstbeschädigung (Selbstmord) zu *leiden* haben würden. Selbstunterschätzung und Selbstüberschätzung gehen ja parallel, und sind beides nur Ausdruck der mangelhaften Vorbereitung, von der wir eingangs sprachen. Und so erinnerte er sich, daß er eines schönen Sommertags mit seiner Mutter aufs Land fuhr und ruhig rückwärts im Fond des Wagens schlief, bis er das Bedürfnis empfand, seine Notdurft zu verrichten und schreiend aufwachte. Der Wagen blieb natürlich stehen und seine Mutter nahm ihn unter den Armen hoch, hob ihn aus dem Wagen heraus, er erledigte sein Bedürfnis, wurde wieder in den Wagen gehoben und erst als er wieder eingeschlafen war, setzte sich der Wagen in Bewegung. Es ist kaum nötig, auf die Stimmungsgleichheit zwischen dieser Erinnerung, die seine „ideale Situation" wiederspiegelt, und seiner jetzigen Lage hinzuweisen. Diese Erinnerung heißt: wenn ich in „Not" bin, hat alles still zu stehen, muß alles, vor allem die Mutter mir helfen, sonst passiert mir etwas, sonst höre ich auf, mich manierlich, mich als gesitteter Mitmensch zu benehmen, und damit man merkt, daß ich auf der Welt bin, schreie ich! Das ist sein bis in seine gegenwärtige Lage behaupteter „Lebensstil" und wenn es ihm nicht gelingt, sich diese Lebensbedingungen zu sichern, wenn die Tragfähigkeit dieser Vorbereitung auf die Probe gestellt wird, zeigt sich gleich sein Pessimismus, zeigt sich die Angst, es würde ihm nicht gelingen, alles halten zu lassen, bis er aus *seiner* Not heraus ist.

An diesem Beispiel lassen sich alle bisherigen Charakterisierungen des Pessimisten auf ihre Stichhaltigkeit nachprüfen, der Zusammenhang des Pessimismus mit dem Egoismus, die Neigung, alles so aufzufassen, als wäre er am gefährdetsten, angefeindetsten, als gälte nur *seine* Not, die überstarke Betonung ferner der Schwierigkeiten und Schattenseiten, die nichts anderes besagen, als daß dieser Mensch, wie alle mutlosen Menschen vor allem nur

seine Vorteile sucht und wie alle verwöhnten Kinder sich fürchtet, durch das mangelnde Interesse der anderen um seine privilegierte Stellung zu kommen und daher dieses Interesse zu alarmieren versucht. Man kann die Größe der Schwierigkeit, einen Pessimisten dieser Art von seinem Pessimismus zu bekehren, ermessen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich auch hier darum handelt, einen „ausgewachsenen Feigling zu einem mutigeren Menschen zu machen" (*Adler*).

Es wird uns demnach nicht wundern, beim Pessimisten alle Charakterzüge anzutreffen, die wir auch sonst beim Nervösen oder Neurotiker in ihrer individuellen Differenzierung und Intensität erwarten dürfen, in dieser durch ihre Sättigung und Einseitigkeit, durch ihren Spannungsgehalt charakterisierten Überbetontheit, die den Pessimisten vom mehr oder weniger normal funktionierenden, das heißt: kooperationsfähigen und kooperationsbereiten Individuum distanziert. Wir werden die Eitelkeit antreffen in all ihren Spielarten von Besorgtheit um den eigenen Eindruck bis zu völlig isolierender Introspektion und Inversion, eine ängstliche Sparsucht, die bis zum Geiz, zur Pedanterie und zum bewußten Betrug führen kann, eine Eifersucht, einen Neid, der zu dauernden Verkürztheitsgefühlen und hemmungsloser Herrschsucht und Tyrannei überleiten kann, eine Gehässigkeit und latente affektgeladene Wutbereitschaft, die jeden Nebenmenschen als störenden Eindringling empfinden wird und sich bis zum Mord steigern mag, und nicht zuletzt eine zögernde Haltung, die sich oft zur völligen Arbeits- und Tätigkeitsgehemmtheit entwickelt, oder zur völligen, anscheinend unüberwindlichen Triebgehemmtheit. Und immer wieder wird es sich zeigen, daß alle *diese als Hemmungen empfundenen Züge oder Symptome eines Charakters keineswegs Hemmungen* sind, *sondern*, wenn man sie nur richtig versteht, *Förderungen, Sicherungen*, die ihm sein Ziel, das wir freilich in individueller Konkretheit haarscharf zu erfassen haben, fördern und sichern helfen. Es wird sich zeigen, daß sie in den Gesamtzusammenhang seiner Persönlichkeit planvoll, zweckvoll und zweckdienlich eingebaut sind, daß sie den Zweck haben, ihn einer Erprobung seiner Selbsteinschätzung zu entziehen, wie sie in der Mitarbeit mit den anderen Menschen an den Tag kommen müßte, daß sie es ihm ermöglichen, seinem Schwächegefühl auszuweichen auf Umwegen fiktiver Natur, deren Charakter man nur entlarven kann, wenn man sie am Abstand vom Gemeinschaftsgefühl, von der Kooperationsbereitschaft mißt. Diese Entlarvung ist eine außerordentlich diffizile Arbeit, ist die eigentliche Arbeit der Individualpsychologie, und diejenigen, die die Individualpsychologie nicht richtig verstehen, haben auch keine Ahnung, um welche Schwierigkeiten es sich hier handelt, sie werden es aber auch nie verstehen, um welche interessante Arbeit sie sich bringen, wenn ihr Verständnis oder Interesse nicht ausreicht, genau die Arbeit zu leisten, welche die Individualpsychologie von ihren Mitarbeitern erwartet. Denn diese Arbeit, mit all ihrem Requisit von Einfühlung, Scharfsinn und Mutterwitz, erfordert *gesunden* Menschenverstand, erfordert common sense. Einige Beispiele mögen noch erläutern, wohin uns der kranke, der pessimistische Menschenverstand

führen kann, und gleichzeitig als Erläuterung für die Behauptung dienen, daß Hemmungen, auch wenn sie als solche empfunden werden, gar nicht als Hemmungen, sondern vielmehr als außerordentlich zweckdienliche Förderungen aufzufassen sind. Es muß aber bemerkt werden, daß es, wie gesagt, nur dann gelingen wird, hinter den wirklichen Sinn derartiger Verschleierungen zu kommen, wenn man sich unerschütterlich auf den Boden des common sense stellt, unerschütterlich an dem Einheits- und Ganzheitszusammenhang der individuellen Persönlichkeit festhält. Betrachten wir also etwa folgenden Fall:

Ein junger Mann klagt sich homosexueller Neigungen an in der besonderen Variation, daß er zum Orgasmus nur komme, wenn es ihm gelänge, das Haar anderer junger Männer abzuschneiden. Natürlich stützt er seine Neigung durch die Berufung darauf, daß er schon als Kind Friseur spielen wollte und selbst einen Haarschopf habe, der seine Mutter oft sagen ließ, er habe einen so starken Haarwuchs wie ein Mädchen (ein Hinweis nebenbei auf eine Unsicherheit über seine Geschlechtsrolle, wie man sie gerade bei einem Homosexuellen fast regelmäßig findet). Ganz abgesehen davon aber, daß er mit seiner Absonderlichkeit sich eine gewiß nicht zu häufige Befriedigung seines Sexualtriebes aufzuerlegen scheint, kann man bei Anwendung des Prinzips des gesunden Menschenverstands wohl mit Recht behaupten, daß bei Fortdauer seiner Einstellung bestimmt eines geschieht: die Frau wird aus seinem Interessenkreis gründlichst ausgeschaltet. Ein Eingehen auf seine spezielle Situation zeigte dann, daß er immer glaubte, Frauen hinderten ihn an der Vollbringung großer Taten, während er immer zeigen wollte, was er *könne.* Eine Auffassung, die schon aus seinen frühesten Erinnerungen anklingt: als zweijähriges Kind begab er sich einmal vor das Haus, wanderte zu einer *hohen* Brücke, die über einen *tiefen* Abgrund führte, die Brücke war etwa zwei Meilen vom Elternhaus entfernt, da kam eine fremde Frau, griff ihn auf . . . oder, wieder vor dem Elternhaus, sieht er sich zwischen zwei nebeneinander laufenden Tramwaygeleisen sitzen, die einander entgegenkommenden Tramwayzüge müssen halten, bis auf den Lärm hin seine Nurse herausstürzt und ihn ins Haus schleppt. Frauen stören ihn also bei seinen „Taten“. Die zweite Erinnerung hat auch eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der Simsonlegende, wo Simson kraft seiner Stärke die beiden Säulen des Philisterpalastes zum Einsturz bringt. Wenn wir noch dazuhalten, daß der junge Mann aus puritanischem, sehr bibelfestem Hause stammte, so wird es nicht schwer, seine anscheinend so komplizierte Perversion zu entwirren und auch ein Licht auf die Wahl gerade seines Symptoms zu werfen: Simson wurde geschwächt, Simson, der Starke, indem ihm Dalila, die Frau, das Haar beschnitt, und nun müssen wir noch hinzufügen, daß er zwei um vier bzw. fünf Jahre ältere Brüder hatte, die sich gegen ihn abschlossen, ihn bei ihren Spielen als zu jung, zu schwach ablehnten, und es wird klar, daß seine Zwangsvorstellung nunmehr besagt, ich behalte mein Haar, bleibe stark, schwäche aber durch den Haarschnitt die anderen Männer, lies: meine Brüder, bin stärker als sie, und schalte, indem ich die Männer besiege, die stärker sind als die Frauen, auch die Frauen aus, die einen Mann immer an der Vollbringung großer Taten verhindern, kurz, ich bin stärker als *alle!* Sein in Frage gestellter Drang nach *Mehr*geltung war in *Ver*geltung umgeschlagen, das Motiv, das ihn trieb, war Rache, die Sehnsucht gehört zu werden, die Sehnsucht, daß auch seine Stimme gelte, und bezeichnenderweise ist er in einem Beruf gelandet, wo er von mehr Leuten gehört werden muß als andere, wo er die anderen zwingt, ihm zuzuhören, er ist Musiker geworden und zwar wieder in einer ganz besonderen Abart oder Spielart, er ist Glockenspieler, der in seinem Heimatsort die Gläubigen einläutet. Also: Rache an den Brüdern, Rache an der Mutter, die, nach seiner Geburt und durch seine Geburt lange krank, ihn nicht sonderlich mochte und seiner Pflegerin überantwortete.

Mit einem Wort, er galt bei niemandem etwas, verzweifelte daran, sich durchsetzen zu können, und so gelangte sein Pessimismus auf den selbstgesetzten Zwang seiner „Hemmungen“, durch die er sich dem Zwang entzog, es auf die Probe ankommen zu lassen, ob er nicht doch etwas gelte, eine Probe, die zu bestehen er sich nicht zutraute. Indem er aber gleichzeitig in einem fiktiven Junktim Aufgaben löste, in denen er sich stärker vorkam als alle anderen, verschaffte er sich ein Machtgefühl, das allein ihm „größte“ Lustgefühle ermöglichte. Die Aufdeckung seiner Leitlinie: die Frau, bei der ich nicht gelte, gilt bei mir auch nichts, die Brüder, bei denen ich nicht gelte,

muß ich durch starke Taten übertreffen, besiegen, und das kann ich nur, indem ich die Frauen ausschalte, die einen Mann an großen, starken, an Heldentaten hindern, die Einsicht: wie sehr ihn die Angst, er könne nicht kooperieren, Hemmungen setzen ließ, in denen er, weil sie sein Werk waren, seines Schwächegefühls nicht bewußt wurde, die Klarstellung: wie weit er sich von der Kooperationsgemeinschaft entfernt hatte, bewirkte seine Umstellung, seine Heilung in einer geradezu unwahrscheinlich kurzen Zeit.

Oder ein anderer, sehr typischer Fall: eine etwa 30jährige, blendend schöne Frau, der, wie nicht nur sie selbst behauptete, alle Männer nachliefen, wünscht sich ihrer Aussage nach nichts so sehr als zu heiraten und ein Kind zu kriegen, *nur* . . . und nun hören wir, daß sie ebendiese Männer außerordentlich schlecht, ja geradezu grausam behandle und sich ihrerseits wieder mit merkwürdiger Regelmäßigkeit entweder in Männer verliebe, die viel zu alt wären, als daß man ans Heiraten denken könne, oder in viel jüngere Männer, die auch keinen Ehestand begründen könnten, oder in Männer, die selbst schon verheiratet oder sonstwie vergeben wären oder in solche, die ihr gegenüber kühl blieben oder dem Heiraten auswichen, mit einem Wort, wenn man diese „Zufälle" auf den gemeinsamen Nenner des gesunden Menschenverstandes brachte: sie schloß die heiratsfähigen Männer aus. Kann man da noch sagen, daß sie heiraten wolle? Sie stand durch vier Jahre in psychoanalytischer Behandlung, ohne daß sie nach ihrer eigenen Aussage trotz alles Assoziierens auf den Grund gekommen wäre, warum sie diese seltsame stets gleiche „Distanz" gegenüber den Männern einnahm, die als heiratswürdig in Betracht gekommen wären. Eine deutliche „Hemmung", die sie trotz alles Bemühens nicht überwinden konnte. Worüber sie sich besonders beklagte, war die Benachteiligung, die Frauen überall und immer gegenüber den Männern erführen. Eine Frau müsse sich immer ganz hingeben, während sie für den Mann nur ein Lust- oder Sexualobjekt wäre, für ein bloßes Abenteuer aber wäre sie nicht zu haben, dafür wäre sie sich zu gut und so weiter in endlosen Argumentationen. Aus ihrer Kindheit erfahren wir, daß sie, was sie aus „Scham" noch nie jemandem gesagt hatte, auch keinem der sie behandelnden Psychoanalytiker, ein uneheliches Kind gewesen und bis zu ihrem zweiten Jahre bei Pflegeeltern untergebracht war, die sie sehr liebten und verzärtelten. Erst als ihre Mutter wieder ein Kind zur Welt brachte, heirateten ihre Eltern, sie kam nach Hause, und seit sie denken konnte, empfand sie es als einen Stachel der Zurücksetzung, daß sie ihren Eltern nicht so viel wert gewesen sei, auch ihr schon einen ehrlichen Namen zu geben. Durch ihre Geburt bemakelt, sei sie *immer* von ihren Verwandten über die Achsel angesehen worden, *immer* auch hätte sie ihre niedrige Abkunft als hinderlich empfunden, sie verbergen müssen, *nie* hätte sie den Vorteil eines richtigen Familienhintergrundes besessen. Wie man sieht, faßt sie der Nachteile in ihrem Leben nicht wenige zusammen, immer nur die Nachteile, immer unter dem Familienaspekt, sagt immer wieder aus: Nein, die Familie gefällt mir nicht! Ihre Großmutter warnte auch immer ihre Mutter: Paß auf, jetzt läuft er, der Mann, dir nach, dann wirst du ihm nachlaufen müssen! Ihre Mutter wieder warf ihrem Gatten vor, daß er die Familie vernachlässige, zu wenig verdiene, mit anderen Worten: sie warnt sich selbst durch derlei Erinnerungen vor etwas, das sie angeblich so sehr will, vor der Familie, und es ist begreiflich, daß demgemäß alle ihre Bewegungen von dem Zusammenschluß, von der Kontaktbildung, wegführen, der zu einer eigenen Familiengründung führen könnte. Bei dieser Einstellung, wo ihr Ehe und Familie durchaus nicht als anziehende Aufgabe erschienen, können wir verstehen, daß sie einer Ehe auswich oder was auf dasselbe hinausläuft, auf dieselbe Distanz von der Ehe, daß sie auf die Idealehe, den idealen Mann wartete. Und so erwuchs ihr als Ziel, eine Situation zu finden, eine Haltung zu gewinnen, wo sie selbst *aller* Demütigung und Zurücksetzung überhoben wäre, und hob sich sowohl über den Mann als auch über die Frau hinaus, wurde unerhört ehrgeizig und tüchtig, war immer in leitenden Stellungen zu finden, immer auch als Touristin auf den höchsten Bergen, wo sie über alle Klippen hinüberturnte. Nur über die Klippe in der Familie, wo man sie so übel empfangen hatte, kam sie nicht hinweg und es ist verständlich, daß ihr sonderbares Verhalten „vor dem Feinde" angesichts dieses Zieles durchaus keine „Hemmung", sondern nur eine zweckentsprechende Sicherung ihres Pessimismus über ihre Zukunft als Frau war. Nur weil ihre Mutter eine Frau war, behaftet mit allen Nachteilen eines Frauenschicksals, war ja sie selbst zur Welt gekommen, ein unerwünschtes Kind. Gegen ein solches Geschick sicherte sie sich dadurch, daß sie *niemanden brauchen*, selbständig, unabhängig werden wollte, aus Wut darüber, daß man, wie sie *glaubte*, sie nicht brauchte, als Mädchen schon gar nicht brauchen konnte. Wäre sie wenigstens ein Mann gewesen, dann wäre der Weg, auf den sie sich begab, leicht gewesen, dann hätte sie leicht überall die erste sein, die Zurücksetzungen leichter umgehen können. Gebieterisch, mit einer unglaublichen Stärke zeigte sich ihr als Ausweg ein: Hinaus über alle anderen! und so brachte ihre Herrschsucht und Unverträglichkeit sie in Konflikte, die auch ihre berufliche Position untergruben; sie wollte keine Frau mehr sein,

denn das bedeutete Demütigung, sie schaltete die Männer aus, die die Frauen in die demütigende Situation brachten, in der sich ihre Mutter befunden, von der ihre Großmutter sie gewarnt hatte. Sie wird sich also nur solange frigid oder zur Liebe und zum Geschlechtsgenuß unfähig und solange auf einer „infantilen Stufe der Haßbindung an den Vater“ finden, als sie sich in ihrem Pessimismus gegen die Wiederholung von Erlebnissen sichern will, die dem (von seinen Pflegeeltern) verzärtelten Kinde die schrecklichsten waren, die Enttäuschung, Kränkung, als sie sich in der Familie einer nicht sehr liebevollen Aufnahme gegenübersah. Diese Auffassung, deren Irrtümlichkeit auf der Hand liegt, die Auffassung, daß es immer so sein müßte, daß sie immer diese schlechten Erfahrungen machen müßte, erklärt zwanglos die Hemmungs- und Maßlosigkeit, mit der sie sich im *Gegensatz*, in der Opposition, zu allen anderen Menschen fühlte, und deswegen konnte sie, wie alle Pessimisten, auch nicht die Fähigkeit entwickeln, Kontakt zu finden oder zu erhalten und *daher* auch, und nicht aus irgendwelchen „Verdrängungen“, stammen die Fehlschläge in ihren Liebesbeziehungen.

Im allerweitesten Sinne erscheint uns demnach der *Pessimismus als eine nicht gelungene Lösung des Problems der Kontaktbildung oder Kontaktfähigkeit*, als ein *Problem mangelhaften, weil verschüchterten, entmutigten Kooperationswillens*, als ein listiger, wenn auch untauglicher Versuch, sich um die Probleme und die Problematik des Zusammenlebens zu drücken; dies gelingt leichter, und das ist die List, von der ich sprach, wenn man diese Aufgabe von vornherein als unlösbar oder keiner Anstrengung wert erklärt oder sie nur unter Bedingungen, welche Schonung des Selbstgefühles zu garantieren scheinen, also voll von Mißtrauen und mit übergroßer Vorsicht in Angriff nimmt, immer bereit, davon zu laufen, Reißaus zu nehmen, zu desertieren. Es versteht sich von selbst, daß diese Bedingungen immer so angesetzt sind, daß sie unerfüllbar sind, sonst wären sie ja nicht zweckentsprechend, oder so, daß ihre Erfüllung nur im Belieben desjenigen liegt, der sie setzt, und dieses Belieben ist eben nicht vorhanden. Der Pessimismus ist also *ein listiger Trick der menschlichen Seele*, zu dem man durch eine unfaire Überbetonung einer seelischen Stimmung, des Gefühls eben einer Benachteiligung, gelangt, und dies nur deshalb, und das ist es auch, was ich unfair nenne, weil man dauernd nur den eigenen Vorteil ins Auge gefaßt hat. Dies Gefühl der Benachteiligung, man kann dies auch an allen von mir angeführten Fällen überprüfen, liefert dann die innere Berechtigung, immer mehr und immer noch mehr zu fordern und zu erwarten, immer enttäuscht zu sein, nie genug kriegen zu können, und alles zu entwerten, was nicht für diese ausschließlich auf die Nachteile eingestellte Blickrichtung wertvoll ist. Jedes Abweichen von dieser Blickrichtung müßte ja zur Korrektur der Kontaktbildung führen, die der Pessimist deswegen so sehr fürchtet, weil sich dann sein Gefühl eigenen *Unwerts* herausstellen müßte, und so bezieht er mit seiner Kritiklust, seiner geradezu sprichwörtlichen *Entwertungstendenz* einen aggressiven Standpunkt, wo er durch den gegen den Wert und die Bedeutung des anderen gerichteten Angriff sich gegen das Gefühl des vermeintlichen eigenen Unwerts sichert. Die Entwertungstendenz ist also die Fixierung eines Standpunktes, der eigentlich geistige und seelische Unreife verrät, gewiß aber mangelhafte Angeschlossenheit an die Mitmenschen, mangelhaften Anschlußwillen, und zwar letzten Endes deshalb, weil der Pessimist im tiefsten vor dem Verlust einer wenn auch nur fiktiv privilegierten Stellung bangt, vor einem Verlust, der ihm, was ja wieder auf die soziale Bedingtheit des Pessimismus hinweist, nur durch die anderen zugefügt werden kann. Damit aber gelangen wir zur un-

zweifelhaft letzten Schicht des Verständnisses für den Stimmungsursprung des Pessimismus.

Es ist kein Zufall, daß sich unter den Pessimisten so viele verzärtelte Kinder befinden oder solche, die glauben, man hätte sie „nicht genug" verzärtelt, oder sie hätten der Liebe entbehrt, sie nicht in dem Maße besessen, in dem sie sie beanspruchten. Aus dieser Verzärtelung erklärt sich die Neigung, alles persönlich aufzufassen, erklärt es sich, daß jeder Verzicht zu einer persönlichen Kränkung wird. Zwanglos erklärt sich aus der Situation, in der sich in ihrem frühesten Lebensalter nahezu alle Kinder finden, daß es so viele Pessimisten gibt. Es ist die *Situation eines Menschen, dem man gibt, ohne daß man von ihm eine Gegenleistung fordert oder erwartet.* Fordert man sie dann doch von ihm, so wird er eben Pessimist, er gerät in Zweifel und wirft die Frage auf, ob es sich lohnt, in einer Welt zu leben, die nicht nur sein eigenes „Lustprinzip" als oberste Regulative alles sozialen Verhaltens gelten läßt, die nicht mehr bereit ist, aus seinen Reizen — und in dieser Stimmungslage finden sich wie gesagt nahezu alle Kinder — *mehr* zu machen, wie eben zu der Zeit, der guten alten, der paradiesisch schönen, der Kinderzeit, da er noch zu keiner Gegenleistung verpflichtet war. Wenn man genau zusieht, ist das die Erwartung, die alle Pessimisten von der Liebe haben, daß man nämlich ihre Reize allein schon als vollwertige, genügende Gegenleistung akzeptiert, und geschieht dies nicht, zeigt es sich, daß auch die Liebe als eine (soziale) Aufgabe zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechts (*Adler*) verstanden und als solche, auf Grund entsprechender Vorbereitung zur Kooperation, auch erworben sein will, dann — wie soll ich das nur sagen — dann empfinden sie „Unbehagen in der Kultur". Und darum hat *Adler* durchaus recht, wenn er den pessimistischen Aspekt der Psychoanalyse, der ja auch von den Psychoanalytikern selbst eingestanden oder zugegeben wird, darauf zurückführt, daß sie die Lebenssituation und den weltanschaulichen Ausblick der verzärtelten Kinder nicht richtig erkannt, sondern deren Stimmungslage zu einem dogmatischen System verabsolutiert und hypostasiert habe, mit all den oft lächerlichen Auswüchsen und Übertreibungen, die der Mangel an gesundem Menschenverstand immer mit sich bringen muß. Gegen diese Auffassung über den Situationsursprung des Pessimismus spricht auch nicht, daß es viele Pessimisten gibt, die sich gegen Verzärtelung oder deren Mangel abgehärtet zu haben scheinen. Die individuelle Situation bedingt es, ob jemand mehr zur Abhärtung oder zur Wehleidigkeit neigt, aktiver oder passiver wird, mehr dazu bereit ist, den anderen oder sich selbst fallen zu lassen, eine Haltung, die sich besonders in Krisenzeiten des Berufs- oder des Liebeslebens zeigen wird, oder im Falle des Versagens dem anderen mehr als sich selbst die Schuld zuzuschieben, mit welcher Feststellung er sich dann von der Gefahr der Prüfung seines Wertes in der Kooperation mit anderen loskauft. Denn es sei nochmals wiederholt, der Pessimist ist nie bereit, richtig mitzuarbeiten, man denke nur die von mir besprochenen Fälle durch, nie bereit, zu kooperieren, sondern die Leistung, zu der er nicht *voll* bereit ist, weil er Angst hat, *er* könnte nicht für voll genommen werden, vom andern oder etwa vom Leben

im allgemeinen zu *erwarten.* Ob diese Erwartung größer oder kleiner ausfällt, hängt dann ganz von dem Grade der individuellen Entmutigung oder Verwöhnung ab. Der Pessimist denkt ja nur an sich, hat nur für sich Interesse, meint nie die gemeinsame, immer nur die persönliche, private Sache, man hört ja bezeichnenderweise kaum eine Äußerung so häufig wie die: Jeder sei sich selbst der Nächste. Es gibt nun gewiß Pessimisten, denen man Hilfsbereitschaft nicht absprechen kann, aber bei näherem Zusehen wird man immer finden, daß sie nur so lange hilfsbereit sind, als sie gebraucht werden. Braucht man sie nicht, oder haben sie die Empfindung, daß man sie nicht mehr braucht, so erlischt, erlahmt ihr Interesse am anderen, ja ihr Lebensmut überhaupt. Dies ist bei vielen Müttern der Fall, wenn ihre Kinder heranwachsen oder sich verheiraten, bei vielen Männern, die sich aus ihrem Beruf zurückziehen und erklärt auch teilweise die tiefe Entmutigung so vieler Menschen in Wirtschaftskrisen und der damit verbundenen Arbeitslosigkeit. *Dieses Gefühl, daß man nicht gebraucht werde,* daß man der „letzte Mist" sei, überflüssig, wie es etwa auch viele alternde Frauen haben, daß man zur Kooperation nicht mehr oder, bei Kindern, noch nicht zugelassen sei, daß man nicht mehr oder noch nicht für voll gelte, gehört mit zu den tiefsten Wurzeln des Gefühls des eigenen Unwerts, der Minderwertigkeit, des Pessimismus über unsere Stellung und Chance in dieser Welt, und diese Einsicht führt uns nun zum Zentralproblem, auf dessen Beantwortung wohl jeder drängt, führt uns zur Beantwortung der brennenden Frage: was also ist gegen den Pessimismus zu tun?

Die Feststellung, die wir eben machten, legt es uns nahe, in der Umkehrung dieses Befundes zu dem Schlusse zu gelangen: *allein das Gefühl, daß man gebraucht werde, ist wertverleihend, wertsteigernd.* Die ganze Psychologie etwa des Verhältnisses zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern hätte hier anzusetzen. Es ist gewiß, daß das Gefühl, man sei nicht erwünscht, nicht geliebt, man werde nicht geschätzt, mit einem Wort, nicht gebraucht, auch bei kooperationsbereiten, also besser vorbereiteten Menschen pessimistische Anwandlungen jeder Schattierung erzeugen wird, und zwar deshalb, weil es wertraubend, entwertend, entwürdigend ist. Die Schädigung, die jedem Selbstgefühl aus der Verweigerung der Kooperationsmöglichkeit erwächst, ist einfach unermeßlich. Aber ebenso ist der Wert des Respekts vor der Kooperationsbereitschaft und der Achtung auf die Kooperationsmöglichkeit, die wir dem Individuum schaffen müssen, einfach durch keinen anderen Wert zu ersetzen. Diese Kooperationsbereitschaft im anderen, also auch schon im Kleinkinde zu mißachten oder zu übersehen, führt zu den schweren Verwundungen des Selbstgefühls, die wir als Pessimismus bezeichnen. Wer sich also gegen die zerstörerische Rückwirkung der pessimistischen Entwertungstendenz sichern will, jener Tendenz, die nichts als der Ausdruck der Vergeltung für das Gefühl des Wertentzuges ist, der muß selbst wertfördernd vorgehen, das will heißen, er muß dem anderen, und das gilt in der Familie dem Kinde gegenüber, in der Schule dem Schüler gegenüber, im Beruf dem Angestellten gegenüber, in der Ehe gegenüber dem Gatten oder Gattin, er muß dem anderen

also das Gefühl geben, daß er gebraucht werde, und damit das Gefühl, daß er etwas wert sei, er muß dem anderen Gelegenheit geben zur Mitarbeit, zur Kooperation, muß eben darauf achten und davor Achtung haben, muß ihn für die Gemeinschaft vorbereiten und ihn so für die Gemeinschaft gewinnen, er muß, wie Goethe es sagt, will er sich seines Wertes freuen, ihm erst Wert verleihen. Es ist die einzige praktische Prophylaxe gegen die verheerende, vernichtende Wirkung und Fortdauer des Pessimismus, sowie es klarerweise die Hauptaufgabe aller seelischen Therapie ist, aufzudecken, daß ein aus diesen Gründen verständliches, begreifbares *Gefühl vermeintlichen Unwerts* den Patienten zu einer irrtümlichen Auffassung über die Regeln des menschlichen Zusammenlebens verlockte oder verleitete, ja verführte und ihm die Lust an der Kooperation, das Interesse an der Förderung des *gemeinsamen Wohles* benahm, daß es ihn zu dem Pessimisten machte, der angstgepeitscht nur an sich, an sein Wohl zu denken imstande ist.

Die heutige Zeit ist gewiß schwer, aber sie wäre nicht so schwer, wären die Menschen besser für einander, besser für das Zusammenleben, für die Kooperation vorbereitet. Was aber in den meisten Menschen schlecht vorbereitet ist, ist das *Gewissen* und damit zusammenhängend das Verantwortungsgefühl. Gewissen ist nichts anderes als *Wissen um die Gemeinschaft*, um ihre Spielregeln und Forderungen, Wissen um den anderen. *Jeder Pessimist ist ein Mensch mit schlechtem Gewissen.* Wer sich über den anderen hinwegsetzen will, wer sich nicht die Mühe nimmt, den anderen als Zweck in sich selbst zu achten, sondern ihn nur als Mittel zum Zweck versteht, auf Grund schlechter Vorbereitung zum Leben in der Gemeinschaft, durch eine List etwa wie es der Pessimismus ist, wer dieser Art alles, das Leben, die Gesellschaft und die Menschen als wertlos ansieht, ihrer nicht achtet und sie entwertet, indem er als Egoist oder Pessimist sich als obersten Wert ansetzt, der hat entweder ein mangelhaftes oder gar kein Gewissen. *Pessimismus* ist also vielleicht nichts anderes als *eine Erkrankung des Gewissens* oder wenn man will des moralischen Sinnes in uns, der wie ich einmal zu zeigen versuchte[1]), nur durch besseres Verstehen geweckt zu werden braucht, da er vorhanden ist, da er ja mit der Tatsache unserer Gesellschaftlichkeit aufs untrennbarste verbunden ist. Auch der sogenannte gewissenhafte Pessimist ist im Grunde gewissenlos oder wenigstens nicht gewissenhaft, stellt er doch sich und seine Ansprüche immer noch in Gegensatz zur „Logik des Zusammenlebens“. *Pessimismus ist private sense* im Gegensatz zum *common sense* und wird sich, muß sich schließlich als unpraktisch erweisen. Gegen den Pessimismus gibt es kein anderes Mittel als Verständigung auf Grund besseren Verstehens, eines auf die Ganzheit gerichteten, auf der Ganzheit begründeten Verstehens, auf Grund eines wahrhaft psychologischen Verstehens, gibt es kein anderes Mittel als die auf Verstehen beruhende verständnisvollere Förderung, die allein zur Mitarbeit, zur Kooperation bereit macht, zur *Beitragsleistung*, von der *Adler* als dem *Sinn des Lebens* spricht, zur Kontribution an die Gemeinschaft, zur Steigerung und

[1]) Psychologie und Moral, Heft 3, 1931, dieser Zeitschrift.

Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls und damit der *Lebensfreude.* Wie man aber von der unerschütterlichen Basis des gesunden Menschenverstandes, des common sense aus, das Gewissen des Pessimisten durch das Verstehen seiner Listen verbessert, wie man ihn aus seiner schlechten Angeschlossenheit zur besseren Angeschlossenheit bringt, die allein das Leben nicht sinnlos erscheinen läßt, sondern erst zweck-, sinn- und wertvoll macht, das ist die noch nicht immer genügend gewürdigte, weil nicht genügend verstandene Leistung *Adlers* und der Individualpsychologie. *Pessimismus ist letzten Endes nichts als kranker Menschenverstand.* Wir glauben daran, daß der gesunde Menschenverstand sich durchsetzen wird, da er allein praktisch ist, und spätere Geschlechter werden es erst verstehen, wie viel die Individualpsychologie, wie viel *Adler* für die Gesundung des Menschenverstandes beigetragen hat, wieviel Sinn er dieser Welt gegeben hat, die wir als Pessimisten so leicht als sinnlos *ansehen* und anzusehen *geneigt* sind.

Die Individualpsychologie und ihre Kritiker

Von Dr. med. RUDOLF DREIKURS (Wien)

Wir bringen hier die Einleitung und das Nachwort aus dem Buche von Dr. med. *Rudolf Dreikurs* „*Einführung in die Individualpsychologie*“, das mit einem *Vorworte* von Dr. *Alfred Adler* im Verlag S. Hirzel, Leipzig, soeben erschienen ist.

Die individualpsychologischen Anschauungen *Alfred Adlers* sind heute in der ganzen Welt bekannt, nicht nur in Fachkreisen, sondern auch bei gebildeten Laien. Manche seiner Erkenntnisse, die er als erster formuliert hat oder zumindestens zu einer Zeit, da die herrschenden Ansichten gerade entgegengesetzt waren, haben sich mittlerweile allgemein durchgesetzt, sind auch von anderer Seite, die seiner Lehre und der ganzen Psychologie fern stand, neuentdeckt und wieder bestätigt worden. Heute baut sich die Individualpsychologie immer mehr ein in das Gesamtwissen unserer Zeit und ist aus ihm nicht mehr wegzudenken.

So bekannt daher der Name *Alfred Adler* in der ganzen Welt ist, so sonderbar ist das Schicksal seiner Lehre. Wie oft wird sein und ihr Name zitiert und wie selten wird sie dabei richtig verstanden. Meist sind es Schlagworte wie: „Minderwertigkeitskomplex“ und „Machtstreben“, an die der Name *Adlers* angehängt wird, ohne daß man dabei meist von irgendeinem Verständnis für den wahren Sachverhalt etwas merkt. Es wäre noch begreiflich, wenn in *Laien*kreisen diese Unklarheit über wissenschaftliche Ansichten zu finden wäre. Sonderbarerweise findet man aber bei gebildeten Laien sehr häufig ganz richtige Vorstellungen, weil diese Menschen sich für die Fragen

der Psychologie meist ehrlich interessieren und zumindest einige individualpsychologische Arbeiten genauer studiert haben. Leider hat aber gerade in *fachwissenschaftlichen* Arbeiten eine Oberflächlichkeit Platz gegriffen, die geradezu erschreckend ist. Es kommt außerordentlich häufig vor, daß man in psychologischen Arbeiten einen Hinweis auf *Alfred Adler* und die Individualpsychologie findet, bei dem man das Empfinden hat, daß der betreffende Autor überhaupt nicht weiß, was wir eigentlich wollen. Sehr häufig findet man eine Berufung auf unsere Ansichten, die geradezu falsch ist, während sie dort fehlt, wo man sich unserer Ansicht anschließt.

Damit kommen wir zu der zweiten Eigentümlichkeit im Schicksal der individualpsychologischen Forschungsergebnisse. Immer wieder erscheinen Arbeiten, die zum Teil, manchmal aber auch zur Gänze Ansichten vertreten, die den unsrigen nicht nur sehr ähnlich, sondern manchmal sogar in der wörtlichen Formulierung vollkommen gleich sind. Das wäre an und für sich erfreulich. Wenn aber dabei auch der geringste Hinweis auf *Alfred Adler* und die Individualpsychologie fehlt, so ist das bedenklich. Manchmal kann kein Zweifel bestehen, schon infolge des Namens der Autoren und der absoluten Übereinstimmung der termini technici, daß die Autoren sehr wohl von der Individualpsychologie gehört haben und trotzdem jeden Hinweis auf die Quellen, denen sie ihr Wissen verdanken, unterlassen. In vielen anderen Fällen wird man wohl die Ehrlichkeit und Anständigkeit der Forscher nicht bezweifeln können. Man hat dann eben den Eindruck, daß sie tatsächlich wenig von uns wissen und die Individualpsychologie nicht kennen. Das Traurige daran ist nur, daß heute auf einem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung, nämlich in der Psychologie, neue Arbeit geleistet wird, ohne daß man auf das bereits Gefundene aufzubauen versucht. Wohl haben die Autoren die eine Entschuldigung für sich, daß die psychologische Literatur bereits viel zu groß ist, um von einem Einzelnen überblickt, geschweige denn genau verfolgt zu werden. Auch stehen auf diesem Gebiete die Lehrmeinungen einander so schroff gegenüber, wird so Verschiedenartiges, einander Entgegengesetztes von angesehenen Forschern gelehrt, daß es jedem leicht gemacht wird, sich über dies und jenes, das in seine eigenen Anschauungen nicht hineinpaßt, hinwegzusetzen. Die Folge davon ist ein wissenschaftlicher Dilettantismus, eine oberflächliche Ungenauigkeit, eine mangelhafte Orientierung über Literatur und Forschungsergebnisse auf dem eigensten Arbeitsgebiet, selbst bei Wissenschaftlern von Rang und Namen.

Diesen Verhältnissen muß man Rechnung tragen, auch wenn man sie nicht billigt. So sehr man von jedem wissenschaftlich auf dem Gebiete der Psychologie Arbeitenden verlangen müßte, daß er die grundlegenden Arbeiten *Alfred Adlers* und seiner Schule genauest studiert, so wenig wird man dies jemals erreichen. Um nun jedem, der halbwegs guten Willens ist, die Möglichkeit, sich über die Individualpsychologie *kurz* zu informieren, zu erleichtern, ist diese Schrift entstanden. Sie kann und soll nicht die Probleme erschöpfend behandeln. Aber sie soll dazu beitragen, die Unkenntnis über die Individualpsychologie zu beseitigen und soll der Neigung entgegentreten,

ein paar Phrasen, die zu Schlagworten geworden sind, als den Inhalt der Individualpsychologie anzusehen. Zu diesem Zwecke mußten die eigentlich für Ärzte und Mediziner vorgesehenen Ausführungen (ihnen liegt ein Einführungskurs in die Individualpsychologie für Mediziner, gehalten im Wiener Akademischen Verein für Medizinische Psychologie im Jahre 1932, zugrunde) allgemein, also auch für Laien verständlich und leicht faßbar gehalten werden. Dies erscheint um so angezeigter, als auch die medizinischen Kreise leider vorläufig auf psychologischem Gebiete meist wenig vorgebildet sind, obwohl psychologische Erkenntnisse für die Praxis auf jedem Fachgebiet der Medizin, insbesondere aber für den praktischen Arzt äußerst wertvolle Behelfe sein können.

*

Wer die Individualpsychologie erfaßt hat, der begreift bald, warum sie so leicht mißverstanden wird, warum ihre allgemeine Anerkennung gewisse Schwierigkeiten bereitet. Vor allem weiß er, daß mit ihrem einfachen Rüstzeug der unendlichen Vielfalt persönlicher Lebensgestaltung sorgfältig nachgespürt werden muß. Einfach sind nur die Grundgesetze vom Gemeinschaftsgefühl und seinem Widerpart, dem Minderwertigkeitsgefühl und Geltungsstreben, von der einheitlichen Persönlichkeit und ihrem individuellen Lebensstil. Wer sich dagegen wehrt, daß derartige Gesetze das ganze Seelenleben beherrschen sollen, der vergißt, daß sich immer noch *fundamentale Grundgesetze als in ihrem Kern einfach und trotz ihrer Kompliziertheit in der Anwendung als allgemeingültig erwiesen haben.* Man denke nur an das Gravitationsgesetz *Newtons*, das die verschiedensten Bewegungsabläufe der unbelebten Materie auf dieselbe Grundformel zurückführen ließ. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß die von *Alfred Adler* entdeckten Grundgesetze auf *alle* seelischen Erscheinungen anwendbar sind. Wie wenig berechtigt der Vorwurf ist, daß sie die Veranlagung und das Triebleben nicht berücksichtigen, geht wohl aus den entsprechenden Abschnitten dieses Buches hervor.

Hinter all diesen Einwänden steckt aber ein tieferer Sinn. Es zeigt sich nämlich, daß die individualpsychologischen Gedankengänge für jeden begreiflich sind und auch akzeptiert werden, solange durch sie kein persönliches Problem tangiert erscheint. Die mitgeteilten Beobachtungen werden meist bestätigt — wenn sie *andere* Menschen betreffen. Skepsis und Zurückhaltung macht sich sofort bemerkbar, sobald das *eigene Verhalten* unter die Lupe genommen werden soll. Gerade bei dem Einwand, daß unsere Grundgesetze nicht alles erklären können, fällt es auf, wie jeder etwas anderes auszusetzen hat, umgekehrt aber ohne weiteres zustimmt, wo einem anderen die Einsicht schwer fällt. Wer tiefer in das Wesen der Menschen eingedrungen ist, dem wird das Verständnis für diese Tatsache nicht schwer fallen: Jeder wehrt sich nämlich, das einzusehen, was mit seinem Lebensplan nicht übereinstimmt und daher für seine eigene Verantwortlichkeit Konsequenzen haben könnte. So erklärt sich der immer wiederkehrende

Hinweis auf die besondere Bedeutung der Veranlagung und der Triebe. Denn diese stellen die stärkste Einschränkung der Verantwortlichkeit des Einzelnen dar.

Und so verhalten sich die Skeptiker ähnlich wie die Patienten. Die allgemeine Aufdeckung der individuellen Bewegungsgesetze bereitet relativ wenig Schwierigkeiten. In dem Moment aber, wo eine Erkenntnis irgend welche praktischen Folgerungen erwarten ließe, versagt das Verständnis. Und wenn sich letzten Endes der Patient der Logik unserer Argumente nicht zu entziehen vermag, dann versucht er zuletzt noch seinen Standpunkt etwa so zu formulieren: „Es stimmt ja *fast* alles, aber irgendwo muß doch etwas anderes eine Rolle spielen.“ Diese Stellungnahme kann man selbst nach faktischer Genesung, nach Wegfall der Symptome, beobachten. Die 5 % aber, die der Patient als außerhalb der individualpsychologischen Gesetze stehend annimmt, die sollen ihm dazu dienen, um vielleicht bei geeigneter Gelegenheit im Falle neuer Schwierigkeiten doch wieder auf die alten Entschuldigungsmittel von Krankheit, Anlage, Unfähigkeit usw. zurückgreifen zu können. Erst die Entlarvung dieses Arrangements ermöglicht auch die Überwindung dieses sich scheinbar der eigenen Verantwortlichkeit entziehenden Restes.

So findet die Individualpsychologie im Leben überhaupt wie in der Psychotherapie den heftigsten Widerstand dort, *wo sie die Verantwortlichkeit des Menschen feststellt.* Ihre Erkenntnisse sind nicht so bequem, wie die anderer Lehren, welche die Determiniertheit des Individuums behaupten, etwa durch seine Vererbung, durch organische Veränderung seines Nervensystems, durch seine Triebentwicklung, durch äußere Umstände, durch Milieu, durch Belastung wirtschaftlicher, sozialer Art. So findet der Mensch, der vor sich selber Entschuldigung sucht, immer neue Möglichkeiten dazu. Deshalb wird auch immer zur Entkräftigung unangenehmer individualpsychologischer Erkenntnisse auf andere ihr entgegenstehende Lehren verwiesen. Welche hat nun Recht?

Die Frage einer *objektiven Erkenntnis* stellt ein außerordentlich schwieriges und kompliziertes erkenntnistheoretisches Problem dar. Wahrscheinlich gibt es etwas Derartiges wie eine *absolute Wahrheit* überhaupt nicht. Denn die Vernunft ist aller Wahrscheinlichkeit nach bloß als Mittel des Genus homo sapiens im Kampf ums Dasein entstanden, also als Ergebnis des Strebens nach Überwindung seiner natürlichen Schwäche. Und so wird Vernunft und Logik von jedem Menschen als Kampfmittel verwendet und daher nur so weit anerkannt, als es *seiner* Zielsetzung entspricht. Wohl kann heute niemand in dem Dilemma einander diametral entgegengesetzter psychologischer, wissenschaftlich fundierter Anschauungen *mit Sicherheit* feststellen, was bei der einen wahr und was falsch ist. Vorläufig erfolgt die Entscheidung nur subjektiv, entweder durch rein zufällige Gelegenheit, eine Ansicht näher kennen zu lernen, oder durch die Übereinstimmung mit den eigenen Anschauungen, welche bedingt sind durch die eigene Problematik. Auch unsere Patienten zeigen dieses charakteristische Verhalten. Es gibt immer

wieder welche, die schon früher nach einer anderen psychotherapeutischen Methode behandelt worden waren. Sie begrüßen die für sie neuen individualpsychologischen Erkenntnisse, da sie in vieles Dunkel Klarheit bringen. Aber früher oder später kommt der Moment, wo der Patient uns entgegenhält: ob unsere Auffassung nicht vielleicht doch falsch sei, da doch der oder jener etwas ganz anderes behaupte. Diese Stellungnahme zeigt erfahrungsgemäß nur an, daß gerade dann ein Problem berührt wurde, gegen dessen Aufdeckung der Patient sich zur Wehr setzt. Der Widerstand, den auch die Psychoanalyse in ihrer Behandlung beschreibt, kommt aber nicht von der Aufdeckung *sexueller* Probleme, sondern aus der Ablehnung *der eigenen Verantwortlichkeit.* Weil man sich nicht eingestehen will, welche Ziele man eigentlich verfolgt, deshalb lehnt man eine Erkenntnis ab, die die Zusammenhänge erklären könnte. Der „private sense" rebelliert gegen den common sense.

Auf Grund dieser Bedeutung des Widerstandes kann natürlich kein Psychotherapeut, auch nicht der Individualpsychologe, für sich das Recht in Anspruch nehmen, alles was ihm paßt zu behaupten und jede Auflehnung gegen seine Behauptungen als Beweis für die Richtigkeit derselben anzusehen. Nicht durch den Widerstand ergibt sich die Richtigkeit der bestrittenen Anschauungen. Sondern bei vorurteilsloser sachlicher Prüfung der oben geschilderten Situation erweist sich immer wieder der Widerstand als Ausdruck einer Angst vor der eigenen Verantwortlichkeit, vor einer Entscheidung, vor dem Aufgeben von Sicherungen.

Wir Individualpsychologen können nicht darüber streiten, ob wir Recht haben oder nicht. Wer gutwillig und objektiv unsere Erkenntnisse überprüft, kann sich ihrer inneren Logik kaum entziehen und findet sie im praktischen Leben überall bestätigt. Wir wollen uns nicht auf erkenntnistheoretische Beweise oder Hypothesen einlassen. Denn alles das ist weit weg von der praktischen Tat. Das Einzige, was wir tun können, ist, bei unseren Patienten, bei den Erziehern, mit denen wir zu tun haben, bei unseren Mitmenschen wie gegenüber der ganzen derzeitigen Menschheit an die *Vernunft* zu appellieren, an den common sense, *an das Gewissen aller, das sich nur zu leicht einlullen läßt.* Wir wissen: Mit uns geht die Zeit. Denn wir begegnen uns mit ihr in der Tendenz einer Entwicklung zu einer *wirklichen Gemeinschaft aller Menschen,* die an Stelle von Unter- und Überordnung nur Mitmenschen und Mitarbeiter kennen wird.

Trotzphase und Entwicklungshemmung im Lichte der Individualpsychologie

Bemerkungen zu Prof. *E. Benjamins* Buch „Grundlagen und Entwicklungsgeschichte der kindlichen Neurose".

Von Dr. med. ARTHUR ZANKER (Wien)

I.

Der Verfasser beginnt sein Buch „Grundlagen und Entwicklungsgeschichte der kindlichen Neurose" mit dem Bekenntnis, daß die vorliegende Arbeit zunächst eine „deskriptive" ist, daß er bewußt der Frage aus dem Wege gehe, ob das, was beschrieben werden soll, zur konstitutionellen Nervosität, zu den Neurosen oder zu psychopathischen Zuständen anderer Art gehöre, ja er kümmere sich sogar zunächst nicht um das Problem von „Anlage und Umwelt". Wenn es auch die Art der Probleme in ihrer weiteren Aufrollung unmöglich macht, diesen Standpunkt festzuhalten, so fällt es jedenfalls angenehm auf, wenn sich der Verfasser gleich von vornherein die Grenzen absteckt und so den unvermeidbaren Einwendungen von psychologischer Seite wenigstens die Spitze abbricht.

Es ist eine Art Mittelstellung, die der Verfasser von vornherein zwischen unserer, der psychologischen Betrachtungsweise und dem rein klinischen Standpunkt bezieht. Dem letzteren nähert er sich am meisten dort, wo er die Darstellung der neurotischen Zustandsbilder zugunsten der Entwicklungsgeschichte vernachlässigt. In der Art aber, wie der Verfasser die Abgrenzung der klinischen Diagnostik zwischen „normalen" und pathologischen Zuständen ablehnt und sein Interesse besonders den unscheinbaren Übergängen dieser beiden Zustände zuwendet, ja vor allem in der Auffassung, die er gleich von allem Anfang dem „neurotischen Symtom" gegenüber unterstreicht, neigt *Benjamin* von dieser objektiven Mittelstellung doch immer wieder, wenn auch uneingestanden, deutlich zu unserer Seite hinüber. Daß *B.* dem Tummelplatz ausschweifender Hypothesen auszuweichen vermag, wie er es von sich behauptet, muß jedoch vorläufig dahingestellt bleiben, wenn auch rückhaltlos zugegeben werden soll, daß er auf dem festen Boden eigener Beobachtung fußt, einer Beobachtung, die er in vielen Jahren gemeinsamen Lebens mit den Schutzbefohlenen seiner Anstalt und engster Fühlungnahme mit den Eltern dieser Kinder erwerben konnte. Und mit Recht kann der Verfasser auch den vielen, von kinderärztlichen und psychiatrischer Seite stammenden Beiträgen vorwerfen, daß die Probleme oft allzusehr von der sicheren Warte des Schreibtisches aus angesehen werden. Auch der psychoanalytischen Forschung macht er offen diesen Vorwurf, während die Individualpsychologie, wie er es vorsichtig formuliert, „weit eher dem wesentlichsten Gesichtspunkt jeder methodischen Arbeit auf diesem Gebiet gerecht zu werden versuche". Es entspricht auch dem bekannten individualpsychologischen Grundsatz völlig, wenn *B.*, wie er sagt, prinzipiell den Standpunkt einimmt, daß eine Betrachtung, die nicht die gesamte Persönlichkeit jedes Kindes in ihr Bereich zieht, niemals dem Wesen der neurotischen Zustände gerecht zu werden vermag. Auch in dem Nachdruck, mit dem er die Bedeutung einer sehr sorgfältig aufgenommenen Vorgeschichte unterstreicht, die sich selbst auf die Kindheit der Eltern erstrecken sollte und auf die Gesamtheit der konstitutionellen und reaktiven Äußerungen stimmt *B.* mit uns durchaus überein. Auch darin sehen wir noch keinen Widerspruch zu unserer Auffassung, wenn er vor jeder Unterschätzung der körperlichen Untersuchung warnt, und auf die vielseitigen Beziehungen der neuropathischen Diathese zum exsudativen, lymphatischen, vasomotorischen, dystrophischen und spasmophilen Formenkreis, ferner auf gewisse Zusammenhänge zwischen Körperbau und Charakter hinweist. Die Ansicht aber, daß letzten Endes Neurose und Psychopathie in der Körperlichkeit verankert ist und daß die psychischen Verhaltungsweisen bei der Neurose nur eine Seite des gesamten Fragenkomplexes berühren, dessen Problematik auf diesem Wege allein überhaupt nicht voll erschöpft werden kann — verrät allerdings wieder eine deutliche Schwenkung zur offiziellen klinischen Betrachtungsweise.

Haben sich bisher in der Einleitung des Buches einige zwischen dem Verfasser und der Individualpsychologie gemeinsame Gesichtspunkte hervorheben lassen, so fordert schon das

erste Kapitel, das betitelt ist „Das Symptom als Dokument der Entwicklungshemmung" immer öfter zu einer kritischeren Stellungnahme heraus. Vorerst erscheint uns folgende Feststellung von Bedeutung. Wenn man nämlich schon die ersten der zahlreichen, mit großer Sorgfalt geführten Krankengeschichten liest, so fällt eine derartige Ähnlichkeit mit den in der individualpsychologischen Kasuistik geschilderten Fällen auf (speziell, was die Technik der Anamnese und den Gesichtspunkt der Totalitätsbetrachtung betrifft), daß man gar nicht überrascht wäre, diese Krankengeschichten in der Zeitschrift für Individualpsychologie von einem Individualpsychologen signiert anzutreffen. Und doch wird bei aufmerksamerem Lesen immer wieder ein feiner Unterschied auffallen, der einem schon in diesem ersten Kapitel tiefere Differenzen gerade in den grundsätzlichen Fragen zwischen dem Verfasser und der Individualpsychologie zu Bewußtsein bringt. Schon die *B.sche* Auffassung des Begriffes der „Entwicklungshemmung" . . ., zumindest in dem übergeordneten, rein physiologischen Sinn, den ihm der Verfasser zuschreibt, muß auf unseren Widerspruch stoßen. Daß z. B. wie *B.* in seinem ersten praktischen Beispiel nachweisen will, bei diesem Kinde die harmonische Entwicklung der Persönlichkeit Schaden gelitten hat, und zwar dadurch, daß sich der natürliche Reifungsprozeß auf den verschiedensten Gebieten verzögerte, während auf anderen sogar eine Beschleunigung des Entwicklungstempos nachweisbar ist, kann ohne weiteres zugegeben werden. Es ist auch uns wertvoll, Grad und Zeitpunkt der „Regression" und die mannigfachen Formen des „Haftenbleibens an frühinfantilen Verhaltungsweisen", wie *B.* es in neuerer Nomenklatur bezeichnet, festzustellen, aber diese Feststellungen gehen nur um einen kleinen Schritt über den rein deskriptiven Charakter hinaus, wenn sie auch den in der Psychoanalyse gebräuchlichen Begriff der „Regression" an psychologischem Wert etwas übertreffen mögen. Mit der noch so exakten Umschreibung des Begriffes der seelischen Entwicklungshemmung ist für das Verständnis der psychopathologischen Persönlichkeit nichts gewonnen worden, denn ist mit dieser Erklärung neurotischer Symptome das Wesentliche über den Sinn einer Neurose ausgesagt ? Ist es angesichts dieser Tatsache der „Regression", des „psychischen Infantilismus" berechtigt, den Nachweis finaler Tendenzen derart zu vernachlässigen, wie es *B.* tut; ist es berechtigt, in diesem Zusammenhange nur so von obenhin die individualpsychologischen Gedankengänge bloß als seiner Auffassung nicht fernstehende zu bezeichnen und mit folgenden Worten abzutun: „das Gefühl der Minderwertigkeit gehört zu den ersten Erlebnissen des Kindes, das Fehlen oder die Mangelhaftigkeit des Anschlusses an die Gemeinschaft bedeutet mit anderen Worten ein Übergewicht des Ich, wie es frühkindlicher Einstellung normalerweise entspricht, und Sicherung und Geltungstrieb sind die primitivsten Schutzmaßnahmen jeder Kreatur insbesondere des Menschen". — Erscheint es nicht schon auf den ersten Blick als Willkür, dem Begriffe der Entwicklungshemmung, wie ihn *B.* darstellt, die individualpsychologischen Grundbegriffe der Minderwertigkeit und der Kontaktstörung als bloße infantile Erscheinungsformen (gleichsam einer unter den vielen anderen) unterzuordnen ? — Hat die Individualpsychologie umgekehrt nicht dasselbe Recht, alle frühinfantilen Verhaltungsweisen, alle „Regression" ihren Grundbegriffen der Kontaktsstörung, des Minderwertigkeitsgefühls unterzuordnen und vor allem die neurotischen Symptome, hinter denen sich frühkindliche Verhaltungsweisen neben anderen Ausdrucksformen eines fehlerhaften Lebensstils auffinden lassen, von ihrem finalen Gesichtspunkt aus zu deuten ? — *B.* selbst macht sich immer wieder diesen Gesichtspunkt zu eigen, schon in seiner Auffassung der unselbständigen Kinder, bei denen, wie er selbst sagt, „die Fähigkeit, sich ohne besondere Hilfe zurechtzufinden vorhanden ist, daß aber hiervon kein Gebrauch gemacht wird, weil damit Vorteile verlorengingen, die das Kind auf früheren Lebensperioden besaß". Aber schon in seiner Ansicht über das Fingerlutschen, als ein Haftenbleiben an eine frühinfantile Verhaltungsweise, vor allem in seiner Auffassung über die Stereotypien wie etwa das gewohnheitsmäßige nächtliche Kopfschütteln nimmt er wieder einen rein physiologischen Standpunkt ein, gleich *Stier*, „der diesen Bewegungen phylogenetisch alte, vorwiegend subcortikal geleitete Funktionsweisen zugrunde legt, wie sie auch in den hypobulischen Mechanismen *Kretschmers* zum Vorschein kommen". Dabei fällt es aber auf, wie *B.* in einem gleich angeschlossenen Beispiel dieses Symptom als unverkennbaren Rückfall in frühere Stufen der Entwicklung hinstellt (in deskriptiver Weise), dabei aber gleichzeitig das Gesamtbild des Kindes in ausgesprochen individualpsychologischem Sinne zusammenfügt. Dieses Kind (Fall 12) „das das Schlafzimmer mit den Eltern teilt, die es sehr verzogen haben, ist sehr altklug, macht sich an Erwachsenen heran, versteht aber mit Altersgenossen nicht zu spielen (!). Es separiert sich gern und führt dann wiegende und von sinnlosem Gesang begleitete monotone Bewegungen aus. Bei Tisch und auch sonst sucht sie durch Faxen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, wie sie überhaupt das Streben hat, sich irgendwie hervorzutun(!). Nachts stundenlang anhaltendes Hin- und Herwiegen des Rumpfes und des Kopfes, oft begleitet von lautem Singen. Auch am Tage, bei Bettruhe, wenn das Kind wach ist und sich unbeachtet weiß, die gleichen stereotypen Bewegungen." — Nun soll aber, um jedem Mißverständnis vorzubeugen, betont werden, daß auch wir der Tatsache der endogenen neuropathischen Belastung die entsprechende Aufmerksamkeit schenken, daß auch wir an der Tatsache solcher physiologisch bedingter Rückfälle in frühinfantile Verhaltungsweisen nicht vorübergehen — daß uns aber die sonstigen Zusammenhänge, die *B.* immer klar herauszustellen versteht, gerade das Wesentlichste in

solchen Fällen verraten, wenn auch eine physiologische Auffassung des abnormen Verhaltens möglich erscheint. Immer werden wir bei der Erforschung des Lebensstiles eines solchen, wenn auch belasteten Kindes noch auf manches aufschlußreiche psychologische Detail stoßen können, wie es im Verlaufe der individualpsychologischen Technik meist der Fall zu sein pflegt, und wahrscheinlich in diesem wie in ähnlichen, von *B.* geschilderten Fällen noch zu einem tieferen Verständnis des Kindes gelangen können.

Interessant ist auch *B.*s Ansicht über den Tic und die ihm verwandten dyskinetischen Störungen, über die er sich an dieser Stelle äußert. Seine Auffassung, daß der Entstehungsmechanismus des Tics „zu überlang verbleibender Kindlichkeit" enge Beziehungen hat, daß er in einer gewissen Art von Hilflosigkeit wurzelt, daß der Kampf zwischen dieser und dem Drang nach Sicherung die Unzulänglichkeit der eigenen Kräfte fühlbar mache und daß solche Menschen „reifeunfähig seien" — ist in gewissem Sinne mit unserer Auffassung vereinbar, wenn auch in anderem Sinne verwertbar. Die *Homburgersche* Hypothese, daß es sich auch beim funktionellen Tic um einen Ablauf in subcorticalen Apparaten handelt, daß also der Tic vor allem physiologisch verankert ist, erscheint nach allen Erfahrungen, die man auch bei uns mit diesem äußerst hartnäckigem Symptom zu machen pflegt, zwar plausibel, aber wir fügen auch den Tic wohl ganz anders in das Gesamtgefüge der kindlichen Persönlichkeit ein, als es bei *B.* geschieht. — So fällt in dem von ihm angeführten 1. Beispiel eines Tics besonders auf, wie viele der von ihm geschilderten Symptome einfach einen in unserem Sinne fehlerhaften Lebensstil und zwar den eines überaus verzärtelten Kindes verraten, wenn auch somatische bedingte Faktoren immer wieder der psychischen Deutbarkeit hinderlich zu sein scheinen. Dieser 13jährige Knabe, einziges Kind, „wäre als Kleinkind sehr eigensinnig und lange noch unselbständig gewesen, habe unruhig geschlafen und hätte sich mit anderen Kindern nicht vertragen. Das Fingerlutschen sei ihm nur schwer abzugewöhnen gewesen. Er habe an Ekzemen gelitten. Auch heute ist er noch kindlich. Er geht nicht allein ins Bett, will nur in einem Zimmer neben den Eltern schlafen, küßt und liebkost die Mutter in übertriebener Weise und verlangt von ihr, daß sie aus dem Fenster sieht, wenn er zur Schule geht(!). Er hinge überhaupt sehr an der Mutter und habe die Neigung, sie zu tyrannisieren. Er sei eifersüchtig. Der Tic bestehe in sehr ausgesprochenen, sich in rhythmischer Folge wiederholenden Zuckungen, im Bereiche des Gesichtes, er sei vor drei Jahren aufgetreten, verschiedentlich behandelt worden, trete aber immer wieder in Erscheinung. — Die Eltern legen diesem Zustande größte Bedeutung bei. Sie konsultieren einen Arzt nach dem anderen, und die Mutter wirft dem Vater den Tic des Jungen vor, weil er selbst als Kind an einem solchen gelitten habe(!). Die Ehe ist unharmonisch, die Mutter betrachtet den Sohn als Liebesobjekt, wenn sie auch nicht selten diesen Beziehungen in Form von Schlägen Ausdruck verleiht. Der Knabe nützt das aus, indem er die Mutter in seinen Dienst stellt(!). Unsere Beobachtung ergibt, daß der Junge zwar gewiß äußere Formen wahrt, daß aber von einer sozialen Haltung keine Rede ist. Er ist mutlos und feige, sondert sich von den Altersgenossen ab, gönnt ihnen ihre Spiele nicht und ist unverträglich. Er sucht dem Onkel und jüngeren Kindern mit vielen Albernheiten zu imponieren. Bei Erwachsenen bittet er um Schutz, besonders bei den Eltern, wenn etwas nicht nach Wunsch geht." Wir haben dieses Beispiel deshalb in extenso wiedergegeben, um zu zeigen, daß das „kindliche Wesen in Anbetracht aller anderen psychischen Umstände ja ohne weiteres final determiniert werden kann, daß nicht eine von *B.* hypothetisch angenommene, physiologisch bedingte Entwicklungshemmung es sein muß, die später den Boden für den Tic abgibt, sondern daß eher umgekehrt von unserem Gesichtspunkt aus betrachtet die Entwicklungshemmung eine nur scheinbare ist, daß sie nicht Primäres darstellt und der Tic nichts Sekundäres, daß das Verhältnis „primär und sekundär" für diese Zusammenhänge nicht zutrifft, sondern psychische Entwicklungshemmung (Unselbständigkeit, Kindlichkeit) und neurotische Zeichen (wie Tic usw.) beide nur Teile und Ausdrucksformen einer im ganzen gestörten Persönlichkeit sind. So daß alle psychologischen Details wie Unverträglichkeit, Isolierung, Feigheit, übermäßiges Anlehnungsbedürfnis, Eifersucht usw. als Störungen des Gemeinschaftsgefühles oder Ausdruckserscheinungen des Minderwertigkeitsgefühles erklärbar sind, sich nicht aber alle diese uns so wohlbekannten Auswirkungen des „fehlerhaften Lebensstils", die ja von *B.* klar erfaßt werden, seinem Begriff der seelischen Entwicklungshemmung unterordnen müssen. Dieser Einwand, der hier erhoben wird, hat aber auch für alle folgenden Fragen, die in demselben Kapitel von *B.* behandelt werden, die gleiche Geltung. Denn auch die vielfachen nervösen Störungen, vorerst die der Nahrungsaufnahme (wie das habituelle Erbrechen, die Appetitlosigkeit und sonstige Eßschwierigkeiten) führt *B.* in analoger Weise auf Entwicklungsstörungen des Schluckaktes zurück. Wenn er nun betont — einige Fälle seines Materials werden zur Veranschaulichung herangezogen —, daß die erwähnten Störungen der Nahrungsaufnahme sich dem Gesamtbild der Persönlichkeit einfügen, wenn er es direkt ausspricht, daß sie völlig unverständlich bleiben, wenn man sie als Einzelphänomen hinnimmt, ohne zu berücksichtigen, daß sie auch nur eine Teilerscheinung der Entwicklungshemmung darstellen, die sich stets nach mannigfacher Richtung hin aufs deutlichste im Wesen des Kindes ausprägt — so wäre auf den ersten Blick eine gewisse Übereinstimmung mit individualpsychologischen Anschauungen für möglich zu halten, wenn nicht auch hier wie immer der Begriff der Entwicklungshemmung als physiologische Tatsache zu

starr in den Mittelpunkt des Problems gestellt wäre. — Es wäre dieser Begriff auch trotzdem eine individualpsychologisch akzeptable Hypothese, insoweit sich der Begriff der Entwicklungshemmung mit dem noch viel weiteren, gleichfalls physiologisch fundierten individualpsychologischen Grundbegriff der Organminderwertigkeit kombinieren ließe. Liefe die Gegenüberstellung und Unterscheidung dieser beiden Begriffe nur auf einen bloßen Wortstreit hinaus, so würde es überflüssig sein, noch länger bei dieser Differenz zu verweilen. Aber daß *B.* mit diesem Begriffe nicht nur eine bloße Ergänzung des Begriffes der Organminderwertigkeit zu meinen scheint, sondern mit dieser Erklärung einer ganzen Reihe neurotischer Störungen ein neues Lehrgebäude aufrichtet, demzufolge man auch in der Beurteilung und Behandlung zu ganz neuen Schlüssen kommen müßte, ist im Interesse der Sache, nämlich der Erforschung des Neurosenproblems und der wissenschaftlichen Fundierung der Neurosenprophylaxe bedauerlich; denn dieser neueste Zweig der ärztlich-pädagogischen Forschung leidet ohnehin schon an einer zunehmenden Fülle von Begriffen und Hypothesen, an immer weiter und weiter sich abspaltenden Richtungen und Schulen. Wie schön hätte sich nicht gerade die *Benjaminsche* Richtung mit den individualpsychologischen Gedankengängen zu einem gemeinsamen Fundament ergänzen lassen, wenn *B.* nicht so achtlos — ob bewußt oder „unbewußt" — gerade in diesem seinen Abschnitt an der *Adlerschen* Studie über die Organminderwertigkeit vorübergegangen wäre.

Wenden wir uns nun wieder dem weiteren Inhalt dieser *B.schen* Untersuchungen zu. Er spricht von einem sogenannten „Siebengestirn neurotischer Symptome", denen er noch außer den schon erwähnten, nämlich Unselbständigkeit, Fingerlutschen, Stereotypien, Tics, Störungen der Nahrungsaufnahme und gewissen Formen des Erbrechens noch motorische Unruhe, Sprachenentwicklungsstörungen, Enuresis, Polakisurie, Konzentrationsunfähigkeit in bunter Reihe hinzurechnet. „Diese so verschiedenartigen Manifestationen werden sicherlich, wie *B.* behauptet verständlicher, wenn man sie im Lichte der Entwicklungsvorgänge sieht." Wohl wäre es als eine Bereicherung unseres Wissens zu begrüßen, wenn sich immer im Sinne *B.s* entsprechende Zeichen verzögerter Reifung im Persönlichkeitsbild des neurotischen Kindes nachweisen ließen, wofür manche der *B.schen* Krankengeschichten zu sprechen scheint. Für uns aber kann auch die wenn auch noch so zutreffende Feststellung „verzögerter Reifung", ja selbst wenn die Tatsache zutrifft (wie *B.* meint), daß Züge frühinfantiler Personen dem Wesen unserer Patienten eine gewisse charakteristische Note geben, das tiefere psychologische Erklärungsbedürfnis nicht befriedigen. Wenn *B.* diesem Einwand gegenüber vielleicht mit einigem Recht, entgegenhalten könnte, daß das gleiche auch ebenso für den noch viel allgemeineren Begriff der Organminderwertigkeit Geltung habe, so würde er bei diesem Einwand übersehen, daß die Individualpsychologie diesen Begriff mehr als bloße Hilfskonstruktion im *Adlerschen* Lehrgebäude der Neurose ansieht, während *B.* mit seiner Tatsache der Entwicklungshemmung eine wirkliche Grundlage der Entwicklungsgeschichte der kindlichen Neurose aufstellen will.

Vom ärztlichen Standpunkt lohnt es sich aber noch, den neurotischen Manifestationen in ihrer Beziehung zur Entwicklungshemmung im Sinne des Verfassers ein wenig nachzugehen. Die einfache Nebeneinanderstellung von nervösen Symptomen und charakterologischem bzw. psychischem Verhalten — wie Unselbständigkeit, Konzentrationsschwäche — wirkt vorerst befremdend, muß aber anerkannt werden, weil damit ohnehin die Innigkeit der Beziehungen zwischen neurotischem Symptom und Fehlerziehung gemeint ist, bzw. die neueste Auffassung, der nervösen Manifestationen als „körperliche Fehlreaktionen" der gleichen seelischen Grundstörung von *B.* geteilt zu werden scheint, auf deren Boden — ebenso oder gleichzeitig Schwererziehbarkeit, Lernschwäche, Delikte aller Art usw. entstehen können. Ebenso befremdend muß es wirken, wenn *B.* die bereits von *Cimbal* so klar herausgearbeitete und auch schon von *Gött* aufgestellte und bereits allgemein akzeptierte Einteilung der klinischen Zustandsbilder in neurotische Störungen des Bewegungs-Empfindungssystems, des vegetativen Apparates (unter ihnen wieder in Neuropathien des Verdauungsapparates der Blasen-Mastdarmfunktionen) usw. wieder unübersichtlicher macht, ja zertrennt, indem er z. B. die Störungen der Verdauungsfunktion in Störungen der Nahrungsaufnahme und habituelles Erbrechen zerlegt. Aber *B.* scheint es vor allem darum zu tun sein, sowohl einige der neurotischen wie der psychischen Manifestationen als Dokumente der Entwicklungshemmung, wie er sagt, verstehen zu lehren, und diesen seinen Erkenntnissen und Forschungen soll Recht und Verdienst nicht geschmälert werden. So weist *B.* sicherlich z. B. in seiner Beschreibung der Kauffaulheit mit Recht darauf hin, daß diese Kinder, wie jene der ersten Gruppe des Tics (die wir früher besprochen haben und wir wollen jetzt hier wieder anschließen), an einer für den Säugling physiologischen Art der Nahrungsaufnahme haften. Ebenso ist beim nervösen Erbrechen die Analogie mit der Häufigkeit und Leichtigkeit des Brechaktes beim Säugling sicherlich zutreffend, und bei einem Teil der sogenannten Brechkinder ist das Erbrechen wohl als ein habitueller sich über Jahre hinaus erstreckender Zustand, als eine Art Fortsetzung dieser Säuglingsfunktion aufzufassen. *B.* drückt sich aber schon in unserem Sinne aus, wenn er sagt, daß solche sogenannte Brechvirtuosen von Fall zu Fall „von ihrem Können Gebrauch machen". Aber was ist damit — vom psychologischen Standpunkt aus gewonnen, wenn *B.* abermals auch dieses neue Symptom nur als Teilerscheinung einer viel tiefer greifenden Störung (physiologischer Art) versteht und auf die bestehenden Beziehungen des Erbrechens zu

den Entwicklungshemmungen des Schluckaktes hinweist. Es geht doch aus allen, vom Verfasser herangezogenen Beispielen deutlich hervor, daß neben diesem nervösen Symptom noch andere Störungen der Gesamtpersönlichkeit vorliegen, die erst beide zusammen mit dem nervösen Symptom den Sinn der betreffenden Neurose verständlich machen können. — Der Möglichkeit solcher psychologischer Sinndeutung erscheint es uns noch immer viel gemäßer, bei einem vorliegenden nervösen Symptom davon zu sprechen, daß es auf dem Boden einer Minderwertigkeit des entsprechenden, zugehörigen Systems (Bewegungs-, Empfindungs-, Ernährungsapparat im Sinne *Adlers*) entsteht und immer in Bereitschaft liegt, um im Sinn der „Neurosenwahl" jeweils entsprechend dem bestimmten Lebensstile in einer erschwerten Situation des Lebens hervorgeholt zu werden (daß die nervösen Symptome, gleichsam militärisch ausgedrückt, eine Bereitschaftsmannschaft darstellen, mit der die neurotische Persönlichkeit in offensivem oder defensiver Richtung manövriert). Und wenn auch Unselbständigkeit, Tics, Störungen der Nahrungsaufnahme wie Erbrechen, Kaufaulheit und wie noch später ausgeführt auch Enuresis, motorische Phänomene und Konzentrationsschwäche auf ein der betreffenden Altersstufe nicht entsprechendes kindliches Verhalten zurückzuführen ist, so kann im individualpsychologischen Sinne diese *B.sche* Symptomanalyse als Bestätigung des fehlerhaften Lebensstiles in jenen Fällen von besonderem Wert sein, wo (wie wir es besonders beim Typus des verzärtelten und „organminderwertigen" Kinde immer wieder sehen) die bestimmten Vorteile dieses frühkindlichen Verhaltens klar auf der Hand liegen. Aber nicht für alle Fälle genügt das Verständnis von diesem Gesichtspunkt aus (nämlich dem der Unselbständigkeit und des frühkindlichen Verhaltens), obwohl die Individualpsychologie außer anderen Grundbegriffen auch diesen besonders in ihr System eingebaut hat. — Schon die Tatsache, daß diese frühkindliche Verhaltungsweise fast in keinem der Fälle ein Dauerzustand ist, auf Milieuwechsel so leicht anspricht, wie es gerade in den meisten Krankengeschichten *B.s* auffällt, scheint auch ein Beweis dafür zu sein, wie vor allem die finalgerichtete Tendenz dieser Verhaltungsweise einen wesentlicheren, vor allem praktisch fruchtbareren Gesichtspunkt ermöglicht, als die bloße Erkenntnis der physiologischen Bedingtheit dieser „Regression" als Ausdruck viel „tiefer greifender Entwicklungsstörungen". — Es würde sich verlohnen, sämtliche Krankengeschichten *B.s* zu diesem Zwecke zu untersuchen; es gelänge, wie wir glauben, nachzuweisen, daß *B.* in seiner praktischen Behandlung und pädagogischen Auffassung trotz seiner Hypothese in unserem Sinne vorgegangen ist, wenn wir auch bezüglich des Wertes des „Milieuwechsels" nicht der gleichen Meinung sein können. Wir glauben nämlich, daß es viel mehr Verdienst der in unserem Sinne richtig verstandenen Leitung und pädagogischen Beeinflussung der Kinder und gleichzeitig engen Fühlungnahme und Aufklärung der Eltern gewesen sein dürfte (die letztere Tatsache möchten wir besonders unterstreichen), wenn sowohl neurotische Symptome als Störungen des Betragens noch während oder bald nach dem Aufenthalt im Kinderheim so vorteilhaft beeinflußt worden waren. Ja wir geben auch zu, daß diese Art der Erfassung und Behandlung kindlicher Neurosen in manchen unserer Behandlungsart überlegen sein könnte, die sich meist nur auf ständiger ambulatorischer Arbeit in den Erziehungsberatungsstellen oder ärztlichen Sprechstunden beschränken muß, ohne die Kinder auch längere Zeit unserer dauernden, ununterbrochenen Beobachtung unterziehen zu können. Trotzdem können wir der *B.schen* Auffassung nicht zustimmen, daß dem Milieuwechsel und der Anstaltsbehandlung in seinem Sinne an dem Schwinden der neurotischen Symptome und pädagogischen Umstellung (wie z. B. der Abschwächung der später zu besprechenden „Trotzphase") der Hauptanteil gebührt. Wir können gerade in diesem Zusammenhange nicht genug nachdrücklich unseren diesbezüglichen Standpunkt unterstreichen, daß es erstens nicht so sehr auf die Beseitigung eines nervösen Symptoms ohne wirklich durchgeführte pädagogische Umstellung ankommt und zweitens, daß diese innere Umstellung nicht unter den erleichterten Bedingungen eines neuen Milieus, sondern erst und gerade unter den erschwerten und gleichbleibenden Bedingungen des alten Milieus angestrebt werden muß, bzw. als dauerhaft und hinreichend beurteilt werden kann. Die Hauptsache bleibt uns immer nur das alte Milieu, in welchem das Kind weiterzuleben gezwungen ist und an welches wir es nach vielfachen, unausgesetzten, unermüdlichen Korrekturen mißverständlicher gegenseitiger Beziehungen anzupassen haben.

Um aber die von *B.* aufgestellte Reihe der nervösen Symptome weiter fortzusetzen — so werden auch andere neurotische Symptome, ja eigentlich fast sämtliche neurotischen Reaktionsformen vom Verfasser auf den gleichen Nenner gebracht. Vor allem die motorischen Phänomene, wie z. B. die Bewegungsunruhe, welche — und hier stützt sich *B.* auf die grundlegenden Untersuchungen *Homburgers* über die Entwicklungsstadien der Motorik im Kindesalter — im gewissen Sinne nach *B.* gleichfalls Rückschläge in eine frühere Entwicklungsperiode darstellen, was vorwiegend für die Psychomotorik des älteren Kindes zutreffen mag, besonders aber das sogenannte choreatische Syndrom (*Kretschmers*) zweifellos verständlicher erscheinen läßt. Daß sich so, wie *B.* annimmt, bei nervösen Kindern auch auf motorischem Gebiete scheinbar Züge früherer Entwicklungsperioden erhalten und die normalerweise in den ersten Schuljahren auftretende Dämpfung des Bewegungsluxus hier (nämlich bei den bekannten zappligen, bewegungsunruhigen älteren Kindern) geradezu in ihr Gegenteil verkehrt ist, soll vom Standpunkt bloßer Tatsachenforschung nicht bezweifelt werden, aber dort,

wo die Analyse des Bewegungsablaufes zurückgestellt und im Gesamtbild der Persönlichkeit gezeigt wird, wie auch hier das Symptom organisch mit dem Ganzen verbunden ist, hier betritt *B.* unwillkürlich, ja zwangsläufig individualpsychologischen Boden, denn er kann hier (nämlich in seinen diesbezüglichen Krankengeschichten) bei der Sinndeutung eines der motorischen Phänomene zu keinem wesentlich anderen Schluß gelangen als wir sie in ähnlichen Fällen zu ziehen pflegen. Immer wieder sind dem neurotischen Symptome ja psychische Verhaltungsweisen koordiniert, die fast in keiner Neurose fehlen, wie z. B. in einem Fall sämtliche bekannten Erscheinungen — Unfolgsamkeit bzw. Schwererziehbarkeit, Geschwisterkampf, Störungen des Gemeinschaftsgefühls, bei gleichzeitig bestehenden hereditär neuropathischen Faktoren wie Asthma, Migräne vater- und mütterlicherseits. In einem anderen Falle eines einzigen, überaus verzärtelten Kindes alle Zeichen seines entsprechenden fehlerhaften Lebensstiles bei außerdem noch vorliegenden nervösen Symptomen wie Wutkrämpfen, Wegbleiben, Pavor nocturnus, Bettnässen, Onanie usw. Die Tatsache, daß allen diesen Persönlichkeiten die gesteigerte Ich-haftigkeit des Neurotikers gemeinsam ist, der um jeden Preis seine Mittelpunktsrolle festhalten will und dieses Ziel auch mit dem Mittel auffallender motorischer Phänomene wie Zappligkeit u. ä. zu erreichen versteht, halten wir, trotz der nicht abzuleugnenden, von *B.* hervorgehobenen physiologischen Zusammenhänge, trotz der bestehenden Merkmale endogener Neuropathie und häufig nachweisbarer hereditär neuropathischer Faktoren für den übergeordneten psychologischen Gesichtspunkt, dem ja *B.* immer wieder, wenn auch meist verklausuliert, Rechnung trägt.

Wenn *B.* auch die dem Arzt und Pädagogen gleich bekannte Erscheinung der Konzentrationsschwäche anschließend in die gleichen Zusammenhänge einbezieht, weil sie mit den vorher besprochenen oder wesensverwandten Zügen dieser Kinder in erheblichem Grad kombiniert zu sein pflegt, wenn er die sogenannten Aufmerksamkeitsstörungen gleichfalls dem Symptombild frühinfantiler Verhaltungsweisen eingliedert, weil aus normal-psychologischen Feststellungen hervorgeht, daß bei zwei- bis vierjährigen die Ablenkbarkeit dreimal so groß ist wie bei vier- bis sechsjährigen, so will uns diese Annahme schon sehr gezwungen erscheinen, trotz der beigefügten Krankengeschichten, die diese Annahme erhärten sollen. Auf das Kapitel solcher scheinbarer Konzentrationsstörungen, bei denen man auch ohne Annahme einer „physiologischen Regression“ jederzeit sozusagen eine „Absicht“ im individualpsychologischen Sinne nachweisen kann, soll jedoch hier nicht näher eingegangen werden. Es ist auch nicht verwunderlich, wenn B. in der Frage der verzögerten Sprachentwicklung, den Sprachstörungen wie z. B. der Hörstummheit, dem Stammeln, dem sogenannten Aggramatismus, den Wortverstümmelung die Auffassung vertritt, daß alle Form- und Aufbaustörungen der Sprache gleichfalls als Entwicklungshemmungen der „motorisch kinästhetischen“ Sphäre zu betrachten sind. *B.* pflichtet aber gerade hinsichtlich der verspäteten Sprachentwicklung insofern den Gedankengängen der Individualpsychologie bei, als, wie er sich ausdrückt, äußere Momente beim Zustandekommen verschiedener Störungen der Sprachentwicklung eine bedeutungsvolle Rolle spielen. Allerdings zeigt die Motivierung, die im Nachsatz folgt, „anders läßt sich gerade auf diesem Gebiete der meist so sinnfällige Einfluß des Umgebungswechsels nicht verstehen“, wieder (wie schon früher begründet wurde) eine von der Individualpsychologie abweichende Mentalität. Die Hauptsache für uns ist aber in diesem Zusammenhange die neuerliche Hervorhebung der Auffassung, daß sich auch hier dieses Symptom dem gesamten Aufbau der Persönlichkeit einfügt und, wie wir auf Grund der folgenden Krankengeschichten noch hinzusetzen müssen, — daß es uns mit hilft den Lebensstil dieser Persönlichkeit nur noch klarer hervortreten zu lassen, dessen Fehlerhaftigkeit sich in anderen nicht minder wichtigen Symptomen und Wesensäußerungen manifestiert. Das Zusammensehen aller dieser Details und Symptome ist aber für den Individualpsychologen nicht eine bloß abschließende Feststellung, sondern erst der Beginn aller Bemühungen um die Korrektur der Persönlichkeit, die sich niemals mit dem Schwinden eines Teilsymptoms zufrieden gibt, wenn nicht im richtigen Zusammenwirken die sonstigen entsprechenden sozialen und charakteriologischen Störungen die gleiche vorteilhafte Änderung erfahren haben.

Daß auch die Störungen der Miktion, die Enuresis — ein Hauptkapitel, auf das *B.* vor Abschluß seiner Symptomanalyse noch näher eingeht —, daß auch diese Reaktionen als Zurückgleiten in eine längst überwundene Lebensperiode aufgefaßt werden können und daß diese Betrachtungsweise auch sonst sich für die Enuresis des nervösen Kindes als fruchtbar erweist, für diese Annahme glaubt *B.* Bestätigungen zu finden in den Ansichten *Heubners* (der das Leiden den evolutionären Erkrankungen und dem Infantilismus zuordnet), in *Kraepelin* (nach dem Motorik und Harnentleerung gleichermaßen in der Entwicklung zurückbleiben können), in *Trömmer* (der von einem „Reflexinfantilismus“ spricht), in *Hintze* (der den Ausdruck „verlängerter Infantilismus“ prägt) und schließlich in *Homburger* und *Cimbal* der von verspäteten seelischen Reifeprozessen und gelegentlich von Entgleisung des Kindes in frühinfantile Phasen spricht), natürlich auch und nicht zuletzt in der psychoanalytischen Auffassung der „Regression“. Wir haben keine Veranlassung dieser Auffassung *B.s* entgegenzutreten, aber auch ebensowenig, sie zu unterstreichen, weil wir auch hier, wie *B.* es übrigens ja selbst immer tut, nur ein Symptom innerhalb der Gesamtäußerungen der Persönlichkeit erblicken. Wenn wir auf Grund unser praktischen Erfahrungen aber doch für die überwiegende

Mehrzahl der Fälle die exogene Bedingtheit dieses Leidens in Anspruch nehmen wollen, so werden wir in dieser Auffassung durch die Krankengeschichten des Verfassers nur bestärkt, der ja auch mit genügendem Nachdruck das Verschwinden dieses Symptoms nach oder während der Anstaltsbehandlung betont.

Das Verdienst, das nun alle diese bisher besprochenen, von *B.* analysierten Symptome, die, wie *B.* meint, bisher unverstanden und ohne eigentlichen inneren Zusammenhang nebeneinander standen jetzt durch ein gemeinsames Band verknüpft sind — nämlich durch die Auffassung als Teilerscheinung einer sich nach verschiedenen Richtungen hin äußernden Entwicklungsstörung — gerade dieses Verdienst glaubt auch und schon seit jeher gerade die Individualpsychologie für sich beanspruchen zu dürfen. Ob dieses gemeinsame Band Entwicklungshemmung oder Organminderwertigkeit heißen soll, mag vorläufig dahingestellt bleiben — die Entscheidung darüber würde schließlich auf einen bloßen Wortstreit hinauslaufen. Das Wesentlichste ist nur, daß mit einer so gewonnenen Einheitsbetrachtung der Neurosen dem Sinn, dem Kern des Neuroseproblems immer nähergerückt werden kann. Und die Individualpsychologie hätte aus diesem Grunde in *B.* den von klinischer Seite schon längst erwarteten Mitkämpfer begrüßen können, wenn er schon nicht in dem ersten Abschnitt den Fehler begangen hätte, an den bestimmten Stellen, wo Ähnlichkeit und Übereinstimmung es erfordert hätten, vor der Berufung auf die Individualpsychologie zurückzuschrecken.

II.

In dem zweiten Kapitel des *B.schen* Buches, das die Untersuchungen über die Trotzphase zum Inhalt hat, fällt es schwer, eine einheitliche Stellungnahme zu gewinnen. Schon von vornherein müssen wir dem Begriff der „Trotzphase" skeptisch gegenüberstehen, zumindest in seiner starren, dominierenden Bedeutung, die ihm der Verfasser, fußend auf *Ch. Bühlers* gleichsinnigen Forschungen, zuweist. Es scheint uns auch hier, daß *B.* abermals einen in unserer Terminologie wohl geläufigen, aber viel geschmeidigeren, viel weiter gefaßten Begriff wieder eingeengt hat, indem er eine auch von unserem Standpunkt aus wesentliche Ausdrucksform der jener schon frühkindlichen Grundstörung, die wir als Kontakt- oder Kooperationsstörung bezeichnen und zu welcher Störung des Gemeinschaftsgefühls auch die negativistische Haltungsweise und Trotzperiode gehört, zu der Höhe physiologisch bedingter Gesetzmäßigkeit erhoben hat, während wir selbst die Trotzphase nur als eines der Zeichen nicht gelungener Kontaktentwicklung des neurotischen Kleinkindes verstehen. B. sieht in dieser Trotzphase gleichsam ein naturgegebenes „kritisches Stadium", eine Art „Gefühlskrise", eine Hochflut des Triebmäßigen, wie er sich ausdrückt, eine chaotische Aufwühlung, und glaubt den psychoanalytischen Begriff der „ersten Pubertät" dazu zu benötigen, ja er gruppiert alles, selbst den für uns übergeordneten Begriff der sozialen Kontaktstörung um diese Grundtatsache der Trotzphase als kritischem, physiologisch bedingtem (aber allerdings nirgends nachgewiesenen) Stadium und zieht unsere grundlegenden Ansichten über den Mangel des Gemeinschaftsgefühls nur zur näheren psychologischen Analyse des Trotzkindes heran. Die Zahlen, die seinen und *Bühlers* diesbezüglichen Untersuchungen zugrunde liegen, wollen und können wir dabei ruhig gelten lassen, besonders dann, wenn wir den Begriff der Trotzphase, wie *B.* ihn später von individualpsychologischen Gedankengängen offensichtlich befruchtet erweitert hat, nämlich unter einer anderen, der zweiten Form und zwar überraschenderweise der Form der „Selbstunsicherheit"(!) begegnen und unter den mehr „chronischen Verlaufsformen", die von „Scheu, Schüchternheit und Angst beherrscht erscheinen", ja weiter noch unter Zuständen wie Pseudoschwachsinn antreffen. Hier in der Gegenüberstellung von Trotz und Unsicherheit als Kehrseiten ein und desselben Zustandes wird jeder unbefangene Beurteiler die ausgesprochene Ähnlichkeit mit individualpsychologischen Gedankengängen finden können und sich fragen müssen, ob nicht der so fruchtbare, einer viel differenzierteren Deutung und Unteilung fähige Begriff des Minderwertigkeitsgefühls (mit seinen zwei gegensätzlich scheinenden Ausdrucksformen, nämlich Unsicherheit, — Angst einerseits, Trotz und Aggression andererseits) und der Begriff des gestörten Gemeinschaftsgefühls, ob nicht diese beiden, in der pädagogischen Praxis bereits allgemein eingebürgerten *Adlerschen* Fundamentalbegriffe durch die neuen *Benjamin-Bühlerschen* Formulierungen notwendigerweise in ihrer bisherigen Klarheit leiden müssen. — Doch hat *B.* auch unserer Sache damit einen Dienst erwiesen, wenn er gleich von allem Anfang mit Nachdruck betont, daß er im Gegensatz zu früheren irrigen Annahmen das Kind für „schon in der ersten Lebenszeit als sozial positiv eingestellt betrachtet", wenn er jede Neurose als Sozialneurose ansieht. Allerdings klingt seine Ausdrucksweise und nähere Motivierung doch anders als die unsere, wenn er sagt, „Das Zentralproblem der Neurosenlehre aber liegt darin, daß jene Überwertigkeit des Ich, die vielleicht das gemeinsame und charakteristische Zeichen der Psychopathie darstellt, sich unmittelbar aus der Situation der Trotzperiode ableitet." „Allen diesen Kindern mißlang die Anpassung an die Gemeinschaft (man achte hier auf diese radikale, förmlich individualpsychologisch gefärbte Formulierung), und damit bleibt eine der grundlegenden Stellungnahmen des Kindes der Trotzphase das wesenliche Kennzeichen neurotischen Verhaltens." Man sieht, *B.* kehrt den Tatbestand um, indem er feststellt, daß allen diesen Kindern (mit „offener" oder „larvierter" Trotzphase) ohne Aus-

nahme die Anpassung an die Gemeinschaft mißlang. Während in die individualpsychologische Sprache übersetzt, dieser Satz so heißen würde: Alle Kinder, denen die Anpassung an die Gemeinschaft mißlang, können außer den Störungen der Gesamtpersönlichkeit, die unter bestimmten Umständen auch als „offene" und „larvierte" oder gar „introvertierte" Trotzphase im Sinne *B.s* zum Ausdruck gelangen, häufig auch noch neurotische Symptome aufzuweisen. Nicht jede Störung des Gemeinschaftsgefühls muß sich aber in neurotischen Symptomen äußern, jedoch gibt es keine neurotische Erkrankung, bei welcher das Gemeinschaftsgefühl nicht gestört wäre. Daraus ist deutlich abzuleiten, daß der individualpsychologische Begriff des gestörten oder fehlenden Gemeinschaftsgefühls eine übergeordnete Bedeutung besitzt, nicht aber der Trotzphase, wie *B.* es beweisen will, diese übergeordnete Bedeutung zugeschrieben werden kann.

Wenn *B.* — um jetzt zu den eigentlichen Darlegungen über die Trotzphase überzugehen — die drei Wege des näheren schildert, die das Kind im „Sturm der sozialen Konflikte" einschlägt, nämlich die der Auflehnung, der Regression und Abwendung, so können wir in dieser mehr deskriptiv aufzufassenden Analyse vorerst keinen Widerspruch zu den individualpsychologischen Untersuchungen über die mannigfachen Formen frühkindlicher Kontaktstörung erblicken. Denn alle weiteren, von *B.* beschriebenen Einzelheiten spielen ja auch in der individualpsychologischen Theorie und Praxis eine wesentliche Rolle. Sowohl die bekannten Trotzszenen (die, wie *B.* doch einschränkend sagt, zwar das eindrucksvollste, aber nicht das wichtigste Zeichen dieser Lebenskrise darstellen), als auch die „Regression", der „Schritt nach rückwärts" in dem nicht altersgemäßen Gehaben eines Kindes, seinem übertriebenen Liebesverlangen mit allen möglichen, der vergangenen Säuglingszeit entsprochenen Wünschen, der Unselbständigkeit, dem Haften an der Mutter usw. Übrigens hat gerade die individualpsychologische Schule ja bekanntlich gerade dieser „Bewegung" nach vorn und rückwärts, diesem Ausweichen der „zögernden Attitude" usw. als feinsten Gradmessern beginnender oder schon vorgeschrittener sozialer Kontaktstörungen schon immer seine intensivste Aufmerksamkeit geschenkt. Nur jener dritten seelischen Haltung, die *B.* als Abwendung bezeichnet, können wir nicht die gleiche Bedeutung beimessen. Er rechnet hierzu eine Reihe von Stereotypien, besonders das Fingerlutschen und die Onanie, die er als süchtige Angewohnheiten betrachtet — als primitiven Isolierungsmechanismus, mit dessen Hilfe sich das Kind auf sich selbst zurückzieht. Wenn auch *B.* in den Absperrungstendenzen ganz in unserem Sinne „eine soziale Verhaltungsweise erblickt, während sich, wie bei der frühkindlichen Onanie, sexuelle Strebungen erst sekundär hinzugesellen", und er *Freud* vorwirft, „daß er dieser Bedeutung des Sozialen nicht gerecht werde und daher die Sexualäußerungen des Kindes der ersten Lebensjahre in einseitiger Beleuchtung erscheinen", — von der Notwendigkeit, diesen Begriff der Abwendung gesondert zu betrachten, kann er uns doch nicht überzeugen. Auch nicht von der Notwendigkeit dieser Dreiteilung der Trotzphase in Auflehnung — Regression — Abwendung überhaupt, so verdienstvoll im einzelnen dieser Teil seiner Untersuchungen auch sein mag (im Sinne der Entwicklungspsychologie). Wir glauben mit den bisherigen Begriffen und der individualpsychologischen Wertung der Trotzphase doch weiter unser Auslangen zu finden, wie gern wir auch jede Bereicherung, jede heuristisch fruchtbare Hypothese anderer Richtungen in unser System aufzunehmen bereit sind.

Um den von *B.* herausgeschälten psychologischen Kern, dessen wesentlichstes Element — wie er abermals in einem anderen Sinne als wir es meint — der soziale Konflikt ist, gruppiert sich nun der Kreis „neurotischer Frühsymptome", die aber nichts anderes sind als Ausdrucksform jener seelischen Situation, die geschildert wurde. Hier steht endlich einmal *B.s* Auffassung und die unsere auf gemeinsamem Boden. Wie es in den zahlreichen, ausführlich geschilderten Krankengeschichten immer wieder ersichtlich ist, steht die Ausdrucksform der Wut, des Trotzes nie allein da, sondern sind neurotische Symptome (aus dem „Siebengestirn" *B.s*), nämlich die bekannten Störungen der Nahrungsaufnahme, wie Erbrechen, Eßneurose usw., Sprachentwicklungsstörungen, Störungen der Blasen-Mastdarmfunktion (Einnässen, Einkoten), Schlafstörungen, Angstträume, Onanie, Stereotypien aller Art, motorische Rückständigkeiten, der respiratorische Affektkrampf usw. in diesem Symptombild anzutreffen. Besonders das, was hier *B*. über den deutlichen psychologischen Zusammenhang des respiratorischen Affektkrampfes mit der Trotzeinstellung auseinandersetzt, ist bisher von keiner klinischen Seite mit solchem psychologischem Verständnis betont worden. Auch hier in diesen Krankengeschichten fällt uns sofort der schon früher erwähnte Vorzug auf, daß die jeweiligen Symptome immer nur als Teilerscheinungen im Gesamtbild der gestörten Persönlichkeit dargestellt werden. Aber auch hier nimmt es uns gerade dieses betonten Vorzuges wegen um so mehr Wunder, wie stark *B.* die vorteilhafte Wirkung des bloßen Milieuwechsels auf alle diese sei es neurotischen, sei es charakterologischen Störungen, speziell in der Therapie dieser vorhin besprochenen Trotzphänomene unterstreicht, wie verhältnismäßig wenig auf die Umstellung des ganzen Kindes und nicht nur auf die Beseitigung der gerade auffälligen äußeren Erscheinungen Gewicht gelegt wird. Auch hier scheint *B.* selbst ein wesentliches Verdienst seiner Anstalt zu unterschätzen, daß nämlich — wie wir auf Grund unserer praktischen Erfahrungen in dieser Richtung wohl beurteilen können — eben nicht in der rein äußeren Milieuumstimmung, sondern vor allem in der Korrektur der innerfamiliären Beziehungen zu suchen ist, die *B.* und seinen

Mithelfern durch pädagogischen Einfluß auf das Kind und wahrscheinlich geglückte Aufklärung der Eltern bzw. erzieherischen Faktoren möglich wurde. Wenn auch bis zu einem gewissen Grade zugegeben werden kann, daß durch ältere klinische Maßnahmen wie die bloße Aufnahme in ein beliebiges Spital, das durchaus nicht psychologisch eingestellt zu sein braucht, neuropathische Symptome, gewohnheitsmäßig verankerte Verhaltungsweisen auf kürzere oder längere Zeit unterbrochen werden können.

Wenn wir auf Einzelheiten, besonders der Krankengeschichten dieses Kapitels der *B.schen* Studie näher eingehen wollen, so sind diejenigen Stellen für uns von besonderer Bedeutung, wo *B.* zeigt, wie ausschließlich „hinter jeder Auflehnung und ihren Sturmszenen" die Selbstunsicherheit und Angst liegt (!), wo er sich also in nächster Nähe individualpsychologischer Grundprobleme begibt. Oder jene Krankengeschichten, wo er selbst irre werdend an der Gesetzmäßigkeit dieser Trotzperiode zur Annahme einer „larvierten Trotzeinstellung" greift, womit dieser Begriff natürlich die Vorteile seiner bisherigen Festigkeit und Übersichtlichkeit einbüßt. Denn als bloß „larvierte" oder gar in das Gegenteil verkehrte („introvertierte") Trotzphase ist schließlich jede kindliche Haltung irgendwie deutbar. Ja es fällt auch besonders auf, daß *B.* auch Zustände, wo der Trotz nur die „zarte Grundlinie" bildet, und die bloß monosymptomatisch verlaufen und denen wenigstens auffallende Wesensveränderungen fehlen können, daß er gar Erscheinungen wie Pseudoschwachsinn mit in diese Erklärung einbezieht. Und besonders interessant für uns ist in diesem Zusammenhange auch *B.s* Feststellung, „daß soziale Konflikte jenen Kindern verhängnisvoll werden können, denen körperliche oder geistige Schwächezustände das Hineinleben in die Gemeinschaft erschweren. Hierin erblicken wir, sagt er sogar, eine der Ursachen für die Häufigkeit psychopathischer Züge bei krüppelhaften oder debilen Kindern". In demselben Sinne spricht er auch von dem „Einfluß eines chronischen Leidens auf das Seelenleben des Kindes der ersten Lebensjahre" usw. An dieser Stelle des *B.schen* Buches, in diesem Zusammenhange gerade fragen wir uns: warum wird hier, wie es zu erwarten war, mit keinem Worte von der Minderwertigkeitslehre *Adlers* gesprochen, warum wird z. B. an dem individualpsychologischen Typus des „organminderwertigen Kindes" mit allen seinen Erlebnisweisen glatt vorbeigegangen, obwohl *B.* bei gutem Willen wenigstens hier eine Brücke zur Individualpsychologie hätte schlagen können ?

Wir wollen jedoch dieses Kapitel über die Trotzperiode nicht überschlagen, sondern noch kurz einige Vorzüge und Nachteile der *B.schen* Darstellung und Einteilung seines Materials streifen. Daß die Neurose des 4—5jährigen Kindes zu 65 %, die des 6—7jährigen zu 33 %, die des 8—11jährigen zu 22 % von den typischen Ausdrucksformen des Trotzalters bestimmt wird, könnte der Referent nach Durchsicht seines allerdings bloß ambulatorischen Materials ungefähr ebenso vielen Fällen höchstens hinsichtlich der offenen Trotzeinstellung (nicht aber der larvierten usw.) bis zu einem gewissen Grade bestätigen, ja auch die zweite *B.sche* Feststellung gelten lassen, daß „als zweite Hauptgruppe ein ruhiger weltabgewandter, introvertierter Typus, der bis zum 7. Jahr noch selten ist, dann wenn die Zeichen der offenen Anlehnung an Bedeutung verlieren, in den Vordergrund tritt". Denn wir haben ja schon früher dieser allzu schematischen Auffassung die unsere entgegengehalten, welche das Kind ja von ganz anderem Gesichtspunkt aus, vor allem des sogenannten „fehlerhaften Lebensstils", zu verstehen sucht. Und die Ausdrucksformen dieses fehlerhaften Lebensstils sind zwar dem Alter der Kinder nach etwas modifiziert, aber im Grunde genommen niemals vom Alter, sondern immer nur von den inneren und äußeren Lebensumständen abhängig, die keine schematische Einteilung nicht einmal in die von uns aufgestellten Grundtypen gestatten. Nur dort stimmen wir im großen und ganzen mit *B.* überein, wo es sich mehr um rein deskriptive Feststellungen handelt, wie z. B. in der auch nach unseren Erfahrungen zutreffenden Beobachtung, daß das sogenannte „Siebengestirn neurotischer Frühäußerungen", welche nach *B.* für das Trotzalter charakteristisch sein sollen, im Laufe der Jahre verblaßt und statt dessen neue, bisher unbekannte, polymorphe psychogene Zeichen in den Vordergrund treten. Wir können diese Übereinstimmung in unserem Material besonders für das Auftreten des Tics, überhaupt der neurotischen Störungen des Bewegungssystems, choreatiformen und epileptiformen Krämpfen, neurotischen Bewußtseinsstörungen, hysteriformen Erkrankungen aller Art, Neuralgien, migräneartigen Kopfschmerzen, und noch manche andere psychogene Erscheinungen feststellen, die uns alle immer mehr im späteren Kindesalter aufgefallen sind. Hingegen können wir die Beobachtung *B.s*, daß das Symptomenbild der Mädchen- und Knabenneurose voneinander so grundsätzlich abweicht, nicht gelten lassen, wenn auch die Neurose der Mädchen polymorpher zum Ausdruck kommen mag. Hier sieht sich die individualpsychologische Kritik veranlaßt, schärfer einzusetzen, wir kommen aber auf diese Streitfrage ohnehin noch einmal im nächsten *B.schen* Kapitel des näheren zurück. — Schließlich sollen auch die in diesem Zusamenhange von *B.* vorgebrachten Ansichten über die Beziehungen der Trotzphase zur Geschwisterkonstellation bzw. dem Altersabstand der Geschwister nicht unwidersprochen bleiben. Daß nämlich die Trotzphase dort positiver ausfallen soll, wo ein Kind, das die „gefährlichen" ersten vier Jahre noch nicht hinter sich hat, durch einen Neuankömmling in den üblichen, unvermeidlichen Geschwisterkampf gerät und daß aus diesem Grunde sogar an praktische prophylaktische Konsequenzen zu denken wäre, ist wohl eine sehr interessante Annahme des Verfassers. Sie ist aber u. E. deshalb nicht stichhaltig, weil uns die

Voraussetzungen gar nicht so selbstverständlich erscheinen, daß dieser Affekt (nämlich Eifersuchtsregungen, Konkurrenzkampf) dann um so häufiger ist, wenn die Kinder sich im Alter nahestehen. Auch erscheint uns die mit diesem von *B.* nur angenommenen Sachverhalt zusammenhängende Kritik nicht berechtigt zu sein, daß die *Adlersche* Geschwisterkonstellation nach *B.* nicht so bedeutsam ist wie das gegenseitige Altersverhältnis. Denn die individualpsychologischen Erfahrungen beweisen oft gerade das Gegenteil der *B.schen* Ansicht, nämlich, daß die Interessensphäre eines 2 jährigen Kindes von der eines 10 jährigen so verschieden ist, daß es in solchen Fällen weniger leicht zu Konflikten zu kommen pflegt als z. B. zwischen einem 2- und 5 jährigen. Daß *B.* die in anderer Richtung liegenden Gefahren dieses weiten Altersabstandes, die für die ersten und letzten in Betracht kommen, nicht anerkennt, ja sogar die Stellung des einzigen Kindes in Hinblick auf die Trotzphase für unwesentlich hält, ja die Sonderstellung des einzigen Kindes überhaupt vom Standpunkt seiner Theorie bezweifelt (wofür ihm seine statistischen Ermittlungen die entsprechende Unterlage bieten sollen), diese Haltung *B.s* scheint uns doch allzusehr über das Ziel zu schießen. Unrichtig dürfte in diesem Zusammenhange noch die folgende Beobachtung sein, daß es nämlich beim einzigen Kind gegen alle Erwartung nicht häufiger zu schweren Trotzäußerungen komme, weil bei ihm „Einflüsse des Konkurrenzkampfes wegfallen". Als ob ein negativistisches oder trotziges Verhalten wesentlich vom Geschwisterverhältnis abhängig wäre und nicht vor allem auch unter anderen Umständen als Ausdruck einer Fehlerziehung bei einem Kinde mit fehlerhaftem Lebensstil aufzufassen ist. — Trotzdem ist die Individualpsychologie gerade an dieser Stelle seines Kapitels, wo er der Geschwisterkonstellation so große Beachtung schenkt und auf die starken paratypischen Wurzeln der Trotzperiode hinweist, wieder mehr als sonst zu ihrem Recht gekommen. — Jedenfalls hört sich in dem psychologischen Schlußbild, das *B.* vom Aufbau der Trotzperiode entwirft, manche Formulierung in unserem Sinne gut an. Z. B. „Wir sehen auf Grund unserer Beobachtungen die Grundlage der Trotzperiode in Reaktionen, die mit dem Hineinwachsen des Kindes in die Welt des anderen Menschen verknüpft sind." — Oder, wenn er von der inneren Unsicherheit sagt: „sie steht am Anfang jeder Neurose und bestimmt auch vielfach später das Wesen des Kindes". Aber *B.* entscheidet sich nicht, will sich nicht entscheiden, denn er sagt: „Es ist eine müßige und unlösbare Frage, ob Unsicherheit schon primär vorhanden gewesen ist oder ob sie etwa sekundär sich auf dem Boden der Konflikte entwickelt."

III.

Im nächstfolgenden Kapitel über die „Entwicklungsgeschichte der kindlichen Neurose", das sich vorwiegend mit statistischer Verarbeitung psychopathologischer Fragestellungen befaßt, unterzieht *B.* vor allem jedes der beiden Geschlechter einer Sonderbetrachtung, kommt aber zu Schlüssen, denen wir nicht völlig beipflichten können. Schon die scharfe Scheidung zwischen „Trotztypen" und „Introvertierten Typen" (die wir schon früher kritisieren mußten) hat trotz der sorgfältigen statistischen Unterlagen zu Verallgemeinerungen geführt, die nicht unwidersprochen bleiben können. Wir haben wohl die Möglichkeit, auf Grund unseres Materials zu diesen Tabellen Stellung zu nehmen, doch wollen wir prinzipiell vom einheitlichen individualpsychologischen Gesichtspunkt aus eine solche scharfe Scheidung nach Geschlecht und Alter niemals durchgeführt wissen, auch auf die Verteilung der Trotztypen zwischen Knaben und Mädchen möchten wir kein solches Gewicht legen. Denn daß, wie *B.* besonders betont, ein so wesentlicher Unterschied zwischen der Neurose der Knaben und Mädchen in bezug auf die Trotzphase bestehen soll, können wir vom finalen Gesichtspunkt aus nicht gut verständlich finden. Ja wir glauben sogar, daß *B.*, wenn er der individualpsychologisch nachgewiesenen Erscheinung des sogenannten „Männlichen Protestes" der Mädchen näher nachgegangen wäre, daß sich auch ihm dieser scharfe Unterschied zwischen der Neurose der Knaben und Mädchen etwas mehr verwischt hätte. — Derjenigen Tabelle hingegen, in welcher eine Darstellung des „Symptomenwandels" gegeben wird, muß auch nach äußeren Erfahrungen zugestimmt werden. Auch uns erscheint der dort tabellarisch festgehaltene Wandel der Symptome für die einzelnen Lebensabschnitte charakteristisch. Auch die eigens zusammengestellte Tabelle der Tics und der mangelhaften Schulleistungen dürfte allgemeiner Zustimmung sicher sein, wenigstens soweit es die Knaben betrifft. (Eine diesbezügliche Durchsicht unseres Materials kommt ungefähr zu den gleichen Schlüssen.) Der hervorgehobene Unterschied zwischen Knaben und Mädchen wird auch hier noch weiterer Überprüfung und Bestätigung bedürfen. Auf die näheren Schlüsse, die sich aus diesen und weiteren statistischen Feststellungen ergeben, soll hier nicht eingegangen werden. — Daß in all den 25 sicheren Fällen mit starker Trotzphase immer auch deutliche Zeichen des von *B.* angenommenen Entwicklungsstillstandes zu finden sind, ferner auch immer Störungen in den sozialen Beziehungen, ist eine Feststellung, die uns nicht überrascht. Es können diese und auch manche der weiteren Ergebnisse ohne weiteres auch von uns angenommen werden, nur mit der Einschränkung, daß Zeichen und Begriff der Entwicklungshemmung, worauf ja eingangs näher hingewiesen wurde, ebenso die Beziehungen der Trotzphase zur sozialen Kontaktstörung von uns anders gesehen werden (daß nämlich Entwicklungshemmung, Trotzphase, Kontaktstörung von uns immer mehr als koordinierte

Teilerscheinungen aufgefaßt werden). Um es noch einmal zu betonen, so liegt der Tatbestand für uns nicht so, daß es eine Trotzphase gibt und in ihr Zeichen des Entwicklungsstillstandes besonders häufig sind, wie Wutanfälle, Unselbständigkeit, hartnäckiges Festhalten an flüssiger Nahrung, Hypermotorik, Enuresis als Restbestand aus der Säuglingszeit, Entwicklungsstörungen der Sprache u. a., bis man zum Schlusse kommen muß, daß die gesamte Persönlichkeit nicht „altersgemäß entwickelt" ist und — wie nur als letzte Feststellung hinzugefügt wird, als ob sie die am wenigsten wichtige wäre — daß auch die sozialen Beziehungen auf primitiver Stufe stehengeblieben sind. Sondern von unserem Standpunkt aus gesehen, liegt die Trotzeinstellung auf einer Linie mit all den weiteren angeführten Erscheinungen, sie gilt nicht weniger, aber auch nicht mehr, sie ist, wie *B.* selbst es einmal gesagt hat, ja auch nicht mehr als Fassade, ja sogar, wie es die Individualpsychologie auszudrücken pflegt, nur Fassadendetail eines fehlerhaften Lebensstils, auf dessen Darlegung, Entzifferung es uns vor allem ankommt. Auch zu einer weiteren Schlußfolgerung soll noch Stellung genommen werden, welche die Pubertät betrifft. Es handelt sich um eine Hypothese, die den diesbezüglichen Anschauungen *Ch. Bühlers* und *H. Hetzers* nahesteht. Nämlich die auf statistischem Material fußende Annahme, daß die charakteristischen Wandlungen der Persönlichkeit, wie sie die Pubertät mit sich bringt, sich bei Kindern mit stark ausgesprochener Trotzphase nicht oder nur in ganz rudimentärer Form feststellen ließen, „und daß damit vermutlich gewisse auf körperlichem Gebiete liegende Phänomene in Zusammenhang stehen". Auch dieser sehr hypothetischen Auffassung können wir schon deshalb nicht beipflichten, weil wir ja schon, wie früher besprochen, die Rolle der Trotzphase an sich im anderen Lichte sehen. Der zusammenfassenden Übersicht, die *B.* schließlich am Ende des Kapitels in 9 Punkten entwirft, soll noch kurz Rechnung getragen werden. Es wird hier übrigens vor allem das ausgesprochene Trotzalter der Knaben in seinen Übergängen zum introvertierten Typus genau verfolgt und ihr Verhältnis in den jeweiligen Zeitabschnitten zahlenmäßig festgelegt. Wie schon früher erwähnt, entstammt die *B.sche* Auffassung, daß trotz der Variabilität gewisser äußerer Erscheinungen die innere Verwandtschaft und Zugehörigkeit beider Typen unverkennbar ist, in gewissem Sinne individualpsychologischen Gedankengängen. *B.s* Erklärung im 3. Punkt, „daß im Kindesalter bis zur Pubertät die nach äußeren Merkmalen rubrizierende Typeneinteilung strengen Anforderungen nicht gerecht wird" kommt unseren Anschauungen noch weiter entgegen. Auch der Punkt über den „Pseudoschwachsinn", und dessen leichte Verwechslung mit echter Debilität, stimmt mit unserer Auffassung durchaus überein. Weniger Zustimmung wird schon bei uns die *B.sche* Annahme finden, „daß sich innerhalb der Pubertät eine neue scharf umschriebene Gruppe herausarbeitet, die vielleicht Elemente des in diesem Alter schon fehlenden „verlängerten Trotzalters" in sich aufgenommen hat — was wir als sehr gekünstelte Hypothese empfinden. Zustimmender müssen wir uns hingegen zu dem nächsten Punkt verhalten, in dem der Symptomenwandel und die Schulleistungen des neurotischen Kindes in perzentuellen Werten festgehalten erscheint.

Die zweite gesonderte Zusammenfassung über die Neurose der Mädchen, die ganz neuartig wirkt, muß uns aber abermals sehr befremden. Wenn wir wenigstens der ersten Hälfte dieser Zusammenfassung nicht ablehnend gegenüberstehen, so muß dies für die zweite Hälfte der *B.schen* Formulierung um so mehr gelten. In der ersten Hälfte sagt *B.* nämlich vom grundlegenden Unterschied der Neurose zwischen Knaben und Mädchen, „das gilt für Persönlichkeitsstruktur, Reaktionsform, Verlauf, Symptomatologie" — gut, soweit wären wir noch einverstanden — „sowie (und nun kommt diese zweite Hälfte des Satzes) für die Stellung des Kindes der Gemeinschaft und den Lebensaufgaben gegenüber" (individualpsychologische Ausdrücke !). Hier können wir aber nicht mehr mitgehen, gerade was die Haltung des Kindes der Gemeinschaft und den Lebensaufgaben betrifft, hier können wir nach unseren Erfahrungen grundlegende Unterschiede keinesfalls zugeben, höchstens Varianten und Gradunterschiede. Übrigens hat ja *O. Knopf*, die *B.* deshalb zum Gegenstand eines besonderen Angriffes macht, in der Zeitschrift für Individualpsychologie dieses Problem im obigen Sinne behandelt, indem sie absichtlich in einer diesbezüglichen Gegenüberstellung die speziellen Unterschiede der beiden Geschlechter in bezug auf ihre Lebensaufgaben (nicht aber auf ihre Symptomatologie) vernachlässigt. Daß, wie *B.* im nächsten Punkt hervorhebt, das bekannte charakteristische Bild des Trotzalters in seinen typischen Formen beim psychopathischen Mädchen viel seltener ist als beim Knaben, dafür die larvierten Fälle in den Vordergrund treten und dementsprechend eine verlängerte Trotzperiode bei Mädchen viel seltener und viel weniger lang zu beobachten ist — auch diese Annahme erscheint uns trotz der statistischen Unterlagen nicht genügend stichhaltig. (Eine Durchsicht unseres Materials in dieser Richtung ergibt wenigstens keinen auffallenden Unterschied.) Wir können zwar diese Frage nicht mit Zahlen aus eigenem Material beantworten, nur das leise Bedenken äußern, ob das relativ wohl ansehnliche, aber absolut doch noch zu geringe Material von 200 Fällen, über das *B.* berichtet, schon zu so weittragenden Verallgemeinerungen berechtigt. — Hingegen scheinen uns bezüglich des grundsätzlich anderen Verlaufes des Symptomenwandels beim Mädchen *B.s* Ansichten eher zuzutreffen. Soweit *B.s* Feststellungen sich auf das spätere Verblassen des „Siebengestirns" neurotischer Frühsymptome bezieht und auf das frühere Auftreten polymorpher psychogener Symptome, stimmt ungefähr auch unsere (bzw. des Referenten) Beobachtung mit *B.* überein. Wir können

aber, soweit unser Material es zuläßt, die Beobachtung *B.s* bezüglich weniger mangelhafter Schulleistungen bei Mädchen und vor allem der Tatsache, daß Sprachentwicklungsstörungen bei Mädchen so gut wie ganz fehlen, die Enuresis vom sechsten Lebensjahr an seltener wird und der Tic im 7. Lebensjahr den Höhepunkt schon überschritten hat, nicht bestätigen. In dem Material des Referenten (von zirka 250 Fällen) finden sich doch noch fast 60 % Enuretiker, 10 % Sprachstörungen und 25 % Tics nach der erwähnten Altersstufe. Man sieht aus diesem objektiven bloß statistischen Vergleich des Neurosenmaterials wie leicht solche Zahlen einer zufälligen Konstellation unterworfen sein können und wie vorsichtig man in der Verallgemeinerung von Schlüssen sein sollte. Abgesehen davon ist solch ein Vergleich von Material und Material deshalb nicht voll gültig, weil z. B. *B.s* Material aus Kindern anderer, nämlich der besser gestellten sozialen Bevölkerungsschicht entnommen ist, während sich das Material des Referenten vorwiegend aus proletarischen Kindern zusammenstellt, und bei diesem Unterschied müssen sich wohl manche Zahlen verschieben. Erst künftige diesbezügliche Beobachtungen werden zeigen können, ob, wie *B.* es ja selbst seinem Material gegenüber einwendet, seine Schlüsse auch für alle Schichten und Verhältnisse gleiche Geltung haben. — Einer der originellsten Schlüsse, die *B.* nach Gegenüberstellung der Neurose beider Geschlechter noch zu ziehen versucht, ist der: daß die Neurose des Mädchens von Symptomen bestimmt wird, die zwar auch letzten Endes in der Entwicklungstörung wurzeln, die aber aufs deutlichste den Charakter „zielstrebiger Äußerungen" annehmen; daß die Symptome des Knaben dagegen eher durch die kausale Verknüpfung mit der Entwicklungsstörung gekennzeichnet ist. Die Neurose des Mädchens scheint im ganzen mehr final, die des Knaben mehr kausal orientiert zu sein (!). Es wäre diesem eigenartigen Schluß zufolge ja gerade ein Unterscheid in der Frage der pädagogischen Praxis und besonders in der Psychotherapie gerechtfertigt, d. h. für die Neurose der Mädchen müßte mehr die Individualpsychologie mit ihrem rein finalen Gesichtspunkt die Psychotherapie der Wahl sein. Soweit ließe sich am Ende gegen den Willen des Autors eine solche Hypothese ausspinnen! — Diese Annahme und auch die nächste (im letzten Punkt), daß nämlich die soziale Kontaktstörung Unterschiede zwischen Knaben und Mädchen aufweise, „daß beim Mädchen bis zum 11. Jahr die ablehnende Haltung der Gemeinschaft gegenüber oft durch aktive Züge bestimmt wird, während die passive Art, die beim Knaben die vorherrschende war, hier erst später in den Vordergrund tritt", — möchten wir gleichfalls nur den Wert sehr konstruierter Hypothesen zuerkennen, die wir — wie aus der Kritik dieses uns am meisten enttäuschenden Kapitels überall ersichtlich ist — aufs entschiedenste ablehnen müssen und zwar auf Grund der großen eigenen Erfahrungen, die die individualpsychologische Schule gerade in diesen Fragen sammeln konnte.

Bisher haben wir uns und zwar bei der Besprechung der ersten zwei Kapitel des *B.schen* Buches gezwungen gesehen, wiederholt und in den wesentlichsten Fragen scharfe kritische Einwände zu erheben, der weitere Abschnitt und Schluß der Studie scheint kaum mehr Anlaß zum Widerspruch zu bieten. Denn für den Hauptbeweis, den *B.* erbringt, daß jegliche Neurose in der frühen Kindheit verankert ist, den er wohl nach allen Richtungen hin geführt hat, müßten ihm wohl alle pädagogisch-ärztlichen Kreise, welcher Richtung sie auch immer angehören, Dank wissen. Schon deshalb, weil aus dieser Tatsache, wie *B.* selbst hervorhebt, die weittragendsten praktischen Konsequenzen gezogen werden müssen, welche insbesondere den Absichten und Bemühungen der Individualpsychologie parallel gehen. Denn diese praktischen Konsequenzen laufen vor allem auf die erhöhte Fürsorge für das psychopathische bzw. nervöse und schwererziehbare Kind hinaus, welche, wie *B.* mit Recht betont, bisher zu kurz gekommen ist. Daß zwecks Erreichung dieser Ziele, nämlich der intensiveren Neurosenprophylaxe im frühen Kindesalter gerade ein offizieller Vertreter der Kinderheilkunde einen ordentlichen Schritt nach vorwärts tat, der auf beiden Gebieten, dem der Kinderheilkunde und dem der Psychologie über Erfahrungen und Qualitäten verfügt, könnte als ein Zeichen dafür gewertet werden, daß sich die offizielle Kinderheilkunde an einem vorteilhaften Wendepunkt ihrer Forschung befindet. Und *B.* hält vielleicht mit Recht die Kinderheilkunde für dazu berufen, „auf diesem wichtigen Gebiete künftig die Führung zu übernehmen". — Aber sie wird gut tun, sich im Eifer der klinischen Forschung der Mitarbeit derjenigen pädagogischen und psychologischen Richtungen zu vergewissern, denen es um das gleiche Ziel zu tun ist, und wird ihnen offener die Hand zur Mitarbeit entgegenstrecken müssen, als es hier in diesem Buche von seiten *B.s* geschehen ist. Darum konnte auch die Begrüßung dieses Buches seitens der Individualpsychologie nur kühl ausfallen, weil wir bei *B.* — wie wir nochmals unterstreichen wollen — diese offene Berufung auf individualpsychologische Gedankengänge durchwegs vermißt haben.

Gemeinsames Phantasieren und Dauerspiele im Geschwisterkreis

Von Dr. ALICE FRIEDMANN (Wien)

Jeder Geschwisterkreis hat sein besonderes Leben in Phantasien und Spielen. Der Kampf und die Rollen der einzelnen Kinder in diesem Kampfe drücken sich auch darin aus. Die Phantasien eines Kreises von drei Geschwistern, acht, sechs und vier Jahre alt, entdeckten sich mir in dem Kindergarten, den die beiden Jüngeren besuchen.

Die Kinder stammen aus einer Familie, welche die Erziehung mit liebevollem natürlichem Verständnis ohne Strenge und Pedanterie führt, aber infolge enger Verhältnisse in einer gewissen Isolierung lebt. Die älteste Tochter ist sehr zart und schon seit dem Säuglingsalter schwer zu ernähren. In diesem Falle war es viel leichter, Erziehungsfehler zu begehen als an den kräftigen jüngeren Geschwistern. So hat sich ein gewisser Gegensatz im Geschwisterkreis herausgebildet. Die jüngeren sind eine eng verbundene Gruppe, auch deshalb, weil die Älteste Liebling des Vaters ist. Sie ist ein sehr gutes Schulkind, hat zahlreiche Freundinnen. Sie besitzt leise Züge vom Musterkind, was sich den kleinen Geschwistern gegenüber manchmal störend fühlbar macht. Sie ist von starkem, aber verstecktem Ehrgeiz, der sich auch in schwächeren nervösen Zügen äußert. Auch sie ist im großen und ganzen als gelungen zu bezeichnen. Doch scheint sie mit den jüngeren Geschwistern um ihre Rolle im Hause zu ringen.

Grete, die jüngste, äußerte selbständig den festen Entschluß, in einen Kindergarten einzutreten. Dort fügte sie sich mit großem Ernst und Eifer ein, betrieb sehr fleißig alle Spiele und Arbeiten, sprach nicht viel und war den anderen Kindern gegenüber von einer gewissen Zurückhaltung. Hans, der auch noch nicht die Schule besucht, war nicht so leicht zu bewegen, in den Kindergarten einzutreten. Er ließ sich aber viel von Grete erzählen und blieb dann doch nach einem Besuch im Kindergarten, an dem er bald mit großer Vorliebe hing. Seit seiner Anwesenheit wurde Grete viel gesprächiger und lustiger, so sehr, daß sie gelegentlich den Kasperl machte. Dabei begann sie manche guten Eigenschaften zu entfalten, die sie zu Hause weniger zeigt, z. B. Vorliebe zum Ordnungmachen und Aufräumen. Beide Geschwister sind sehr leistungsfähig. Hans hat seiner älteren Schwester die Kenntnisse der ersten Klasse bereits abgelernt. Er hat eine ausgesprochene Vorliebe für Sammlungen, deren er eine ganze Anzahl besitzt. Um seine Interessen zu

charakterisieren, erwähne ich, daß er zu Hause mit größtem Eifer den großen Atlas studiert und sich darauf wirklich orientieren kann. Dagegen sind in Anwesenheit der Mutter manche Züge von Unselbständigkeit zu bemerken. Er will sich immer helfen lassen und hängt sich mehr an sie als die anderen Kinder.

Auffallend war nun die innige Gemeinschaft zu zweit, die Hans und Grete im Kindergarten bewahrten. Es bedurfte immer der Initiative der Erwachsenen, wenn sie sich beim Spielen einem der anderen Kinder anschließen sollten. Das besserte sich im Laufe der Zeit, doch erreichten sie zu keinem anderen Kinde eine annähernd starke Verbundenheit.

Ich habe oft Gelegenheit, auch ältere Geschwisterpaare zu beobachten, wenn sie in eine Gemeinschaft anderer, fremder Kinder aufgenommen werden. Es war in sehr vielen Fällen so, daß sie sich dort enger zusammenschlossen und zusammenhielten, wobei dieses Bündnis natürlich verschiedene Schicksale hatte, gelegentlich gebrochen wurde usw.

Das Besondere an dem vorliegenden Falle war nun, daß die Gemeinschaft der beiden eine so außerordentlich tätige war und daß die Geschwister auf die Phantasie als Verständigungsmittel einen großen Wert legten. Wenn sie bei Tisch saßen, so machte einer von ihnen z. B. die Beobachtung: „Ich seh' etwas Neues!“ Der andere ging sofort darauf ein, wußte, meist sofort, um was es sich handle, und nun begann ein Gespräch über den Gegenstand, ohne ihn zu nennen, das das volle Einverständnis der beiden zeigte.

Ein Ausdruck dieser Übereinstimmung war eine Art Sprechchor, in den die beiden ohne fremde Veranlassung ausbrachen. Eines der Kinder streckte z. B. die Hand aus, deutete auf etwas, was ihm aufgefallen war und rief in einem ganz bestimmten lebhaften Tonfall, langsam und stark skandierend: „Was-seh'-ich! — Ich-seh'! — Was-seh'-ich! — ich-seh'! . . .“ Der andere fiel sofort in ganz derselben Weise ein, akzeptierte dadurch die Beobachtung und nahm immer wieder mit derselben Freude an dieser gemeinsamen Betätigung Anteil. Diese Chöre ereigneten sich zuweilen drei bis viermal an einem Vormittag. Ein anderer entstand so: Es gibt im Kindergarten ein schiefes Brett zum Herabgleiten, das Lieblingsspielzeug der meisten Kinder. Manchmal setzten Hans und Grete das Rutschen noch auf ebenem Boden in einer ganz bestimmten Weise fort und riefen dabei: „Wie-weit!! — Wie-weit!! — Wie-weit!! . . .“

So gab es einige stehende Chöre und einige, die vorübergehend erfunden wurden. Sie waren von einem gewissen dramatischen Wert in Ausdruck und Bewegung und gingen gelegentlich in eine dramatische Darstellung über. So z. B. lieferten sie spontan eine Dramatisierung von „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“, wobei sie aber beide immer die gleiche Rolle gleichzeitig darstellten, so daß das chorale Element gewahrt blieb. Sie wurden dazu durch das Bild eines Alpenjägers an der Wand angeregt. Sie begannen den Liedtext in ihrer lebhaft skandierenden Art zu deklamieren und dabei bald mit dem Gewehr, bald auf der Flucht als Fuchs im Zimmer herumzulaufen, zu verfolgen, sich zu ducken, zu schießen. Manches Mal

schienen sie auch wieder die Rolle des beobachtenden Kindes einzunehmen und sich einen imaginären Fuchs und Jäger zu zeigen, alles unter gemeinsamen Vortrag der Verse.

Das Zusammenspiel ist dabei so, daß man schwer entscheidet, wer von beiden tonangebend sei. Nur durch beiderseitiges Fügen kann es zustande kommen. Sonst legt Grete häufig Wert darauf, führend zu sein. In manchen Dingen anerkennt Hans ohne weiteres die Führung der kleinen Schwester. So z. B. ist sie beim Pferd- und Wagenspiel immer Kutscher, ebenso ist sie widerspruchslos anerkannt als Chauffeur, Kondukteur usw. Bei einem musikalischen Spiel, in dem die Kinder ruhig und ernst nebeneinander gehen, pflegt Hans ihr zu sagen, „Grete, bei dem glaub' ich immer, du bis die Höchste". Wenn Grete aber sieht, daß ihre Herrschaft verlorengehen könnte, dann gibt sie nach und tut das, was Hans vorschlägt. Auch Wortwechsel und Streit tragen bei ihnen, wenn sie im Kindergarten sind, sehr oft den Charakter eines Spiels. Zu Hause soll das nicht immer so sein.

Wie ich durch Fragen erfuhr, ist Hans der Erfinder von: „was seh' ich, ich seh'! . . ." Auch sonst scheint er beim Sprechchor oft tonangebend. Dazu ist die Tatsache erwähnenswert, daß er, wie die Mutter berichtet, große Schwierigkeiten im Sprechenlernen hatte. Auch heute noch hat er bei schnellem Sprechen und in der Aufregung einen kleinen Sprachfehler (sch = s). Im übrigen spricht er im Vergleich zu seinen Geschwistern langsam und deutlich betont und besitzt eine ausgesprochene Neigung zu Erklärungen und Berichten. Der Sprechchor dürfte also tatsächlich seinen Neigungen angepaßt sein. Manchmal wirkt das ganze wie ein Training.

Beide haben große Neigung zu Dauerspielen. Sie faßten eine so große Vorliebe für die Musik des Kindergartens, daß sie nicht ruhten, ehe ihre Eltern das Liederbuch auch für zu Hause angeschafft hatten. Durch vier Monate hätten sie am liebsten den ganzen Tag Musik gemacht, waren immer bereit, darauf einzugehen oder sie selbst vorzuschlagen. Zu einer anderen Zeit war Fingerhutsuchen nach der Musik in ähnlicher Weise bevorzugt.

Nun habe ich auch beobachtet, daß sie erfundene Gefährten in ihren Spielen auftreten lassen. Wenn sie auf den Balkon des Kindergartens hinausgehen, was ihnen im Winter großen Spaß macht, so nehmen sie leere Sessel neben sich für die „Luftkinder". Ich hörte sie auch öfter von „Gudrun" sprechen. Zuerst schienen sie eine russische Holzpuppe so zu nennen, dann verlor diese den Namen wieder und er wurde ohne Bezug auf Vorhandenes gebraucht. „Gudrun" wurde häufig eingeladen, oft telephonisch, wobei Grete die Mutter nachahmte und mitteilte, daß Hans nicht abkommen könne, weil er bei einer Verhandlung sei (Beruf des Vaters!). In diesen Spielen fiel manchmal das Wort: „Wir sind ‚Zauberkinder', „Wir können so machen, wie wenn das so wäre." Obwohl sie mit Hingerissenheit am Spiel sind, so ist ihr Urteil darüber, was „so machen" oder was „wirklich" ist, immer bereit. Manchmal tauchen auch andere fremde Mädchennamen in ihren Spielen auf. Von der Mutter der Kinder erfuhr ich, daß „Gudrun" eine Mitschülerin der älteren Schwester sei. Dann hörte ich auch von den Kindern: „Wir wollten *auch*

eine Gudrun haben.“ Sie spielen oft, daß sie und „Gudrun“ ins Gymnasium gehen, tatsächlich besucht Gudrun die Volksschule. Dazu hörte ich von der Mutter, daß die älteste in ihren Spielen schon die Universität besuche.

Bei einem ihrer Spiele meinte Grete: „Wir sind jetzt im Gymnasium.“ „Nein“, sagte Hans, „wir sind in der Wohnung.“ Grete: „Die Wohnung ist aber im Gymnasium.“ Hans: „Nein, das will ich nicht!“ Grete: „So zauber' ich jetzt die Wohnung ins Gymnasium, daß du sie nicht wieder wegbekommst!“ Hans: „Ich kann doch auch zaubern.“

Bei weiteren Erkundigungen stellte es sich heraus, daß die „Luftkinder“ ursprünglich eine Erfindung des ältesten Mädchens seien. Sie sei als kleines Kind schüchtern und isoliert gewesen. Im Laufe der Schulzeit habe sich das sehr gebessert. Aus der ersten Zeit stammen diese Spiele, wo sie einen Kreis von „Luftkindern“ um sich versammelte und ihnen Namen gab und mit ihnen spielte. Ihre Phantasieschöpfungen waren auch in Zusammenhang mit dem Nachrücken der kleinen tüchtigen Geschwister, die noch dazu befreundet miteinander sind. Dieses Spiel war also von den Kleinen übernommen worden, ebenso wie die Schulkolleginnen und der Anteil an der Schule, sogar an einer höheren Schule, von ihnen übernommen wurden. Mit Hilfe der Gudrunphantasie verschafften sich die Kinder Anteil an einem höheren Gebiet, das ihnen sonst verschlossen wäre.

Wesentlich ist an einem Teil dieser Spiele und Phantasien, daß sie eine Vorbereitung auf die Schule darstellen. In dem ganzen Verhalten von Hans ist es deutlich ausgeprägt, daß der Gedanke an die Schule ihn sehr in Anspruch nimmt. Wenige Monate vor seinem Schuleintritt erzählte er der Mutter einen Traum: „Zuerst bin ich auf einer Wiese gegangen und alles war ganz gemütlich. Auf einmal war ich im tiefen Wasser.“ Dieses frühe ängstliche Traumerlebnis erstaunte die Mutter. Aber auch im Traume wirken die Mechanismen der Vorbereitung. Das „ungewohnte Element“ war durch den bevorstehenden Sommeraufenthalt wieder in Erinnerung gebracht. Und doch bezieht sich dieses Traumerlebnis des Kindes auf seine nächste große Aufgabe, der es mit allen Segeln der Phantasie zueilt, die Schule. Seine Furcht, die aus der Überschätzung der Aufgabe und der Konkurrenz mit der Schwester stammt, schränkte die Vorbereitungsarbeit nicht ein, sie war als Antrieb verwertet. Zweites Kind, einziger Knabe zeigt er in seinem Zögern den Kampf um die Sonderstellung, die die Mutter ihm gegeben hat. Seine Position macht ihn für die Isolierung durch das allzu liebevolle Familienleben am stärksten empfänglich. Die Schwestern streben in die Gemeinschaft. Nach Überwindung der Isolierung im Kindergarten fragte Grete, vier Jahre alt, einen Knaben, ob er sie heiraten wolle. Auch bei anderen aktiven Mädchen haben wir, vielleicht charakteristisch für dieses Alter, dieses Vorgehen beobachtet. Schon das Verhalten der Vierjährigen läßt deutlich erkennen, welchen großen Anteil die Vorbereitung auf die Schule und den Beruf im Bewußtsein des Kindes hat. Vielleicht liegt darin die Ähnlichkeit dieser Altersstufe in ihren Phantasien und manchen Verhaltungsweisen mit der Pubertätszeit. Denn hier steht vor dem Kinde eine stär-

kere Teilnahme am Leben: Kindergarten, Schule, Fertigkeiten, Gemeinschaft. Die Entfaltung der Phantasie sehen wir aus verschiedenen Umweltbedingungen erwachsen, solchen, die wir günstig und anderen, die wir ungünstig für die allgemeine Vorbereitung finden. Selbstverständlich erwächst nicht nur aus günstigen Bedingungen, was im Endeffekt nützlich oder unnütz sein kann.

Der Mensch in der Krise[1]

Von ERWIN WEXBERG (Wien)

Vor einigen Jahren, als es uns noch nicht so schlecht ging wie heute, aber immerhin schon schlecht genug, war in Wien ein Schlagercouplet in aller Munde, dessen witziger Text eine Persiflage des damals noch sehr modernen Couéismus darstellte: „Ich red mir ein, es geht mir gut!" Dieses Lied hatte vielleicht damals eine wichtige soziale Mission, gerade wegen der Paradoxie, die in seiner Wirkung lag. Denn indem es den krampfhaften Optimismus der *Couéschen* Methode verulkte, verbreitete es in einer Zeit des Katzenjammers, der der trügerischen Prosperität der Inflation gefolgt war, die unwiderstehliche Heiterkeit des Galgenhumors, die besser und tiefer als jener Optimismus geeignet war, für Augenblicke die wirtschaftliche Sorge vergessen zu machen. Wenn man es miterlebte, wie das Publikum eines Nachtlokals lachend in den Refrain des beliebten Gesangskomikers einstimmte, wie all diese Menschen, die zum großen Teil ein paar Stunden vorher mit trister Miene und dunkeln Ahnungen die Tür ihres Büros hinter sich versperrt hatten, nunmehr, aus voller Kehle singend und lachend, gemeinsamen Kummer in gemeinsame Lustigkeit vertauschten, dann konnte man Achtung bekommen vor der schicksalversöhnenden und menschenverbindenden Funktion des Humors.

Dabei kann man die Kritik des stumpfsinnigen Optimismus um jeden Preis, die unausgesprochen in diesem Lied enthalten ist, durchaus ernst nehmen. Es gibt einen unkritischen Optimismus, der bei genauer Betrachtung nichts anderes ist als ein verkappter Pessimismus. Der Kaufmann, der jahrelang keine ehrliche Bilanz gemacht hat, kann leicht allen, die es hören wollen, mit strahlender Miene versichern, sein Geschäft gehe ausgezeichnet und seine Zahlungsfähigkeit sei unerschüttert: wäre er wirklich davon überzeugt, so würde er vor der nüchternen Sprache der Zahlen in seinem Hauptbuch nicht davonlaufen, wie er es tut. Eines Tages steht er zu seiner eigenen Überraschung vor dem Konkurs, und sein Vogel-Strauß-Optimismus hat dazu

[1]) Nach einem Vortrag, gehalten im „Verein für Individualpsychologie" in Wien am 9. Mai 1932.

beigetragen. Vielleicht war seine Situation noch gar nicht so schlimm, wie er es vermeinte, als er beschloß, den Kopf in den Sand zu stecken. Aber je pessimistischer und hoffnungsloser er im Grunde war, desto krampfhafter spielte er den Optimisten. Und auf der anderen Seite sind gesunder Optimismus und kritischer Pessimismus gar keine Gegensätze: die Dinge mit ungetrübter Sachlichkeit genau so sehen wie sie sind, sich auch über wirkliche Schwierigkeiten und Gefahren nicht hinwegtäuschen, auf das Schlimmste gefaßt sein und doch das Beste hoffen und den Kopf oben behalten — das wäre die Haltung, deren der Mensch in der Krise bedürfte.

Wir wissen aus vielfältiger Einzelerfahrung, daß das nicht jedem gelingt. Der mutige Mensch, der in eine schwierige Situation gerät, wird seine Aktivität verdoppeln. Jetzt, wo es gilt, auch die letzte Chance auszunützen, darf man vor allem nicht faul sein. Ob meine Organe und Fähigkeiten ausreichen, um eine Rettungsmöglichkeit zu erspähen und sie tatkräftig auszunützen, weiß ich nicht, kann ich nicht wissen. Sicher ist nur eines: wenn ich resigniert meine Hände sinken lasse und die Augen schließe, dann kann mich nur ein Wunder retten, und Wunder geschehen bekanntlich nicht. Weiter wird sich der mutige Mensch angelegen sein lassen, seine Beziehungen zu anderen Menschen nicht nur weiterzuführen, sondern sogar auszubauen, weil jede neue Bekanntschaft, die man macht, jede Freundschaft, die man schließt, die Situation verändern kann. Denn letzten Endes ist das die große Chance, die uns allen auch in ganz verzweifelten Lagen bleibt; daß das Leben in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit sich nicht vorausberechnen läßt, daß jeder Tag, jede Stunde irgend etwas absolut Neues und Unerwartetes bringen kann, daß es eigentlich eine maßlose Überheblichkeit ist, an irgendeinem Punkte seines Lebens zu behaupten, jetzt sei man verloren, jetzt sei kein Ausweg mehr möglich — denn eher kann man eine Schachpartie vom ersten bis zum 30. Zug vorausberechnen, als nur den nächsten Zug, den das Schicksal machen wird in einem Spiel, das weit mehr als 64 Felder hat und ungezählte Figuren. Diese lebensfromme Bereitschaft, sich stets in das Abenteuer des nächsten Augenblicks einzulassen, in der ruhigen Einsicht, daß es im Guten wie im Schlechten unberechenbar ist, kennzeichnet den mutigen Menschen.

Die andern dagegen, die Lebensflüchtlinge, sind vor allem erfüllt von der Angst vor der Verantwortung. Mit einer Art wollüstiger Verzweiflung erleben sie die objektive Ungunst der Verhältnisse. Ihre individuelle Krise ist vor allem „Pech", gegen das anzukämpfen lächerlich wäre. Man merkt es ihnen an, daß sie eigentlich an der Aussichtslosigkeit der Situation persönlich interessiert sind. Denn wenn es Auswege gibt, so erwächst ihnen daraus eine Aufgabe, und diese Aufgabe ist es, die sie fürchten. So sonderbar es klingt, diese Menschen wünschen gar nicht gerettet zu werden, wenn die Rettung ihr eigenes Werk sein soll. Denn das könnte doch wieder mit einem Mißerfolg enden, für den man selbst verantwortlich ist, und den fürchtet man am meisten. Erklärt man statt dessen, daß es absolut keine Hoffnung mehr gibt und daß jeder Rettungsversuch lächerlich wäre, so hat man wenig-

stens die Genugtuung, eine richtige Prognose gestellt zu haben, und das ist immerhin etwas wert. Daß man freilich, unbewußter Falschspieler, an dem ungünstigen Ausgang durch die eigene Tatenlosigkeit mitgewirkt hat, daß also die Prophezeiung gar kein so großes Kunststück ist, wenn man das herbeiführen hilft, was man voraussagt, macht man sich selbst nicht klar. Man flüchtet sich in die Depression und gefällt sich in der Rolle des unschuldigen Opfers. Man erhebt sich zu erschütternder Anklage gegen das Schicksal und gegen böse Menschen, die an allem schuld sind. Man besiegelt schließlich Flucht, Verantwortungsscheu und Anklage durch den Selbstmord, dessen Tragik man genießend vorauserlebt.

All diese Erscheinungsformen seelischen Verhaltens in der individuellen Krise sind aus vielfältiger Erfahrung bekannt. Es mag sein, daß ein Mensch sein Leben lang für mutig und selbstvertrauend gegolten hat und sich allgemeiner Achtung erfreute — nur deshalb, weil ihm das Leben bis zu einem gewissen Zeitpunkt die entscheidende Belastungsprobe ersparte; und daß er zur allgemeinen Bestürzung eben in dem Augenblick, wo er sich zu bewähren hätte, in einer Weise zusammenbricht, die man gerade, weil man sich einbildete, ihn zu kennen, nur auf seelische Erkrankung oder auf einen „Nervenzusammenbruch" zurückführen zu können glaubt. Wer in der Menschenbeurteilung geübt ist, wird freilich die Möglichkeit der Katastrophe schon lange vorher aus kleinen, scheinbar belanglosen Anzeichen vorausgesehen haben: in einer Neigung zu unsachlicher Überheblichkeit, als wäre man ein Günstling des Schicksals; in einer „nervösen" Reizbarkeit, die man gern auf Überarbeitung zurückführt und die doch nur die geheime Angst vor dem Sturz ist; in einer übertriebenen Vorsicht, die doppelte und dreifache Sicherungen anzubringen sucht, wo die einfache genügen würde; und was dergleichen kleine Zeichen mehr sind. Denn letzten Endes bleibt man auch in der schwersten Krise, der man ist: nicht der Lebensstil ändert sich, sondern die Art, wie er sich manifestiert, paßt sich naturnotwendig der jeweiligen Situation an. Der Selbstmörder war es eigentlich seit jeher, auch in Zeiten der Heiterkeit und des Übermuts; nur das Motiv fehlte ihm, nicht die Bereitschaft zum Selbstmord. Die krisenhafte Situation ist wie das Stichwort, das den Schauspieler auf die Bühne ruft — hätte er nicht eben diese Rolle studiert, so könnte er das Stichwort wohl überhören. Auf die Rolle kommt es an, für die einer vorbereitet ist.

Aber was wir alle jetzt erleben, die allgemeine Krise, die niemand verschont, die weder Landesgrenzen noch Unterschiede der Klasse, der Bildung, der Abstammung respektiert, ist eine Situation besonderer Art, die eine Betrachtung für sich erfordert. Man darf wohl sagen, daß eine Weltkrise von diesen Dimensionen nicht nur für die heute lebenden Menschen, sondern überhaupt ohne Präzedenzfall ist. Denn wenn es auch früher Zeiten des wirtschaftlichen Zusammenbruchs, der Hungersnot und des Elends gab, so waren sie doch örtlich und zeitlich begrenzt; örtlich insofern, als immer noch innerhalb der zivilisierten Welt Länder zu finden waren, die von der Krise wenig oder gar nicht berührt wurden — selbst im Weltkrieg gab es

noch neutrale Länder, in welchen sich leben ließ; und zeitlich in dem Sinne, daß eben die Hilfsquellen der von der Krise verschonten Länder eine Besserung in absehbarer Zeit möglich oder wahrscheinlich machten. Von all dem sieht man heute nichts. Es mag einer auch den Mut haben, irgendwohin auszuwandern und neu anzufangen — er findet kein Land mehr, wo man ihn auch nur hineinließe, denn die Krise herrscht dort wie hier. Und wenn man sich auch seelisch und materiell die Kraft zutraut, durchzuhalten — man sieht kein Land, und alle ermutigenden und hoffnungsvollen Leitartikel der internationalen Presse klingen wie öde Phrasen, an die niemand glaubt, am wenigsten der Verfasser. So ist die heutige Krise objektiv unendlich viel schwerer als alles, was man früher erlebt hat. Die Arbeitslosigkeit wächst ins Riesenhafte. Ungezählte Zentner Getreide sind unverkäuflich und verfaulen, während Millionen Menschen hungern. Zahllose Menschen zerreißen ihre letzten Kleider und Schuhe, und zahllose Arbeiter wären glücklich, wenn sie ihnen neue machen dürften — aber man läßt sie nicht. Die unerbittliche Logik des weltwirtschaftlichen Mechanismus verkehrt sich in mörderischen Widersinn. Es ist wie ein Weltuntergang.

Aber während diese noch nicht dagewesene allgemeine Krise objektiv so unendlich viel schwerer ist als die individuellen Krisen, von denen einzelne früher betroffen werden mochten, ist sie subjektiv doch wieder in einem gewissen Sinne leichter zu tragen. Gerade ihre Allgemeinheit und Ausnahmslosigkeit wirkt wie eine Erleichterung. Denn es zeigt sich, daß dort, wo der unmittelbare Hungertod noch nicht in Frage kommt, nicht die materielle Notlage es ist, an der man am schwersten trägt. So sachlich ist nur eine Minderzahl der Menschen. Viel schlimmer ist das Gefühl der Demütigung, das Gefühl der Schmach, unter die Räder gekommen zu sein, während andere, die es nicht leichter hatten, noch oben im Wagen sitzen. Und das wenigstens bleibt uns heute erspart, weil es allen schlecht geht. Nichts verträgt man schwerer, als das Bewußtsein, durch eigene Schuld ins Unglück geraten zu sein; denn eigentlich glaubt keiner von uns zu hundert Prozent an sich, und was man unternimmt, ist immer gleichzeitig eine Frage an das Schicksal, ob man sich bewähren — oder ob sich diesmal endgültig herausstellen wird, daß man eigentlich nichts taugt. So leben wir von einer Prüfung zur andern, solange man lebt, ist keine die letzte, man kann immer noch durchfallen. Von diesem Druck ist man heute befreit. Selbst wenn man unzweifelhaft Fehler gemacht hat, kann man sich sagen, daß diese Fehler in einer Situation, wie es die heutige ist, ja doch nicht ausschlaggebend sind, daß andere, die sich besser bewährten, auch nicht mehr Erfolg haben. Die Demokratie des Niederganges stellt Generaldirektoren und Geschäftsdiener auf eine Stufe. Und das ist nicht einmal für den Generaldirektor beschämend, weil auch über ihm nichts mehr aufrecht steht. In diesem Zusammenbruch, der die Welt umfaßt, ist der Galgenhumor, von dem wir eingangs sprachen, aktueller und befreiender als je. Wenn man, mit einem Stück Schadenfreude, über die Großen und Mächtigen lachen kann, die vom Schicksal ereilt wurden, so ist es nicht mehr so schwer, sich mit einzubeziehen.

Daß eine Katastrophe, die niemand verschont, unter Umständen sogar ermutigend wirken kann, ist eine Erfahrung, die sich während des Weltkriegs vielfach bestätigte. Da gab es zahlreiche lebensuntaugliche, „nervöse" Menschen, die in jener Zeit vor dem Kriege, welche uns heute hinsichtlich der materiellen Existenzfrage wie ein Paradies erscheint, mit dem Leben durchaus nicht fertig zu werden vermochten. Sie kamen an die Front, und da schienen sie wie verwandelt: sie erwiesen sich nicht nur als tapfere, sondern auch als tüchtige Soldaten, von Nervosität verspürten weder sie noch ihre Umgebung das geringste, und so blieb es, wenn sie heil zurückkehrten, bis zum Ende des Krieges. Kaum setzte jedoch das friedliche Alltagsleben wieder ein, das doch erheblich weniger Gefahren, Schwierigkeiten und Strapazen mit sich brachte als der Krieg, so waren sie wieder die Alten. Es erwies sich, daß es die individuelle, der persönlichen Verantwortung unterliegende Leistung war, vor der sie zurückschreckten, auch dann, wenn sie an sich gar nicht so schwierig war. Dort aber, wo sie sich als Teil eines Kollektivs fühlten, in das einzutreten nicht Sache ihrer Entschließung, sondern ausnahmsloser Zwang war, und in welchem es eine individuelle Verantwortung nur im Sinne des richtigen Vollzugs gegebener Befehle gab, dort fanden sie ohne große Schwierigkeit den Mut, ihr Bestes zu leisten. Nicht sie waren geändert — darum ist es ein Unsinn, vom „Stahlbad des Krieges" zu reden —, sondern die Situation und dementsprechend ihr Verhalten.

Daß es im Zuge der „allgemeinen Mobilisierung", der uns die Wirtschaftskrise unterwirft, scheinbare Veränderungen dieser Art auch gibt, dafür sah ich kürzlich ein eindrucksvolles Beispiel. Es handelt sich um einen etwa 25jährigen, aus proletarischem Milieu stammenden Mann, der es frühzeitig, von einem starken Ehrgeiz vorwärtsgetrieben, zu einer Beamtenstellung gebracht hatte. Für seine hohen Ziele bedeutete das allerdings noch gar nichts. Er hatte, noch ganz jung, angefangen, sich literarisch zu betätigen und träumte davon, ein großer Dichter und Philosoph zu werden. Das Tempo seines Aufstiegs war ihm viel zu langsam, und seiner Eitelkeit behagte es nicht, daß er, der sich insgeheim viel mehr dünkte als alle andern, die Rolle eines subalternen Beamten spielen, sich mürrischen Vorgesetzten unterordnen sollte. Er wurde „nervös" in dem Maße, daß er schließlich seine Stellung aus Gesundheitsrücksichten, wie es hieß, aufgeben mußte. Damals hatte er verhältnismäßig gute Aussichten, eine andere, seinem Ehrgeiz mehr angemessene Beschäftigung zu finden. Aber mittlerweile kam die Wirtschaftskrise, alle seine Hoffnungen wurden zu nichts, und er stand bald, nachdem die Arbeitslosenunterstützung abgelaufen war, vollkommen erwerbslos da. Von seinen Gedichten und Novellen, die er in früheren, besseren Zeiten geschrieben hatte, konnte er nicht leben, und jetzt fehlte ihm selbst das Geld, sich Papier zu kaufen, vor allem aber die Lust zur produktiven Arbeit. In dieser Situation hätte er sich wohl auch erschießen können. Er tat es aber nicht, sondern er tat das Gegenteil: plötzlich gab es für ihn nur mehr ein Ziel: sich um jeden Preis, koste es was es wolle, über Wasser halten. Als ich ihn das nächste Mal sah, hatte er für eine Wohltätigkeitsorganisation den Vertrieb

von Ansichtskarten übernommen. Er lief von früh bis abends treppauf, treppab, wurde an neun Wohnungstüren unfreundlich abgewiesen, bis er bei der zehnten ein kleines Geschäft machte, und verdiente so unter unsäglichen Mühen zwei bis drei Schilling täglich, gerade genug, um nicht ganz zu verhungern. Aber nervös war er gar nicht mehr. Nach jahrelanger Unterbrechung hatte er sich sogar wieder zu literarischer Tätigkeit aufgerafft, und das Letzte, was ich von ihm sah, waren ein paar ganz nette Beiträge in einer Tageszeitung die ihm vermutlich mehr eintrugen, als monatelanges Hausieren mit Ansichtskarten. Und das war derselbe Mensch, der unter unvergleichlich günstigeren Verhältnissen, in fixer, pensionsberechtigter Stellung, wegen seiner „schwachen Nerven“ versagt hatte!

Dieses Beispiel soll nur zeigen, daß eine günstige Wirkung der Krise auf das Verhalten entmutigter Menschen möglich, nicht daß es die Regel ist. Sehr viel häufiger ist wohl die umgekehrte Entwicklung: daß Menschen, die sich bis dahin ganz gut gehalten hatten, vor der wachsenden Schwierigkeit des Erwerbslebens einfach davonlaufen. Da ist ein Mann mittleren Alters, Gewerbetreibender, wohl seit jeher in mäßigem Grade nervös, verheiratet und Vater eines Kindes. Solange es in seinem Beruf gut ging, war er heiter, arbeitsam und unternehmend, und vor etwa zwei Jahren ging er daran, sich von den Ersparnissen, die er zurückgelegt hatte, ein eigenes kleines Haus zu bauen. Mit der bei solchen Bauten üblichen Überschreitung des Voranschlags fing es an: da um dieselbe Zeit in seinem wie in den meisten anderen Berufen ein Stillstand eintrat, mußte er den noch nicht vollendeten Bau verkaufen, was ihm auch ohne Verlust gelang. Aber er vertrug diesen Rückschlag nicht, wurde verstimmt und nervös. Wider Willen — infolge Mangels an Aufträgen — beschäftigungslos, entlastete er seine Frau, indem er mit seinem kleinen Jungen spazieren ging. Diese Tätigkeit empfand er als unwürdig und beschämend, und mehr und mehr fühlte er sich von trüben Gedanken bedrängt, die darauf abzielten, daß er nicht hätte heiraten und erst recht kein Kind hätte in die Welt setzen sollen. Maßlose Angst vor der Verantwortung, mit der er sich, wie es ihm schien, leichtsinnigerweise, belastet hatte, und eine aufsteigende Wut gegen sich selbst und gegen seine Familie, die wie eine Zentnerlast an ihm hing, bemächtigten sich seiner, und aus dieser Stimmung entwickelten sich Zwangsgedanken des Inhalts, er könnte sich selbst, seiner Frau, vor allem aber seinem Kind etwas antun. Fortan bestand seine Tätigkeit darin, daß er sich und seine Frau alltäglich stundenlang mit den Klagen über seine unsinnigen Befürchtungen quälte: daß man ihm, der ständig unter der Angst litt, er könnte sein Kind umbringen, keine Spaziergänge mit diesem Kinde mehr zumuten konnte, verstand sich von selbst. Es war dieselbe unbewußte Taktik, deren er sich einmal im Alter von 14 Jahren bedient hatte, als er gegen seinen Willen auf Wunsch seines Vaters zu einem Friseur in die Lehre kam: damals hatte er den Zwangsgedanken, er könnte beim Rasieren jemanden die Kehle abschneiden — mit dem Erfolg, daß er nach zwei Monaten die Lehre verlassen durfte. Wenn er sich nun, in panischer Angst vor der Verantwortung, in die Neurose flüchtet, so ist das durch die

äußeren Verhältnisse, in denen er lebt, gar nicht begründet. Denn er ist noch lange nicht in Gefahr, zugrundezugehen. Aber ein seinem ganzen Wesen nach ängstlicher Mensch wie er antwortet schon auf eine mäßige Verschlechterung seiner Lebensbedingungen so, als stünde er vor der endgültigen Katastrophe. So gelingt es ihm, durch ein Notsignal, das der Ausdruck seiner Angst, nicht seiner Lage ist, alle Menschen, die ihm nahestehen, zu Hilfe zu rufen, zu besorgter Anteilnahme zu zwingen.

Was dieser Fall zeigt, läßt sich in minder krasser Form alltäglich beobachten. Unermeßlich ist vor allem die Zahl der Menschen, die unter dem Druck der Krise in die panische Angst vor der Verantwortung hineingeraten: Verantwortung für die Familie, für Angestellte des Betriebes. Daß diese Verantwortung besteht, ist kein Zweifel, und ebenso sicher kann es jedem von uns geschehen, daß er durch kleinere oder größere Fehler eine Katastrophe herbeiführen hilft. Aber nur der mutige Mensch verträgt es, folgenschwere Fehler zu machen. Den Ängstlichen wird man daran erkennen, daß er sich so verhält, als müßte gerade er unfehlbar sein, und daß jeder kleine Mißerfolg den tiefinneren Zweifel an dem Werte seiner Persönlichkeit riesengroß werden läßt. So ergreift er die Flucht in die Depression, in nervöse Erkrankung, sogar in den Selbstmord. Sowenig man den unglücklichen Opfern der Wirtschaftskrise, die heute die Selbstmordstatistik der Zeitungen füllen, menschliche Teilnahme versagen kann, so wenig kann man zugestehen, daß dieser Schritt immer oder auch nur in der Mehrzahl der Fälle sachlich berechtigt wäre. Schon die unleugbare Tatsache, von der wir oben sprachen, daß der nächste Tag, die nächste Stunde in einer gar nicht vorhersehbaren Weise die Wendung zum Besseren bringen kann, läßt absolute Hoffnungslosigkeit als objektiv falsch erscheinen. So ist die Flucht in den Tod meistens die Flucht vor der nagenden Sorge und vor der Verantwortung, die freilich einen minder egozentrischen Menschen, als es der Selbstmörder ist, gerade von diesem Schritt zurückhalten müßte — denn meistens wird die Lage der Angehörigen durch den Tod ihres Erhalters nicht besser, sondern noch schlimmer. Aber es ist wie die Logik eines Kindes, wenn viele dieser Unglücklichen den unbequemen Gedanken an die Angehörigen, die hilflos zurückbleiben, radikal dadurch erledigen, daß sie diese in den Tod mitnehmen. So wirft ein Kind das Buch, das es mit einem Fettfleck beschmutzt hat, ins Feuer, um nur das Corpus delicti aus der Welt zu schaffen, unbekümmert um den größeren Schaden, der dadurch entsteht. Corpora delicti in diesem Sinne sind auch die Kinder, die der Selbstmörder mit in den Tod nimmt, und lächerlich fadenscheinig die Gründe, die er sich selbst dafür ins Treffen nimmt: als wollte er die Kinder, gerade weil er sie liebt, vor einem gleich elenden Schicksal bewahren, wie es sein eigenes war, oder sie nicht schutzlos zurücklassen. Über das künftige Schicksal der Kinder kann er doch nichts wissen, und selbst wenn sich niemand ihrer annehmen würde, so wäre doch ihr Tod nur der allerschlimmste Fall, der doch meistens nicht eintritt, und den er keinesfalls selbst herbeizuführen einen Anlaß hätte. Aber in einer sophistischen Verdrehung des Tatbestandes redet der Selbstmörder sich ein, als täte er

eben dies aus Verantwortungsgefühl, was stärkster Ausdruck seiner feigen Verantwortungsscheu ist.

War es im Falle des Selbstmordes vonnöten, bei aller unleugbaren Tragik solcher Lebensläufe, den Lebensflüchtling einigermaßen der Märtyrergloriole zu berauben — schon deshalb, weil diese romantische und allzusehr vom öffentlichen Gewissen tolerierte Form der Flucht geeignet ist, Schule zu machen —, so wird man umgekehrt bei einer Reihe anderer Typen des Verhaltens in der Krise geneigt sein, unglückliche Menschen vor der schonungslosen Kritik der Pharisäer in Schutz zu nehmen. In einem Zeitungsbericht aus München stand kürzlich zu lesen, daß sich mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit beim Sendlinger Tor Hunderte von Arbeitslosen, junge, kräftige Leute, von früh bis abends unter freiem Himmel mit Kartenspiel die Zeit vertreiben. Das ist ein schöner Anlaß für selbstgerechte Bürger, die dank einem freundlichen Schicksal noch nicht aus ihrer Erwerbslaufbahn herausgeflogen sind, über den Müßiggang, der aller Laster Anfang ist, und über die Gefahren der Erwerbslosenunterstützung Betrachtungen anzustellen. Könnten diese jungen Menschen, die — zugegeben — unverschuldet arbeitslos sind, die erzwungene Muße nicht doch nützlicher als zum Kartenspiel verwenden? Könnten sie nicht z. B. durch Umschulung und berufliche Fortbildung, die ja für sie durchwegs unentgeltlich zu haben wären, ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt erhöhen und gleichzeitig durch die Verbesserung ihrer Qualifikation das künftige Niveau der nationalen Produktion heben helfen? Gewiß, und sehr viele tun es ja, obwohl sie sich dessen bewußt sind, daß gerade infolge ihrer großen Zahl die Verbesserung der Chancen, die sie anstreben, mit freiem Auge kaum festzustellen ist, und obwohl ein beträchtliches Teil Idealismus dazu gehört, in einer Wirtschaftsordnung, die arbeitsfähige und arbeitswillige Menschen zu Millionen feiern läßt, an der Hebung des nationalen Produktionsniveaus interessiert zu sein. Aber was die Kartenspieler beim Sendlinger Tor anbelangt: kann einer, der es noch nicht am eigenen Leibe verspürt hat, überhaupt ermessen, welch unerhörtes Maß an Selbstvertrauen und Optimismus dazu gehört, in einer Zeit, wo es der eigenen Existenz unmittelbar an den Kragen geht, weise für die Zukunft vorzubauen und mit großem Arbeitsaufwand kleinste Chancen zu erobern? Daß diese jungen Menschen nach serienweisen Mißerfolgen, aus denen ihre bisherige Berufslaufbahn — ohne ihr Verschulden — großenteils bestanden hat, nicht mehr die Zuversicht aufbringen, die zu systematischer Arbeit auf lange Sicht erforderlich ist, kann nicht gebilligt, aber wohl verstanden werden. Es handelt sich nicht um Faulheit. Vielfältige Erfahrung an schwererziehbaren Kindern hat uns gelehrt, daß es Faulheit als ursprüngliche Charaktereigenart gar nicht gibt. Wer an den Erfolg seiner Leistung zu glauben vermag, ist niemals faul. Gelingt es, den entmutigten Arbeitslosen an sich und seine Leistungsfähigkeit wieder glauben zu machen, dann wird er ganz von selbst den nächsten Weg zum neuen Ziel einschlagen. Und es ist auch gar nicht so sicher, daß sich bei der Teilung der Arbeitslosen in solche, die Karten spielen, und solche, die Fortbildungskurse besuchen, eine natürliche Auslese in dem

Sinne vollzieht, daß die Fähigsten gerade nur in der zweiten Gruppe zu finden wären. Unter den Untätigen mögen manche sein, die nur deshalb entmutigt sind, weil sie sich zu hohe Ziele gesteckt hatten — und die Menschen mit den hohen Zielen sind zwar nicht immer die Mutigsten, aber auch nicht eben die Unfähigsten. Und viele von denen, die brav und fleißig die Kurse besuchen, sind Menschen, denen unter der Zuchtrute einer strengen Erziehung eine mechanische Betriebsamkeit angedrillt wurde, so daß sie gewissermaßen automatisch weiterfunktionieren, ohne daß die Gewähr besteht, daß sie von Umschulung oder Fortbildung überhaupt etwas profitieren.

Aber die Leidenschaft fürs Glücksspiel gehört zu den Kennzeichen des entmutigten Menschen. Sie ist ein durchsichtiger Kunstgriff, sich der drückenden Wirklichkeit zu entziehen. Die Welt des Hasards ist eine Welt, in der persönliches Können gar nichts, der Zufall — oder, wie man pathetischer sagt, das Schicksal — alles gilt. Die Frage des eigenen Persönlichkeitswertes verschwindet als Faktor des realen Lebens und steht in der illusionären Welt des Schicksalsaberglaubens wieder auf. Denn bewußt oder unbewußt abergläubisch sind alle Spieler; unbekümmert um die nüchternen Daten der Wahrscheinlichkeitsrechnung halten sie sich einen Erfolg im Spiel zugute, als stünde es in den Sternen geschrieben, daß die stärkere Persönlichkeit gewinnt. Verliert man aber, so hat man bloß Pech gehabt. So wird der fiktive Kampf mit dem personifizierten Schicksal zur Leidenschaft, die das reale Problem der Leistung verschwinden macht.

Auf derselben Linie der Flucht vor der Wirklichkeit liegt das *Rauschbedürfnis* des entmutigten Menschen. Der Genuß von Rauschmitteln ist, wie erst kürzlich *Klatt* in der „Int. Zeitschrift für Individualpsychologie" darstellte, ein Versuch, vor den Schwierigkeiten und Aufgaben des wirklichen Lebens in die Illusion eines erhöhten Persönlichkeitsgefühls zu flüchten. So ist es nicht verwunderlich, daß so viele unter dem Druck der Krise zum Alkohol-, Morphin- oder Kokainmißbrauch gelangen. Es ist der Kunstgriff der wehleidigen Menschen, der von Kindheit auf Verzärtelten, die vor allem nicht leiden wollen und bereit sind, dieser Flucht vor dem Leiden ihr ganzes Leben zu opfern. Ist einmal das Lust-Unlustprinzip zur Grundlage des Lebensprogramms erhoben, so ergibt sich Lusthunger als dessen positive Seite. Diese Menschen werden genußsüchtig, und ihr Hedonismus ist unschwer als verkappter Pessimismus zu durchschauen. Wer an sich und an seine Erfolgsmöglichkeit glaubt, wird stets dem Genuß nur den Platz in seinem Leben einräumen, der ihm zukommt und wo er sinnvoll ist: neben und nach der Leistung. Die unerbittliche Logik des Lebens bringt es mit sich, daß der Rauschsüchtige und Lusthungrige eben dadurch, daß er es ist, mit seinem Pessimismus recht behält: seine kostspieligen Genüsse verschlechtern seine wirtschaftliche Lage und rauben ihm Zeit und Sammlung, neue Wege ausfindig zu machen. So geht er um so sicherer zugrunde.

Aber auch dort, wo es noch nicht ganz so schlimm ist, verrät sich die Entmutigung des Menschen in der Krise durch die Auswahl der Vergnügungen, die seine freie Zeit ausfüllen sollen. Mehr und mehr treten oberflächliche

und rein passive Genüsse an die Stelle geistiger und in irgendeinem Sinne produktiver Beschäftigungen. Wer früher noch selbst Sport trieb, begnügt sich jetzt mit der Sensation des Zuschauens beim Fußballwettspiel; man las früher gute Bücher, jetzt verschlingt man Detektivromane; man ging früher ins Theater, jetzt zur Filmoperette; man hörte früher Symphonie- und Kammermusikkonzerte — jetzt läßt man sich vom Radioapparat die neuesten Schlager servieren. In dieser gewiß zahlenmäßig nachweisbaren Verflachung des Geisteslebens zeigt sich deutlich das Nachlassen der Freude an der Aktivität und der Selbstdisziplin, die auch zum Kunstgenuß gehören, wenn er vertieft und eben dadurch auch intensiver gestaltet werden soll. Gewiß macht man ein schlechtes Geschäft dabei; denn indem man versucht, es sich leicht zu machen und sich wenigstens im Genießen Mühe zu sparen, büßt man die besten Werte ein, die nun einmal nicht kostenlos zu haben sind.

Dieselbe Linie kann man auf dem Gebiete der *Erotik* verfolgen. Die Gefahr der ernsten menschlichen Beziehung wagt nur der mutige Mensch. So bleibt für den Entmutigten nichts als der erotisch-sexuelle Genuß mit Ausschluß der seelischen Bindung, sei es als Flirt, sei es als jene Libertinage der unterschiedslosen sexuellen Beziehung, für die die körperliche Vereinigung zweier Menschen nicht viel mehr als ein gutes Glas Wein oder eine süße Speise bedeutet. Auch hier erweist sich die scheinbare Ersparnis an seelischem Aufwand letzten Endes als eine Verarmung an Erlebnisinhalt. Der Mensch, der, mehr passiv als aktiv, von Begierde zu Genuß und von Genuß zu Begierde taumelt, wird erst allmählich dessen gewahr, daß er durch diesen Mißbrauch der stärksten Quelle tieferen Gemeinschaftserlebnisses innerlich vereinsamt und mitten im Lärm genußreicher Geselligkeit eigentlich allein bleibt.

Von einer ganz anderen Seite lernt man den Menschen in der Krise kennen, wenn man seine Stellungnahme zu Angelegenheiten der Gemeinschaft betrachtet. Sieht man dort, wo es sich um sein Privatleben handelt, eine Entwicklung, die man als ein Absinken des Persönlichkeitsniveaus beschreiben kann, so zeigt sich hier, gerade hier, wo Kooperation und Gemeinschaftsgeist sachlich am Platze wären, eine Tendenz zu betontem *Individualismus*. In der Politik führt dies zu einer Verstärkung *radikaler* Strömungen. Es ist wichtig, hier zwischen zwei verschiedenen Formen des Radikalismus zu unterscheiden. Die eine kann den Anspruch erheben, als sachlich fundiert anerkannt zu werden. Je nach der politischen Situation und nach der politischen Idee, die die Grundrichtung angibt, wird Radikalismus als Mittel notwendig sein oder nicht. Taktische Überlegungen können in anderen Fällen die Bereitschaft zum Kompromiß gebieten, und unter Umständen wird dazu mehr Mut erforderlich sein als zur starren Verfolgung einer einmal festgelegten Linie. Daraus ergibt sich, daß eine Partei, die den Anspruch erhebt, der Verwirklichung einer Idee, und nur dieser, zu dienen, weder radikal noch gemäßigt sein kann, sondern je nach Umständen das eine oder das andere.

Aber daneben gibt es einen „Radikalismus um jeden Preis“. Er ist dadurch gekennzeichnet, daß er jede Alternative, möge der Sachverhalt wie

immer sein, unbesehen im Sinne der radikaleren Lösung entscheidet. Man sieht, daß der Radikalismus hier im Ziel und nicht in den Mitteln liegt. Die starke Geste entspricht einem Bedürfnis der Person, nicht dem Erfordernis der Sache. Für den einzelnen betrachtet, wird dies immer ein Fehler sein, Ausdruck eines geheimen Schwächegefühls, das der radikalen Schlagworte bedarf, um sich sozusagen selbst zu überschreien. Dem widerspricht nicht, daß, soziologisch betrachtet, dieser charakterologische Radikalismus unter Umständen notwendig und nützlich sein kann, daß gewisse historische Abläufe, Revolutionen und Vorbereitung von Revolutionen, ohne ihn gar nicht möglich wären. Aber durch den etwaigen Nachweis, daß *Robespierre* ein Neurotiker war, wird seine historische Mission gar nicht geschmälert, schon deshalb nicht, weil die individualpsychologische Charakteristik an sich kein Werturteil bedeutet. Dagegen mag uns die innere Gesetzmäßigkeit historischer Abläufe durch die — längst bekannte — Beobachtung nähergebracht werden, daß unter dem Druck einer wirtschaftlichen oder sozialen Krise der Radikalismus als seelische Haltung der Einzelindividuen außerordentliche Verbreitung findet. Führt er dann, früher oder später, nach der einen oder nach der anderen Seite, zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse, so kann man in dieser dialektischen Entwicklung eine Art natürlicher Selbstheilung gesellschaftlicher Krankheiten erblicken. Es ist ganz wie in der Heilkunde; das Eindringen eines Infektionsstoffes in den Körper bewirkt die Entzündung, und diese führt zur Überwindung des krankmachenden Keimes und dadurch zur Heilung.

Freilich vollzieht sich dieser Prozeß am sozialen Körper recht stürmisch und im einzelnen unbarmherzig. „Radikalismus um jeden Preis" will unter anderem auch besagen, daß die politische Idee als solche minder wichtig erscheint als die Intensität, mit der sie vertreten wird. So ist es verständlich, daß in Krisenzeiten gerade radikale Menschen leicht von der äußersten Linken zur äußersten Rechten hinüberwechseln und umgekehrt. Greift dieser Prozeß durch, so ergibt sich als Folge etwa der Zustand, wie er heute in Teilen von Mitteleuropa herrscht: zwei große, kriegsmäßig gerüstete und zum äußersten bereite Massen mit extrem gegensätzlichen politischen Tendenzen, deren Mitglieder voneinander gar nicht so sehr verschieden sind, als man nach den Parteiprogrammen erwarten sollte. Vielen geht es vor allem um den „Kampf bis aufs Messer", das Wofür ist gar nicht so wichtig. Daraus erwächst leicht die Gefahr, daß geschickte Demagogen, die für ihre Person weniger radikal, als vielmehr von persönlichem Ehrgeiz besessen sind, die elementare Kampfbereitschaft einer Gruppe für ihre persönlichen Zwecke mißbrauchen. Denn die Anhänger sind bloß verwegen und kampflustig, nicht wirklich mutig — Mut wäre es nur dann, wenn sie immer genau wüßten, wofür sie kämpfen, und für dieses Ziel zum Opfer bereit wären. Man könnte sie als Landsknechte aus Idealismus bezeichnen. Ihre Verwegenheit verrät sich als „Flucht nach vorne", wenn sie beim ersten ernsten Mißerfolg in Panik umschlägt.

Mit der angstgeborenen Unruhe und Kampflust dieser Krisenmenschen geht ein sichtbarer Abbau jener seelischen Verhaltungsweisen einher, die

man als soziale Tugenden bezeichnen könnte. Der verstärkte Individualismus hat zur Folge, daß die Menschen einander weniger gut verstehen, weil ihnen die Bereitschaft und der gute Wille dazu mangelt. Unter der Parole „Rette sich, wer kann!" denkt jeder nur an sich. In der äußersten Not scheint alles erlaubt. So senkt sich auch der bis dahin erreichte und schon selbstverständlich gewordene Standard der Ehrlichkeit. Man lebt so, als wäre überall Kriegsgebiet. Selbst mißtrauisch, legt man weniger Wert auf das Vertrauen der anderen und hört auch auf, es zu verdienen. Da werden zentrifugale Kräfte wach, die bis dahin festgefügte Gemeinschaften lockern und sprengen. Die allgemeine Not wirkt viel weniger verbindend als trennend. So ist das kluge jüdische Sprichwort „Der Dalles schlägt sich" zu verstehen. Denn Solidarität erwächst nur aus einem gesicherten Persönlichkeitsgefühl. Wer sich unsicher fühlt, wird reizbar, empfindlich, mißtrauisch und streitlustig. Sein Pessimismus wendet sich gegen die Mitmenschen, und jeder Glaube, als könnten Freunde unter ihnen sein, schwindet dahin. Damit macht man aber wahr, was man ursprünglich nur irrtümlich angenommen hatte: die Menschen verhalten sich letzten Endes so, wie man es von ihnen erwartet, und ihre Bereitschaft zu Edelmut und Hilfsbereitschaft schwindet in dem Maße, als man ihnen das Gegenteil zutraut. Eine Reihe von fehlerhaften Zirkeln schlingt sich ineinander. Die Menschen werden böse, weil man sie für böse hält. Ihre Bereitschaft zur Kooperation sinkt. Nun ist aber die Wirtschaftskrise, wenn überhaupt, nur durch ein Höchstmaß an Kooperation aller Beteiligten zu überwinden. Da sich die Menschen jedoch in der entgegengesetzten Richtung entwickeln, wird die Krise ärger statt besser. Das wirkt wieder auf die Menschen zurück. Es scheint, als müßte ein Wunder geschehen, als müßte Gott in eigener Person eingreifen, um den Weltuntergang im letzten Augenblick zu verhindern.

Aber man würde sich desselben Fehlers schuldig machen, den zu kritisieren man unternommen hat, wenn man nicht sähe, daß Schatten und Licht einander entsprechen. Es mag vielleicht gerade angesichts des trostlosen Bildes, das ich hier entworfen habe, paradox erscheinen, wenn ich behaupte, daß positive Kennzeichen einer stärkeren Aktivität, ja, eines größeren Gemeinschaftsgefühls vorhanden sind, stärker und größer, als sie je bestanden. Man wird ihrer freilich nicht gewahr, wenn man sie nicht sucht und nicht an sie glaubt. Dann aber merkt man z. B., daß noch nie, soweit die Menschheitsgeschichte reicht, das lebendige Interesse für alle so stark und so allumfassend war wie heute. Die Zeitungen, die auf der einen Seite — wie etwa die Geschichte des Journalismus im Kriege beweist — ihre verhängnisvolle Wirkung im Abbau des Verantwortungs- und Solidaritätsgefühls entfalteten, die jedem Volk, jeder Klasse das Gefühl recht zu haben und das gute Gewissen für jede Schurkerei fertig ins Haus liefern — eben diese Zeitungen sind gleichzeitig ein Ausdruck für das wachsende Interesse, das wir Menschen aneinander nehmen. Ein bewaffneter Konflikt in Ostasien, eine Elementarkatastrophe, eine Hungersnot dortselbst werden heute ernster genommen als vor hundert Jahren ähnliche Ereignisse im östlichen Europa. Natürlich wäre das ohne die völker-

verbindende Technik nicht möglich. Aber die Technik allein könnte das Bedürfnis nicht schaffen, wenn es nicht aus anderen Quellen vorhanden wäre. Mitmenschliche Hilfe wurde in unserer Zeit in einem Maßstabe organisiert, wie es früher nicht einmal gedacht wurde. All das setzt doch Menschen mit großer Aktivität und höchster Sachlichkeit voraus, die es zu machen bereit und imstande sind. Die politische Radikalisierung der Massen, einerseits Ausdruck ihrer Verzweiflung und inneren Schwäche, bringt andererseits wieder ein lebendiges Interesse an Fragen der Allgemeinheit mit sich, dem sich heute kaum mehr jemand entziehen kann. Wer heute der Weltpolitik gleichgültig gegenübersteht, muß ein neurotischer Sonderling sein — vor 20 Jahren noch war das die normale Haltung des durchschnittlichen europäischen Intellektuellen. „Es geht uns alle an!“ — ursprünglich ein Angstschrei, wird zum stärksten Motiv aktiven Mittuns im öffentlichen Interesse. Natürlich muß sich dieser aus der Not der Krise geborene Aktivismus zunächst einmal in Formen äußern, die einem Kampf aller gegen alle mehr ähnlich sehen als einer allmenschlichen Solidarität. Aber dahinter machen sich heute schon Bewegungen und Tendenzen bemerkbar, die ein erhöhtes Verantwortungsgefühl und intensiveres Verständnis für zwischenmenschliche Zusammenhänge verraten. Wir brauchen nicht weit zu gehen: ist nicht der Welterfolg der Ideen *Alfred Adlers*, ist nicht insbesondere das in immer weitere Kreise dringende Verstehen einer Pädagogik, wie es die der individualpsychologischen Schule ist, eine Erscheinung dieser Art, von der man zweifeln könnte, ob sie einige Jahrzehnte vorher eine Menschheit vorgefunden hätte, die dafür reif gewesen wäre? Diese Frage aufwerfen, heißt sie verneinen. Die Individualpsychologie stellt nur das Zentrum einer Bewegung dar, die als elementares pädagogisches Verantwortungsgefühl in den weitesten Kreisen, in allen Klassen und bei allen Nationen in die Erscheinung tritt. Und daß sich dies gerade auf dem Gebiete der Erziehung zeigt, beweist ja schon etwas wie einen sachlich richtigen Instinkt dieser Menschheit: wenn es überhaupt gilt, aus einer über Räume und Zeiten hinweg alle Menschen umfassenden Solidarität heraus zu besseren Lebensformen zu gelangen, als wir sie heute kennen, dann kann man nur hier anfangen, bei der Erziehung unserer Kinder, der künftigen Erzieher.

So zeigt sich das Bild der heutigen Welt für einen auf die Erfassung der Tiefe gerichteten Blick als mehrfach geschichtet. An der Oberfläche spielt sich der Kampf aller gegen alle ab, der brutale, egozentrische, von Angst und Verzweiflung geschürte Kampf der Menschen, die durch den erbarmungslosen Druck der Krise den Mut verloren haben und nun wild um sich zu schlagen scheinen. Es sieht wie Weltuntergang aus, wie eine Entwicklung der Menschen zu Lebensformen, die tief unter denen des wildesten Urmenschentums liegen. Eine raffinierte Technik dient scheinbar nur dazu, Menschen zu töten, zu unterdrücken, die letzten Reste einer Geistigkeit besserer Zeiten in ihnen auszurotten.

Aber während sich an der Oberfläche dieses trost- und hoffnungslose Bild der Entzweiung und der Verwilderung entfaltet, wächst, im Lärm und

in der Unruhe dieser Zeit kaum bemerkt, in der Tiefe das positive Gemeinschaftsgefühl aktiver und zukunftsgläubiger Menschen heran. Dem lauten und vernehmlichen ,,Ja aber . . .“ der neurotischen Oberwelt antwortet leise, ruhig, entschlossen und mutig ein ,,Trotzdem“, um das sich alles Vertrauen sammelt, das es noch in der Welt gibt.

Nietzsche sprach einmal davon, ,,Wie man mit dem Hammer philosophiert“. Seine Gedanken sollten eine Belastungsprobe für alle Menschen sein, unter der die Schwachen zusammenbrechen, die Starken noch stärker werden. Eine Belastungsprobe ganz anderer Art, und doch ein Hammer in diesem Sinne, stellt die Krise unserer Zeit dar. Die Geister scheiden sich: Neurotiker, Entmutigte, hoffnungslose Kämpfer auf der einen, Gemeinschaftsmenschen auf der anderen Seite. Diese Gemeinschaftsmenschen, so glauben wir, werden das letzte Wort behalten.

Die andere Seite des Tores[1]

Von MARIAN KING (New York)

In meinen ersten Kindertagen war ich mehr als andere Kinder der Spielball von Darmkatarrh und Liebkosungen. Nach meinem zweiten Lebensjahr wurde ich körperlich stärker. Ich war ein lebhaftes Kind und erfreute mich an meinen kindlichen Spielen. Wie jedes normale Kind war ich imstande, stundenlang mit einem Blatt Papier oder mit irgend etwas, dessen ich habhaft werden konnte, zu spielen.

Im Alter von 5 Jahren hörte ich ein älteres Mädchen eine Gespenstergeschichte erzählen. Die Geschichte lautete: Es war einmal ein Mann, der sehr schlecht war. Er wurde getötet und in einen Kasten gesperrt. Jeden Morgen und jeden Abend, wenn der Kasten geöffnet wurde, kam das Gespenst dieses Mannes heraus und wanderte durch das Zimmer. Nachdem es seine Wanderung beendet hatte und in den Kasten zurückgekehrt war, konnte es

[1]) Anmerkung der Übersetzerin Dr. med. *Olga Knopf* (New York): Dies ist ein Kapitel aus der Autobiographie eines jungen Mädchens, das wegen ,,Veronalgewöhnung“ viele Monate in einem Sanatorium behandelt und von ihrer Gewohnheit befreit wurde. Das Buch ist ein Jahr nach der Heilung geschrieben worden. Die Heilung ist bis heute andauernd. Das Buch behandelt die Geschichte ihrer Kindheit und Jugend, die Verhältnisse, unter denen sie litt, als sie zum Veronal griff, die Zeit in der Anstalt und die Wege, die zu ihrer Heilung führten. Dieses Kapitel, das die Geschichte ihrer Kindheit und Jugend und die Entwicklung der Veronalsucht enthält, zeigt unter dem Titel ,,Die unentstellte Wahrheit“, deutlich die Entwicklung des Lebensstiles eines verzärtelten Kindes, das einerseits seinen Willen durch Krankheit durchzusetzen sucht, andererseits im Veronal den Ausweg für den übergroßen Ehrgeiz zu finden trachtet.

vorkommen, daß es zu einer Zeit, in der man es nicht vermutete, herauskam und einen wegschleppte. Ich pflegte meinen Kopf während der Nacht zuzudecken. Ich fürchtete mich. Die Schatten der Möbel in meinem Zimmer waren für mich in meiner Vorstellung andere Gespenster. Ich ging immer unter großer Angst zu Bett. Neben meinem Bett stand ein Kasten. Als ich eines Morgens erwachte, sah ich die Tür des Kastens offen. Ich sprang aus dem Bett und lief schreiend durch den Korridor in das Zimmer meiner Mutter. Ich erzählte ihr, es sei ein Geist in dem Kasten und ich hätte die Türe offen gesehen. Sie erklärte mir, daß die Kastentüre durch einen Windstoß geöffnet wurde und daß sie vielleicht am Abend vorher nicht vollkommen geschlossen worden war. Ich trachtete, mich bei dieser Erklärung zu beruhigen, aber es gelang nicht, so sehr ich auch wollte. Ich bekam ein anderes Zimmer, aber ich war von jetzt an sehr darauf bedacht, daß die Kastentüre jeden Abend sehr sorgfältig geschlossen wurde, sonst ging ich nicht zu Bett.

Ein anderes Ereignis, das Furcht in mir hervorrief, war durch einen alten Divan verursacht, der sich seit vielen Jahren im Hause befand. Dieses Möbelstück stand im Hausflur nahe dem rückwärtigen Ausgang. Ich erinnere mich, daß eine alte Decke mit langen, schwarzen Fransen darüber gebreitet war. Eines Tages glaubte eines der Mädchen zu bemerken, daß eine Maus darunter hinlief. Anstatt das Licht aufzudrehen, strich sie ein Zündholz an. Die Decke fing Feuer und die Flammen sind bis heute in meiner Erinnerung. Das Feuer war bald gelöscht, aber ein schwarzer Brandgeruch verblieb für lange Zeit in diesem Teil des Hauses. Immer, wenn ich etwas angestellt hatte, drohte meine Gouvernante, sie würde mich auf den alten Divan legen. Durch die längste Zeit hindurch fürchtete ich mich vor dieser Ecke. Das Feuer hatte mich nicht so sehr erschreckt, aber die Dunkelheit und der Geruch waren die längste Zeit in meiner Erinnerung verblieben.

Als ich neun Jahre alt war, kamen mein Vater und ich auf unserem Wege vom Garten in das Haus, durch die Küche. Die Köchin war gerade dabei, den Ofen anzuzünden, als der Ofen explodierte und die Ofentüre herausgeschleudert wurde. Ich wurde gegen die Mauer geworfen und war einige Minuten lange betäubt. Ich war nicht ernstlich verletzt worden, aber seit dieser Zeit habe ich einen großen Schrecken vor Gasöfen.

Ich erinnere mich auch, als meine Tante zu uns auf Besuch kam. Sie wurde krank und starb in unserem Hause. Ich hörte einen der Bediensteten sagen: „Ich würde gerne wissen, ob sie schon kalt ist.“ Ich konnte den Sinn dieser Bemerkung nicht verstehen. Ich wußte wohl, daß Menschen sterben und hatte bisher den Eindruck, daß sie eben aufhören zu leben, und das wäre alles, mit Ausnahme des Leichenbegängnisses. Ich wollte meine Neugierde befriedigen, und schlich auf meinen Zehenspitzen die Hinterstiege hinauf in das Zimmer, in dem der Leichnam meiner Tante lag. Niemand war im Zimmer. Ich ging zu dem Platz, wo sie aufgebahrt war und berührte ihr Gesicht. Sie war noch warm. Dieser Vorfall brachte mich von Angesicht zu Angesicht in Berührung mit einem Leichnam, und ich wurde in keiner Weise abergläubisch in bezug auf Tote wie andere Kinder.

Meine ersten Kinderjahre waren auf dieselbe Weise verbracht als die anderer Kinder. Bis zu meinem zwölften Jahre hatte ich regelmäßige Unterrichtsstunden am Morgen und hatte sehr viel Zeit für sportliche Übungen im Freien. Vom Beginn des Frühlings bis spät in den Herbst war ich mit meinen Eltern in den Bergen. Ich entwickelte eine große Vorliebe für die Natur, die mich niemals verlassen hat. Besonders gern baute ich kleine Gärten rund um Baumstämme, und für jedes Insekt, tot oder lebendig, hatte ich großes Interesse. Eine spezielle Liebe hatte ich für Pferde und Hunde. Alles, was nur annähernd wie ein Hund ausschaute, brachte ich nach Hause, bis meine Sammlung dieser Geschöpfe so groß wurde, daß dem ein Ende gemacht werden mußte. Anfangs fürchtete ich mich vor dem Wasser, überwand aber bald meine Abneigung und konnte später nur schwer die Zeit abwarten, bis ich zum See gebracht werden konnte, um zu schwimmen.

In dieser Zeit war es mehr als eine Durchschnittsenergie, die mich zu verschiedenen Handlungen veranlaßte. Ich spielte besonders gerne mit Knaben, deren „Geben-und-Nehmen-Geist" mich besonders anzog. Ich pflegte mit ihnen herumzutoben und an allen ihren Spielen teilzunehmen: von Räuber bis zu Baseball; ich raufte sogar mit ihnen auf ziemlich gleicher Basis. Ich erinnere mich niemals, nur als Spielzeug angesehen worden zu sein, sondern wurde immer als einer ihrer „Platte" behandelt; jedenfalls niemals als ein Eindringling. Die Knaben machten niemals eine unziemliche Bemerkung in meiner Gegenwart, und niemand machte mein Geschlecht lächerlich.

Ich erinnere mich an eine Begebenheit: Als ich ungefähr zehn Jahre alt war, waren wir alle dabei, eine Schneefestung zu errichten. Bevor die Zeit zum wirklichen Angriff kam, fing ein Knabe, der einige Jahre älter war als ich, an, in meine Festung zu schießen, kaum daß ich sie beendet hatte. Der Knabe war als Rohling bekannt. Ich wußte, daß ich mit meinen Fäusten nicht mit Erfolg zurückschlagen konnte und so wartete ich auf meine Chance, mich auf andere Weise zu revanchieren. Als er mir seinen Rücken kehrte, ergriff ich einen kleinen Schlitten und schlug ihm damit über den Kopf. Von diesem Tage an war er einer meiner besten Freunde und nahm überall meine Partei.

Ein anderes Mal spielte ich mit zwei Knaben auf einem Sandhaufen. Einer der Knaben warf eine Schaufel voll nach mir. Ich war wütend, obgleich ich in keiner Weise verletzt wurde. Ich ergriff einen Korb, füllte ihn so voll mit Sand als ich konnte und warf beides nach dem Knaben. Meine Tante war gerade auf dem Wege, meine Mutter zu besuchen und kam durch den Garten, als sie den Knaben in Tränen erblickte. Sie fragte, was vorgefallen sei, und er erzählte ihr, daß ich ihn mit Sand verletzt hatte. Sie sandte ihn nach Hause, um sich zu säubern. Anstatt mir etwas zu sagen, ging sie in das Haus und erzählte meiner Mutter, daß ich einen Knaben schwer verletzt hatte. Meine Mutter regte sich sehr auf und rief mich in das Haus. Ich erzählte ihr, was geschehen war, aber meine Tante übertrieb den Vorgang, und ich wurde bestraft. Etwas ging in mir vor: Ein Haß auf meine Tante und ein Gefühl von Ungerechtigkeit meiner Mutter gegenüber. Warum sollte sich eine Verwandte in

meine Angelegenheiten mischen? Das Telephon läutete. Es war die Mutter des Knaben; sie wollte, ihr Sohn solle zu uns kommen, sich dafür zu entschuldigen, daß er mit einem Mädchen gerauft hatte. Meine Mutter erwiderte, daß es ebenso mein Fehler war als seiner, und daß sie mir verboten hatte, Sand oder Schmutz auf jemanden zu werfen. Aber der Gedanke, daß sich jemand in meine Angelegenheiten hineingemischt hatte, verblieb in meinem kindlichen Gedächtnis, und ich wollte niemals mehr in die Nähe meiner Tante kommen, wenn es nicht unumgänglich notwendig war.

Ich liebte aber auch Dinge, die ebenso andere Mädchen im allgemeinen gern haben. Ich spielte gern mit Puppen. Ich pflegte sie beiseite zu nehmen und ihnen Geschichten, die ich selber erfunden hatte, zu erzählen. Ich schrieb für sie Geschichten über meine Tätigkeit während des Tages. Wenn ich im Walde war, so erzählte ich ihnen von den Abenteuern, die ich dort erlebt hatte, sei es, daß ich dort eine Höhle entdeckt hatte oder ich dichtete eine Verschwörung rund um die Höhle, und ich gab mir selber immer die Rolle des Helden oder der Heldin. Ich glaubte an Feen und Elfen. Ich erfand die Geschichten in der Weise, als ob ich eine Fee unter einem Busche gesehen hatte, oder eine Elfe in einem Baumstamm oder auf einem Baum verborgen entdeckt hatte. Ich arrangierte Theaterstücke mit meinen Puppen, gab ihnen Rollen aus der Welt von Phantasie, die ich für mich allein besaß, die ich allein erfunden hatte. Ich pflegte ihnen Gedichte aufzusagen, die ich aus meinen Schulbüchern gelernt hatte. Ich hatte guten Sinn für Rhythmus. Ich konnte komponieren und meinen Puppen vortragen, die ich alle in einer Reihe als meine Zuhörer aufgestellt hatte. Einige meiner Geschichten erzählte ich Wort für Wort, so wie ich sie aus den Büchern gelernt hatte; andere wieder erweiterte ich sowohl was den Inhalt anbetraf, als auch in der Ausarbeitung der verschiedenen Charaktere, soweit ich sie verstehen konnte.

Ich hatte einen Spielkameraden, dessen Mutter sich sehr für die Bühne interessierte, und auch der Knabe zeigte große Vorliebe dafür. Seine Mutter gab ihm schon als kleinen Knaben die Märchen von *Lamb* zu lesen, und ebenso hatte er bereits in sehr jungem Alter *Shakespeare* im Originaltext gelesen. Mit seiner Hilfe wurde ich mit diesen unsterblichen Gestalten wie Portia, Rosalinde, Lady Macbeth, Julia und Ophelia bekannt und lernte sie auch lieben. Der Knabe hatte eine weibliche Vorliebe für Puppen, denen er Namen nach Theaterheldinnen gab; ich ahmte ihn darin nach, nur daß ich auch oft Namen aus dem wirklichen Leben auswählte, anstatt nur aus Dichtungen.

Außer meinen Kameraden aus meiner Altersgruppe erfreute ich mich auch oft der Gesellschaft meines Vaters. Er wollte mich immer um sich herum haben und wir machten zusammen lange Spaziergänge. Er war auf seine Familie und sein Familienleben sehr stolz. Er war ein Mensch, der sehr viel auf Athletik hielt; er war der Ansicht, man müsse auf dem Wasser ebenso zu Hause sein als auf dem Sportplatz und im Salon, daher hörte selbstverständlich das Training niemals auf. Er gab mir so viel wie ich nie von irgendeinem anderen Gesellschafter haben konnte.

Ich liebte meine Mutter und bewunderte sie restlos. Sie widmete unbeschränkte Zeit ihrer Familie und dem Haushalt. Ich liebte ihre Liebkosungen und ihre mütterliche Zärtlichkeit. Doch trotz alledem konnte ich mich nie ihr gegenüber ganz eröffnen und, obgleich sie mein Vertrauen suchte, war ich doch nicht imstande, mich mit ihr auf einen vertrauten Fuß zu stellen, wie eine Tochter mit ihrer Mutter eigentlich sollte. *Meine Puppen oder ich selber* waren diejenigen, mit denen ich mich über Dinge beraten konnte und, wenn ich zu keinem Schluß kommen konnte, sprach ich mit meiner Gouvernannte über meine kindlichen Probleme.

Wann immer ich einen Streit mit meinen Spielgenossen hatte und es nicht nach meinem Willen haben konnte, dann verließ ich sie und ging nach Hause — oder begab mich auf einen anderen Teil des Spielplatzes und spielte allein. Aber mein Ärger dauerte nicht lange, und ich vergaß bald meine Sorgen und kehrte zu meinen Spielkameraden zurück und spielte, als ob nichts gewesen wäre. Im großen und ganzen herrschte ziemliches Einverständnis zwischen meinen Kameraden und mir in bezug auf unsere Spiele und wie wir sie spielen wollten. Nur, wenn ich nicht meinen eigenen Willen haben konnte, kam es vor, daß ich meine eigenen Wege ging.

Wenn aber einer meiner Kameraden in irgendeiner Weise schwindeln wollte oder sich einen Vorteil über ein anderes Kind, das jünger war, erringen wollte, dann griff ich diesen Kameraden mit meinen Händen und Fäusten an. Wenn er für mich zu groß war, als daß ich ihn allein angehen konnte, dann trachtete ich jemand anderen zu gewinnen, der mit mir ging und *dann gewannen wir gewöhnlich.*

Ich erinnere mich eines Vorfalles: Ich hatte beobachtet, wie einer meiner Kameraden einen anderen niederwarf, während wir Fangball spielten. Ich wußte, es war absichtlich. Ich wußte auch, daß jeder sich vor dem Knaben, der dies begangen hatte, fürchtete. Ich spielte gegen ihn, als ich sah, was er getan hatte. Ich beschloß mich an ihm zu rächen, gleichgültig, wie ich es erreichen würde. Ich wartete, bis er den Ball hatte. Ich machte eine Bewegung, als ob ich den Ball fangen wollte. Statt dessen schwang ich meinen Arm mit voller Kraft, während er den Ball warf, und ließ meine Hand, so hart ich konnte, auf sein Gesicht fallen. *Er dachte, es wäre unabsichtlich geschehen, ich aber wußte es besser.* Ich war froh, daß ich mich gerächt hatte, aber ich war gleichzeitig auch traurig, daß es auf eine solch unfaire Art geschehen war.

In derselben Weise benahm ich mich zu Hause, wenn ich nicht meinen Willen haben konnte oder, wenn ich die Gründe für eine ablehnende Antwort oder ein Verbot nicht einsehen konnte. Ich ging dann gewöhnlich in einen anderen Teil des Hauses, um dort über meine Enttäuschung zu brüten und *verweilte dort, bis ich von meiner eigenen Gesellschaft genug hatte.* Manchmal ging ich in meine Spielzimmer und sprach mich mit meinen Puppen aus. Auf diese Weise konnte ich mich davon frei machen, wenn ich mich auch nur mit leblosen Dingen aussprach.

Es gab aber auch Zeiten, in denen ich mit den Füßen stampfte, schäumte und nicht zuhören wollte. Dann wurde ich zu Bett gebracht und mußte den

ganzen Tag im Bett verbringen. Ich haßte dies, denn ich durfte nicht einmal ein Spielzeug mit mir nehmen. Ich weinte nie sehr viel. Ich dachte, Tränen könne es nur geben, wenn man sie vor körperlichen Schmerzen nicht mehr zurückhalten konnte.

Manchmal entstand ein Haß in mir gegen alle, die um mich waren. Es dauerte aber nur kurze Zeit, genau so wie mein Kummer immer nur kurze Zeit dauerte. Ich war niemals imstande, absoluten Haß oder dauernde Abneigung gegen jemanden auf die Dauer zu hegen. Meine Mutter hatte mir gesagt: „Es gibt in jedem Menschen immer gute und schlechte Seiten; aber such' die guten."

Mein Bruder und meine Schwester hatten mehr oder weniger denselben Charakter; aber *beide standen meiner Mutter viel näher* als meinem Vater. Sie waren mit mir nicht auf so gutem Fuß als sie miteinander standen. Ich war niemals neidisch auf irgend etwas, das die beiden miteinander hatten, denn ich konnte mich immer mit Phantasien trösten und mich mit meinen Puppen aussprechen.

Ich erinnere mich als ich einmal unerhört wütend auf meinen Bruder war, als er mein Notizbuch las, in das ich alle Geschichten hineingeschrieben hatte. Ich konnte mit ihm nicht raufen, da er zu groß für mich war, denn er war einige Jahre älter als ich. Als ich entdeckte, daß das Buch in seinem Besitze war, das Buch, das ich als strengstes Geheimnis zwischen meinen Puppen und mir gehütet hatte, war ich wütend. Das erste, das ich sah, war ein Buch, ich hob es auf und warf es nach ihm. Ich verletzte seine Wange. Mein Vater kam gerade zufällig in das Zimmer, und als er sah, was ich getan hatte, nahm er mich in sein Schlafzimmer und prügelte mich durch. Dann mußte ich mich bei meinem Bruder entschuldigen und wurde zu Bett geschickt. Ich nahm die Prügel nicht übel, obgleich sie die ersten waren, die ich von meinem Vater bekommen hatte; ich nahm aber übel, daß mein Vater, den ich anbetete, mich auf diese Weise gestraft hatte. Doch es ging bald vorbei wie alle meine anderen Sorgen, und bald war ich auf ebenso gutem Fuß mit meinem Vater und Bruder als bevor. In mir aber verblieb die Furcht, ich könnte ein nächstes Mal härter geprügelt werden, wenn ich irgend etwas anstellte, das ihn veranlassen könnte, mich wieder in dieser Weise zu züchtigen.

Sexuelle Angelegenheiten wurden sehr selten von meinen Freundinnen und mir besprochen. Wir wurden nicht aufgeklärt, so lange nicht die Zeit dafür da war. Ich glaubte, der Storch bringe die Kinder zu dem Doktor, und er lieferte sie in das Haus ab. Wenn man eine kleine Schwester oder einen kleinen Bruder wünschte, dann mußte man sehr innig dafür beten. Nach meiner ersten Prügelstrafe, für die ich meinem Bruder die Schuld gab, hörte ich auf, zu beten, da ich dachte, es würde mehr Prügel geben, als mir lieb war. Als die Zeit da war, daß ich über sexuelle Dinge aufgeklärt werden sollte, erzählte mir meine Mutter, auf welch wunderbarem Wege Gott die Saat in die Mutter pflanzte, und Sonnenlicht und Ruhe ließe es wachsen, gerade wie eine Pflanze wächst. Ich war mit dieser Version zufrieden und

betrachtete es ebenso wie meine Freundinnen als etwas Heiliges, und es wurde nicht mehr unter uns darüber gesprochen.

Ich ging nicht zur Kirche oder in die Sonntagsschule (Religionsunterricht), denn es wurde mir zu Hause aus der Bibel vorgelesen. Wenn ich aber einmal ging, dann begleitete meine Gouvernante mich zur Presbyterian-Kirche. Ich hatte die Riten gern, denn ich konnte leicht folgen, und ich verstand, was vorging, weil es für mich wie die Bibel war.

Die Bibel hatte für mich eine große Anziehung, besonders die Psalmen. Ich liebte sie und liebe sie noch heute wegen des feierlichen Gefühls, das sie mir einflößten, so oft ich sie las. Die Bibel als Ganzes war für mich eine Masse von Mystik. Ich lernte die Geschichten aus der Bibel wie andere Kinder, aber als es dazu kam, aus der Bibel selbst zu lesen, war ich verwirrt, wie ich den Text verstehen sollte. Aber meine Gouvernante war immer da, es mir in Form einer Geschichte zu erklären. Die Geschichte, die mir am besten gefiel, war die Geschichte von Josef und seinen Brüdern. Ich weiß nicht, ob es dem farbigen Mantel von Josef zuzuschreiben war oder ob es durch den starken Eindruck verursacht wurde, den ich hatte, als ihn seine Brüder in der Höhle allein ließen. Es gab auch andere Geschichten, die mein Interesse fesselten, ich wollte aber immer wieder die Geschichte von Josef hören. („Die Jüngste." Die Redaktion.)

Meine Gebete sagte ich allein. Bald avancierte ich von dem kleinen Gebet „Jetzt gehe ich zu Bett" zu dem „Vater Unser", aber oft fügte ich das kleine Kindergebet hinzu.

Lesen liebte ich sehr. Ich las alles, das in meine Hand kam. Ich hatte eine besondere Vorliebe für Gedichte und lernte Strophe um Strophe. Ich lernte sogar lange Texte aus einigen *Shakespeare*-Stücken. Ich las „Hamlet" und den „Kaufmann von Venedig" immer wieder. Ich schwelgte in den Abenteuern, die *Scott* seine Figuren erleben ließ.

Ich liebte auch alle Märchen, da sie mich den Pfad einer angeregten Vorstellung führten, und wenn die Geschichte aus war, konnte ich Zeilen um Zeilen hinzufügen, um die Verwicklung auszuspinnen. Ich durchsuchte das Wörterbuch und jedes Lehrbuch für Worte, die mir interessant erschienen, und ich schlug ihre Bedeutung nach und versuchte sie anzuwenden. Wenn ich ein Wort nicht verstehen konnte, fragte ich meinen Vater, der mir an einem Beispiel erklärte, wie das Wort angewendet werden sollte.

Ich hatte es gar nicht gern, wenn ein Buch vor mich hingelegt wurde mit den Worten: „Lies und erzähle mir, was Du darin fandest." Ich wollte lieber meine Bücher selber aussuchen. Ich bekam ein besonderes Taschengeld für Bücher, und ich durfte fünf Bücher im Monat kaufen. Das hatte einen wunderbaren Effekt, denn ich verbrachte einen großen Teil meiner freien Zeit in Bibliotheken und in Buchhandlungen, und ich erwog, welches Buch ich kaufen sollte. Glücklicherweise hatte ich unter den Geschäftsleitern eines der Buchhandlungen einen Freund, der mir Bücher gab, die nicht nur gut für mich waren, die aber auch einen allgemeinen Wert hatten. Ich erinnere mich, daß ich „Hypatia" kaufte, ein Buch von *Charles Kingsley*. Wie sehr entzückte mich

dieses Buch! Ich war stark beeindruckt durch den historischen Hintergrund dieses Buches und durch die Art wie Hypatia selber mir erschien, und ich trachtete ihre Reden meinen Puppen als meinen Zuhörern wiederzugeben, und ich dachte und stellte mir vor, ich sei selbst Hypatia und die Puppen wären die Zuhörer von Wissenschaftlern. Wie liebte ich meine Bücher! Ich liebte sie mehr als alles andere, das ich besaß. („Heraus aus der Frauenrolle ?" Die Redaktion.)

*

Sehr bedacht war ich immer auf meine Kleider. Schon als kleines Kind war ich an meiner Erscheinung interessiert. Ich erinnere mich, ich hatte eine Negerin als meine zweite Pflegerin, die pflegte mich auf ihren Armen vor dem Spiegel zu halten und zu sagen: „Blau steht Dir gut, rosa nicht." Einen Fleck auf meinen Kleidern oder irgend etwas Schmutziges in meiner Umgebung konnte ich nicht ausstehen. Wenn ich mein Kleid beschmutzte, wollte ich es sofort ausgewechselt haben. Ich konnte Rüschen und Krausen nicht leiden, hatte aber große Vorliebe für Handarbeit in Kleidern, Kreuzstich und a'jour, feine Stickerei und weiche, schöne Spitzen. Es waren die Muster der letzteren, die mich interessierten. Ich liebte keine dunklen Farben für Kleider. Pastellfarben zogen mich mehr an. Wenn ich ein Kleid bekam, das eine dunkle Farbe hatte, dann mochte ich es nur, wenn es ein kleines Karo war und ein kleines Muster, wie schwarze und weiße Karos einen lichteren Eindruck machten. Ich haßte Hüte und Strümpfe. Ich trug Socken im Sommer und im Winter. („Sich auch äußerlich auszeichnen." Die Redaktion.)

*

Im Alter von 12 Jahren wurde ich in eine Kolonie für Mädchen geschickt. Dort lernte ich zum ersten Male mit Mädchen im Sport zu konkurrieren. Es machte mir großen Spaß. Bis zu dieser Zeit hatte ich viel zu sehr meinen eigenen Willen in bezug auf Sport. Ich hatte *immer nur mit Knaben* gespielt, weil ich ihre Konkurrenz als stärker empfand, aber hier waren Mädchen, die meine stärksten Anstrengungen herausforderten. Ich hatte eine Kusine in dieser Kolonie, die als die beste in sportlichen Angelegenheiten galt. Sie half mir, ermutigte mich und lehrte mich, als Sieger bescheiden zu sein und eine Niederlage gut zu ertragen.

Um dieselbe Zeit entdeckte ich, daß Eifersucht anfing, ihr häßliches Haupt in der Kolonie zu erheben. Die Mädchen nahmen bald meine Siege übel. Sie dachten, es sei nicht fair, das und dieses zu tun. Ich wurde als Anführer einer Juniorengruppe erwählt. Die Senioren hatten zwei oder drei aus unserer Gruppe lieb gewonnen und wir erhielten mehr Aufmerksamkeit als die anderen. Später entdeckte ich, daß ich das Ziel für Neid wurde.

Wenn ich jetzt auf diese Zeit zurückblicke, muß ich sagen, daß dies eine sehr unglückliche Zeit für mich war. Zum erstenmal empfand ich wirkliche Zuneigung zu einem Mädchen, das älter war als ich, und ich hielt mehr von ihrer Bewunderung meiner sportlichen Leistungen als vom Sport selbst. Ich trachtete so viel als möglich, mein Bestes zu tun, wenn sie dabei war, und

dann wartete ich, daß sie etwas Anerkennendes sage. Es waren auch andere unter uns, die auf ihren sogenannten „Schwarm“ warteten, und ich fing an, einzusehen, daß ich mehr Zeit für das Mädchen aufwendete als für den Sport. Ich war der ganzen Klasse um viele Punkte voraus, aber in meinem Geist war ich nicht dasselbe Mädchen mehr. Was ging vor? Ich fragte die anderen, wie sie fühlten in bezug auf die Mädchen, mit denen sie dieselbe Erfahrung hatten. Sie erzählten mir, daß sie kaum schlafen konnten oder irgendwo hingehen, ohne an ihren betreffenden „Schwarm“ zu denken. („Rückzug vom Manne.“ Die Redaktion.)

Meine Kusine nahm mich beiseite und beraubte mich meiner Illusionen über meine Unsinnigkeiten. Es war sehr hart, den „Schwarm“ aufzugeben. Eine Zeit lang behielt ich innerlich noch meine Gefühle, ich hatte aber in anderer Richtung genug zu tun, da ich der Koloniezeitung zugeteilt wurde; das hieß, daß meine Gedanken in anderer Richtung in Anspruch genommen wurden und zwar mit etwas, das für mich zu dieser Zeit sehr nützlich war.

Es war ein Preis für das beste Gedicht über „Bäume“ ausgesetzt. Jede in der Kolonie mußte an der Konkurrenz teilnehmen. Es geschah, daß ich den Preis gewann. Ich muß zugeben, ich war darauf sehr stolz, aber ich verbarg es vor meinen Freundinnen, da ich nicht wollte, daß sie mich lächerlich machten. Ich war sehr empfindlich in bezug auf mein „Schreiben“. Ich hatte es sehr gern, und innerlich dachte ich, daß es nur mir gehöre, aber ich war auch froh, daß die anderen es anerkannten. Ein plötzliches Gefühl von Einzigartigkeit kam über mich. Ich hatte etwas besser getan als sonst jemand, und ich wußte es. Ich fühlte, ich besaß etwas, das von den anderen verschieden war, das zu mir gehörte und das mich den anderen gegenüber überlegen machte; ich gestand dies aber niemandem, sondern behielt es für mich und dachte viel darüber nach. Wie gut war ich doch! („Furcht vor der Kritik der anderen?“ Die Redaktion.)

Den nächsten Winter kam ich zum ersten Male in ein Institut. Ich verblieb dort ein ganzes Schuljahr. Ich hatte dort meine guten und schlechten Zeiten. Eine Begebenheit werde ich nie vergessen. Ich beteiligte mich an einem Spiel, nach dem wir hätten zu Bett gehen sollen. Ich allein wurde erwischt, und ich wurde gefragt, wer mit mir war. Ich wollte nichts verraten. Als Strafe mußte ich den ganzen Tag in meinem Zimmer bleiben, und nach der Konferenz nahmen sie mich mit zu dem Sportplatz „Field Day Meet“, ein Ereignis, auf das meine Kameraden und ich sehnlichst gewartet hatten. Es herrschte große Bestürzung, denn meine Freundinnen rechneten damit, daß ich meine Klasse an die Spitze der athletischen Ehren bringen würde.

Ich hatte ein merkwürdiges Gefühl. Es war das erstemal, daß ich durch das Verhalten eines anderen schwer getroffen wurde[1]). Ich ließ niemanden wissen, wie ich fühlte, und als die Preise ausgeteilt wurden, applaudierte ich den Gewinnern und gab ihnen meine Hand, gerade als ich gehofft hatte, es würde mit mir geschehen.

[1]) Anmerkung der Übersetzerin: Aus dem Manuskript ist nicht klar zu ersehen, daß die Verfasserin vom Spiel ausgeschlossen war, es geht aber deutlich aus dem Zusammenhang hervor.

Aber unmittelbar nachdem die Preise verteilt worden waren, versammelte sich meine Klasse und brachte ein Hoch auf mich aus. Plötzlich kam ein Gefühl von Dankbarkeit über mich, aber ich fühlte noch immer einen Stich von Ungerechtigkeit. Ich erinnere mich, eine der Lehrerinnen sagen zu hören: „Alles, was sie tat, war, es zu nehmen und zu ihrer Klasse zurückzugehen." Ich konnte den Sinn dieser Bemerkung nicht verstehen. Was hatten sie von mir erwartet? In der Nacht verbarg ich meine Tränen, da ich nicht wollte, daß meine Zimmergenossin sie bemerken sollte. Ich war im tiefsten Herzen beschämt. Ich war geschlagen worden, aber ich empfand es als ungerechte Prügel. Ich beschloß, mich in der Weise gegen sie zu revanchieren, daß ich fortsetzte, zu tun, als ob nichts gewesen wäre.

Diesen Sommer ging ich nicht zurück in die Kolonie, aber ich bekam dafür einen professionellen Trainer in Tennis, da ich große Fortschritte in meinem Tennisspiel zu zeigen begann. Eine Anzahl sehr bekannter Tennisspieler hatten mich im Klub spielen gesehen und meinem Vater den Rat gegeben, mich für Turniere trainieren zu lassen. Diesen Sommer und im folgenden Herbst spielte ich in Turnieren. Ich gewann alle Konkurrenzen, die für Junioren ausgeschrieben waren, an denen ich teilnahm, es gelang mir aber nie, über die zweite Serie einer Seniorenkonkurrenz hinauszukommen.

Im Herbst trat ich in eine höhere Töchterschule in meiner Vaterstadt ein. Hier hatte ich Schwierigkeiten, da ich bisher nicht gewußt hatte, was wirkliches Studieren hieß. Ich hatte immer alles, was ich wollte. Ich hatte die andere Schule absolviert, ohne daß ich harte Arbeit hatte, aber hier war es anders; es war im ganzen eine andere Art des Lernens; ich war gezwungen, ein richtiges Programm von Gegenständen anzunehmen. Ich war aber nur in Englisch und Geschichte interessiert.

Ich studierte außerhalb der Schule auch Kunst und Schreiben, eine Stunde im Tag. Ich hatte Musik sehr gern, ich zog es aber vor, die Zeit, die für Musikübungen bestimmt war, für Übungen im Schreiben zu verwenden; so kam es, daß ich niemals so weit kam, für andere spielen zu können, sondern immer nur für mein eigenes Amüsement.

Ich fand bald, daß meine Zeit für die Studien nicht ausreichte, da ich mich fürchtete, unvorbereitet zur Schule zu kommen. Ich fürchtete auch meine Familie wissen zu lassen, daß ich meine Pflicht nicht erfüllen könne, und so wurstelte ich in hartnäckiger Weise fort. Ich erreichte, aufzusteigen, denn ich hatte ein gutes Gedächtnis und lernte meine Aufgaben auswendig. Eine Lehrerin verlangte einmal eine Erklärung, wieso ich bei den Prüfungen so wörtlich zitieren konnte. Ich sagte ihr, daß sie neben mir gesessen hätte, als ich diese schriftliche Prüfung machte und daß ich das Zimmer nur mit Bleistift und Papier und sonst nichts betreten hätte. Sie fand es noch immer merkwürdig und ich bot an, sie möge mich fragen, was sie wolle. Von diesem Tage an hatte ich bessere Noten als die anderen in ihren Klassen. Doch der Gedanke, ausgefragt worden zu sein, gefiel mir nicht. Warum hatte sie Zweifel an mir? Das hatte bisher niemand. Doch ich ließ diese Idee fallen und versuchte für eine Zeit lang, es mit mir allein auszukämpfen. Ich hatte

gelernt, an einem anderen niemals etwas zu tadeln. Ich wünschte nur, ich hätte jemanden, dem ich vertrauen konnte, jemanden, dem ich mich eröffnen konnte, aber ich fürchtete mich.

Ich studierte bis tief in die Nacht hinein, und wenn ich dann zu Bette ging, versuchte ich zu schlafen, aber ich warf mich herum und war unruhig und, wenn ich endlich einschlief, war mein Schlaf ein gestörter. Mein Geist arbeitete die ganze Nacht. („Ehrgeiz." Die Redaktion.) Ich versuchte geometrische Probleme zu lösen oder eine Frage aus der Geschichte zu beantworten. Wenn ich aufwachte, war ich ebenso müde als ob ich meine Augen nicht geschlossen hätte.

Ich war müde. Ich begann Zeichen zu zeigen, daß etwas nicht ganz richtig mit mir war, aber ich versuchte, es vor den anderen zu verbergen.

Durch Monate hindurch hatte ich jeden Nerv angespannt, um mit den anstrengenden und genauen Forderungen, die unsere unbarmherzigen Lehrerinnen an uns stellten, mithalten zu können. Ich schämte mich, meinen Eltern damit zu kommen, die mir doch alles, was in ihrer Macht stand, gegeben hatten, um mir eine Erziehung zu geben und mich glücklich zu machen, — ich schämte mich, ihnen zu sagen, daß ich, ihre Tochter, vom Studium und der Arbeit, die ich in der Schule und in der Kunstschule, die ich auch besuchte, übermüdet war und die Arbeit nicht leisten konnte. Ich fürchtete auch, es gelte als Schande, keine besseren Noten als hohen Durchschnitt zu haben.

Eines Tages, es war in der Kunstschule, überkam mich eine Art fieberhafter Neugierde. Ich ging zu einem Studienkollegen, der mir wegen seines hageren Gesichtes und seiner fremden brennenden Augen aufgefallen war. Ich fragte ihn: „Wie bringen Sie es fertig?" „Was", fragte er mich. „Diese staunenswerten Fortschritte zu machen und doch in ihrer anderen Arbeit nicht zurückzubleiben", war meine Antwort. Dann seine Erwiderung: „Wenn ich müde bin und nicht schlafen kann, oder nicht einmal ausruhen kann, dann gehe ich in eine Apotheke, dort kaufe ich etwas, das mich schlafen und vergessen macht ..." „Was ist das?" fragte ich. „Es ist eine kleine weiße Tablette, Veronal genannt." „Kann es jeder bekommen?" „Jeder kann es bekommen, der dafür bezahlt. Alles was Sie zu tun haben, ist, danach zu fragen und Ihren Namen in ein Buch einzutragen." „Was für Wirkung macht es Ihnen?" fragte ich wiederum sehr interessiert. „Wie ich schon vorher sagte", antwortete er, „es bewirkt, daß man tief schläft und nichts denkt, während man schläft".

Das war an einem Freitag. An meinem Wege von der Kunstschule nach Hause, ging ich in eine Apotheke. Sie war nicht in der Nähe meines Hauses. Ich fürchtete, zu unserem Apotheker, mit dem wir immer zu tun hatten, zu gehen; denn einmal gingen ein Knabe und ich hinein und wollten Zigaretten[1]) kaufen, und der Apotheker wollte sie ihm nicht verkaufen, weil er

[1]) Anmerkung der Übersetzerin: In einer amerikanischen Apotheke „Drug-store" genannt, kann man alles kaufen von Medizinen angefangen bis zu Büchern, Zigaretten, Kaffee, Gefrorenes, Essen und Hausgeräten.

noch nicht 16 Jahre alt war; und so ging ich in eine unbekannte Apotheke und verlangte ein Paket Veronal.

„Wieviel wollen Sie", fragte er mich, „es kommt in so vielen Packungen." „Geben Sie mir das kleinste Quantum, das man kaufen kann." „Für wen ist es?" „Für mich", war meine Antwort. Er nahm ein Buch und ließ mich meinen Namen unterschreiben. Als ich die Feder in die Hand nahm fragte er: „Für welchen Zweck wollen Sie es verwenden?" „Schlaf", antwortete ich.

Als ich nach Hause kam, verbarg ich die kleine Flasche in meinen Reitstiefeln. Ich wartete bis nach dem Nachtmahl, bevor ich die Flasche aus ihrem Versteck herausnahm. Ich wußte, es war Freitag und falls es schlechte Folgen haben sollte, konnte ich dies durch längeres Schlafen, wie gewöhnlich an Samstagen [1]), geheim halten, da ich immer an Tagen, an denen keine Schule war, länger schlief.

Eine plötzliche Furcht kam über mich. Angenommen, jemand fand die Flasche, wenn meine Stiefel geputzt würden? Ich nahm eine Tablette heraus, wickelte sie in ein Taschentuch und steckte beides, die Tablette und die Flasche in die Tasche meiner Bluse, die ich an hatte. Dann versteckte ich die Flasche in einem Kouvert und trug sie hinunter in den Keller und warf sie in den Ofen.

Nach dem Abendessen ging ich in mein Zimmer. Ich entkleidete mich und steckte das Taschentuch in meine Pyjamatasche. Ich ging zu Bett und versuchte zu lesen, ich konnte mich aber nicht konzentrieren, denn die kleine Tablette drückte gegen meine Seite, auf der ich lag und entzog meine Aufmerksamkeit von dem Buche. Ich stand auf und ging in das Badezimmer. Ich nahm ein Glas heißes Wasser und schluckte eine halbe Tablette hinunter. Die andere Hälfte verbarg ich in meiner Tasche und ging zurück ins Bett.

Plötzlich fühlte ich ein merkwürdiges Gefühl über mich kommen. Es war dasselbe Gefühl, das ich einst hatte, als ich eine Injektion bekam, bevor ich in den Operationssaal gebracht wurde, als meine Mandeln entfernt wurden. Eine Thermosflasche steht immer neben meinem Bett für den Fall, daß ich ein Glas Wasser während der Nacht wünschte. Ich nahm ein Glas voll Wasser — die andere Hälfte der Tablette — drehte das Licht aus und schlief ein.

Ich erwachte nicht vor 1 Uhr Mittag am nächsten Tag. Gerade wie der Künstler mir beschrieben hatte. Nichts als guten, tiefen Schlaf. Als ich aber aufstand, kam ein Gefühl von Schwindel und Brechreiz über mich. Ich ging ins Badezimmer, trank einen Schluck Wasser und es wurde besser. Wochenlang nahm ich keine Tablette, da die Schlußprüfungen herankamen. Ich mußte gut abschneiden. Ich hatte nicht mehr Zeit zum Schlafen als ich unbedingt brauchte. Aber ich war noch müde und die kleine Tablette lockte mich.

Ich wartete bis Schulschluß und bis alles in der Schule beendet war. Müde war kein Ausdruck für meinen Zustand. Ich hatte in den Entscheidungen der Tennisturniere gespielt, hatte aktiv an den athletischen Konkurrenzen teilgenommen, hatte meine Arbeit in der Kunstschule beendet

[1]) Anmerkung der Übersetzerin: An Samstagen ist in den amerikanischen Schulen kein Unterricht.

und hatte außerdem in einem Wohltätigkeitstheater mitgespielt. Ich verfolgte dieselbe Taktik als zuvor, wenn ich die Tablette nahm und hatte dasselbe Resultat.

Ungefähr eine Woche nach Schulschluß wurde ich eingeladen, an einem Tennisturnier in einer anderen Stadt mitzuspielen. Mein Vater hatte mir erlaubt, daran teilzunehmen, aber mein Onkel hatte davon gehört und kam zu meinem Vater und sagte ihm, er dächte, es wäre nicht gut für mich, wenn ich mich zu tief in diesen Sport engagieren würde, denn es wäre nichts für mich, von einem Ort zu dem anderen zu gehen und an Turnieren teilzunehmen. Mein Vater hörte auf das, was mein Onkel sagte.

Ein plötzlicher Haß, *absoluter Haß, stieg in mir auf*. Ich haßte meinen Onkel und beschloß, mich an ihm zu rächen. Meinem Vater wollte ich schon zeigen, daß ich gehen würde. Ich wußte damals noch nicht, wie ich es anstellen würde, aber ich wußte, ich würde es irgendwie erreichen.

Es war nicht viele Tage später als der Sohn meines Onkels zu uns herüber kam, mit mir zu spielen. Er war wenige Jahre jünger als ich. Hier war meine Chance, mich mit meinem Onkel auszugleichen. Sein Sohn und ich spielten mit drei anderen Basketball. Ich sah meine Chance als er den Ball hatte: als er dabei war, den Ball zu werfen, stellte ich ihm ein Bein. Er fiel und verletzte sich am Arm. *Ich konnte nicht zur Verantwortung gezogen werden*, es wurde als Unfall angesehen, aber ich wußte es besser; ich freute mich, da ich dachte, ich hätte mich an meinem Onkel gerächt.

Aber da war noch mein Vater, mit dem ich noch einen Weg zu finden hatte . . . Die Tablette war es; ich dachte, wenn es mich krank machte, dann mußte er mir nachgeben und mich zu dem Turnier gehen lassen. Ich kaufte das Mittel und anstatt einer Tablette nahm ich zwei. Ich war fürchterlich krank, nachdem ich diese Dose genommen hatte. Ich erbrach und fühlte so merkwürdig in meinem Kopf und ich schlief! Endlich wurde ein Arzt gerufen. Als er kam, warf er einen Blick auf mich und verordnete ein Abführmittel. Er sagte jedoch meinen Eltern niemals, was vorgefallen war, aber er hatte eine lange Unterredung mit mir. Ich sagte ihm, ich hätte es genommen, *weil ich die Enttäuschung nicht verschmerzen konnte* und fragte, mit welchem Recht einige Mitglieder der Familie meines Vaters sich in meine Angelegenheiten hineinmischten. Er meinte, es würde meine Eltern furchtbar schmerzen, wenn er ihnen sagen würde, was ich getan hatte. Wenn ich ihm aber verspräche, es nie wieder zu tun, dann würde er es richten, daß ich an dem Turnier teilnehmen konnte. Er hat sein Wort gehalten.

Den ganzen Sommer spielte ich in Tennisturnieren des ganzen Landes. Wo immer ich ging, war ich von jemandem begleitet und ich hatte einen großen Genuß. Ich gewann einige Siege und verlor auch einige Spiele.

Diesen Winter ging ich nicht zur Schule zurück, da ich meine ganze Zeit meinem Schreiben und dem Zeichnen zuwenden wollte. Mein Schreiben wurde besser und ein Buch, das ich für die reifere Jugend schrieb, wurde angenommen. Ich wollte mehr für Kinder schreiben, da ich Kinder sehr gerne hatte und es war immer eine Schar von Kindern um mich herum, von den

Straßenkindern angefangen bis zu den Kindern aus höchsten Gesellschaftskreisen.

Ich hatte auch eine Freundin, die eine der bestbekannten Romanschriftstellerinnen war. Zwei oder dreimal der Woche konnte ich zu ihr kommen und sie kritisierte die Arbeit, die ich gerade machte. An Sonntagen hatte sie Freunde zum Tee. Es war ein Ort, an dem die Elite der Stadt zusammen kam. Zwei Freundinnen und ich halfen servieren. Dort war ich der Mittelpunkt des Lobes und ich wurde als ihr Protégé gefeiert. Ich konnte den Erfolg nicht aushalten. Ich wurde *innerlich so eingebildet*, daß es beinahe eine Krankheit wurde, ich ließ aber nie jemanden erkennen, wie ich fühlte.

Immer, wenn ich müde war, nahm ich eine Tablette. Ich hatte aber von meiner letzten Erfahrung gelernt und war sehr vorsichtig mit den Dosen. Ich nahm es immer bald nach dem Abendessen, so daß ich gleich zu Bett gehen konnte. Ich hatte die Gewohnheit, im Bett zu lesen oder zu studieren, so daß meine Familie nicht alarmiert wurde, wenn ich zeitig zu Bett ging.

An Freitagen ging ich tanzen und ebenso an Samstagabenden. Meine Freundinnen sah ich nur selten, denn sie gingen alle noch zur Schule. Ich ritt aber mindestens zweimal der Woche mit ihnen aus. Ich hatte meine Vorliebe für Knaben behalten und wir standen uns als gleich und gleich gegenüber. Ich erlaubte niemals „petting“ oder „necking“ (aktives flirten), da ich es nicht gern hatte. Einmal versuchte es ein junger Mann, mich zu küssen, — er hatte getrunken. Ich konnte den Geruch von Alkohol nicht ausstehen und so beschloß ich, *ich würde es nie erlauben, daß mich einer küßte.*

Einige meiner Freundinnen waren imstande, aus den Flaschen der jungen Leute zu trinken, die diese mit sich hatten. An unserem Büfett gab es immer Getränke, ich berührte sie aber nie. Ich versuchte es einmal, hatte aber genug davon. Ich war nachher krank und mußte durch zwei Tage hindurch immer erbrechen. Mein Vater war froh, daß ich es versucht hatte und nicht mochte. Ich rauchte, aber nicht sehr stark, da ich fürchtete, meinen Atem im Tennis zu schädigen.

Ich spielte gerne Bridge, es war aber keine Leidenschaft. Ich spielte, wenn ich eingeladen war, aber niemals als Selbstzweck.

Alles ging ganz gut in diesem Winter; ich hatte zwei Hauslehrer, mit denen ich streiten konnte und auch die Kunstschule. Nur, wenn ich nicht schlafen konnte oder wenn ich nicht meinen eigenen Willen haben konnte, wenn ich etwas wollte, kam es vor, daß ich zu mich meiner Schreibmaschine setzte und in sie hineinhämmerte und hämmerte, bis ich losgeworden war, was ich übelgenommen hatte. Wenn das nicht half, *dann heuchelte ich Krankheit und nahm eine Tablette*, um meine Enttäuschung zu vergessen. Dies wurde zur Gewohnheit, und wenn eine solche Gelegenheit kam, dann suchte ich Zuflucht, indem ich ein Veronal nahm — und es war, wie ich dachte, *eine Rache*, da ich die meinen durch meine geheuchelte Krankheit in Unruhe versetzte. Ich war von dem Mittel abhängig und ich benützte es ebensosehr als einen Schild zur Sicherheit als es für mich ein Mittel war, zu vergessen. Ich war noch in bezug auf die Menge vorsichtig, da die Worte des Doktors

in meinem Gedächtnis geblieben waren, daß etwas sehr ernstes von einer zu großen Dosis resultieren konnte.

Es war Mitte Mai, als ich einen Brief von meinem Instruktor der Kolonie erhielt, in dem ich eingeladen wurde, als Hilfslehrerin in die Kolonie zu kommen. Ich war über die Tatsache, daß ich ausgewählt worden war, sehr begeistert, denn ich wußte, daß ich in meiner Schülerzeit den ganzen Lehrkörper sehr gerne hatte. Ich zeigte den Brief meiner Mutter, da mein Vater auf einer Geschäftsreise war. Meine Mutter dachte, es wäre sehr gut für mich, das Angebot anzunehmen. Ich hatte niemals irgendeine Verantwortung zu übernehmen gehabt und es könnte mir in vieler Beziehung gut tun. Ich schrieb zurück, daß ich sehr gerne das Angebot annähme.

Als mein Vater zurückkam, erzählte ich ihm von meinem Plan; er stimmte nicht mit mir überein und sagte, ich könne nicht gehen. Aber ich wollte gehen und hatte bereits angenommen. Das machte keinen Unterschied — ich könnte meine Einwilligung zurückziehen.

Mein Vater war ein sehr bedeutender Geschäftsmann. Ich sagte ihm, daß er es auch nicht gerne sehen würde, wenn einer seiner Direktoren ihn enttäuschen würde. Er hingegen meinte, der Fall läge ganz anders; aber ich konnte seinen Standpunkt nicht einsehen. Ich fühlte mich nicht nur verletzt, *ich war auch über alle Maßen enttäuscht.*

Das Mittel — ich dachte, wenn ich es noch einmal nähme, ich könnte bewirken, daß der Doktor meinen Vater überreden könnte, mich gehen zu lassen. Ich war entschlossen zu gehen, was immer auch folgen würde. Ich war entschlossen zu gehen und ich würde ihm schon zeigen, daß ich gehen würde.

Und so ging ich spät am Nachmittag in die Apotheke und kaufte eine Flasche Veronal. Ich verbrannte die Flasche nicht und warf sie auch nicht fort. Ich verbarg die Flasche und ihren Inhalt hinter einem Glas im Medizinschrank. Ich wartete bis nach dem Abendessen, bevor ich den Inhalt der Flasche in die Taschen meines Pyjama entleerte und ich ließ *die Flasche auf dem Waschtisch in meinem Badezimmer stehen. Ich tat es mit Absicht,* da der Doktor mir gesagt hatte, daß eine zu große Dosis ernste Folgen haben könne. So, für den Fall als etwas geschehen sollte, sie würden die Ursache wissen und würden wissen, was zu machen sei. — Ich ging zu Bett. Ich nahm eine Tablette und da sie nicht wirkte, nahm ich mehrere in Intervallen und ich erinnere mich, daß ich mir sagte . . .

*

Redaktionelle Bemerkung: Die Klarheit in dieser mutigen Selbstbiograpie spricht für sich und bestätigt die Auffassungen der Individualpsychologie. Die Redaktion glaubte nur wenig Bemerkungen und Hervorhebungen machen zu müssen.

Schülerselbstmorde

Von Dr. MARIE SEEGEN, Mittelschullehrerin (Wien)

Ein Sechzehnjähriger wirft sich unter den Schnellzug, weil er wegen eines Leidenschaftsausbruches aus der Schule ausgeschlossen worden und die daraus resultierende häusliche Szene als Katastrophe auffaßt. — Zwei Vierzehnjährige stürzen sich aus dem Fenster des Schulhauses, weil die Eltern ihnen den Verkehr miteinander untersagt haben. — Eine Siebzehnjährige erschießt sich nach der Lektüre von „Lotti Graff" von *Hoffensthal*. — Ein Vierzehnjähriger springt in die Donau — wegen einer häuslichen Züchtigung. — Man könnte die Liste noch lange fortsetzen.

Taedium vitae, Weltschmerz, ist ein Symptom der Pubertätskrise. Die Ursachen für diese starken Minderwertigkeitsgefühle, die damit in ein System gebracht werden, sind vielfache [1]). Von klein auf ist das Kind in eine höchst unbequeme Welt hineingestellt, ausgeliefert den Großen, nach denen es sich bei den heute noch üblichen häuslichen Erziehungsmethoden meistens nur widerwillig orientiert, bis es ihnen unter ständigen Anstrengungen und Wachstumsschmerzen entwächst; dies mit der neuen Fähigkeit des abstrakten Denkens, die meist mit der ersten Pubertätswelle zeitlich zusammenfällt und die das ganze Problem des jungen Menschen auf eine andere Stufe hebt; es ist das nicht mehr die Stellung des Kindes gegen das (individuelle) Elternhaus und die Schule, es ist die Stellung des einzelnen gegen die Gesamtheit, die seine Interessen mehr vergewaltigt als vertreten fühlt; aber auch die der neu eintretenden Jugend gegen die auf Autorität. Alter und Bestand fundierte Welt, die sich eben dieser Jugend gegenüber zu behaupten gedenkt.

Der Jugendliche in der Pubertätskrise ist gereizt durch das psychologische Unbehagen der Entwicklungszeit. Mit dem Instrument seiner neuen Denkfähigkeit zum erstenmal ausgestattet, blickt er nun bewußt in seine Welt und in sich selbst. Da meint er sich überall auf Kampf gestellt zu sehen: im Elternhaus an eine Stelle eingereiht, die er sich nicht selbst gewählt hat, ausgeliefert dem Erziehungswillen der Eltern, die ihn zu kennen vorgeben, während er sich in seinem fühlbaren Wachstum seelisch bis zur Unkenntlichkeit verändert erscheint; in der Schule einer Tätigkeit hingegeben, die er, gerade zur Zeit seiner Gärung, vielfach als sinnlos, langweilig und ihm willkürlich auferlegt empfindet, und für die er daher um so weniger die nötige Konzentration aufbringen will.

Dazu kommt als Hauptfaktor eine starke Vereinsamung: Durch seine ständigen Minderwertigkeitsgefühle immer wieder auf sich zurückgeführt, bringt er

[1]) Siehe hierzu die Beiträge über Schülerselbstmorde in *Adler-Furtmüller-Wexberg*: Heilen und Bilden. J. F. Bergmann. I. Aufl.

nicht das nötige Interesse für andere auf und leidet dennoch unter der sich daraus ergebenden Isolierung. Findet er aber eine Beziehung zu Gleichaltrigen, so wird sich wohl in diesen kritischen Jahren Eros einmischen und sie ins Schwärmerisch-Überspannte treiben, so daß er auch hier keinen Ruhepunkt findet.

Zweierlei möchte der Jugendliche nun zur eigenen Befreiung: *selbständig sein* und *etwas gelten.* Um dieses Doppelziel zu erreichen, muß er seine eigene Kraft, seine Fähigkeiten überblicken und an denen der anderen messen, und er weiß noch nicht, daß er damit Fluida erkennen will, die sich erst an ihrer Wirkung, an Leistungen, bestimmen lassen. Diesen Mangel an Wirkung, zu der ihm einfach der Mut fehlt, legt er nun sich selbst zur Last, flieht aber bald aus der ihn bedrückenden Selbstkritik, die Kleinmut erzeugen muß, in einen aus Wunsch und Phantasie geborenen Hochmut, der ungedeckte Wechsel auf die Zukunft ausstellt. Der Jugendliche kennt noch nicht seine Grenzen, die ihm ja nur das Leben zeigen kann, und schwankt darum zwischen Selbstverachtung und Selbstüberschätzung. In diesem Zustand psychischer Überempfindlichkeit ist der Schritt in den Tod ein verächtlicher Protest und gleichzeitig Racheakt gegen den vermeintlichen Feind: gegen das Leben und oft auch gegen die nächsten „Feinde", die sogenannten Lieben, die der Jugendliche unbewußt mit seinem Tod zu treffen hofft.

Was kann nun in dieser gefahrvollen Zeit das Milieu, vor allem Elternhaus und Schule, für den jungen Menschen tun? Wenn, wie in vielen Fällen, von jeher eine Spannung besteht, so werden die Eltern, auch wenn sie noch so einsichtsvoll sind, sie in dem Moment kaum beseitigen können. In solchen kann oft ein Milieuwechsel, wie bei anderen psychischen Störungen, *Entlastung* oder geradezu Heilung bringen. Hat der Junge zu den Eltern Vertrauen, so mag er bei ihnen bleiben, wenn sie *verstehen, zu verstehen.*

Es ist ein Problem des Taktes, die seelischen Kämpfe des anderen zu berücksichtigen und doch zu übersehen, weder zu bagatellisieren noch aufzubauschen. Dafür gibt es keine Regel. Die Haltung des Lehrers in der Schule ist der oben skizzierten der Eltern ähnlich, aber leichter, da die Abhängigkeit des Schülers geringer; im Falle eines Konflikts soll ein Schulwechsel nicht als Katastrophe dargestellt werden. Im allgemeinen empfiehlt sich eine nachsichtig verstehende Disziplin in den Unterklassen, die in den Oberklassen, im Revolutionsalter der Jungen, noch lockerer werden kann, ohne ins Chaos zu münden. Disziplin ist ja letzten Endes Erziehung zur Selbstbeherrschung, doch grundlegende Erziehung jeder Art gehört in die Kinderstube und ist bei den Vierzehn-, Fünfzehnjährigen oft schon ziemlich schwer nachzuholen.

Ist es doch mit den psychischen Krisen wie mit den psychischen Krankheiten: es ist auch hier leichter vorzubeugen als zu heilen! Ist das Elternhaus gesund und wird das Kind individualpsychologisch erzogen, so wird es schließlich die Pubertätskrise leicht überstehen.

Buchbesprechungen

WALTER B. CANNON: *The Wisdom of the Body.* W. W. Norton and Co., New York 1932.

Unentbehrlich für alle Individualpsychologen, die sich über den Zusammenhang von Affekten und körperlichen Veränderungen informieren wollen. Ein unentbehrliches Werk auch, das das Streben des Körpers beschreibt, bei allen Störungen von innen und außen das körperliche Gleichgewicht zu erhalten, nicht etwa ein Streben nach Tod, sondern jenes aktive Gleichgewicht, ein Erwerb der Evolution, das den Körper instand setzt, die Lebensfragen zu lösen. Des Verfassers eigenstes Gebiet ist die Erforschung des autonomen Nervensystems und seines Zusammenhangs mit den endokrinen Drüsen, ihre Wirkungsweise bei äußeren und inneren Störungen und ihr Erfolg in Wiederherstellung des Equilibriums. Die Herstellung der Qualität und der Quantität des Blutes, ein Prozeß, den der Autor Homeostasis nennt, steht im Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Der auf diesem Gebiet führende Forscher beschreibt in meisterhafter, klarer Sprache Probleme wie: The Safe-Guarding of an effective fluid matrice, the constancy of the watercontent, of the salt content, of the blood sugar, blood protein, bloodfat, blood calcium, the maintenance of an adequate oxygen supply, of the neutrality in the blood, of the temperature etc. Es folgt eine umfassende Beschreibung der Rolle des Sympathico-Adrenalsystems in bezug auf Homeostasis und ein geistreicher Epilog, der auf mögliche Beziehungen zwischen biologischer und sozialer Homeostasis hinweist.

Dr. *Alfred Adler.*

Dr. EUGEN SCHMIDT, Rechtsanwalt in München: *Das Verbrechen als Ausdrucksform sozialer Entmutigung.* J. Schweitzers Verlag (Arthur Sellier) in München, Berlin und Leipzig.

Unser Freund und Mitarbeiter *Schmidt* gibt in diesem Buche eine einführende Betrachtung über das Werden und die Behandlung der kriminellen Persönlichkeit auf Grund der Erkenntnisse der Individualpsychologie *Alfred Adlers.* Er charakterisiert hierbei lebensvoll auch die psychologischen Richtungen von *Breuer, Freud* und *Jung.* Die Entstehung von Verbrechen weist *Schmidt* anschaulich an uns allen bekannten Kriminalfällen auf. Er analysiert einen Fall seiner Strafanwaltspraxis vor dem Schwurgericht und zeigt die Leitlinie des Attentäters auf, die deutlich den Stempel der sozialen Entmutigung trägt, die auf Vereinsamung und Enttäuschung in der Kindheit zurückgeht. In einem besonderen Abschnitt über *Alfred Döblins* „Berlin-Alexanderplatz" — Die Geschichte vom *Franz Biberkopf* — vermittelt *Schmidt* eine überaus klare und eindrucksvolle Einsicht in die Umwege und falschen Wege, die *Franz Biberkopf* beschritt, um auf die nützliche Seite des Lebens zu gelangen.

Worin die feindliche Einstellung der Sexualverbrecher zu ihrer Umwelt begründet ist, ist selten so klar herausgearbeitet worden, wie von *Schmidt* auf Grund seines individualpsychologischen Wissens und Könnens.

Dem Abschnitte „Strafvollzug" ist ein Fragebogen über die wichtigsten Gesichtspunkte der Charaktererforschung bei Kriminellen beigegeben. Die Einsichten *Schmidts* über den Strafvollzug, über seine Zielsetzung und seine Handhabung, sind gut begründet und berechtigt: „Es bedeutet keine Gefährdung, sondern vielmehr einen Fortschritt in der Verbrechensbekämpfung, wenn künftig der Strafvollzug davon absieht, Abschreckungstendenzen zu verfolgen. Es ist nicht notwendig, daß der zunächst in vielen Fällen noch unentbehrliche Freiheitsentzug den Strafcharakter betonen muß."

In der Phantasie mancher Überängstlicher werden sich wohl die Gefängnisse der Zukunft bereits in luxuriöse Sanatorien verwandeln. Daß davon keine Rede sein kann, braucht wohl nicht weiter betont zu werden. Daß für Anstalten, die ja so viele schwierige Elemente bergen, eine energische und zugleich aber auch gütige Hand walten muß, ist ohne weiteres klar. (Die „Sanatoriums" besorgten können übrigens ganz unbesorgt sein. Die Tagesverpflegung eines Gefangenen dürfte sich auf noch nicht 40 Rpf. stellen. Vor 1800 stellte sie sich bei Fleiß und Wohlverhalten auf 72 Rthl. für das Jahr. Der Anstaltsdirektor bezog in der Zeit 400—600 Rthl. Gehalt. Diese Gegenüberstellung in Zahlen beweist, wie es um das „Hotelessen" in den Strafanstalten bestellt ist!)

Wenn *Schmidt* der Entmutigung des Rechtsbrechers, der ja — selbst in der Gestalt des Gewalttäters — kein „Held", sondern ein Lebensflüchtling ist, das Wort redet, dann wendet er sich auch an uns, an die Gesellschaft schlechthin. Denn: was nützen die Erziehungsmaßnahmen und ihre Hilfen, wenn, infolge der Organisationsmängel der Gesellschaft, der Rechtsbrecher nur unter ungeheuerlichen Schwierigkeiten — meistens aber überhaupt nicht — der Gesellschaft wieder eingegliedert werden kann, auch dann nicht, wenn er ein

„nützliches Mitglied der Gesellschaft" sein könnte und es durchaus sein möchte! Aus diesem qualvollen Miterleben sieht *Schmidt* wie sein Landsmann *Viernstein*, daß die Fragestellung nach dem Zusammenhang von Stufenstrafvollzug und Rückfall eine verfehlte ist.

Schmidts Schrift sollte in keinem Hause, wo die Frage der Menschenbildung sich stellt, fehlen. Sie ist ein Buch, das nicht nur zählt, es muß mit ihm gerechnet werden.

Fritz Kleist (*Celle*)

OTTO JANSSEN: *Das erlebende Ich und sein Dasein.* Verlag Walter de Gruyter, Berlin und Leipzig, 1932.

Das vorliegende Buch versucht abseits von der personalistisch gerichteten Forschung der Gegenwart das *Ich* selbst, seine zentrierende Funktion, seine bestandhaften und ideellen Verbindlichkeiten in einem Felde „des Daseienden, sein eigenes Dasein und die Frage seiner Existenz" zu klären. Schon aus dieser Zielangabe ist ersichtlich, daß *Janssen* sich der Sprachtechnik der Phänomenologen um *Heidegger* bedient. Trotz dieser Sprachgemeinschaft mit *Heidegger* steht der Autor in scharfem Gegensatze zu dem Schöpfer der Fundamentalontologie, demgegenüber er daran festhält, daß der Mensch nicht erst durch die „Besorgung" Dasein hat, sondern auch ohne diese Bezogenheit auf den andern (vermöge der Besorgung) *da* ist. Man kann das Verhältnis *Janssens* zu *Heidegger* vielleicht in der Weise (höchst unzulänglich) charakterisieren, daß *Janssen*, vom Biologischen ausgehend, im Menschen zunächst das Zentrum alles Individuumseins: das *Ich*, im Auge hat, während *Heidegger* vom Soziologischen ausgehend, seinen Blick mehr auf die *Verschränkung* der einzelnen Iche in der „Besorgung" richtet. Während *Heidegger* findet, daß das Mitsein existential das Dasein bestimmt, „auch dann, wenn ein anderer faktisch nicht vorhanden und wahrgenommen ist", meint *Janssen*, daß sich der Mensch „zunächst in der Wer-Haltung des Subjektseins stehend, in jener seltsamen diffusen und ungeschiedenen Verfassung, in der alles Ichhaltige und das Ich inbegriffen", antrifft, in der sich eine Art von Teilhabe an der viszeralen und sui generis räumlichen Leiblichkeit bekundet.

Vom Standpunkt des Individualpsychologen wird das Buch vor allem dadurch interessant, daß es die Ganzheit — freilich oft auf Kosten der sozialen Beziehung — in seiner empiristisch-phänomenologischen Manier analysiert und dabei in bezug auf die Tiefenschichtung der menschlichen Persönlichkeit zu Resultaten kommt, die sich etwa in jener Linie bewegen, in der die Individualpsychologie zum Ersatz des Unbewußten durch das Unverstandene fortgeschritten ist.

Die Technik *Janssens* wurde oben als eine Art „empiristischer Phänomenologie" bezeichnet, insofern er sich strikt an die Erfahrung im Sinne der Empiristen hält, das dort Vorgefundene aber — leider! — in der *Heideggerschen* „Geheimsprache" formuliert. So zeigt *Janssen* z. B., daß die echt phänomenologische Erforschung der Depersonalisations- und Entfremdungsphänomene zu Folgerungen führt, die mit den Tatsachen nicht übereinstimmen: Feststellungen von großer Tragweite, die sich aber wohl auch in einer Weise formulieren ließen, die der Gemeinschaft mehr entgegenkäme. Die *Heidegger-Janssensche* Geheimsprache kann kaum für sich das Recht in Anspruch nehmen, das die mathematischen Logistiker wohl behaupten können, wenn sie die Wortsprache durch eine Symbolik ersetzen. So kann man die tiefgehenden Untersuchungen *Janssens* wohl nur denen empfehlen, die sich durch die Schwierigkeit des Verständnisses der Darstellung nicht abhalten lassen.

Ferdinand Birnbaum (Wien).

CHARLOTTE BÜHLER: *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem.* Verlag S. Hirzel, Leipzig 1933.

Die Verfasserin bezeichnet ihr Buch selbst als einen ersten Entwurf, der das Thema umreißen und mit vielen Beispielen belegen soll. Das Thema ist der menschliche Lebenslauf in seiner Ganzheit. Im ersten Teile des Buches versucht *Bühler* — im Anschluß an die Aspekttheorie *Karl Bühlers* — den Lebenslauf vom behavioristischen, dann vom Erlebnis- und schließlich vom Werkaspekt aus zu erfassen, während der zweite Teil eine Normalstruktur des Lebenslaufes konstruiert und von ihm aus die Sonderformen zu beleuchten sich bemüht. Es ist bei der Reichhaltigkeit des Inhaltes nicht leicht, die einzelnen Thesen herauszustellen. Da dies aber nötig ist, um dem Außenstehenden einen Begriff von der Arbeit zu geben, so sei der Versuch gewagt, aus der Fülle einzelne dominierende Thesen herzusetzen. 1. Man kann den Lebenslauf zum Zwecke einer Übersicht im Anschluß an die biologisch-soziologische Lebenskurve in fünf Phasen gliedern: Aufstieg, Höhe, Niedergang und zwei Zwischenphasen. 2. Der biologische Höhepunkt stimmt mit dem Erlebnis- und Werkhöhepunkt nur dann überein, wenn der Geist im Leben des Menschen keine besondere Rolle spielt; bei geistigen Menschen kommt der Erlebnis- und Werkhöhepunkt später. 3. Diese fünf Lebensphasen spiegeln im Großen die fünf Unterphasen des Kindheits- und Jugendalters wieder, die *Bühler* in „Kindheit und Jugend" konstruiert hat. 4. Jedes Leben zielt auf Erfüllung ab. Ein Leben ist erfüllt, wenn der Mensch sowohl auf persönlichem wie auf sachlichem Gebiete seine Bedürfnisse befriedigt und seine Aufgaben vollendet sieht und wirklich befriedigt und vollendet. 5. Ob ein Leben zur Vollendung gelangt, hängt davon ab, ob zwischen Bedürfnissen und Aufgaben einerseits und den Chancen andererseits eine gute Zuordnung besteht.

Die Individualpsychologie unterscheidet sich von der *Bühlerschen* Entwicklungspsychologie zunächst durch die andersartige Fragestellung. Während uns das Individuelle und seine Genese interessiert, erklärt *Bühler*, daß es ihr in diesem Buch weder auf das Individuelle noch auf das Typologische als solches und auch nicht auf die Genese ankomme, sondern auf die *allgemeinen Erscheinungen* und auf die *formale Struktur*. Man kann vom Standpunkte der Individualpsychologie aus bezweifeln, ob eine solche Fragestellung geeignet sei, das Verständnis eines Individuums zu erleichtern, sofern es sich um die letzten Bedingnisse der Lebensstilbildung handelt. Wir verneinen es glattweg, eine menschliche Individualität verstehen zu können, wenn man ihre ersten Auseinandersetzungen mit der Welt, wie sie sich etwa in der Geschwisterkonstellation ausdrücken, nicht in Rechnung stellt. Trotzdem dürfen wir den Nutzen der *Bühlerschen* Untersuchungen auch für unsere Tätigkeit keineswegs ignorieren. Wir sehen diesen Nutzen darin, daß hier die Auseinandersetzungen fertiger Lebensstile mit allgemein menschlichen Ereignissen in einer Weise dargestellt sind, wie es vordem in solcher Übersichtlichkeit noch nicht gezeigt wurde. Wenn man das Buch *Bühlers* in *dieser* Einstellung liest, wird man über die Übereinstimmung der letzten Resultate ihrer und der individualpsychologischen Forschung erstaunt sein. Der armselige Traum von der bloßen Reaktivität des Menschen ist endgültig ausgeträumt; auch in *Bühlers* Buch ist der Mensch das, als was ihn die Individualpsychologie längst erkannt hat: ein stellungnehmendes, ein agierendes, ein alle Reaktionskausalität souverän überwindendes Wesen. So erscheinen uns als die reizvollsten Abschnitte jene, in denen die Autorin den Erlebnis- und Werkaspekt gegen den behavioristisch erfaßten Ereignisaspekt absetzt. Ja, noch mehr! Wenn *Bühler* zu der Feststellung kommt, daß die Ereignisse schon vorher im Erlebnis aufleuchten, sehen wir darin eine glänzende Bestätigung der *Adlerschen* Lehre vom inneren Training. Wir möchten nur erwarten, daß in der Sonderveröffentlichung, die in dem Buch angekündigt wird, und in der auch die außerhalb ihres Kreises geschaffenen Arbeiten genannt werden sollen, die Leistungen der Individualpsychologie zu Worte kommen werden.

Alles in allem darf auch der Individualpsychologe sagen, daß dieses Werk unser größtes Interesse verdient, nicht nur wegen der Fülle neuen Materiales, sondern auch wegen der neuen Gesichtspunkte, die es in vielem hoch über die bloße Schematik früherer Veröffentlichungen stellt.

F. Birnbaum (Wien).

HEDWIG SCHULHOF: *Ein Buch vom Leben und Gelebtwerden.* Verlag Erich Spiethoff, Reichenberg 1932.

Im ersten Abschnitt schildert die Verfasserin in anmutig-novellistischer Form das Reifen einer suchenden Seele durch das Erlebnis der Individualpsychologie. Tiefste individualpsychologische Erkenntnisse in solch anziehender, leicht faßlicher Art auch für die breiten Massen verständlich zu gestalten ist äußerst begrüßenswert, und so bildet dieses kleine Buch eine wirkungsvolle Werbeschrift.

Im zweiten Teil behandelt *Hedwig Schulhof* mit der ihr eigenen, souveränen Beherrschung des Stoffes literarische Probleme unter dem Aspekt der Individualpsychologie. Die Großen der Literaturgeschichte werden durch die zwingende Logik individualpsychologischer Deutung ihrer Gottähnlichkeit entkleidet um statt dessen das viel menschlichere Attribut des leidenden, ringenden Bruders zu gewinnen. So sollte an allen Schulen Literaturgeschichte unterrichtet werden, dann würde die Jugend lernen, in ihren Dichtern nicht nur weltentrückte Wesen höherer Art zu sehen, die in ihrer Unerreichbarkeit letzten Endes doch entmutigend wirkten, sondern sie würde an der Tatsache, daß die meisten unter ihnen erst durch mutige Überkompensation zu ihrem künstlerischen Schaffen gelangten, ein Beispiel von großem erzieherischem Wert erleben.

Hedwig Schulhof schließt ihr Buch mit einigen interessanten Beiträgen zum Problem der Frauenbewegung, deren letztes ideales Ziel, „die Bildung einer harmonisch mann-weiblichen Kultur" nicht der *Frauenrechtlerin*, sondern der *Frauenpflichtlerin* vorbehalten bleibt. *Lola Dubsky* (Wien).

PAUL COHN: *Um Nietzsches Untergang.* Mit einem Anhang in vier Briefen an den Verfasser von *Elisabeth Förster-Nietzsche.* Die Zeit von Nietzsches Erkrankung bis zu seinem Tode. Morris Verlag, Hannover.

Für den Individualpsychologen enthält diese Schrift nichts Neues. Die Bemühungen, das Wesen des Genius zu erläutern, entbehren bei aller liebevollen Erörterung einer leitenden Idee.

Vom psychologischen Standpunkt interessant ist für den Nietzscheleser und Kenner seiner Lebensgeschichte der Anhang in vier Briefen von *Elisabeth Förster-Nietzsche.*

Die heute wenig fruchtbare Polemik könnte uns nicht dem entfremden, was wir *Nietzsche* verdanken, noch auch unseren kritischen Standpunkt bezeichnen.

Dr. *Alice Friedmann* (Wien).

ABBÉ LE MAITRE, Jesuit Priest, Professor der Universität in Louvain: *Science and Religion.* Erklärt in einem Vortrag am California Institute of Technology: „Alle Probleme des Lebens können durch Religion oder durch Wissenschaft gelöst werden, aber nicht durch beide vereint. Es ist ein häufiger Fehler, wissenschaftliche Probleme vom Standpunkt der Religion oder religiöse vom Stand-

punkt der Wissenschaft aus zu behandeln. Jedes Problem muß in jenem Feld betrachtet werden, in dem es entstanden ist."

Ob solche ernste Betonung imstande sein wird, den heißen Eifer jener abzukühlen, die in dem oben erwähnten Irrtum wandeln, ist zu bezweifeln. Gilt auch für andere Halbwisser, die Wissenschaft vom politischen Standpunkt aus betrachtet wissen wollen. *Cranford.*

STUDIES *in the dynamics of Behaviour.* Edited by *Karl S. Lashley,* University Press of Chicago 1932.

Wir zitieren zur Beruhigung der Experimentalisten den einen Satz: „Die gegenwärtigen experimentellen Testmethoden sind nicht geeignet, weder positiv noch negativ, die Fragen zu beantworten, die sich auf das Verhalten der Persönlichkeit beziehen."

Die Individualpsychologie versteht diesen Mangel und lehrt, man kann die Teile und ihren Sinn nur verstehen, wenn man vorher das Ganze des Individuums verstanden hat. *Osler.*

WOLFGANG KÖHLER: *Gestalt Psychology.* Verlag: G. Bell and Sons Ltd., 1930.

Das vorliegende Buch ist die erste ausführliche Darstellung der Gestaltpsychologie durch einen der Vertreter dieser Forschungsrichtung. Für den Individualpsychologen ist eine nähere Beschäftigung mit der Gestaltpsychologie besonders interessant und anregend, weil sie in einigen Grundprinzipien Verwandtschaft mit der *Adler*schen Lehre aufweist.

Das Buch ist in englischer Sprache abgefaßt, weil es zunächst als eine Auseinandersetzung mit den beiden wichtigsten amerikanischen Psychologenschulen, den Behaviorists und Introspectionists gedacht ist, die sich ziemlich unabhängig von der deutschen psychologischen Forschungsarbeit entwickelt haben. Die Grundeinstellung, die hier von *Köhler* angegriffen wird, wird auch in Europa vielfach vertreten, wenn sie auch nicht in klare Worte gefaßt zu werden pflegt. Nach dem mißverstandenen Vorbild der Physik wird die gesamte Welt der unmittelbaren Erfahrung (d. h. die Welt, wie sie jeder erlebt, wenn er nicht gerade wissenschaftlich denkt, sondern im gewöhnlichen Leben handelt) als Summe voneinander unabhängiger Teile aufgefaßt. Die Ordnung und Verbindung dieser Teile soll durch feste Vorrichtungen geleistet werden, die so ausgedacht sind, daß sie das Beobachtungsmaterial erklären. Bei den Behavioristen garantieren Reflexe und bedingte Reflexe die Ordnung. Die Introspektionisten halten ebenfalls daran fest, daß das, was uns ursprünglich gegeben ist, kleinste Teile sind, die durch „Erfahrung" zu Einheiten verbunden werden. Was „Erfahrung" ist, unter welchen Bedingungen sie zustande kommt, darüber haben die Introspektionisten keine Betrachtungen angestellt. Die Größenkonstanz z. B. (die Tatsache, daß ein Gegenstand, der dem Auge von 4 m auf 2 m genähert wird, sich in seiner Größe für den Beobachter nicht ändert, obgleich sich die lineare Größe des Netzhautbildes verdoppelt), wird von den Introspektionisten durch „Erfahrung" erklärt. Ebenso lösen sie das Problem, wie die Ordnung im Sehfeld zustande kommt: Jeder Punkt im sichtbaren Außenraum sendet Strahlen in das Auge, die auf ihrem Wege gänzlich unabhängig voneinander sind. Von der Netzhaut aus soll die durch die Strahlen hervorgebrachte Reizung auf voneinander isolierten Bahnen ins Gehirn geleitet werden. Dort würde aber, wenn es wirklich diese *isolierten* Leitungsvorrichtungen gäbe, ein sinnloses Mosaik von einzelnen Prozessen vorliegen. Diesem unzusammenhängenden Mosaik von Hirnprozessen würde also kein gutgegliederter Sehraum mit einzelnen Dingen entsprechen, sondern ein Chaos von „Punkten". Nun soll die *Erfahrung* für das Sehen von Dingen verantwortlich gemacht werden. Dieser von einer großen Reihe von Psychologen vertretene Ansatz läßt sich nicht halten, denn man kann zeigen, daß Gruppierungen auch gesehen werden, wo Erfahrung nicht vorliegen kann. Man sieht z. B. häufig geformte Gebilde im Nebel, ohne sie zu erkennen. Beliebige Punkte erscheinen in bestimmter Gruppierung für alle Beobachter in Abhängigkeit von ihrer Lage oder Gleichheit der Form usw. Welche Gruppierungen auftreten, bestimmt sich nach den von *Wertheimer* näher untersuchten „Gestaltfaktoren".

Die Theoriebildungen, die sich auf die Zerlegung in kleinste Teile und deren maschinelle Ordnung und Zusammensetzung stützen (unter der Voraussetzung, daß diese sich bei ihrer Vereinigung nicht ändern — „Konstanzannahme") sind damit zunächst für das Sehfeld widerlegt. Sie lassen sich aber auch durch entsprechende Argumentation z. B. für das Gebiet des Gedächtnisses ausschalten. Es bleibt die Frage, ob prinzipiell eine andere Art der Hypothesenbildung möglich ist; man braucht dazu nicht eine spezielle Lebenskraft anzunehmen, wie es der Vitalismus tut.

K. untersucht ausführlich die Möglichkeit einer *dynamischen* Theoriebildung, die nicht die konstruierten Teile voraussetzt, sondern *von wahrgenommenen Ganzen und ihren konkreten Eigenschaften* ausgeht. *K.* schließt sich dabei an Gedankengänge an, die *Mach* und *v. Ehrenfels* dargelegt haben, die allerdings dabei die Konstanzannahme nicht aufgaben. Eine der wichtigsten Eigenschaften solcher „Gestalten", d. h. solcher Ganzheiten, die Eigenschaften haben, die nicht durch einzelne lokale Reize oder deren Summierung bestimmt sind, ist die Transponierbarkeit, die Tatsache, daß eine Gestalt dieselbe bleiben kann, obwohl alle ihre Elemente extrem geändert werden (vgl. eine

Melodie in verschiedenen Tonarten, Klangfarben usw.). Die Transponierbarkeit ist aber nicht nur eine Eigenschaft von Gegenständen und Vorgängen in der phänomenalen Welt, es gibt auch transponierbare physikalische Systeme. Die Verteilung der Elektrizität auf einem Leiter bleibt dieselbe, auch wenn die Elektrizitätsmenge vermindert wird.

Da es physikalische und psychische Gestalten gibt, ist vom gestaltpsychologischen Standpunkt eine fruchtbare Theoriebildung über psychophysische Probleme möglich. Die meisten Philosophen und Psychologen standen und stehen seit *Descartes* auf dem Standpunkt, daß Körper und Seele toto genere verschieden sind. Hätten beide aber die identischen Verlaufsgesetze, so lösen sich eine Reihe von Problemen selbstverständlich und einfach. Hier kommt die Gestaltpsychologie von einer ganz anderen Richtung her zu der Grundkonzeption *Adlers*: Individuum gleich *Leib-Seele-Einheit*.

Es war eine sehr schwer lösbare Frage, wie das Erkennen von Ausdruck zustande kommen soll, woher man z. B. weiß, daß ein Mensch, den man vor sich sieht, traurig ist. Zur Erklärung wurde die Analogieschlußtheorie verwendet: „Ich weiß von mir selber, was ich für ein Gesicht mache, wenn ich traurig bin. Wenn ich dieselben Gesichtszüge an einem anderen sehe, dann sehe ich, daß er traurig ist.“ Dem widerspricht, daß kleine Kinder und Tiere prompt auf Gesichtsausdruck reagieren. Wird nun aber eine Gestaltgleichheit von Hirngeschehen und Psychischem hypothetisch gesetzt (das ergibt konkrete Forderungen an den Ausfall von Experimenten), so würde z. B. einem erlebten Crescendo auch ein Crescendo in der äußeren Bewegung entsprechen. Das Erlebnis des Pianisten ist hinsichtlich der Organisation ein Abbild der zugrunde liegenden Prozesse in seinem Nervensystem. Die erzeugten Schallwellen sind nicht organisiert, aber ihre gegenseitigen Beziehungen entsprechen irgendwie der früheren Organisation und der Organisation im nervösen Geschehen bzw. im Erlebnis des Pianisten. In einem ähnlichen Nervensystem entsteht eine neue Organisation in Abhängigkeit von den Beziehungen, die zwischen den akustischen Reizen bestehen. Bis zu einem gewissen Grade wird sie derjenigen gleichen, die im Nervensystem des Pianisten besteht oder gerade bestanden hat. Deshalb wird das Erlebnis, das diesen Prozessen im Beobachter entspricht, auch der Organisation dieses Erlebnisses im Pianisten entsprechen. Das Erkennen von Ausdruck findet direkt statt ohne eingeschaltete Schlüsse.

Der Atomismus in der Theoriebildung wird nicht nur für sensorische Felder bekämpft. Die Situation, in der wir uns befinden, mit ihrer Gliederung, mit anziehenden und abstoßenden Gegenständen baut sich nicht aus elementaren voneinander unabhängigen Teilen auf. Die Bewunderung, die man einer schönen Altstimme in einem bestimmten Konzert zollt, wird als das natürliche Ergebnis der Art jenes Singens verspürt. Es findet auch keine eindeutige Zuordnung eines Reizes zu einer Empfindung auf jeden Fall statt, Änderung meiner Stimmung, der Umgebung oder meine Sättigung einem Eindruck gegenüber verändern den Reiz. Im psychischen Feld findet auf Grund physiologischer Prozesse eine Gliederung statt, deren Resultat die Welt ist, in der der Laie lebt und handelt.

Dr. *Susanne Liebmann* (Berlin).

ERICH GRAF WICKENBURG: *Farben zu einer Kinderlandschaft.* Bruno Cassirer Verlag, Berlin 1932.

Minutiöseste Kenntnis der Knabenseele, unaufdringlich aber mit großer psychologischer Konsequenz verwertet, Verzicht auf romanhaftes Beiwerk, auf spannende „Handlung“ u. dgl., deutliches Bestreben, eher Allgemeingültiges auszusprechen, als einen „interessanten Charakter“ zu schildern, dazu Klarheit, Nüchternheit und eine zarte Sprachkunst — das sind die Vorzüge dieses Buches mit dem bescheidenen Titel. *Wickenburg* ist sich dessen bewußt, daß er zu seinem unendlich komplizierten Thema — der Knabe am Beginn der Pubertät — nur einen Beitrag liefern kann. Immerhin ist das kleine Buch wahrscheinlich wertvoller als manches, was als psychologisches Meisterwerk angepriesen wird. Es lehrt Verständnis für das Kind und zwar an einem alltäglichen Beispiel. Das ist gerade das Schwerste, aber auch das Wichtigste.

Dr. *Heinz Sternberg* (Wien).

FELIX STRUS: *Sprüche der Liebe.* Verlag Felix Strus, Charlottenburg.

Zweisamkeit und Allverbundenheit schließt der Autor in den Begriff „Liebe“ ein, eine Auffassung, die der unseren entspricht. Freilich klingen die klugen Worte, die er für das alle umfassende und einende Gefühl findet, dem Individualpsychologen besser im Ohr, als das, was er von der tiefsten Verbundenheit zweier Menschen sagt. Wenn er meint, daß nur im Geliebtwerden Liebesfreude liegt, daß „Lieben, Liebesleid, Geliebtwerden, Liebesfreude“ sei, irrt er, unserer Meinung nach, denn nur in der Freude, die wir dem anderen bereiten, liegt unser Glück, nicht im Empfangen, sondern im Geben. Und nicht „die Liebe lieben“, sondern den anderen lieben, das ist für den, der es begriffen und zutiefst empfunden hat, der Sinn des Lebens. *Martha Holub* (Wien).

MILLAIS CULPIN M. D., F. R. C. S.: *Recent Advances in the Study of the psychoneuroses.* With 4 Illustrations. London, J. & A. Churchill, 1931, 348 Seiten.

Nach einem historischen Überblick über das Studium der psychischen Erkrankungen

vertieft sich Verfasser — ausgehend von den Erfahrungen an Kriegsneurosen und deren Behandlung — in die Materie, die ihm vor allem vom Standpunkt der Nomenklatur, Klassifikation der einzelnen Formen und der Diagnose von den verschiedenen Forschern nicht richtig angepackt zu sein scheint. Als einzige Therapie läßt er eigentlich nur die Psychoanalyse gelten, obwohl andere „Psychotherapeuten *Jung* und *Adler* mehr Bedeutung zusprechen, als ich zugeben kann". Immerhin ist auch in *Adlers* „Beobachtungen viel Wertvolles enthalten . . . und sie nähern sich ziemlich der ‚Commonsense'-Auffassung der Psychoneurosen, so daß sie rasch verstanden und von Leuten akzeptiert werden können, denen die Erforschung der tieferen Lagen des Geistes Schwierigkeiten machen" . . . „*Adler* macht keinen Anspruch auf analytische Technik und anerkennt unbewußte Prozesse kaum. Seine Methoden sind die der Erklärung und Überredung — unter Mithilfe einer genauen Anamnese." „. . . Als eine Methode, die mit der Psychoanalyse rivalisiert, ist seine Therapie der Beachtung wert, aber als Exponent psychoanalytischer Prinzipien sollte er von der Diskussion ausgeschlossen sein."

Solche und ähnliche Ansichten, die an manchen Stellen des Buches verstreut zu finden sind, sind dann erklärlich, wenn man annimmt, daß *Culpin*, der gerade deshalb, weil andere Psychotherapeuten doch einigen oder sogar mehr Wert auf die Individualpsychologie legen, als dem Verfasser richtig erscheint, in dem Buch durch *A. R. Redfern* ein Kapitel „Individualpsychologie" schreiben ließ, seine Kenntnis der Individualpsychologie aus eben diesem Kapitel bezieht und nur aus diesem, von dem nichts anderes zu sagen ist, als daß es dem Exzerpt eines braven Anfängers zu gleichen scheint, der vierzehn Tage einem Einführungskurs nicht allzu andächtig zugehört hat, so daß ihm leider das Wesentliche der Individualpsychologie vollkommen entgangen ist, und er sich bis auf einige Schlagworte mehr minder darauf beschränkt, einen von *Wexberg* angegebenen Fragebogen abzudrucken.

Daß *Redfern* und *Culpin* die Individualpsychologie nicht verstehen, ist zwar für sie — nicht für die Individualpsychologie — traurig, was soll man aber zu dem weiteren Beitrag an *Culpins* Buch „Kritik der analytischen Psychologie Jungs" aus der Feder *J. C. Youngs* sagen, der als Mitarbeiter an den *Medical Pamphlets*, die von der Londoner Gruppe individualpsychologischer Ärzte herausgegeben werden, zeichnet, und der — leider — die Individualpsychologie, zu der er sich ja als eben ein Mitarbeiter bekennt, oder bekennen sollte — auch nicht versteht: „Es ist oder sollte ebenfalls klar sein, daß, wenn solche Hypothesen (Libido — *Freud*, Wille zur Macht — *Adler*, Ref.) als Dogmen betrachtet werden, wenn es ein Glaubensartikel wird für den Arzt und *a fortiori* für den Patienten, daß die fundamentale psychologische Realität einfach ‚Sex' oder einfach ‚Wille zur Macht' ist, daß es dann eine wahre Gefahr bedeutet, die mehr oder weniger ständige Reduktion dieses Patienten auf ein niedrigeres Lebensniveau, als er zu erreichen fähig wäre, als *Behandlung* zu betrachten." Während also *Culpin* meint, daß *Adlers* „einzige Verbindung mit der Psychoanalyse darin besteht, daß er einmal Mitglied der Wiener psychoanalytischen Gesellschaft war", wirft unser Mitarbeiter *Young Freud* und *Adler* zusammen in den Topf „unbarmherzig reduktiver Technik", einen Topf immerhin, in dem „der Ursprung *Jungs* individueller Begriffe zu suchen ist". Wie wenig — ich sage nochmals: leider! — *Young* von der Individualpsychologie versteht, geht aus einer Menge Stellen hervor, die hier nicht alle angeführt werden können, die aber alle dieselben Zeichen des Mißverstehens der Individualpsychologie zeigen.

Und nun als überraschender Schluß der Ausführungen *Youngs* über *Jung*: „Zusammenfassend und trotz meiner Kritik an *Jungs* theoretischem System und meiner schweren Bedenken bezüglich ihres Wertes für die Psychopathologie in kommender Zeit, scheint es mir, daß seine Schriften als Ganzes Zeugenschaft ablegen für eine seltene Art psychologischer Einsicht und eine Breite der Einbildungskraft, die ihm einen einzigartigen Platz in dem Gebiete, dem er seine enormen Fähigkeiten gewidmet hat, sichern." Alles das, nachdem *Young* an verschiedenen Stellen dieser selben Ausführungen erklärt hatte, daß wahrscheinlich niemand *Jung* verstehe, *Jung* sich selbst manchmal wahrscheinlich auch nicht! Also welche der jetzt herrschenden psychologischen Richtungen versteht *Young*?

Um aber nach diesem Exkurs auf die Arbeit *Culpins* zurückzukommen, so liefert das Buch, soweit Tatsächliches in Betracht kommt, wertvolle und interessante Beiträge zur Frage der Neurosen, Hysterie usw., vor allem auch bezüglich der Beschäftigungsneurosen, und da viele Krankengeschichten, zumindest auszugsweise wiedergegeben sind, wird das Buch zu einem leicht faßlichen und dabei übersichtlich und gut zusammengefaßten Ganzen.

Dr. med. et phil. *L. Sicher* (*Wien*).

LORINE PROUETTE: *G. Stanley Hall. A Biography of a Mind.* Mit einem Vorwort von *Carl Van Doren.* D. Appleton and Company, New York and London, 1926, 267 + XI Seiten, Preis $ 2.50.

Die Verfasserin nennt das Buch richtig und sympathisch: Biographie eines Geistes und versteht es, die Persönlichkeit *Halls* dem Leser nahezubringen, zumal es ohne biographische und wissenschaftliche Details geschieht. Aber das Bild *Halls* als eines Menschen, der sich vom kleinen Jungen eines Farmers zum Vorkämpfer der Wissenschaft aufgeschwungen hat, wird bei der Lektüre lebendig. Die großen Verdienste, die *Hall* sich

um Psychologie und Pädagogik erworben hat, seien hier, wie schon früher in dieser Zeitschrift, dankbar anerkannt, ohne auf eine psychologische Besprechung seiner wichtigsten Thesen eingehen zu wollen, die, einem Feuergeiste entsprungen, der nüchternen Kritik vielfach nicht standhalten können. Wer sich aber für die Entwicklung des Geisteslebens in Amerika interessiert, dem kann das Buch *Prouettes* gern empfohlen werden, weil in ihm der Geist des Mannes lebt, der trotz seiner Irrtümer mehr zu dieser Entwicklung beigetragen hat als andere, die auf *engem* Fachgebiet vielleicht mehr und Präziseres geleistet haben, auf dem weiten Plan geistiger Kultur aber kaum den Gründer verstehender Pädagogik in Amerika überflügeln dürften.

Dr. med. et phil. *L. Sicher* (Wien).

Dr. KARL CLAUSS: *Mutter und Sohn. Vom Werdegang vaterloser Halbwaisen.* Friedrich Manns Pädagogisches Magazin, Heft 1230, Langensalza 1931, Hermann Beyer & Söhne, 104 Seiten.

Verfasser beschäftigt sich mit der Erziehungsform von Kindern, deren Väter im Kriege fielen und die daher mehr-minder unter dem erzieherischen Einfluß von Frauen, speziell der Mütter standen. Über diese Untersuchungen wäre sehr viel zu sagen, über Irrtümer, die dem Verfasser dabei unterliefen, doch würde der Rahmen eines Referats dadurch gesprengt. Da aber Verfasser seine Untersuchungen fortsetzen dürfte, wären wir ihm dankbar, wenn er unter der „Unzahl von Erziehungsmächten ..., deren Einfluß nie ganz festgestellt werden kann“, nicht nur ältere, sondern auch jüngere Brüder ins Kalkül zöge. Wir möchten ihm auch nahelegen, u. a. auch die Ansicht zu revidieren, „daß mit der Zahl der Lebensjahre die Dauerhaftigkeit der erziehlichen Einwirkungen wächst, in den ersten Jahren also auf ein Minimum beschränkt ist“. Auch eine andere, von ihm geäußerte Ansicht widerspricht unseren Erfahrungen und Erkenntnissen, nämlich, als ob bei Vorhandensein von Geschwistern „die Störung des mütterlichen Einflusses abhängig gemacht wurde von einem relativ hohen Alter dieser Geschwister ... Während ältere Geschwister einen direkten Einfluß auf den jungen Bruder ausüben können, darf man bei ziemlich gleichaltrigen Geschwistern nur insofern von Änderungen der Erziehungswirkungen sprechen, als sich bei einer großen Zahl von Kindern die mütterliche Sorgfalt kaum einem einzelnen Kind ganz widmen kann.“ Die Einteilung von Müttern und Söhnen in aktive und kontemplative Charaktere führt dann zu Auseinandersetzungen über Vor- und Nachteile der Aktivität resp. der Kontemplation in den verschiedenen Zusammenstellungen der mütterlichen und kindlichen Charaktermerkmale, aus denen unserer Meinung nach im Gegensatz zu der des Verfassers schon deshalb keine Schlüsse gezogen werden können, da wir im Gegensatz zum Verfasser der Ansicht sind, daß weder die Mutter noch der Sohn aktiv oder kontemplativ geboren sind, daß sich außerdem der Charakter nicht in einem höheren Alter erst bildet und daß daher nicht die Erziehung durch die Frau das Schädliche dabei ist, sondern die Erziehung durch selbst nicht oder schlecht erzogene Erzieher, die dem Erzogenen schließlich das Weltbild verzerrt.

Dr. med. et phil. *L. Sicher* (Wien).

HENRI CLAUDE: *L'Hystérie dans ses rapports avec divers états psychopathiques.* (Die Hysterie im Zusammenhang mit verschiedenen psychopathischen Zuständen.) L'Encéphale, 1932, Nr. 6.

Ein sehr interessanter Versuch, die Hysterie und psychoneurotische, der Psychasthenie zugehörige Zustände mit den schizoiden Erkrankungen zu der Gruppe der Schizosen zusammenzufassen. Interessant, besonders für die Individualpsychologie die Auffassung, daß auf Grund der dynamischen Störung von langer Dauer bei der Hysterie sich infolge funktioneller Erschöpfung eine bleibende organische Störung etablieren kann (eine Auffassung, die der Individualpsychologie schon längst zu eigen ist). Daß Verfasser ebenso wie die Individualpsychologie der Ansicht ist, daß die Schizophrenie mittels „tiefenpsychologischer Therapie“ nicht nur angegangen werden kann, sondern daß dies auch der Weg zu ihrer Heilung ist, ist deshalb erfreulich, weil es ein Zeichen ist, daß die Auffassung von den seelischen Ursachen der schizophrenen Erkrankungen immer weitere Kreise zieht; daher ist zu hoffen, daß auch diese Kranken einmal nicht infolge des Pessimismus der Psychiater, in ihrer falschen Einstellung zum Leben bestärkt, sondern infolge des Optimismus der *psychologisch* orientierten Psychiater dem Leben werden zurückgegeben werden können.

Dr. med. et phil. *L. Sicher* (Wien).

Definition der Neurose[1])

Von Dr. ROWENA RIPIN (New York)[2])

Wer auf die Suche nach einer Definition der Neurose geht, hat keinen kurzen oder leichten Weg vor sich, denn in der ganzen Literatur, in Lehrbüchern der Psychiatrie und klinischen Neurologie, die Psychopathologie einbegriffen, ist keine derartige Definition zu finden. Sicherlich ist nicht zu erwarten, daß das Interesse des Klinikers primär in der Linie der Definition liegt, da seine Hauptaufgabe in Beschreibung und Klassifikation der Symptome, Aufnahme in der Anamnese und in der Ausarbeitung einer Therapie liegt. Aber auch von den Nicht-Klinikern auf diesem Gebiet (speziell von den Psychologen) ist nicht viel Hilfe zu bekommen, da sie einerseits sich darauf beschränkten, ihre klinischen Kollegen zu zitieren, andererseits Detailfragen des klinischen Bildes der Untersuchung zuführten, die notwendigerweise zu experimentellen Zwecken mehr weniger isoliert aus dem Rahmen des Ganzen herausgehoben wurden[3]), so daß sie dem Begriff als Ganzem nicht genügend dienen können.

Gewöhnlich enthält eine Definition eine doppelte Bezeichnung, nämlich die Bezeichnung der Artzugehörigkeit und der Differentialmerkmale. In dem spärlichen Material, das diesbezüglich für Neurosen zur Verfügung steht, finden wir diese beiden Funktionen nicht kombiniert vor. Entweder bekommen wir die Gattungsbeschreibung allein zu lesen, wie in den Wörterbüchern „Nervöse Störung", oder in medizinischen Lexicis „Nervöse Erkrankung, im besonderen eine funktionelle Störung; eigentümlicher Spannungs- oder Erregungszustand der Nerven; geistige Störung" — oder wir verlieren uns in einem Wust spezifischer Symptome oder diverser Typen wie in solchen Lehrbüchern, die das Problem, *was* die Neurose ist, zugunsten der Beschreibung, welche *Arten* von Neurosen es gibt, übergehen.

Trotz der Entmutigung, die einen auf der Suche nach einer Definition anfänglich befällt, ist das Beharren auf der Frage nichtsdestoweniger berechtigt: was ist eine Neurose? Eine Antwort müßte sich dabei finden lassen. Während ungefähr der letzten fünfzig Jahre beschäftigte sich die sogenannte

---

[1]) Diese Übersicht über die außerhalb der Individualpsychologie kursierenden Ansichten wurde über Dr. *Alfred Adlers* Anregung unternommen.

[2]) Aus dem englischen Manuskript übersetzt von Dr. *L. Sicher*, Wien.

[3]) Z. B. *Hollingworths* Studien über die Intelligenz der Neurotiker und *Krasnagorsky* über „Speed of Conditioning".

moderne Anschauung in der Psychiatrie mit den Psychoneurosen und es muß zugegeben werden, daß die Forscher auf diesem Gebiete mit ihren Befunden oder Meinungen nicht hinter dem Berge gehalten haben. Eine Durchsicht der Literatur müßte also wesentliche Punkte — in deskriptiver wie erklärender Hinsicht — für das Verständnis der allgemeinen Begriffsfassung erheben lassen. Das Folgende ist ein Versuch einer selektiven Übersicht über Symptomatologie, Ätiologie und Therapie. Zum Schluß soll eine Zusammenfassung der Merkmale gegeben werden — ohne Rücksicht auf die eben erwähnten Einteilungen — die die allgemeine Basis aller Forscher auf dem Gebiet der Neurose bilden.

Symptomatologie

Das deskriptive Material in der Untersuchung der Neurosen ist um die Symptome selbst, die neurotische Persönlichkeit und die typischen Situationen gruppiert, in denen die Symptome manifest werden. Jede Teilung des Materials ist natürlich relativ willkürlich, wie es sich gleich erweisen wird. Die Beschreibung einer neurotischen Situation z. B. grenzt an die Bestimmung der erregenden Ursache und ähnlich taucht die Beschreibung der neurotischen Persönlichkeit in eine Schilderung konstitutioneller Faktoren, so daß am Ende dieser beiden Prozesse deutlich die Ätiologie steht. Außerdem sind selbst auf dem Gebiete der Deskription Symptom, Person und Situation nicht drei verschiedene, voneinander getrennt zu behandelnde Elemente, da vom modernen Standpunkt aus das klinische Bild als eine Kombination dieser drei Faktoren angesehen wird. Wie *White* (27) es ausdrückt: „vom Standpunkt gestörter geistiger Funktion ist die Psychose der Ausdruck des Individuums für seinen Reaktionstypus gegenüber den Bedingungen der Umwelt". *Campbell* (5) plädiert ebenso für diesen Standpunkt: „es wurde nicht immer vor Augen gehalten, daß das vorliegende Problem nicht dieses oder jenes Symptom ist, sondern die Leistungsfähigkeit des Individuums gegenüber der Forderung der sozialen Situation".

Im Lichte dieser Stellungnahme ist es kein großes Wunder, daß die Beschreibung der Neurosen von der Aufzählung der spezifischen Symptome wie z. B. Lähmungen, Analgesien usw. in der älteren Einteilung der Hysterie, zu allgemeineren Persönlichkeitsmerkmalen übergegangen ist, d. h. Merkmalen der Beziehung des Individuums zu seiner Lebenssituation, die sowohl soziale Bezogenheiten und Anpassung an andere Forderungen des Milieus beinhaltet. *Hollingworth* (12) stellt fest, daß „das Verhalten nur dann neurotisch ist, wenn es sozial oder biologisch inadäquat ist"; *Meyer* (21): „Persönlichkeitstypen sind schwer zu definieren . . . die beste medizinische Norm ist die adäquate oder Leistungsfunktion." „Das zentrale Symptom jeder Neurose ist die Auseinandersetzung mit den sozialen Fähigkeiten; das ist das wesentlichste dieses Zustandes", sagt *Jones* (14) und in derselben Weise beschreibt *Hamilton* (10) den nervösen Menschen als „einen, dessen Art, auf die verschiedenen Reize zu antworten, mehr weniger schwer mit seiner Behaglichkeit und seiner Leistungsfähigkeit in Widerspruch gerät". Und um *Freud* (9) zu

zitieren: „Symptome, . . . sind Handlungen, die für das Leben als ganzes schädlich, zumindest aber nutzlos sind; die betreffende Person klagt oft, daß sie ihm verhaßt sind oder daß sie Elend und Leiden für sie beinhalten."

Wie aus diesen beiden letzten Feststellungen hervorgeht, erzeugt das allgemeine Problem zwei spezifisch schwerere neurotische Symptome: Unglück vom subjektiven, Leistungsunfähigkeit vom objektiven Standpunkt. Der erste Faktor wird in der Literatur weniger behandelt, vielleicht weil seine Deutlichkeit und sein ständiges Vorkommen die Notwendigkeit ausschließt, ihn zu erwähnen. *Freud* (8) formuliert es so: „Glück . . . fällt mit Gesundheit, Unglück mit Neurose zusammen." *Alexander* (2) hebt das Leiden hervor und zieht es vielfach zur Erklärung des Mechanismus der Symptome heran: „Jede Neurose bedeutet vor allem Leiden und das erste und hervorstechendste Merkmal jedes neurotischen Symptoms ist, daß es Leiden mit sich bringt."

Riggs (23), der Neurose und schlechte Anpassung paart, hebt die Leistungsunfähigkeit des neurotischen Zustandes besonders hervor: „Alle Psychoneurotiker . . . waren deutlich und typisch leistungsunfähig . . . das hervorstechendste Merkmal oder die charakteristischste Manifestierung ihrer persönlichen Leistungsunfähigkeit war die unvollkommene Einordnung in das Milieu." „Im allgemeinen ist eine Übermobilisierung von Energien, eine Eintönigkeit in der Intensität der Anstrengung, ohne Rücksicht auf die Notwendigkeit — die gewöhnliche — Form der von allen Typen an den Tag gelegten Leistungsunfähigkeit."

Manche Beobachter ziehen Parallelen zwischen diesem mangelhaften Reaktionstypus und der kindlichen Reaktion, im Gegensatz zur adäquaten Antwort des Erwachsenen. „Das Verhalten jedes Neurotikers zeigt Merkmale, die mehr weniger für das Kind charakteristisch sind. Abwechselnd heftig und scheu, voll Angst, allein zu sein . . . verrät er ein Minderwertigkeitsgefühl eben durch seine Versuche es zu kompensieren . . . er ist ungewöhnlich stark an seine Familie gebunden, verlangt aber mehr als seinen Anteil an Beachtung und Ergebenheit" [*Wechsler* (26)].

Die Leistungsunfähigkeit des Neurotikers kann als Unfähigkeit oder Abgeneigtheit, sich anzupassen, aufgefaßt werden. Nach der *Freudschen* Terminologie stellt sie „den Kampf des Es um die Macht dar, das der Realität nicht gestatten will, ihm zu diktieren. Neurosen und Psychosen sind beide Ausdruck der Rebellion des Es gegen die Außenwelt. — Abgeneigtheit, sich selbst der Notwendigkeit anzupassen — oder, wenn man lieber will, Unfähigkeit, es zu tun" (8). Beleuchtet man die Abgeneigtheit, so werden noch andere Faktoren zutage gefördert. „Jede Neurose wirkt irgendwie störend auf die Situation des Patienten im Leben ein . . . sie dient ihm als Mittel, sich aus seiner wirklichen Situation zurückzuziehen und . . . bedeutet in ihren schweren Formen direkt eine Flucht aus dem realen Leben." Eine mehr spezifische Form der Flucht aus der Realität zeigt sich, „wenn die Patienten den Eindruck erwecken, an einem bestimmten Punkt ihrer Vergangenheit ‚fixiert' zu sein, daß sie nicht wissen, wie sie sich von dort loslösen können und daher sowohl der Gegenwart wie der Zukunft verlustig gehen" *Freud* (8). *Freud* setzt natür-

lich hinzu, daß immer und überall der Sinn der Symptome dem Leidenden unbekannt ist.

Rosanoff (12) drückte die Abgeneigtheit zur Anpassung in anderer Weise aus, wenn er hervorhob, daß „die hysterische Persönlichkeit durch einen Charakterdefekt . . ., Mangel ‚reiner' Moral, gekennzeichnet ist".

Hollingworth betont nachdrücklich, daß „Neurotiker überhaupt in der Intelligenz tiefer stehen als der Durchschnitt" (Intelligenz an sich wird sehr häufig als eine Seite der Anpassung und Einordnung angesehen).

Dem Neurotiker werden noch andere Merkmale zugeschrieben. *Freud* lenkt das Augenmerk auf „die Abkehr des Neurotikers von der Sexualität, seine Unfähigkeit zu lieben, das Merkmal, das ich Verdrängung genannt habe" (7) und stellt auch fest, daß „bei jedem einzelnen Neurotiker homosexuelle Tendenzen deutlich hervortreten" (8). *Kretschmer* (18) spricht auf Grund seiner Krankengeschichten von Hysterikern über „allgemein kindisches Wesen auf psychischem Gebiet, schwachen Sexualtrieb, Abneigung gegen Männer, eine überstarke Fixation an die Mutter, ein im allgemeinen gestörtes, verlangsamtes Pubertieren oder mit ungleicher Entwicklung der individuellen Merkmale". *Riggs* (23) verzeichnet die folgenden spezifisch charakteristischen Triebe der psychoneurotischen Individualität:

„*Überempfindlichkeit* gegenüber Emotionen und Sensationen, wobei die primäre Grundlage in einer Prädisposition des Temperaments liegt, auf Lust und Leid mit übermäßigen Reaktionen zu antworten; sekundär liegt dem geringes Training und geringe Disziplin zugrunde . . .

Relative Gleichgewichtsstörung der Instinkte . . . meist ein relativ überaktiver Selbsterhaltungstrieb mit daraus sich ergebendem Überragen von Angst und Zorn . . .

Suggestibilität kombiniert mit anhaftender, wahrscheinlich ererbter Tendenz zur Dissoziation der Funktion . . .

Charakterfehler, gewöhnlich Mangel an Training und Disziplin mit daraus folgender unvollkommener Verbindung zwischen Idealen und Durchführung, was zu einem egoistischen Typus schlechter Anpassung führt."

Hollingworth ist auch der Ansicht, daß die Neurotiker als Typus organisch minderwertig sind, und *Kretschmer* fand unter seinen Hysteriefällen „Körperschwäche, Genitalmißbildungen, Dysmenorrhoe . . ." Andererseits schloß *Riggs* (23), daß „der typische Psychoneurotiker ersichtlich ein Individuum ist, dessen Physis weit über dem Durchschnitt steht bezüglich der Widerstandskraft gegenüber Krankheiten, und vollkommen gesund ist".

Vor dem Abschluß des Kapitels über die Symptomatologie soll noch festgestellt werden, daß der Beschreibung der Situation als solcher auch einiges Augenmerk gewidmet wurde. *Freud* meint, daß immer ein Faktor der Entbehrung vorliegt. *Jung* hebt das Hindernis im Milieu (s. unten) hervor. *Riggs* stellt am Schlusse seiner Aufzählung der neurotischen Merkmale fest, daß „Milieuverhältnisse sozial und physisch so furchtbar schwer sein können, daß die normalen Kräfte der Anpassung ihnen nicht trotzen können". Er betont auch ausdrücklich, daß „keinerlei typische Ursache des Milieus für

seine (des Neurotikers) Schwierigkeiten gefunden werden konnte, die allen oder wenigstens der Majorität der Fälle gemeinsam wäre“.

Ätiologie

Ätiologisch lassen sich drei Unterabteilungen erkennen: der erregende Faktor, die prädisponierenden Ursachen im Wesen des Individuums und der Mechanismus der Symptomentstehung. Manche Forscher betonen den einen oder anderen ätiologischen Faktor mehr, doch müssen unbedingt in jedem Fall alle drei Elemente kombiniert werden, wenn man eine Neurose überhaupt verstehen will.

Das spezifischste Zitat in der Literatur bezüglich der erregenden Ursachen stammt aus dem Tierreich und wurde durch *Pawlows* Arbeit (22) über „experimentelle Neurosen“ gewonnen. Er zählt folgende Faktoren auf, die bisher bei seinen Versuchen an Hunden Neurosen verursachten: 1. Zu starke oder zu komplizierte Reize. 2. Überspannung der Hemmungsvorgänge. 3. „Kollision“ gegensätzlicher nervöser Abläufe. 4. Kastration.

Jung hebt die Bedeutung der erregenden Ursache vielleicht mehr hervor als die anderen Analytiker. Wie *Hinkle* (15) betont, „verlegt er die Ursache des pathogenen Konflikts dezidiert *in den gegenwärtigen Zeitpunkt* und glaubt, daß durch Aufsuchen der Ursache in weiter Vergangenheit man nur dem Wunsche des Patienten entgegenkommt, nämlich, sich so sehr als nur möglich, von der gegenwärtigen wichtigen Periode zurückzuziehen . . . Der Konflikt entsteht durch irgendeine wichtige Aufgabe oder Pflicht, die im wesentlichen biologisch und für die Erfüllung des Ich bedeutsam ist . . . vor welcher aber ein Hindernis sich erhebt, vor dem es zurückschreckt, und, solcherart gehemmt, am Vorwärtsgehen gehindert ist“.

In einer frühen Arbeit über Neuropsychosen stellte *Freud* (7) fest, daß „diese Patienten seelisch in gutem Zustand waren . . . bis zu dem Zeitpunkt, in dem ihr Ego von einer Erfahrung, einer Idee, einem Gefühl betroffen wurde, das einen so schmerzlichen Affekt hervorrief, daß die Person beschloß, es zu vergessen“. Später schrieb er (8): „der unmittelbarste . . . Anlaß zum Ausbruch einer neurotischen Erkrankung liegt in dem äußeren Faktor, der allgemein als *Enttäuschung* beschrieben werden kann. Die Person war so lange gesund, als ihre erotischen Bedürfnisse durch ein aktuelles Objekt in der Außenwelt befriedigt waren; sie wird neurotisch, sobald sie dieses Objektes beraubt ist und kein Ersatz sich einstellt.“

Nach der Feststellung des ursächlichen Grundes ist der nächste Schritt in der Erforschung einer Neurose die Auffindung der konstitutionellen, prädisponierenden Faktoren. In früheren Untersuchungen über nervöse Störungen (*Janet* z. B.) wurden hereditäre Makel und Schwächen als ätiologische Faktoren hervorgehoben. Mit der neueren Einsicht in die Stellung der Symptome innerhalb der Persönlichkeit und ihre Lebenssituation überhaupt wurde der Akzent von der Konstitution abgezogen. Zum Teil lag der Grund dafür in einer Erkenntnis, wie *Freud* sagt, daß „Heredität dem Einfluß des Arztes nicht zugänglich ist“. „Neurasthenie (zum Beispiel) . . . gehört zu den Er-

krankungen, die jeder leicht bekommen kann, ohne durch Heredität belastet zu sein" (7). Die Unzulänglichkeit exogener Faktoren für die Erklärung der Ätiologie wurde bald sichtbar, speziell für die Psychoanalytiker. Denn sie fanden erstens bald heraus, daß viele von den Patienten vorgebrachten Vorfälle niemals wirklich vorgekommen waren, und zweitens „förderte die Untersuchung des Seelenlebens normaler Menschen . . . die unerwartete Entdeckung zutage, daß ihre Kindheitsgeschichte in bezug auf die sexuellen Dinge . . . von der der Neurotiker . . . nicht verschieden war". „Mit der Ablehnung des gelegentlich erfahrenen Einflusses gewannen konstitutionelle und hereditäre Elemente wieder die Oberhand." Was von Belang war, war nicht das, was einem Individuum zugestoßen war, sondern wie es darauf reagiert hatte. Ein einzelner exogener Faktor, selbst traumatischer Natur, genügt nicht für eine erklärende Begriffsfassung der Neurose. *Freud* sagt: „eine Hysterie oder eine traumatische Neurose mag sich aus einem einzigen Schock entwickeln, eine Angstneurose niemals" (7). Auch *Jung* (16) postuliert „. . . alle sogenannten Schocks . . . scheinen nur deshalb von Bedeutung zu sein, weil sie der Ausgangspunkt für den äußeren Ausdruck eines abnormen Zustandes sind . . . diese Patienten haben noch gewisse Formen der Libido zurückbehalten, die sie schon längst hätten abgelegt haben sollen". Weiterhin hebt er hervor, daß einer der Hauptfaktoren des neurotischen Verhaltens eine „kritische Empfindlichkeit ist . . . Diese angeborene Empfindlichkeit wird in ungewöhnlichen Situationen ganz deutlich manifest . . . sie bietet selbst dem Säugling an der Mutterbrust Schwierigkeiten in Form unnötiger Gereiztheit und Widerstandes. Nennen Sie es Empfindlichkeit oder wie immer Sie wollen, das unbekannte Element der Prädisposition ist in jedem Fall von Neurose vorhanden." Auf einen anderen Aspekt dieses unbekannten Elementes, die Bedeutung des Verhaltens des Individuums, ist durch die Feststellung verwiesen: „Wir dürfen nie vergessen, daß die Welt an erster Stelle ein subjektives Phänomen ist. Die Eindrücke, die wir von diesen Geschehnissen empfangen und auch unser eigenes Tun . . . unsere Disposition verleiht den Eindrücken den Wert" (16).

Es ist interessant zu verzeichnen, daß selbst *Pawlow* (22) bei seinen Hunden konstitutionelle Verschiedenheiten fand. „Das Erkranken oder das Nichterkranken, die eine oder die andere Form der Erkrankung hängt von dem Typus des Nervensystems unserer Tiere ab. Bei dem zentralen Typus konnte man, unter gewöhnlichen Umständen, die augenscheinliche Erkrankung nur einen Monat lang beobachten (nach Kastration); weiterhin verhält sich das Tier normal. Beim weniger starken Typ dauert der augenscheinlich pathologische Zustand nach der Kastration viele Monate, bis zu einem Jahre und mehr, und bessert sich allmählich."

Es ist klar, daß die von den verschiedenen Beobachtern aufgestellten konstitutionellen Faktoren nicht-spezifisch sind, formale Begriffe, die eine unbekannte Größe darstellen, welche die Lücken in der Erklärung der Ursachen der Neurosen ausfüllt. Die oben angeführten Ansichten resultierten aus der Unzulänglichkeit des ursächlichen Faktors für die Entstehung der Symptome.

Ebenso haben sich Theorien über den Mechanismus der Symptombildung für eine vollständige Erklärung als unzureichend erwiesen. Z. B. finden Anhänger des bedingten Reflexes eine raschere Bildung desselben in pathologischen als in normalen Fällen [*Krasnagorski* (19)], und eine Defizienz in den Hemmungsvorgängen; sie behaupten, daß „die Untersuchung bedingter und unbedingter Reflexe bei der Hysterie gezeigt hat, daß das Grundmerkmal dieser Neurose in extremer Schwäche der nervösen Prozesse liegt" *Krasnagorski* (20). Auch *Hollingworth*, dessen Wiederherstellungsmechanismus unten beschrieben ist, stellt fest, daß „die konstitutionelle Disposition bleibt, wenn die besonderen Reaktionen aufgehört haben", und er gibt „bedeutsame Hinweise über die neurologische Basis dieser konstitutionellen Dispositionen" (11).

In seiner Ansicht kombiniert *Schilder* die psychologischen und physiologischen Elemente (25). „Lebenssituationen haben bei Neurotikern einen größeren Einfluß auf dieses (vegetative) System als bei sozusagen normal angepaßten Menschen. Möglicherweise sind die Leute neurotisch, bei denen die physischen Veränderungen im vegetativen System leichter vorkommen als beim Durchschnitt, doch müssen wir auch mit der Möglichkeit rechnen, daß der Neurotiker ein Individuum ist, das bereits in der Kindheit unter dem Einfluß starker Emotionen stand . . . Wir haben dem Rechnung zu tragen, daß jede Neurose in einem spezifischen Training auf eine spezifische psychische Situation besteht . . ."

Und *Freud* (7) stellt fest, daß „die Fähigkeit, durch eine Willensanstrengung einen dieser (neurotischer) Zustände hervorzubringen, eine . . . Manifestation einer pathologischen Disposition ist".

Wir gehen nun zur Frage der aktuellen Bildung eines Symptoms über. Die Crux des Problems ist, wie die psychischen Determinanten sich in physische, oder — besser gesagt, aktuelle Verhaltungsweisen umsetzen. Die Basis der psychoanalytischen Deutung ist die Annahme gewisser bestimmter Energiereserven, physiologischer und psychischer, z. B., und deren wechselseitiger Austausch. Die erste und einfachste diesbezügliche Annahme wurde bei der sogenannten *Konversions*-Hysterie gemacht, bei der ein „unerträglicher Gedanke dadurch unschädlich gemacht wird, daß die daran geknüpfte Erregung in irgendeine körperliche Ausdrucksform verwandelt wird" (7). Im Fall von Angstneurose sagt *Freud*: „der Mechanismus muß in der Abweichung somatisch sexueller Erregung vom psychischen Gebiet gesucht werden" (7). Ähnliche Umwandlungen der Energie sollen auch bei normalen Individuen vorkommen. *Freud* z. B. zitiert die zwei folgenden „Methoden der Erhaltung der Gesundheit in einem Dauerzustand tatsächlicher Entbehrung: 1. Umwandlung der seelischen Spannung in aktive Energie, die auf die Außenwelt gerichtet bleibt und schließlich aus dieser Welt eine wirkliche Befriedigung der Libido gewinnt. 2. Verzicht auf libidinöse Befriedigung, Sublimierung der aufgespeicherten Libido und Verwendung derselben zu Zwecken, die nicht mehr erotisch sind und daher der Entbehrung entgehen" (8). Die Situation wird pathologisch und Gefahr entsteht, wenn die Libido *introvertiert* wird, „sich von der

Realität abkehrt und in einem Phantasieleben Zuflucht sucht, wo sie neue Wünsche schafft und Spuren früherer, vergessener wiedererweckt . . . wenn solche Strebungen, die mit dem seelischen Zustand der Person im realen Leben genügend verstärkt wurden, . . . muß ein Konflikt zwischen ihnen und dem anderen Teil der Persönlichkeit entstehen, der seine Beziehung zum realen Leben aufrechterhalten hat . . . (so entstehen die Symptome) die Symptome, mittels deren die Sphäre der Realität wiedergewonnen ist, stellen Ersatzbefriedigungen dar" (8). Damit haben wir kurz die Grundzüge von *Freuds* drei ätiologischen Faktoren verzeichnet. ,,Erstens liegt der ganz allgemeine Umstand der Entbehrung vor, dann die Fixation der Libido (wodurch sie in bestimmte Kanäle gezwungen wird) und drittens die *Konfliktbereitschaft*, die durch die Entwicklung des Ich erzeugt wird, das libidinöse Erregungen dieser besonderen Art verworfen hat" (9). Vielleicht sollte noch der sexuelle Aspekt der Ätiologie im allgemeinen und aller Faktoren hervorgehoben werden. *Freud* stellt in unzweideutiger Weise fest, daß ,,wir in allen Fällen von Neurose eine sexuelle Ätiologie finden", und umgekehrt, bei der Besprechung der Neurasthenie als einem spezifischen Beispiel, daß dort, wo ein Fall bezüglich der sexuellen Ätiologie negativ ist . . . ,,Ich habe beschlossen, daß so ein negativer Fall keine Neurasthenie sein kann" (7). Selbst wenn ,,eine ganz gewöhnliche Emotion unter die ursächlichen Faktoren der Erkrankung einzurechnen ist, wird die Analyse regelmäßig zeigen, daß der pathogene Effekt durch das immer gegenwärtige sexuelle Element im traumatischen Geschehen hervorgerufen wurde" (7).

Der zweite Faktor bezieht sich auf den Grundsatz, daß ,,die Vorkommnisse und Einflüsse, die an der Wurzel jeder Psychoneurose liegen, nicht der Gegenwart, sondern einer längst vergangenen Periode angehören" (7), daß *pervertierte Sexualität* nichts anderes ist als *infantile Sexualität* und daß, je stärker die Bindungen im Verlauf der Entwicklung sind, desto eher die Funktion vor äußeren Hindernissen zurückschrecken und auf diese Fixationen regressieren wird (9).

Der dritte Faktor bietet eine direktere Erklärung für die spezifischen Symptome, ,,denn der Konflikt ist gefolgt von Bemühungen, die Regression zu verhindern, Reaktionen dagegen und Ausbildung von Symptomen, die Kompromisse zwischen den gegensätzlichen Tendenzen darstellen — i. e. der regressierte Trieb kämpft . . . und findet Wege, die das Ich nicht kontrollieren kann, um für sich selbst Ersatzbefriedigung zu schaffen (ein Symptom), die dem Ich in Form eines Kompromisses aufgezwungen werden . . . (8). Jedesmal konnten wir finden, daß das Symptom demselben Zwecke diente. Dieser Zweck erweist sich als Befriedigung sexueller Wünsche . . . das Symptom ist im wesentlichen Wunscherfüllung. Überdies aber beinhaltet das Symptom, daß der erwähnte Vorgang dem Bewußtsein des Symptomträgers nicht bekannt ist" (9). ,,Bei der Symptombildung sind dieselben unbewußten Vorgänge am Werk wie in den Traumbildern, nämlich Verdichtung und Verlagerung . . . aber durch die größte Verdichtung kann diese Befriedigung in eine einzige Empfindung oder Innervation zusammengepreßt werden, oder durch weitest-

gehende Verlagerung zu einem geringfügigen Detail des ganzen libidinösen Komplexes zerrissen werden" (9).

Alexander (2) macht einen Zusatz zu dieser Theorie mit der Behauptung, daß „neurotische Symptome nicht nur Wunschbefriedigungen sind, sondern zur gleichen Zeit Strafmechanismen . . . Daher sind in der Neurose Leid und Wunscherfüllung untrennbar miteinander verbunden; eines ist die Bedingung des anderen. In dieser Verbindung ist die kosmische Erfahrung jedes Lebewesens ausgedrückt, daß Entwicklung einen ständigen Kampf mit der Realität bedeutet und mit den eigenen abtrünnigen triebhaften Bedürfnissen — einen Kampf, in dem Leid und Lust nach ganz bestimmten Gesetzen abwechseln".

Jung betont den Energiebegriff und modifiziert den der Libido von einem streng sexuellen zu einem allgemein energetischen und zeigt den Weg vom Regressionsvorgang bis zur Symptombildung. „Die Sache ist nicht damit abgetan, daß man sagt, die Libido säume in früheren Stadien; denn während sie sich dort versäumt, steht die Zeit nicht still . . . Physische Reifung verstärkt den Kontrast und die Disharmonie zwischen den persistierenden infantilen Manifestationen den Anforderungen des höheren Alters . . . Auf diesem Weg liegt der Grund zur Dissoziation der Persönlichkeit und damit zu dem Konflikt, der die wahre Grundlage der Neurose ist . . ." (16).

Kempf unterscheidet fünf verschiedene Typen von Neurosen und fünf autonome affektive Mechanismen, die sie verursachen: Suppressionsneurosen, bei denen das Individuum mehr weniger sich der Natur seiner unbefriedigten Strebungen bewußt ist und deren Wirkung auf ihn selbst. Repressionsneurosen, bei denen der Mensch versucht, die autonomen Strebungen am Bewußtwerden zu verhindern. Kompensationsneurosen, bei denen er fürchtet, soziale minderwertige Strebungen zu haben, und deshalb kompensatorische autonome Reaktionen einführt, um als Trost soziale Achtung zu erringen. Regressionsneurosen, bei denen er keine Anstrengung macht oder den Kampf um soziale Achtung oder biologische Macht aufgibt; und Dissoziationsneurosen, in denen das Ich von Verzerrungen und unerträglichen Zwängen beherrscht wird.

Campbell (4) liefert auf derselben Linie eine modifizierte Erklärung. „Die zugrunde liegenden Faktoren, die diese Symptome hervorbrachten, waren das instinktive Zurückweichen des Menschen vor einer Situation, der er unter seinen Umständen und zu dieser Zeit ins Gesicht zu sehen nicht die Kraft hatte." „Der Gedanke kann . . . in anderer Art funktionieren, bei der die Unterwerfung unter die Realität nicht der erste Belang ist, sondern eher die Befriedigung der inneren Bedürfnisse oder Wünsche des Menschen. Menschen sind nicht nur Anpassungsmechanismen. Sie streben nach Befriedigung und Lust, manchmal auf Kosten der Selbsterhaltung."

Weniger energisch und analog spricht sich *Kretschmer* über die Symptombildung aus. Nach ihm „stellt die hysterische Gewohnheitsformung einen Prozeß dar, der biologisch den Übergang von einer willkürlichen zu einer reflektorischen nervösen Funktion anzeigt". Er erklärt das folgendermaßen:

„z. B. wird eine bestimmte Körperhaltung zuerst willkürlich angestrebt. Wenn diese Haltung eine Zeit lang besteht, wird . . . sie spontan mit größerer Sicherheit und Geläufigkeit verbunden. Schrittweise *emanzipiert* sie sich vom Willen und beginnt eine halbautomatische, später ganzautomatische, unabhängige Existenz zu führen . . . Das ist ein Prinzip, das durch die ganze normale Neurophysiologie läuft, ebenso auf dem Gebiet der Wahrnehmungen und Gedankenproduktion wie auf dem der motorischen Sphäre . . . Jeder Entschluß, jede Absicht, etwas zu unternehmen, erzeugt einen solchen Apparat“ (18).

Abseits vom Gebiet der *Tiefenpsychologie* stellt *Hollingworth* die Regressionstheorie als eine Erklärung der neurotischen Symptome dar. „Mangel an *Scharfsinn* wird so eine Neigung mit sich bringen, auf eine vorliegende Gesamtsitutaion durch Herausziehen *irgendeines* Details zu reagieren und zwar mittels *irgendeiner* Totalreaktion, die vorher an eine Ganzheit geknüpft war, in der das Detail als eine Einzelheit figurierte. Das ist der Mechanismus der Neurose“ (11).

Therapie

Die von den verschiedenen Forschern angegebenen Therapien richten sich selbstverständlich nach deren Theorien über die Ätiologie. Im allgemeinen sollten wir Angaben erwarten, wie die Reaktionsweise gegenüber der Lebenssituation geändert und besonders, wie der Symptombildungsmechanismus rückgängig gemacht werden könnte.

Bezüglich der allgemeinen therapeutischen Maßnahmen drückt sich *Freud* folgendermaßen aus: „das Ziel der Behandlung wird niemals etwas anderes sein, als die tatsächliche Genesung des Patienten, die Wiederherstellung seiner Fähigkeit und seines Vermögens, sich zu freuen und ein tätiges Leben zu führen“ (7). Im Speziellen formuliert er die Aufgaben der psychoanalytischen Methode folgendermaßen: Wegschaffung der Amnesien, oder Auflösung aller Verdrängungen, oder noch anders ausgedrückt, Bewußtmachung des Unbewußten. „Die Symptome verschwinden durch Erlangung der Erkenntnis ihrer Bedeutung . . . Die dazu notwendige Bedingung ist die, daß die Erkenntnis auf einer inneren Änderung des Patienten basieren muß“ (9). *Wechsler* drückt sich ähnlich aus (26): „wenn die psychologische Annäherung an die Neurosen richtig ist, muß die einzige rationelle Behandlung darin bestehen, dem Patienten die unbewußten Mechanismen aufzudecken, die für seine Symptome verantwortlich sind“. Noch zwei andere Autoren müssen genannt werden, deren Therapie auch als Zentralpunkt eine Veränderung der den Reaktionen des Individuums zugrunde liegenden Basis hat. *Riggs* (23), der der Ansicht ist, daß alle Typen der Umerziehung zugänglich sind, hält für den Zweck der Behandlung „die Reintegration der Individualität, so daß diese sich als ganze anpaßt und keine Kurzschlüsse nach der triebhaften Seite begeht, sondern auf idealem und intellektuellem Niveau antwortet“. *Hollingworth* macht die therapeutische Vorschrift, daß der Patient gelehrt werden muß „eine symbolische Antwort zu geben, statt einer Haltungs- oder autonomen

Antwort. Ist diese Antwort vernünftig, so bedeutet sie eine augenblickliche Hebung des Scharfsinns des Patienten. Die Antwort ist den vorliegenden Umständen dann angemessen und der Patient ist nicht überwältigt durch den übermächtigen Einfluß irgend eines vergangenen Vorfalls oder einer erregenden, deprimierenden, oder sonstwie bewegenden Episode. Die Förderung der Einsicht sollte deshalb eines der Ziele der Therapie sein" (12).

Gemeinsame Grundlage

Das Folgende ist eine Zusammenfassung von Merkmalen der Neurose, die die gemeinsame Grundlage der verschiedenen Schulen und der einzelnen Forscher bilden.

Grad-, nicht Artunterschiede gegenüber dem normalen Zustand

Was immer die Neurose sein mag, so ist sie eine Erscheinung, die irgendwo einer Skala entlang angeordnet werden muß, die von der sogenannten Norm zum Abnormen reicht. Sie ist ein Reaktionskomplex gegenüber einer Lebenssituation, die allen „normalen" Individuen gemein ist oder sein kann, und sie verwendet Mechanismen, die uns durch ihre Alltäglichkeit geläufig und verständlich sind.

Dies läßt sich aus der ganzen gebotenen Auswahl in Symptomatologie und Ätiologie ersehen. Weiter sollen noch folgende Auszüge hier Erwähnung finden: *Alexander* sagt über den neurotischen Konflikt (1): „Bei psychopathischen Patienten ist der Konflikt zwischen dem kindlichen und erwachsenen Anteil der Persönlichkeit quantitativ größer, aber qualitativ derselbe wie bei normalen Individuen. Deshalb sind geistige Störungen wie Psychoneurosen und Psychosen als stärkere und deutlichere Manifestationen der unangepaßten, unbewußten Teile der Persönlichkeit zu verstehen." *Jelliffe* und *White* (13) machen in diesem Zusammenhang dieselbe Bemerkung. Der Konflikt basiert auf einer inhärent menschlichen Ambivalenz und kommt daher gleicherweise abnormen wie normalen Individuen zu. „Alle Handlungen des Individuums führen in eine von zwei Richtungen . . . Selbsterhaltung und Arterhaltung sind auf diese Weise einander fundamental entgegengesetzt; erstere beinhaltet Bekommen und Behalten, letztere Geben." *Riggs* sagt bei der Erklärung der bei Störungen vorkommenden Mechanismen „nur, wenn diese übertrieben werden, sind sie neurotisch" (23). *Jung* (16) gibt einen anderen Aspekt der Beziehung zur Norm, indem er feststellt, daß „Neurose wie jede andere Krankheit ein Kompromiß zwischen morbiden Tendenzen und normaler Funktion ist". *Kempf* (17) erinnert daran, daß „dieselben Kräfte, die harmonisch wirkend, eine Persönlichkeit aufbauen, deren Untergang verursachen, wenn Konflikte entstehen, denen sie sich nicht anpassen kann". Und schließlich sagt *Campbell* (4) „wir haben das Problem, das (die Neurotiker) darbieten, nur als Problem von Menschen zu betrachten, die mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben".

Mangel an Leistungsfähigkeit und sozialer Nützlichkeit
Unglück
Flucht vor der Wirklichkeit

Diese drei Merkmale sind in der großen Mehrzahl der oben erwähnten Berichte gegeben. Sie werden hier als eine größere Rubrik zusammengefaßt, da sie untereinander in bedeutsamer Weise verbunden sind. Eine dieser Beziehungen ist in den folgenden Worten von *Jelliffe* und *White* (13) angeführt: „Die Entwicklung des Individuums . . . hat in fortschreitender Sozialisation zu liegen . . . Die Triebe des Individuums bleiben dieselben, aber der Kulturfortschritt hängt von der Projektion dieser Triebe auf Ziele ab, die weniger unmittelbare, konkrete Befriedigungen verlangen und mit dem Fortschritt der sozialen Evolution sozial immer nützlicher werden . . . In dem Maße, als das Individuum unfähig ist, seine Libido richtig zu sublimieren, sich von der Abhängigkeit von frühen kindlichen Wegen der Lustgewinnung zu höheren Formen des Verhaltens freizumachen, ist es in seiner Fähigkeit, sein Leben so gut als möglich zu führen, gehindert und diese Behinderung nennen wir in ihren milderen Formen Neurosen und Psychoneurosen.“ Ein anderer Aspekt dieser Beziehung zwischen Leistungsfähigkeit und Verhalten gegenüber der Wirklichkeit als solcher wird von *Jung* (16) beigebracht: „Wenn die Leute immer bestrebt sind, sich den Bedingungen des Lebens anzupassen, dann ist die Libido richtig und entsprechend verwendet. Wenn das nicht der Fall ist, wird die Libido gestaut und erzeugt regressive Symptome. Die inadäquaten Anpassungen, d. h. . . . die abnorme Entschlußunfähigkeit der Neurotiker, Schwierigkeiten zu begegnen, ist leicht zu verstehen wegen ihrer starken Unterwerfung unter ihre Phantasien, infolge welcher die Wirklichkeit ihnen ganz und teilweise irrealer erscheint, wertloser und uninteressanter als normalen Menschen.“ *Alexander* (2) beleuchtet eine Beziehung zwischen Glück-Unglück und Realität: „der Neurotiker beugt die ihm aufgezwungene Änderung von Schmerz und Lust unter die Macht seiner eigenen Souveränität, weicht dem schmerzlichen Kampf mit der Wirklichkeit aus und legt sich statt dessen seine eigenen Strafen auf — aber er kehrt sich auch von den wirklichen Befriedigungen ab; Ersatz für Leid, aber auch für Lust ist sein Leitmotiv“.

Konflikt
Mangel an Einheit in der Persönlichkeit

Fast jeder Bericht betont die Bedeutung des Mangels an Einheit in der neurotischen Persönlichkeit, entweder in der aktiven Form des Konfliktes oder in der passiven der Dissoziation (oder Disintegration). Die besondere Rolle des Konfliktes in der *Freudschen* Begriffsfassung wurde bereits hervorgehoben. „Die Neurose stellt einen Versuch dar, wenn auch einen krankhaften, diesen Konflikt zu lösen“ *Deutsch* (6). Dieses Element ist ähnlich in der Schule *Pawlows* gestaltet, denn *Krasnagorski* (19) schreibt: „der heftige Konflikt zwischen Reizung und Hemmung bildet einen günstigen Nährboden für die Entstehung verschiedener Neurosen in der Kindheit“, und er behauptet auch, daß die Neurose erst dann behandelt werden kann, wenn man den ur-

sächlichen Konflikt aufgedeckt hat. *Rosanoff* fand auch den Konflikt, wenn auch zwischen verschiedenen Parteien [*Hollingworth* (12)]. „Ich kann das Vorhandensein eines Konfliktes bestätigen . . . meist eher ein Konflikt zwischen dem Wunsch des Patienten auszuweichen, untätig zu sein . . . usw. und dem Druck von außen her.“ Nach *Campbell* (5) besteht ein Gleichgewicht — oder eine Gleichgewichtsstörung — im Individuum selbst. „Die Anpassung des Menschen beruht auf dem Gleichgewicht zwischen niedrigeren und höheren Funktionen; das Gleichgewicht kann gestört werden entweder durch Schwächung der höheren oder größerer Eindringlichkeit der Forderungen der niedrigeren . . .“ In *Kempfs* Terminologie stellt sich der Konflikt folgendermaßen dar: „in einer großen Majorität der Fälle . . . ist die benigne oder deletäre Natur des autonom-affektiven Konfliktes bedingt durch die Anpassung des Ich an die pathologischen Strebungen. Wenn das Ich diese Strebungen nicht als einen Teil der Persönlichkeit akzeptiert, so liegt ein verderblicher Mechanismus vor, der sicherlich eine exzentrische, wenn nicht asoziale Entwicklung des Ich herbeiführen wird.“ *Jung* erklärt den konstitutionellen Faktor der „Empfindlichkeit“ damit, daß „wir wissen, daß eine solche Empfindlichkeit bei einer psychogenen Neurose immer ein Symptom eines Zwistes innerhalb des Selbstes des Individuums ist, ein Symptom des Kampfes zwischen zwei divergierenden Tendenzen“ (16).

Um nun zum passiven Aspekt dieses Mangels an Einheit oder Harmonie in der Person überzugehen, muß an den Vorgang erinnert werden, den *Kretschmer* bei der hysterischen Gewöhnung anführte. Er hebt hervor, daß „nicht einmal ein aktives Streben für die Fortdauer des damit verbundenen Apparates nötig ist — *ein rein passives Desinteressement des Willens* genügt vollkommen, um eine hysterische Fixation möglich zu machen“. *Riggs* (23) fand als einen neurotischen Charakterzug, daß „die Individualität nicht als ganzes antwortet, sondern nur teilweise, wobei sich ein Bruch in der Ganzheit des Charakters in seiner Einstellung zum Leben zeigt“. *Hollingworth* hebt ebenfalls hervor, daß „der Neurotiker nicht eng an eine effektiv funktionierende Einheit gebunden ist“ (12) und *Burrow* (3) meint: „Seelische Störungen sind . . . ein Problem der biologischen Ökonomie . . . die biologische Ökonomie eines Organismus ist die funktionelle Integrität seiner Teile.“

Umwandlung der Energie und Übertragung derselben von einem Reaktionsniveau auf ein anderes

Ein oder der andere dieser Begriffe findet sich tatsächlich in allen Berichten. Es wurde bereits oben die Umwandlung somatischer in psychische Energie und die Verwandlung eines an eine Idee gebundenen Affekts in eine körperliche Ausdrucksform erwähnt, die auf Grund von Transmutation erfolgen; es wurden auch Beispiele dafür gegeben, daß Übergänge von willkürlicher zu reflektorischer Funktion bestehen, oder Substitution symbolischer Antworten für Verhaltungsweisen auf Grund eines Übergehens von einem Reaktionsniveau auf ein anderes. Außerdem wird das Vor- und Rückwärtsschwingen zwischen Bewußtem und Unbewußtem von vielen hervorgehoben.

Ein Beispiel für diese Art, das Problem anzugehen mit seinen Ausläufern ins somatisch-psychische Zwischenspiel ist in folgendem Zitat nach *Alexander* (2) enthalten. „Die Umwandlung bewußter Verwerfung, die von Anschauungen abhängt, in einen unbewußten Verdrängungsprozeß ist ein typisches Beispiel der Umkehrung mobiler psychischer Energie in tonische Form . . . im Einklang mit einer biologisch entwicklungsmäßigen Tendenz . . . nämlich die Körperrealisation der Psyche." Ein anderer Aspekt dieses Zwischenspiels äußert sich in den Wunschmechanismen. Nach *Jelliffe* und *White* (13) ist „der Wunsch die Form, in der die Seele das Resultat der somatischen Neigungen verzeichnet . . . wie sie schließlich in der Psyche ergänzt und ausgedrückt sind". *Kretschmer* (18) vereinigt verschiedene Niveaus in seiner Beschreibung der instinktiven Aktivität: „der subjektive Stand der Dinge im Bewußtsein während der Tätigkeit eines menschlichen Instinkts . . . ist der eines diffusen, ideenarmen, affektiven Zustandes, der direkt ohne richtige Überlegung in motorische Haltungen ausstrahlt." *Riggs* (23) lenkt die Aufmerksamkeit auch auf „eine mehr weniger extreme Tendenz zu ‚Kurzschluß' auf dem niedrigeren Instinktniveau".

Relativ willkürliche Charakteristik
Bedeutung
Zweck

Sobald es allgemein beobachtet worden war, daß neurotische Zustände im Zusammenhang mit verschiedenen Situationen auftraten und wenn diese sich änderten, wieder verschwanden, d. h. sobald Neurosen als Versuche des Individuums angesehen worden waren, sich anzupassen, war zugestanden, daß der Neurotiker seinen Zustand durch einen Willensakt erzeugte. Er wurde also nicht mehr länger als der passive Dulder einer Krankheit angesehen. Immerhin wurde die Störung nicht ganz als willkürlich angenommen, nicht einmal so weit, daß man Simulation so betrachtet hätte, weil erstens der Patient machtlos war, sich selbst von diesen Zuständen durch einen Willensakt allein zu befreien und zweitens, weil er selbst sich des Zusammenhangs zwischen seinen Symptomen und der Situation, der er sich gegenüber befand, nicht bewußt war. Doch bezieht sich dieses letzterwähnte Merkmal ebenso auf Bedeutung und Zweck der Neurose.

Mehrere dieser Punkte sind bereits vorgebracht worden, so der Gebrauch, den das Individuum von der Neurose als Mittel zur Flucht und als Quelle von Ersatzbefriedigungen macht. *Freud* (9) sagt, daß „zwei Dinge kombiniert sind, um die Bedeutung eines Symptoms auszumachen; sein *Woher* und sein *Wohin* oder *Warum*; d.h. die Eindrücke und Erfahrungen, denen es entsprang, und der Zweck, dem es dient". Er hält für den Zweck die Befriedigung sexueller Wünsche. *Alexander* (2) meint, daß „alle neurotischen Symptome die Befriedigung von Wünschen bedeuten, die in der Kindheit verboten waren".

Die Untersuchungen an Kriegsneurosen brachten in die Ansicht von der Willkürlichkeit der Symptome ziemlich viel Licht und Nachdruck. *Rosanoff* (*Hollingworth* 12) schloß: „Der Ursprung des hysterischen Zustandes . . . besteht

in einem verborgenen, unerlaubten, moralisch unhaltbaren Motiv", und er führt als Beweis dafür an, daß die Symptome im Lager, vor der aktiven Pflichterfüllung beginnen, daß Gefangene und Verwundete sie nicht entwickeln und daß eine rasche Heilung eintritt, wenn diese Menschen aus der Gefahrenzone gezogen werden.

Ein interessanter Vergleich ist durch *Kretschmers* (18) Beschreibung der heftigen motorischen Explosion der Menschen — der Schüttelreaktion — gegeben. Er hebt hervor, daß soweit es sich um psychische Manifestationen handelt, sie nicht aus klarer Überlegung entstehen, sondern aus einem *starken, diffusen und affektiven Zustand*, der unwillkürlich explosiv sich in Bewegungen entlädt, aber es besteht ein *Ziel* dabei — ein vages, drängendes Streben aus der Gefahrenzone wegzukommen. Wieder stellen wir „Methode im Wahnsinn" fest, aber ohne klares Bewußtsein der Zweckhaftigkeit von seiten des Individuums.

Die Gebundenheit an eine frühere Periode oder ein früheres Ereignis Infantilismus

Diese beiden Begriffe finden sich in den meisten Berichten. In manchen Fällen sind sie nur deskriptiv verwendet, in anderen wird ihnen ebenfalls erklärende Bedeutung beigemessen, wie in den Theorien von Fixation und Regression, von Wiederaufleben früherer Wünsche und Sich-Klammern an den kindlichen Mechanismus zur Erlangung von Triebbefriedigung.

Die essentielle oder biologische Qualität

Fast alle Berichte heben hervor, daß die Situation, die die neurotischen Zustände herbeiführt oder die ursprüngliche Ursache bildete, von großer biologischer Bedeutung ist, d. h. eine Frage auf Leben und Tod, oder Liebe und Tod. Der Ausdruck „biologisch" wurde oben häufig verwendet, speziell mit Bezug auf die Anpassung, die vorgenommen werden muß. Um noch ein anderes Beispiel zu nennen, hebt *Jung* hervor, daß „der Konflikt hervorgerufen wird durch eine bedeutende Aufgabe oder Pflicht, die im wesentlichen biologisch und wichtig ist für die Erfüllung des Ich". Die Kriegsneurosen wurzelten sichtlich in der Angst vor dem Tode, und *Kretschmer* meint, daß „es von ziemlicher Bedeutung ist, daß diese ‚animalische Hypnose' dieselben Situationen bevorzugt, um die sich die hysterischen Reaktionen bei Menschen am häufigsten gruppieren — *Lebensgefahr* und das Fortpflanzungsgeschäft". Es muß daran erinnert werden, daß bei *Pawlows* Hunden die Kastration als eine Ursache von Neurosen agierte und daß bei Menschen in der Mehrzahl der Fälle, die in der Literatur niedergelegt sind, die Symptome aus einer Zeit datieren, in der das Individuum sich entweder dem Tod oder einer drohenden Heirat gegenüber sah.

Literatur

1. *Alexander, Franz*: The Medical Value of Psychoanalysis. W. W. Norton, 1932.
2. — The Psychoanalysis of the Total Personality. Nervous and Mental Diseases Publishing Co., 1930.

3. *Burrow, Trigant*: The Basis of Group Analysis, or the Analysis of the Reactions of Normal and Neurotic Individuals. British Journal of Medical Psychology 8. 1928. pp. 198—206.
4. *Campbell, C. Macfie*: A Present-Day Conception of Mental Disorders. Harvard University Press. 1924.
5. — Psychoneuroses. American Journal of Psychiatry. 2. 1923. pp. 36—78.
6. *Deutsch, Helene*: Psychoanalysis of the Neuroses. International Psychoanalytic Library. No. 23. Hogarth Press. 1932.
7. *Freud, Sigmund*: Collected Papers. Vol. 1. International Psychoanalytic Press. 1924.
8. — Collected Papers. Vol. 2.
9. — Introductory Lectures on Psychoanalysis. Allen & Unwin, 1922.
10. *Hamilton, G. V.*: An Introduction to Objective Psychopathology. C. V. Mosby Co. 1925.
11. *Hollingworth, H. L.*: The Psychology of the Functional Neuroses. D. Appleton. 1920.
12. — Abnormal Psychology. The Ronald Press Co. 1930.
13. *Jelliffe, Smith Ely* and *White, Wm. A.*: Diseases of the Nervous System. Lea & Febiger. 1929.
14. *Jones, Ernest*: Treatment of the Neuroses. 1920.
15. *Jung, Carl G.*: Psychology of the Unconscious. Authorized translation by Beatrice M. Hinkle. Dood, Mead & Co. 1925.
16. — The Theory of Psychoanalysis. Journal of Nervous and Mental Diseases Publishing Co. 1915.
17. *Kempf, Edward J.*: The Mechanistic Classification of Neuroses and Psychoses Produced by Distortion of Autonomic-Affective Functions. Journal of Nervous and Mental Diseases 50. 1919.
18. *Kretschmer, Ernst*: Hysteria. Nervous and Mental Diseases Publishing Co. 1926.
19. *Krasnagorski, N. I.*: Conditioned Reflexes and Childrens Neuroses. American Journal Diseases of Children. 30. 1925. pp. 753—768.
20. — The Physiological Point of View. Second International Pediatric Congress. Acta Paediatrica XI.
21. *Meyer, Adolph*: An Attempt at Analysis of the Neurotic Constitution. American Journal of Psychology. XIV 1903. pp. 90—103.
22. *Pawlow, I. P.*: Experimentelle Neurosen. Deutsche Zeitschrift für Nervenheilkunde. 124. 1932.
23. *Riggs, Austen Fox*: Psychoneuroses: Their Nature and Treatment. American Journal of Psychiatry. 3. 1923. pp. 91—110.
24. — and *Terhune, Wm. B.*: American Journal of Psychiatry. 4. 1925. pp. 407—417.
25. *Schilder, Paul*: The Somatic Basis of the Neurosis. Journal of Nervous and Mental Diseases. 1929. 70. pp. 507—519.
26. *Wechsler, Israel Spauer*: A Textbook of Clinical Neurology. 2 nd. revised Ed. W. B. Saunders Co. 1931.
27. *White, William A.*: Outlines of Psychiatry. Nervous and Mental Diseases Publishing Co. 1921.

Was ist wirklich eine Neurose?

Von Prof. Dr. ALFRED ADLER

Wie immer, wenn in einer Frage Unklarheiten bestehen, gibt es eine Menge von Erklärungen und viel Kampf. So auch in unserem Falle. Neurose ist — Reizbarkeit, reizbare Schwäche, Erkrankung der endokrinen Drüsen. Folge von Zahn-, Naseninfektion, Genitalerkrankung, Schwäche des Nervensystems, Folge einer hormonalen, einer harnsauren Diathese, des Geburtstraumas, des Konflikts mit der Außenwelt, mit der Religion, mit der Ethik, Konflikt zwischen dem bösen Unbewußten und dem kompromißgeneigten Bewußten, der Unterdrückung sexueller, sadistischer, krimineller Triebe, des Lärmes und der Gefahren der Großstadt, einer weichlichen, einer strengen Erziehung, der Familienerziehung überhaupt, gewisser bedingter Reflexe usw.

Vieles aus diesen Anschauungen ist zutreffend gesehen und kann zur Erklärung von mehr oder weniger bedeutsamen Teilerscheinungen der Neurose herangezogen werden. Das Meiste davon findet sich häufiger bei Personen, die nicht an einer Neurose leiden. Das Wenigste davon liegt auf dem Wege zu einer Klärung der Frage: was ist wirklich eine Neurose?

Die ungeheure Häufigkeit dieser Erkrankung, ihre außerordentlich schlimme soziale Auswirkung, die Tatsache, daß nur ein kleiner Teil der Nervösen einer Behandlung unterzogen wird, sein Leiden aber lebenslang als unerhörte Qual mit sich herumträgt, dazu das große, aufgepeitschte Interesse der Laienwelt für diese Frage, rechtfertigt eine kühle, wissenschaftliche Beleuchtung vor einem größeren Forum. Man wird dabei auch ersehen, wieviel medizinisches Wissen zum Verständnis und zur Behandlung dieser Erkrankung nötig ist. Es soll auch der Gesichtspunkt nicht außer acht gelassen werden, daß eine Verhütung der Neurose möglich und erforderlich ist, aber nur bei klarer Erkenntnis der zugrunde liegenden Schäden erwartet werden kann. Die Maßregeln zur Verhütung, Vorbeugung und Erkenntnis der kleinen Anfänge stammen aus dem ärztlichen Wissen. Aber die Mithilfe der Familie, der Lehrer, Erzieher und anderer Hilfspersonen ist dabei unentbehrlich. Dies rechtfertigt eine weite Verbreitung der Kenntnisse über das Wesen und über die Entstehung der Neurose. Ich will beides an einem einfachen Fall demonstrieren. Vielleicht wird es helfen.

Ein 35jähriger Rechtsanwalt klagt über Nervosität, ununterbrochenen Schmerz in der Hinterhauptgegend, allerlei Beschwerden in der Magengegend, Stumpfheit im ganzen Kopf und allgemeine Schwäche und Müdigkeit. Dabei ist er immer in Aufregung und ruhelos. Oft hat er eine Angst das Bewußtsein zu verlieren, wenn er mit fremden Menschen sprechen soll. Zu Hause,

in der Familie seiner Eltern, fühlt er sich erleichtert, obwohl ihm auch dort die Atmosphäre nicht behagt. Er ist überzeugt, daß er dieser Symptome wegen keinen Erfolg haben kann.

Die klinische Untersuchung ergab ein negatives Resultat bis auf eine Skoliose, die bei Verlust des Muskeltonus infolge der Depression zur Erklärung des Hinterhauptschmerzes und der Rückenschmerzen herangezogen werden kann. Die Müdigkeit kann ohne weiteres seiner Ruhelosigkeit zugeschrieben werden, ist aber sicher auch wie das stumpfe Gefühl im Kopfe als eine Teilerscheinung der Depressionen zu verstehen. Die Beschwerden in der Magengegend sind aus der allgemeinen Diagnostik, die wir hier anwenden, schwerer zu verstehen, könnten als Nervenirritation infolge der Skoliose entstanden sein, aber auch der Ausdruck einer Prädilektion sein, die Antwort eines minderwertigen Organs auf eine seelische Irritation. Für letzteres spricht die Häufigkeit von Magenstörungen in der Kindheit und eine ähnliche Klage des Vaters, ebenfalls ohne organischen Befund. Patient weiß auch, daß gelegentliche Aufregungen immer mit Verschlechterung seines Appetits, gelegentlich mit Erbrechen begleitet waren.

Eine, vielleicht als Kleinigkeit angesehene, Klage läßt uns den Lebensstil des Patienten etwas genauer erkennen. Die Ruhelosigkeit des Patienten spricht deutlich dafür, daß er den Kampf um „seinen Erfolg" nicht ganz aufgegeben hat. Für die gleiche Schlußfolgerung, wenn auch in eingeschränkterem Maße, spricht seine Mitteilung, daß er sich auch zu Hause nicht wohl fühlt. In eingeschränkterem Maße deshalb, weil ihn seine Angst fremde Menschen zu treffen, also ins Leben hinauszutreten, auch zu Hause nicht verlassen kann. Die Furcht, das Bewußtsein zu verlieren, aber läßt uns einen Blick in die Werkstätte seiner Neurose tun: er sagt es, weiß es aber nicht, wie er seine Aufregung, wenn er Fremde sehen muß, durch einen vorgefaßten Gedanken, bewußtlos zu werden, künstlich steigert. Es sind zwei Gründe namhaft zu machen, warum der Patient es nicht weiß, daß er seine Aufregung künstlich, *als ob* in einer Absicht, bis zu einer Konfusion steigert. Der eine Grund liegt auf der Hand, wenngleich nicht allgemein verstanden: der Patient blickt gleichsam wie schielend nur auf seine Symptome und nicht auf den Zusammenhang mit seiner Gangart. Der andere Grund ist: daß der unerbittliche Rückzug, die „Avance nach rückwärts", wie ich es vor langer Zeit als wichtigstes neurotisches Symptom beschrieben habe (in „Über den nervösen Charakter" 4. Aufl. J. F. Bergmann, München), in unserem Falle verbunden mit schwachen Versuchen sich aufzuraffen, nicht unterbrochen werden darf. Die Erregung, in die der Patient gerät — was freilich auch bewiesen werden muß, denn bisher ist es nur unter Zuhilfenahme der allgemeinen Diagnostik, der individualpsychologischen Erfahrung und mittelst medizinisch-psychologischer Intuition erraten — wenn er mit den drei Lebensfragen Gemeinschaft, Beruf, Liebe zusammenstößt, für die er offensichtlich nicht vorbereitet ist, ergreift ja nicht nur den Körper, um dort funktionelle Veränderungen hervorzurufen, sondern auch die Psyche. Es kommt infolge der mangelhaften Vorbereitung dieser Persönlichkeit zu funktionellen Störungen in Körper und Seele. Der Patient,

vielleicht von früher her schon durch kleinere Fehlschläge belehrt, schreckt vor dem „exogenen" Faktor zurück, fühlt sich nun dauernd von einer Niederlage bedroht, um so mehr, wenn er als verwöhntes Kind (ein neuer Beweis, den wir in der Folge zu führen haben werden) sein selbst aufgebautes Ziel einer persönlichen Überlegenheit ohne Interesse für die anderen mehr und mehr als unerreichbar findet. In dieser Stimmungslage von erhöhten Emotionen, die immer der Angst vor einer endgültigen Niederlage entspringen, wenngleich Angst im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht immer deutlich hervortreten muß, entstehen ja nach der körperlichen, meist angeborenen, und nach der seelischen, immer erworbenen Konstitution, immer miteinander vermengt und sich gegenseitig beeinflussend, jene Symptome, die wir in der Neurose und Psychose finden.

Ist dies aber schon die Neurose? Die Individualpsychologie hat wahrlich viel getan, die Tatsache aufzuklären, daß man zur Lösung der Lebensaufgaben schlecht oder gut vorbereitet sein kann, und daß dazwischen viele tausend Varianten zu finden sind. Viel auch, um verstehen zu lassen, daß die gefühlte Unfähigkeit zur Lösung Körper und Seele anläßlich des exogenen Faktors tausendfältig vibrieren macht. Sie hat auch gezeigt, daß die mangelnde Vorbereitung aus der frühesten Kindheit stammt und sich weder durch Erlebnisse noch durch Emotionen, sondern nur durch Erkenntnis bessern läßt. Und sie hat als den *integrierendsten* Faktor im Lebensstil das Gemeinschaftsgefühl entdeckt, das zur Lösung aller Lebensfragen in ausschlaggebender Weise vorhanden sein muß. Die körperlichen und seelischen Erscheinungen, die das Gefühl des Versagens begleiten und charakterisieren, habe ich als Minderwertigkeitskomplex beschrieben. Freilich sind die Schockerscheinungen im Falle des Minderwertigkeitskomplexes bei schlechter vorbereiteten Individuen größer als bei besser vorbereiteten, bei mutigeren Menschen geringer als bei entmutigten und stets Hilfe von auswärts suchenden. Konflikte, die ihn mehr oder weniger erschüttern, hat jedermann. Körperlich und seelisch fühlt sie jedermann. Unsere Körperlichkeit, die äußeren sozialen Verhältnisse ersparen keinem das Gefühl der Minderwertigkeit gegenüber der Außenwelt. Hereditäre Organminderwertigkeiten sind allzuhäufig, als daß sie nicht getroffen würden durch die harten Anforderungen des Lebens. Die Umweltsfaktoren, die auf das Kind einwirken, sind nicht von der Art, ihm den Aufbau eines „richtigen" Lebensstiles leicht zu ermöglichen. Verwöhnung, vermeintliche oder wirkliche Vernachlässigung, besonders erstere, verleiten das Kind allzuoft sich in Widerspruch zum Gemeinschaftsgefühl zu setzen. Dazu kommt, noch, daß das Kind sein Bewegungsgesetz zumeist ohne richtige Anleitung findet, nach dem trügerischen Gesetz von Versuch und Irrtum, in eigener nur durch die menschlichen Grenzen eingeengter Willkür, immer aber auch einem Ziel der Überlegenheit in millionenfachen Varianten zustrebend. Die schöpferische Kraft des Kindes benützt, „gebraucht" alle Eindrücke und Empfindungen als Impulse zu einer endgültigen Stellungnahme, zur Entwicklung seines individuellen Bewegungsgesetzes. Man hat diese von der Individualpsychologie hervorgehobene Tatsache später als „Einstellung"

oder als „Gestalt“ bezeichnet, ohne dem Ganzen des Individuums und seiner Verbundenheit mit den drei großen Fragen des Lebens gerecht zu werden, auch ohne die Leistung der Individualpsychologie dabei anzuerkennen. Ist nun der Konflikt eines „schlimmen“ Kindes, eines Selbstmörders, eines Verbrechers, eines erzreaktionären Menschen, eines sinnlos ultraradikalen Kämpfers, eines saumselig dahinlebenden, durch die Not, die ihn umgibt, in seiner Behaglichkeit gestörten Prassers, ist dieser Konflikt samt den körperlichen und seelischen Folgen bereits „die Neurose“? Sie alle treffen in ihrem verfehlten, beharrlichen Bewegungsgesetz die von der Individualpsychologie betonte „Wahrheit“, geraten in Widerspruch mit dem sub specie „Richtigen“, mit der unerbittlichen Forderung einer idealen Gemeinschaft. Sie verspüren die freilich tausendfachen Folgen dieses Zusammenstoßes, freilich in tausendfachen Varianten, körperlich und seelisch. Aber ist dies die Neurose?

Gäbe es nicht die unerbittlichen Forderungen der idealen Gemeinschaft, könnte jeder im Leben seinem verfehlten Bewegungsgesetz genügen — man kann phantasievoller auch sagen: seinen Trieben, seinen Instinkten, seinen bedingten Reflexen —, so gäbe es keinen Konflikt. Niemand kann eine derart sinnlose Forderung aufstellen. Sie regt sich nur schüchtern, wenn einer die Verbundenheit von Individuum und Gemeinschaft übersieht oder zu trennen versucht. Jeder beugt sich mehr oder weniger willig dem ehernen Gesetz der idealen Gemeinschaft. Nur das zum Äußersten verwöhnte Kind wird erwarten und verlangen: „res mihi subigere conor“, wie *Horaz* tadelnd hervorhebt. Frei übersetzt: die Gemeinschaftsbeiträge für mich auszunützen, ohne etwas beizutragen. „Warum ich meinen Nächsten lieben soll“, geht aus der untrennbaren Verbundenheit der Menschen hervor und aus dem unerbittlich richtenden Ideal der Gemeinschaft. (Siehe auch: „Der Sinn des Lebens“, diese Zeitschrift, Jahrgang 1931, S. 161ff.) Nur wer einen genügenden Anteil dieses Zieles zur Gemeinschaft in sich, in seinem Bewegungsgesetz trägt und ihn lebt wie Atmen, wird auch die ihm zukommenden Konflikte im Sinne der Gemeinschaft zu lösen imstande sein.

Wie jedermann erlebt auch der Neurotiker seine Konflikte. Sein Lösungsversuch aber unterscheidet ihn klar von allen anderen. Bei der Tausendfältigkeit von Varianten sind Teilneurosen und Mischformen stets zu finden. In seinem Bewegungsgesetz ist ihm der Rückzug vor Aufgaben, die durch eine gefürchtete Niederlage seine Eitelkeit, sein vom Gemeinschaftsgefühl allzu stark getrenntes Streben nach persönlicher Überlegenheit, sein Streben, der Mittelpunkt, der Erste zu sein, bedrohen, von Kindheit her trainiert. Sein Lebensmotto: „alles oder nichts“, meist wenig gemildert, die Überempfindlichkeit des stets von Niederlagen Bedrohten, seine Ungeduld, die Affektsteigerung des wie in Feindesland Lebenden, seine Gier, bringen häufiger und stärkere Konflikte hervor als nötig wäre und machen ihm den durch seinen Lebensstil vorgeschriebenen Rückzug leichter. Die von Kindheit her trainierte und erprobte Taktik des Rückzuges kann leicht eine „Regression“ auf infantile Wünsche vortäuschen. Aber nicht auf solche Wünsche kommt es dem Neurotiker an, sondern auf seinen Rückzug, den er gerne mit Opfern aller Art

bezahlt. Auch hier liegt eine trügerische Verwechslung mit „Formen der Selbstbestrafung“ nahe. Aber: nicht auf die Selbstbestrafung kommt es ihm an, sondern auf das Gefühl der Erleichterung durch den Rückzug, der ihn vor einem Zusammenbruch seiner Eitelkeit, seines Hochmutes bewahrt.

Vielleicht wird man jetzt endlich verstehen, was das Problem der „Sicherung“ in der Individualpsychologie bedeutet. Es kann nur im ganzen Zusammenhang erkannt werden. Nicht als „sekundär“, sondern als hauptsächlich. Der Neurotiker „sichert“ sich durch seinen Rückzug und „sichert“ seinen Rückzug durch Steigerung der Schockerscheinungen körperlicher und seelischer Art, die im Zusammenstoß mit einem die Niederlage androhenden Problem entstanden sind.

Er zieht sein Leiden dem Zusammenbruch seines persönlichen Hochgefühls, von dessen Stärke bisher nur die Individualpsychologie Kenntnis hat, vor. Dieses Hochgefühl, das in der Psychose nur oft deutlicher hervortritt, sein Überlegenheitskomplex, wie ich es genannt habe, ist so stark, daß der Neurotiker selbst es nur mit schaudernder Ehrfurcht von ferne ahnt, und daß er gerne seine Aufmerksamkeit von ihm abwendet, wenn er es in der Wirklichkeit erproben soll. Es treibt ihn nach vorne. Er aber muß des Rückzugs wegen alles verwerfen, alles vergessen, was den Rückzug hindern könnte. Er gibt nur Raum den Rückzugsgedanken, den Rückzugsgefühlen und den Rückzugshandlungen.

Äsop (sagt da nicht einer: „der große Seelenkenner“) erzählt von einem Löwen, der hungrig vor seiner Höhle lag. Da schlich in der Ferne ein Fuchs vorbei. Der Löwe, dem nach einem Fuchsbraten gelüstete, rief ihn an und sprach: „Ei, lieber Fuchs, komm doch einmal her und sieh dir meine Höhle an. Sie wird dir gewiß gut gefallen.“ Der Fuchs aber antwortete: „O nein, lieber Löwe, ich werde nicht kommen. Denn ich sehe viele Spuren von Füßen, die hinein führen, ich sehe aber keine, die hinausführen.“

Ich sprach von der Steigerung des „Rückzugskomplexes“. Der Neurotiker wendet sein ganzes Interesse dem Rückzug zu. Jeder Schritt vorwärts wird von ihm als ein Fall in den Abgrund mit allen Schrecken ausgestattet. Aber er trachtet mit aller Macht, mit allen seinen Gefühlen, mit allen seinen erprobten Rückzugsmitteln sich im Hinterland festzuhalten. Die Ausstattung seiner Schockerlebnisse, für die er sein ganzes Interesse aufwendet, wobei er vom einzig wichtigen Faktor abgewendet bleibt, von seiner Furcht vor der Erkenntnis, wie weit er von seinem egoistischen Hochziel entfernt ist, der große Aufwand meist metaphorisch eingekleideter und aufgepeitschter Gefühle, wie der Traum sie liebt, um entgegen dem common sense beim eigenen Lebensstil zu verharren, gestatten ihm, sich an den nun fertigen Sicherungen festzuhalten, um nicht der Niederlage entgegengetrieben zu werden. Die Meinung und das Urteil der andern, die bei Ausbruch der Neurose mildernde Umstände gelten lassen, aber ohne sie den zitternden Nimbus des Neurotikers nicht anerkennen würden, wird zur größten Gefahr. Kurz gesagt: die Ausnützung der Schockerlebnisse zum Schutze des bedrohten Nimbus — das ist die Neurose. Oder noch kürzer: die Stimmungslage des Neurotikers gestaltet

sich zu einem „Ja-aber". Im „Ja" steckt die Anerkennung des Gemeinschaftsgefühls, im „Aber" der Rückzug und seine Sicherungen. Man schadet der Religion nur, wenn man sie oder ihr Fehlen für die Neurose verantwortlich macht. Man schadet jeder politischen Partei, wenn man ihre Anerkennung als Heilung der Neurose anpreist.

Als unser Patient die Universität verlassen hatte, versuchte er als Hilfskraft in einer Rechtsanwaltskanzlei unterzukommen. Er blieb dort nur wenige Wochen, weil *ihm sein Wirkungskreis zu dürftig vorkam.* Nachdem er mehrmals aus diesem Grund und aus anderen Gründen gewechselt hatte, beschloß er sich lieber theoretischen Studien hinzugeben. Man lud ihn zu Vorlesungen über Rechtsfragen ein, aber er lehnte ab, „weil er vor einem größeren Kreis nicht sprechen könne". In dieser Zeit, er war damals 32 Jahre alt, stellten sich seine Symptome ein. Ein Freund, der ihm helfen wollte, erbot sich mit ihm zugleich das Referat zu erstatten. Unser Patient stellte als Bedingung, *zuerst* zu sprechen. Er betrat die Plattform zitternd und verwirrt *und fürchtete das Bewußtsein zu verlieren.* Er sah nur schwarze Flecken vor den Augen. Kurz nach der Vorlesung stellten sich seine Magenbeschwerden ein, und er stellte sich vor, *er müsse sterben*, wenn er noch einmal vor vielen Leuten sprechen müßte. In der nächsten Zeit beschäftigte er sich nur damit, Kindern Unterricht zu geben.

Ein Arzt, den er befragte, erklärte ihm, er müsse sich sexuell betätigen, um gesund zu werden. Wir könnten das Unsinnige eines solchen Rates voraussehen. Der Patient, der sich bereits auf dem Rückzug befand, beantwortete diesen Rat mit Syphilisfurcht, mit ethischen Bedenken und mit der Furcht, betrogen zu werden und als Vater eines illegitimen Kindes bezichtigt zu werden. Seine Eltern rieten zu einer Heirat und hatten damit scheinbar Erfolg, als sie ihm auch das Mädchen zur Ehe brachten. Es trat eine Schwangerschaft ein und die Frau verließ das Haus, um zu ihren Eltern zurückzukehren, da sie, wie sie sagte, die fortwährende Kritik von oben herab nicht länger ertragen konnte.

Wir sehen schon jetzt, wie hochmütig unser Patient sein konnte, wenn sich ihm eine leichte Gelegenheit bot, — wie er aber sofort den Rückzug antrat, wenn ihm die Sache unsicher schien. Um Weib und Kind kümmerte er sich nicht. Er war immer nur darum besorgt, nicht als minderwertig zu scheinen, und diese Besorgnis war stärker als sein Streben nach dem so sehnlichst gesuchten Erfolg. Er scheiterte, als er an die Front des Lebens kam, geriet in eine andauernde Gefühlswelle höchster Angst verwandt, samt ihren körperlichen und seelischen Folgen und verstärkte seinen Rückzug durch Aufrichtung von Schreckgespenstern, weil ihm der Rückzug dadurch erleichtert war. Der Autolenker wird sich leicht in einen solchen Mechanismus hineindenken können. Er hat sein Ziel. Nun gibt er mehr Gas, um sicherer und schneller sein Ziel, in unserem Falle: den Rückzug, erreichen zu können.

Stärkere Beweise? Wir wollen sie in zweifacher Art erbringen. Erstens, indem wir in die Zeit seiner frühen Kindheit zurückgreifen wollen, um festzustellen, daß er zu dem Lebensstil verleitet wurde, den wir bei ihm gefunden

haben. Zweitens, indem wir weitere gleichlaufende Beiträge aus seinem Leben hinzutragen wollen. Ich würde es in jedem Falle als den stärksten Beweis der Richtigkeit eines Befundes dieser Art ansehen, wenn sich herausstellt, daß die weiteren Beiträge zur Charakteristik einer Person mit der bereits gefundenen vollkommen übereinstimmen. Sollten sie es nicht, dann müßte die Auffassung des Untersuchenden entsprechend geändert werden.

Die Mutter war, wie der Patient angibt, eine weiche Frau, an der er sehr hing, und die ihn gründlich verzärtelte, auch immer von ihm ganz große Leistungen erwartete. Der Vater war weniger zur Verwöhnung geneigt, gab aber unter allen Umständen nach, wenn Patient unter Weinen seine Wünsche vorbrachte. Unter den Geschwistern zog er einen jüngeren Bruder vor, der ihn vergötterte, ihm jeden Wunsch erfüllte, ihm wie ein Hündchen nachlief und sich von ihm immer leiten ließ. Patient war die Hoffnung seiner Familie und konnte sich auch bei den anderen Geschwistern immer durchsetzen. Eine ungewöhnlich leichte, warme Situation also, die ihn für die Außenwelt ungeeignet machte.

Dies zeigte sich sofort, als er zum ersten Male in die Schule sollte. Er war der Jüngste in der Klasse und nahm dies zum Anlaß, seine Abneigung gegen diese Außenposition durch zweimaligen Schulwechsel zu bekunden. Dann aber lernte er mit ungeheurem Eifer, um alle anderen Schüler zu übertreffen. Wenn ihm dies nicht gelang, so trat er einen Rückzug an, blieb häufig wegen Kopf- und Magenschmerzen aus der Schule weg oder kam häufig zu spät. War er gleich in dieser Zeit nicht unter den besten Schülern, so schrieben er und die Eltern diesen Umstand seinen häufigen Absenzen zu, während unser Patient gleichzeitig stark betonte, daß er mehr wußte und mehr gelesen hatte als alle anderen Schüler.

Bei den geringsten Anlässen steckten ihn die Eltern ins Bett und pflegten ihn vorsorglich. Er war immer ein ängstliches Kind gewesen und schrie oft im Schlafe auf, um seine Mutter auch des Nachts mit sich zu beschäftigen.

Es versteht sich, daß er über die Bedeutung und über den Zusammenhang aller dieser Erscheinungen nicht im Klaren war. Sie alle waren der Ausdruck, die Aussprache seines Lebensstils[1]). Er wußte auch nicht, daß er deshalb bis spät in den Morgen hinein im Bette las, um am nächsten Tage das Privilegium zu genießen spät aufstehen zu können und so eines Teiles seiner Tagesarbeiten ledig zu werden. Mädchen gegenüber war seine Scheu noch größer als gegenüber Männern, und dieses Verhalten überdauerte die ganze Zeit seiner Entwicklung zum Manne. Daß es ihm an Mut gebrach in jeder Lebenssituation, daß er um keinen Preis seine Eitelkeit aufs Spiel setzen würde, kann leicht verstanden werden. Die Unsicherheit, ob er von Mädchen gut aufgenommen würde, kontrastierte stark mit der Sicherheit, mit der er die Hingabe der Mutter erwarten durfte. In seiner Ehe wollte er die gleiche Herrschaft errichten, deren er sich bei Mutter und Brüdern erfreute, und mußte natürlich scheitern.

---

[1]) Weder im Bewußten noch im Unbewußten, sondern im Unverstandenen.

Ich konnte feststellen, daß in den ältesten Kindheitserinnerungen, freilich oft gut verborgen, der Lebensstil eines Individuums zu finden ist. Unseres Patienten älteste Erinnerung lautete: „Ein kleiner Bruder war gestorben, und der Vater saß vor dem Hause und weinte bitterlich.“ Wir erinnern uns, wie der Patient vor einer Vorlesung nach Hause flüchtete und zu sterben vorgab.

Wie jemand zur Frage der Freundschaft steht, charakterisiert sehr gut seine Fähigkeit zum Gemeinschaftsmenschen. Unser Patient gibt an, daß er immer nur kurze Zeit Freunde besessen habe, und daß er immer sie beherrschen wollte. Man wird dies wohl nur Ausbeutung der Freundschaft anderer nennen können. Als er auf diesen Umstand freundlich hingewiesen wurde, antwortete er: „Ich glaube nicht, daß irgendeiner sich für die Gemeinschaft einsetzt, jeder tut es nur für sich.“

Wie er sich für den Rückzug rüstet, geht auch aus folgenden Tatsachen hervor: Er möchte gerne Artikel oder ein Buch schreiben. Aber wenn er sich zum Schreiben hinsetzt, kommt er in eine solche Erregung, daß er nicht denken kann. Er erklärt, nicht schlafen zu können, wenn er vorher nicht liest. Aber wenn er liest, bekommt er einen Druck im Kopfe, so daß er nicht schlafen kann. Sein Vater starb vor kurzer Zeit, gerade als der Patient eine andere Stadt besuchte. Kurz hernach sollte er dort eine Stelle annehmen. Er lehnte ab unter Vorgabe, er würde sterben, wenn er diese Stadt betreten würde. Als man ihm in seiner Stadt eine Stelle anbot, schlug er sie aus mit der Motivierung, er würde die erste Nacht nicht schlafen können und am nächsten Tag deshalb versagen. Erst müsse er ganz gesund werden.

Daß auch im Traum des Patienten sein Bewegungsgesetz, dieses „Ja, aber“ des Neurotikers wieder zu finden ist, dafür ein Beispiel. Man kann mit der Technik der Individualpsychologie die Dynamik eines Traumes finden. Sie sagt uns nichts Neues, nichts, was wir nicht sonst auch aus dem Verhalten des Patienten erkennen konnten. Man kann aus den richtig verstandenen Mitteln und aus der Auswahl der Inhalte erkennen, wie der Träumer, geleitet durch sein Bewegungsgesetz, bemüht ist, entgegen dem common sense seinen Lebensstil durch künstliche Erweckung von Gefühlen und Emotionen durchzusetzen. Und man findet auch oft Hinweise darauf, wie der Patient seine Symptome unter dem Druck der Furcht vor einer Niederlage erzeugt. Ein Traum dieses Patienten lautet: „Ich sollte Freunde besuchen, die jenseits einer Brücke wohnten. Das Geländer war mit Farbe frisch gestrichen. Ich wollte ins Wasser schauen und lehnte mich ans Geländer. Dieses stieß gegen meinen Magen, der zu schmerzen begann. Ich sagte zu mir selbst: du solltest nicht ins Wasser hinab schauen. Du könntest hinunterfallen. Aber ich wagte es doch, ging abermals bis zum Geländer, blickte hinab und ging rasch zurück, indem ich überlegte, es sei doch besser in Sicherheit zu sein.“

Der Besuch der Freunde und das frisch gestrichene Geländer deuten auf die Hinweise betreffs des Gemeinschaftsgefühls und des Neuaufbaus eines besseren Lebensstils. Die Furcht des Patienten von seiner Höhe herabzufallen, sein „Ja, aber“, sind klar genug hervorgehoben. Die Magenbeschwerden

als Folge seines Furchtgefühls sind, wie früher beschrieben, konstitutionell immer zur Hand. Der Traum zeigt uns die ablehnende Haltung des Patienten gegenüber den bisherigen Bemühungen des Arztes und den Sieg des alten Lebensstils unter Zuhilfenahme eines eindringlichen Bildes einer Gefahr, wenn die Sicherheit des Rückzuges in Frage gestellt ist.

Die Neurose ist die dem Verständnis des Patienten entzogene, automatische Ausnutzung von Symptomen, die aus Schockwirkungen entstanden sind. Diese Ausnutzung liegt solchen Menschen näher, die für ihren Nimbus allzusehr fürchten und die schon in der Kindheit, meist als verwöhnte Kinder, auf diesen Weg der Ausnutzung gelockt wurden.

Die Heilung kann nur auf intellektuellem Wege, durch die wachsende Einsicht des Patienten und durch die Entwicklung seines Gemeinschaftsgefühls zustande kommen.

Was ist wirklich eine Neurose?

Von ERWIN WEXBERG (Wien)

„Es ist eine Krankheit und ist doch keine!“ sagte mir ein Patient in jener Phase der Behandlung, wo er schon ein Stück Einsicht gewonnen, aber noch nicht den Mut hatte, seine neue Lebensanschauung nicht nur zu denken, sondern auch zu leben. Es verlohnt sich, diese aus persönlichstem Leid gewonnene Kennzeichnung der Neurose näher ins Auge zu fassen.

Ist eine Neurose eine Krankheit? Man könnte sagen: die Frage aufwerfen, heißt sie verneinen. Denn wer würde bei sonst einer Erkrankung auf den Gedanken kommen, ihren Krankheitscharakter in Frage zu stellen? So ergibt sich schon aus der Möglichkeit dieser Fragestellung, daß die Neurose gegenüber dem klinischen Krankheitsbegriff zum mindesten eine Sonderstellung einnimmt. Man könnte sich auf das Bewußtsein des Laienpublikums beziehen, welches im Neurotiker meistens so gut einen Kranken sieht wie in einem Herzleidenden oder einem Magenleidenden. Aber erstens unterliegt der Krankheitsbegriff des Publikums sehr beträchtlichen Schwankungen im Laufe der Zeiten. Die „nervösen“ Kinder von heute waren noch vor 30 Jahren einfach „schlimme“ Kinder und wurden nicht ärztlich, sondern disziplinär behandelt. Hysterische Frauen wurden vor 200 Jahren als Hexen verbrannt. Noch heute aber wird vielen unserer Patienten von wohlmeinenden Angehörigen und Freunden immer wieder der Rat zuteil, sie mögen sich bloß zusammennehmen, dann würden die nervösen Symptome schon verschwinden. Nervosität sei nichts als Disziplinlosigkeit und Willensschwäche, und wenn man sich beherrschen lerne, sei man nicht nervös. Andererseits erliegt der Laie wehrlos dem erschütternden Eindruck eines nervösen Erregungszustandes, sobald dieser nur ein wenig über das Alltägliche hinaus-

geht. Ein Mensch, der im Zustande höchster Erregung, die wohl motiviert sein mag, krampfhaft zu schreien oder zu schluchzen beginnt, wirres Zeug redet oder in Ohnmacht fällt, hat der heute herrschenden volksmedizinischen Auffassung zufolge einen ,,Nervenzusammenbruch" erlitten, wird ins Bett gebracht und empfängt den Besuch des Arztes.

So fällt der Krankheitsbegriff des Publikums in gewisser Hinsicht mit dem Begriff der Fürsorgebedürftigkeit zusammen. Da jeder ernsthaft Kranke auf die Fürsorge seiner Umgebung angewiesen ist, wird nun jeder, der sich so verhält, daß die Hilfeleistung der Umgebung nicht ausbleiben kann, als krank betrachtet.

Aber Krankheit und Hilfsbedürftigkeit sind nicht dasselbe. Unsere Erfahrungen zeigen, daß zwischen einem aggressiven Neurotiker, der seine Umgebung durch Wutanfälle, Launen oder unerträgliche Gewohnheiten belästigt, und jenem passiven Typus, der dasselbe durch das Arrangement seiner Hilfsbedürftigkeit erreicht, kein grundsätzlicher Unterschied besteht. Es ist ein Unterschied in der Taktik, nicht im Wesen. Er wird belanglos, wenn wir von der Maske des äußeren Verhaltens absehen und die Zielsetzung in Betracht ziehen.

Ebenso unbrauchbar ist der subjektive Maßstab, den der Patient selbst anlegt. Er betrachtet sein *Leiden* als das wesentliche Kennzeichen der Krankheit, wieder auf Grund eines Fehlschlusses: weil alle Kranken leiden, müssen Leidende eben krank sein. Aber auch so geht es nicht. Jeder Mensch, der in einer ungünstigen Lebenssituation zu verharren gezwungen ist, leidet. Darum ist er noch nicht krank. Und wie ist es z. B. mit seelischem Leid von der Art der Gewissensqualen? Man kann doch Leiden und Krankheit nicht identifizieren.

So bleibt als Kriterium für die klinische Bewertung der Neurose der objektive Befund des Arztes. Wir kennen eine lange Reihe von körperlichen, zweifellos objektiv nachweisbaren Symptomen, die bei Neurosen auftreten: Vasomotorische Störungen, Unregelmäßigkeiten, Beschleunigung und Verlangsamung des Herzrhythmus, Zittern, Tics und Zwangsbewegungen aller Art, Hypersekretion der Magenschleimhaut, herabgesetzte und gesteigerte Darmtätigkeit, Funktionsveränderungen im Bereiche des weiblichen Geschlechtsapparats von der einfachen Dysmenorrhöe bis zu jahrelanger Amenorrhöe, und zahlreiche andere. Wir haben Beispiele dafür, daß nicht nur die vegetativ innervierten Funktionen, sondern auch die Regulation des inneren Stoffwechsels und die Funktion der Drüsen mit innerer Sekretion auf neurotischer Basis schwer gestört sein können. Dabei beschränken wir uns hier auf Beispiele, bei welchen die Möglichkeit einer Simulation oder einer — sei es auch unbewußt — absichtlichen Produktion des Symptoms gar nicht in Betracht kommt, wie es etwa bei hysterischen Lähmungen, Gang- oder Sprachstörungen oder Krampfanfällen möglich wäre. Der Kliniker, der jene und ähnliche unzweifelhaft objektive Symptome konstatiert, muß sich, wenn er nicht die Grundsätze der menschlichen Pathologie, die sonst allgemein anerkannt sind, verleugnen will, zum mindesten in den Fällen dieser

Art dafür entscheiden, die Neurose als Krankheit gelten zu lassen. Aber zwischen den Fällen mit zweifellosem objektivem Befund und jenen anderen, die nichts dergleichen aufweisen, bestehen fließende Übergänge, jede grundsätzliche Trennung wäre künstlich. Man kann auch nicht behaupten, daß Neurosen mit objektiven Symptomen die schwereren Fälle seien. Eine leichte „Herzneurose" oder „Magenneurose", die nicht einmal Anlaß zur Behandlung gibt, weist objektive Zeichen auf, eine schwere Zwangsneurose dagegen nicht, obwohl diese unter Umständen zur Internierung des Patienten in einer geschlossenen Anstalt führen kann. Ob die Neurose mit unseren heutigen Untersuchungsmethoden objektiv nachweisbar ist oder nicht, kann Zufall sein. Durch eine Verbesserung der Methoden kann sich dies von einem Tag auf den andern ändern. Auch sind die Meinungen geteilt. Französische Neurologen behaupten, daß alle Zwangsneurotiker Vagotoniker seien. Die deutsche Neurologie hat diese Befunde nicht bestätigt. Die Glorifizierung der objektiven Symptome war vor allem das unrühmliche Ergebnis der Simulantenjagd, wie sie von der Kriegsneurologie betrieben wurde. Heute, zu — wenigstens in militärischem Sinne — friedlicheren Zeiten, wird auch das subjektive Symptom des Nervösen wieder beachtet. Man versucht es einzubeziehen in den Aufbau pathophysiologischer Syndrome, die sich als Ausdruck bestimmter Veränderungen des Stoffwechsels, der Hormonproduktion und der vegetativen Innervation deuten lassen und die an die Stelle der verschwommenen Begriffe von Neurasthenie, Hysterie, Zwangs- und Angstneurose, Organneurosen treten sollen.

Die Ergebnisse dieser klinischen Forschung, der es um die Ermittlung der biologischen Determinanten konkreter pathophysiologischer Erscheinungen zu tun ist, sind einwandfrei. Dem kausal-konditionalen Denken der naturwissenschaftlichen Betrachtung entsprechend müssen sich grundsätzlich für jede Naturtatsache — und auch das neurotische Symptom ist eine Naturtatsache — geschlossene ätiologische Zusammenhänge nachweisen lassen, und insoweit man in dieser Ebene verharrt, müssen diese Zusammenhänge auch lückenlos sein. Die Frage ist nur, ob es eine andere als die kausale Betrachtungsweise nicht gibt und ob, wenn es eine gibt, diese nicht für das in Rede stehende Problem wesentlicher ist als jene. Ein Vergleich aus der Mathematik liegt hier nahe: wie kann man zwei symmetrische Dreiecke zur Deckung bringen? Im zweidimensionalen Raum niemals. Dreht man jedoch das eine Dreieck um die Symmetrieachse im dreidimensionalen Raum, so ist die Aufgabe gelöst. Es ist wie das Ei des Kolumbus.

Wie sich die Ebene zum dreidimensionalen Raum verhält, so verhält sich das Bereich der kausalen Determination in der Naturbetrachtung zur finalen Determination im personalen Bereich. Gewiß muß eine in sich logische und geschlossene Neurosentheorie auf Grund rein kausaler Zusammenhänge möglich sein. Auch die Tatsache der psychischen Beeinflußbarkeit neurotischer Erscheinungen, über die ja auch der Kliniker nicht hinwegsehen kann, muß sich kausal interpretieren lassen. Das gelingt unschwer durch entsprechende Berücksichtigung des psycho-physiologischen Zwischenbereichs

der Gemütsbewegungen, die gleichzeitig seelisches und körperliches Geschehen sind. Auf die kausale Ebene projiziert, erscheinen die Gemütsbewegungen als physikalisch-chemische Vorgänge im Bereiche des vegetativen Nervensystems, der endokrinen Drüsen und des inneren Stoffwechsels. Sie vermögen sehr wohl pathophysiologische Prozesse auszulösen, die dann in ihrer Gesamtheit das neurotische Syndrom darstellen. Fragt man weiter nach der kausalen Bedingtheit der Gemütsbewegung, so kann man diese — bzw. die ihr zugeordneten physiologischen Vorgänge — sehr wohl als Reflexerscheinungen deuten, etwa im Sinne der behaviouristischen oder der reflexologischen Schule. Das Gehirn als hochdifferenziertes Reflexzentrum empfängt und verarbeitet Reize von der Außenwelt — unsere „Erlebnisse" — und produziert den zentrifugalen Impuls, der, von den vegetativen Zentren im Zwischenhirn ausgehend, in den Erfolgsorganen an der Peripherie jene Vorgänge hervorruft, die wir Affekte nennen. Die Wiederholung dieses Vorgangs führt dann zur Ausbildung bedingter Reflexe, die man neurotische Symptome nennt.

So betrachtet, ist die Neurose eine Krankheit, und wir zweifeln nicht, daß es möglich ist, jedes neurotische Syndrom in dieser Weise behaviouristisch zu analysieren. Nicht nur die psychogene Auslösung des Symptoms, sondern auch seine psychotherapeutische Beeinflußbarkeit — Herstellung neuer bedingter Reflexe an Stelle der im Symptom verkörperten — läßt sich auf diese Weise erklären. Auch durch eine personalistische Psychotherapie, wie sie die Individualpsychologische ist, kann die Geschlossenheit der Kausalbetrachtung nicht erschüttert werden. Auf die Ebene der Kausalität projiziert, erscheint die individualpsychologische Umstellung — wie übrigens auch die psychoanalytische Therapie — eben als neuer Reiz zur Bahnung neuer bedingter Reflexe. Beseitigung des Minderwertigkeitsgefühls durch individualpsychologische Interpretation der Kindheitsgeschichte, der irrtümlichen Apperzeptionen, der neurotischen Fiktionen und Arrangements bewirkt neue Affekterlebnisse und ebendadurch Änderung der bedingten Reflexe. Wir nennen das Ermutigung.

Wer grundsätzlich nur Planimetrie betreiben will, kann durch logische Argumente nicht zur Stereometrie bekehrt werden. Denn jene Fragestellungen, die planimetrisch nicht zu lösen sind — wie etwa das oben erwähnte Problem der Deckung symmetrischer Dreiecke —, sind für das planimetrische Denken sinnlos und ohne Interesse. In der Fragestellung ist das Bereich, innerhalb dessen die Antwort möglich ist, schon enthalten. Auf die Neurosenfrage angewandt, heißt das: die Neurose als Naturtatsache — also als Krankheit — betrachtet, ist restlos kausal erklärbar. Die Frage nach ihrem finalen *Sinn* aber, die der individualpsychologischen Betrachtung geläufig ist, setzt das „kategoriale Novum" (*N. Hartmann*) der personalen Betrachtungsweise, innerhalb deren sie sich beantworten läßt, schon voraus. Wer den Menschen nicht als personale Einheit, sondern als Mechanismus zur Auslösung von Reflexen betrachtet, wird niemals nach dem Sinn eines neurotischen Symptoms fragen. Es interessiert ihn nicht.

Nun ist es aber unverkennbar, daß auch der unentwegte Naturwissenschaftler personal und final denkt. Nur hat er diese Form des Denkens seinem Privatleben vorbehalten. Hier erlaubt er sich, „unwissenschaftlich" zu sein — denn wissenschaftliches und kausales Denken sind ihm eins. Daß dieses höher steht als das Denken des common sense, ist ihm nicht zweifelhaft — und doch vollzieht er alle Entscheidungen seines persönlichen Daseins auf Grund des letzteren, was ja gewiß nicht verwunderlich ist, da jede Entscheidung die Freiheit der Entscheidung voraussetzt und da für Freiheit in der Ebene der kausalen Bindung schlechterdings kein Raum ist. Freilich kann er, kaum daß er entschieden hat, den ganzen Vorgang rasch auf die kausale Ebene projizieren und zeigen, daß der Satz vom zureichenden Grunde auch da stimmt — was wir ja gar nicht bestritten haben. Daß Freiheit im kausalen Bereich nur eine Selbsttäuschung sein kann, ist selbstverständlich. „Wenn der fallende Stein ein Bewußtsein hätte, würde er glauben, daß er fallen wollte", sagt *Spinoza*. Er hätte recht, glauben wir; denn für ihn als vernunftbegabtes Wesen, das er dann wäre, würde eben der Vorgang, der uns nur unter dem Aspekt der kausalen Notwendigkeit erscheint, Ergebnis seiner freien Entschließung sein. Es ist ein anderer Aspekt, aber darum nicht weniger „richtig" als der kausale. Das erscheint uns nur im ersten Augenblick absurd, aber nur, weil wir anderen vernunftbegabten Wesen Menschen und nicht Steine sind. Hätten wir Gründe, den Stein als unsersgleichen anzuerkennen, so würden wir ihn ohne weiteres in die stillschweigende Konvention, die den Wesen gleich uns die Fähigkeit des Handelns zuspricht, mit einbeziehen, und das wäre sofort daran zu erkennen, daß wir den Stein für sein Fallen verantwortlich machen würden.

Es ist richtig, die personale Freiheit nicht wegzuinterpretieren — denn das geht zwar, aber es ändert nicht das geringste am Tatbestand —, sondern diesen Tatbestand, so wie wir ihn subjektiv und objektiv — am Handeln der Wesen gleich uns — erleben, möglichst exakt zu beschreiben. Wir sehen dann, daß sich die personale Determination in einer bereits durchgängig kausal determinierten Welt gleichsam als Überdetermination (*N. Hartmann*) durchsetzt, daß sie Zwecke setzt, rückläufig die zur Verwirklichung dieser Zwecke geeigneten Mittel bestimmt und sodann, unter Benutzung der kausalen Determination, jene Zwecke durch diese nunmehr als Ursachen fungierenden Mittel verwirklicht. Natürlich ist die Auswahl der Mittel nicht unbegrenzt, sondern naturgesetzlich beschränkt. Es wird mir nie gelingen, das Wasser dazu zu bewegen, daß es aufwärts fließt. Aber ich kann ein Pumpwerk anlegen und auf diese Weise, unter Benutzung naturgesetzlicher Zusammenhänge, den Aufwärtstransport des Wassers auf einem Umweg erreichen. Hier habe ich einen Zweck verwirklicht, und doch wurde der Satz vom zureichenden Grunde nicht durchbrochen. Im Gegenteil: ohne jene Kausalzusammenhänge, die den Mechanismus des Pumpwerks bestimmen, hätte ich mein Ziel niemals erreichen können.

Nun ist es nicht allzu schwer, sich über diese Fragen zu einigen, soweit es um zweckbewußtes Handeln geht. Aber die Anwendung der finalen Kate-

gorie stößt auf Widerspruch, sobald Verhaltungsweisen in Frage kommen, die durch Affekte bestimmt zu sein scheinen. Zu diesen gehört offenbar auch die Neurose. Tatsächlich läßt uns in diesem Bereich der common sense einigermaßen im Stich. Man ist seit alters her gewohnt, den Menschen nur dort, wo er zweckbewußt handelt, als frei zu betrachten, dagegen seine Passivität und Kausalgebundenheit dort anzuerkennen, wo er sich subjektiv unfrei fühlt, also im Affekt. Freilich besteht hier ein bemerkenswerter Unterschied der Grenzbestimmung in der Selbst- und in der Fremdbeurteilung. Wir sind im allgemeinen geneigt, das Bereich der personalen Verantwortlichkeit beim andern viel weiter zu erstrecken als bei uns selbst. Wir verurteilen eine antisoziale Affekthandlung beim andern, etwa mit der landläufigen Begründung, daß er sich hätte beherrschen können, und haben doch nicht das Gefühl der Verantwortung, wenn wir selbst diese selbe Handlung begehen. Das ist verständlich aus der Tatsache, daß wir, um unser sittliches Persönlichkeitsgefühl zu schützen und uns das Gefühl der moralischen Überlegenheit über den andern zu verschaffen, gern geneigt sind, den Splitter im Auge des Nächsten, nicht aber den Balken im eigenen Auge zu sehen (Gretchen am Brunnen: ,,Wie konnt ich sonst so tapfer schmälen . . .“). Hier von Selbsttäuschung zu sprechen, hätte nur dann einen Sinn, wenn wir ein objektives Kriterium hätten, das uns die exakte Abgrenzung des personalen Bereichs der Verantwortung ermöglichen würde. Das gibt es aber für das Individuum nicht. Wo immer ich im einzelnen Fall die Grenze zwischen Finalität und Kausalität ziehe, man wird mich nicht widerlegen können. Geschützt durch diese Unkontrollierbarkeit, werde ich jeweils das als wahr unterstellen, was meiner Leitlinie gemäß ist.

Und doch gibt es ein überindividuelles Bezugssystem, das die Entscheidung des Verantwortlichkeitsproblems im einzelnen Fall meiner individuellen Willkür weitgehend entzieht. Den Spielregeln des gesellschaftlichen Seins vermag ich mich keinesfalls zu entziehen, und durch diese wird das Geltungsbereich der persönlichen Finalität sehr beträchtlich bestimmt. Es gibt typische Lebenssituationen, in welchen eine bestimmte Affektäußerung als kausal notwendige Reaktion angesehen wird — etwa die Trauer über den Tod eines Angehörigen; andere, in welchen sie als ,,begreiflich“ gilt, in denen aber das Ausmaß und die Form der Reaktion der persönlichen Verantwortung unterliegt — etwa Eifersucht; wieder andere schließlich, wo die im einzelnen Fall auftretende Affekthaltung vom gesellschaftlichen Bewußtsein als falsch empfunden und verurteilt wird — etwa unbegründetes Mißtrauen. Im ersten Falle, dem Falle des ,,legitimen“ Affekts, wird der einzelne geradezu für das Ausbleiben des Affekts verantwortlich gemacht, im letzten Falle für sein Auftreten, im zweiten schließlich für die etwaige antisoziale Form der Äußerung. Man sieht also: das — nach Zeit und Kulturraum veränderliche — gesellschaftliche Bewußtsein, das uns allen als Gemeinschaftsgefühl innewohnt, erstreckt seine an unser Verantwortungsgefühl gerichteten Forderungen durchaus auch auf das Bereich des Gefühlslebens, aber derart, daß es nicht

etwa unbedingte Beherrschbarkeit der Gemütsbewegung, sondern gerade das Ausmaß der Beherrschbarkeit oder Unbeherrschbarkeit vorschreibt. Wer einer Gemeinschaft innerlich verbunden ist — und das bedeutet, daß er in seiner Zielsetzung die Spielregeln dieser Gemeinschaft bejaht —, der wird ganz von selbst auch Affekten freien Lauf lassen, wie es diesen ungeschriebenen Regeln entspricht, und ebenso sie beherrschen oder gar nicht empfinden, wo dies gefordert ist. Die Paradoxie, daß man für ein Verhalten verantwortlich ist, das man direkt weder herbeiführen noch verhindern kann, besteht zu Recht. Die Frau, die ihrem Freunde den bitteren Vorwurf „du liebst mich nicht!" ins Gesicht schleudert, und der Mann, der diesen Vorwurf als solchen empfindet und sich schuldig fühlt, handeln und urteilen aus diesem Gesetz ihrer Gemeinschaft heraus.

Die Einheit der Persönlichkeit, die durch die kausale Motivation der Affekte durchbrochen schien, ist also durch die Feststellung der Tatsache wiederhergestellt, daß das Ausmaß unserer kausalen Bestimmbarkeit eine Funktion unserer Gemeinschaftsbezogenheit und daher selbst wieder Material unserer personalen Determination ist. Noch in dem Erlebnis des seelischen Konflikts, wenn wir etwa „uns der Tränen nicht erwehren können", liegt die verantwortliche Entscheidung der zentralen Persönlichkeit — sei es mit der Gemeinschaft, sei es gegen sie —, und auch die Konflikthaftigkeit des Erlebnisses ist zielbestimmt. Zu den kausalen Determinanten, die die Möglichkeiten personaler Entscheidung umgrenzen, gehören außer den physikalischen und biologischen auch die sozialen. Auf den Gebrauch, den die Persönlichkeit von diesem Material macht, kommt es an.

Indem wir diese grundsätzliche Betrachtungsweise auch auf das Problem der Neurose anwenden, gewinnen wir jene Gesichtspunkte, die dem Individualpsychologen geläufig sind. Für die klinische, grundsätzlich nur nach der kausalen Kategorie orientierte Betrachtungsweise mag die Neurose eine Erkrankung des vegetativen, hormonalen und Stoffwechselapparates sein, gekennzeichnet durch das Fehlen anatomischer Veränderungen in den Organen und durch ihre weitgehende psychische — d. h. affektive — Beeinflußbarkeit. Durch den zweiten Teil dieser Kennzeichnung wird sie gleichzeitig Gegenstand der psychologischen Betrachtung, und als solcher ist sie keineswegs „Krankheit" — denn der biologische Begriff der Krankheit hat im Bereiche der personalen Determination keinen Sinn. Ihre Stellung im System der personalen Einheit ist, was die Frage der Beziehung zwischen kausaler und finaler Determination anbelangt, grundsätzlich dieselbe wie die der Affekte. Die Autonomie der Persönlichkeit erstreckt sich auch auf das neurotische Symptom. Die Persönlichkeit ist auch noch für ihr Nichtanderskönnen verantwortlich.

Diesen Tatbestand kann man allerdings nur dann richtig verstehen, wenn man den Menschen nicht isoliert, sondern in seiner Bezogenheit auf die überindividuelle Realität der Gemeinschaft betrachtet. Und umgekehrt: nur der Neurotiker vermag vermöge seiner individualistischen Abgegrenztheit gegenüber der Gemeinschaft die Fiktion aufrechtzuerhalten, als würde seine

Verantwortlichkeit durch das Nichtanderskönnen, das in jedem neurotischen Symptom enthalten ist, aufgehoben. Er tut so, als gehörte er nicht dazu. Als isolierter Mensch, der er nun zu sein glaubt, vermag er die Spaltung der Persönlichkeit in ein Ich, das will, und ein anderes, das nicht anders kann, durchzuführen. Der subjektiv erlebte seelische Konflikt wird verdinglicht und zum Tatbestand erhoben. Das neurotische Symptom, stets dazu geeignet, die Kooperation in irgendeinem Lebensbereich hintanzuhalten, erhält die Autonomie eines Staates im Staate. So wird es stets als „Zwang" erlebt, sei es als der Zwang einer körperlichen Erkrankung, sei es als „ichfremder Zwang in ichnaher Sphäre", wie bei der Zwangs- und der Angstneurose. Solange der Neurotiker aus der irrtümlichen Anschauung heraus, als wäre er den Lebensaufgaben nicht gewachsen, die Kooperation ablehnt, und solange er die Tatsache seiner unverbrüchlichen Gemeinschaftsbezogenheit nicht zur Kenntnis nimmt, muß er an der Fiktion der seelischen Spaltung, an der Neurose und dem mit ihr verbundenen Leiden festhalten.

Die Behandlung hat demnach diesen zwei Anzeigen gerecht zu werden: einerseits der Beseitigung des Gefühls der Minderwertigkeit durch sachliche Interpretation der Vorgeschichte, die dem Patienten zeigt, daß seine Mißerfolge nicht das Ergebnis tatsächlicher Unfähigkeit, sondern seines Irrtums und seiner Mutlosigkeit waren; andererseits der Demonstration jener Tatsache, von der der Patient hartnäckig absehen mußte, um sich den Weg in die Neurose freizuhalten: seiner Gemeinschaftsbezogenheit.

Diese Auffassung der Neurose kann naturgemäß niemals der Neurose immanent sein. Insoweit, als der Neurotiker Symptome produziert, vermag er die Tatsache seiner Gemeinschaftsbezogenheit und die daraus sich ergebende Konsequenz — daß er auch für sein Nichtanderskönnen verantwortlich ist — nicht zu sehen; und insoweit, als er dies sieht, vermag er weiterhin Symptome nicht mehr zu produzieren. Das Wesen der Neurose, wie es hier dargestellt ist, ist also ihr Aspekt, aus einem sozialen Lebensraum betrachtet. Der von der Individualpsychologie festgestellte Gegensatz zwischen neurotischem Individualismus als Schein und Gemeinschaftsbezogenheit als überindividueller Realität setzt die Dominanz der sozialen Kategorie voraus. Und so läßt sich die Behauptung rechtfertigen: die Neurose selbst ist eine Form des sozialen Seins, ein Versuch der Selbstbehauptung des Einzelmenschen, unternommen mit Hilfe von Arrangements und Kunstgriffen, die scheinbar geeignet sind, die personale Verantwortlichkeit dort aufzuheben, wo das neurotische Symptom beginnt.

Was ist in Wirklichkeit die Neurose?

Von Dr. med. RUDOLF DREIKURS (Wien)

Es gibt wohl kaum ein menschliches Leiden, dessen Verständnis soviel Schwierigkeiten bereitet wie die Neurose. Den Versuchen, diese Erscheinungen zu erfassen, sind die wichtigsten und tiefgreifendsten Erkenntnisse vom Menschen überhaupt, insbesondere aber von seiner Seele, seiner Psyche zu verdanken. Man lernte den *ganzen* Menschen verstehen, als man die Neurose zu verstehen suchte. Das war nur möglich, weil die Neurose tief in der gesamten Persönlichkeit des einzelnen verankert ist.

Der Zusammenhang zwischen nervösem Symptom und Persönlichkeit ist so eigenartig kompliziert, daß sich nicht nur der einzelne leicht täuschen läßt, sondern sich auch die Wissenschaft zu einer allgemeinen Anerkennung der gerade von der Individualpsychologie geleisteten Aufdeckung der Beziehungen nur langsam entschließen kann. Denn die Neurose ist ein glänzender Ausdruck der Trickhaftigkeit des menschlichen Geistes, der hier — wenn auch in abseitiger Richtung — seine Schöpferkraft beweist und Triumphe feiert.

Unter dem Namen Neurose werden die verschiedensten krankhaften Störungen zusammengefaßt, die sich in unendlicher Variabilität im Bereiche des Fühlens, Denkens und der Körperlichkeit, also der Bewegung und Organfunktion finden. Eine rein deskriptive Aufzählung aller neurotischen Symptome ist undurchführbar, weil diese alles umfassen, was es überhaupt an Funktionen gibt. Die Störung beschränkt sich auch keineswegs auf objektiv nachweisbare Ausfälle oder Veränderungen einer Funktion. Denn es bleibt letzten Endes dem Kranken selbst überlassen, ob er ein Gefühl, einen Gedanken, eine Bewegung oder eine Organfunktion noch als entsprechend oder bereits als zuviel oder zu wenig ansieht.

Die einzige Möglichkeit, nervöse Störungen objektiv abzugrenzen, ergibt sich aus der Tatsache, daß ihnen keine nachweisbare pathologische Veränderung von Organen zugrunde liegt. Somatisch liegt kein Krankheitsbefund vor. Die Störung bezieht sich nur auf Seelisches, sie drückt sich im Empfinden, im Verarbeiten und im Wollen aus. Die bei Neurosen gelegentlich zu beobachtenden somatischen Veränderungen beschränken sich auf die Funktionen des vegetativen Systems, das als Zwischenstufe zwischen Psyche und Körper jede Gleichgewichtstörung der Seele zum Ausdruck bringt.

So besteht das Krankhafte der Neurose eigentlich nur erlebnismäßig in der *Vorstellung* des Patienten, während sich objektiv nur allgemeine Zeichen der inneren Spannung nachweisen lassen, wie Hyperreflexie, Lidflattern,

Tremores der Zunge und der Finger, Labilität der Gefäße, der Drüsenfunktion, des vegetativen Systems. Keinesfalls aber besteht eine Erkrankung des Zentralnervensystems, wie man nach den volkstümlichen Bezeichnungen meinen könnte. Die „Nerven" sind jedenfalls intakt.

Was ist also bei der Neurose krank? Bei der Entscheidung dieser Frage stoßen wir unausweichlich auf das Problem des *Krankheitsbegriffes.* Dieser hat dem normativen Bedürfnis der Menschen, sowohl der Ärzte wie der Juristen, große Schwierigkeiten bereitet. Es gibt nicht wenige, welche eine allgemeingültige wissenschaftliche Definition von „Krankheit" für unmöglich halten. Der Begriff einer *Norm* kann als entscheidend nicht herangezogen werden, zumindest läßt sich diese Norm nicht zahlenmäßig aus einem Durchschnittswert ableiten. Denn genug oft können pathologische Abänderungen einer Funktion zur Regel gehören, während der gesunde „Normal"zustand selten oder überhaupt nur hypothetisch ist. Aber auch das Krankheits*gefühl* kann nicht als entscheidend gelten. Denn es gibt lebensgefährliche Erkrankungen, etwa infolge einer Neubildung, wobei sich der Kranke vollkommen beschwerdefrei, also nicht krank fühlt. Das andere Extrem ist die Neurose, bei welcher ein meist sehr intensives Krankheitsgefühl einem vollständig negativen somatischen Befund gegenüber steht. Wodurch wird nun dieses subjektive Erlebnis, krank zu sein, charakterisiert?

Auch bei einer organischen Erkrankung ergibt sich das Krankheitsgefühl aus zwei Komponenten. Die eine ist das subjektive *Leidempfinden*, angefangen von einem allgemeinen Unbehagen bis zum peinigenden Schmerz. Die andere betrifft die *Verselbständigung der Körperfunktionen.* Während ein gesunder Mensch seinen Körper und seine psychischen Funktionen zu seiner Verfügung hat, um mit ihnen im Leben operieren zu können, entzieht sich der kranke Körper oder das erkrankte Organ seiner Verfügung, ja beherrscht seinerseits den ganzen Menschen. So entspringt das Krankheitsgefühl dem Erlebnis, in seinen Handlungen nicht mehr frei zu sein.

Diese beiden Elemente jedes Krankheitsgefühles, das subjektive Leid und der Gegensatz zwischen Wollen und Können, zwischen Nichtwollen und Müssen, sind gerade bei der Neurose besonders ausgeprägt, so daß bei schweren Fällen das Krankheitsgefühl Intensitätsgrade erreicht, die bei körperlichen Erkrankungen nur selten anzutreffen sind. Denn die bei schweren körperlichen Leiden auftretende wohltätige Benommenheit des Sensoriums fehlt hier vollständig — eben weil der Körper intakt ist und daher auch die Schutzmechanismen des Organismus gegen übergroße Schmerzen und Leiden nicht in Funktion treten können.

Dieses übermächtige Krankheitsgefühl, das für die Neurose geradezu pathognomonisch ist, kommt daher, weil es eben das Wesen der Neurose ausmacht, die ganze Neurose umfaßt. Während bei einer körperlichen Erkrankung *neben* dem subjektiven Krankheitsgefühl der eigentliche *Krankheitsprozeß* abläuft, der in vieler Beziehung auch objektiv nachweisbar ist und verfolgt werden kann, gibt es bei der Neurose keinen objektiven Krankheitsprozeß. Alles spielt sich nur in der Vorstellung des Patienten ab, das

subjektive Krankheitsgefühl ist der einzige Ausdruck der nervösen Erkrankung Die meisten Symptome lassen sich nicht objektiv nachprüfen, bestehen nur in der Aussage des Kranken. Wenn wir das Krankheitsgefühl des Neurotikers verstehen, haben wir damit das ganze *Wesen* der Neurose erfaßt.

Wie jedes andere Gefühl stellt auch das Krankheitsgefühl eine psychische Funktion dar. Es liegt daher nahe, zunächst zu untersuchen, wie weit seine beiden Elemente durch psychische Vorgänge bestimmbar sind.

Da ist zunächst das subjektive *Leid.* Schon beim ausschließlich körperlich bedingten *Schmerz* läßt sich die weitgehende Beeinflußbarkeit durch die Psyche nachweisen. Die Verschiedenheit der einzelnen Schmerzempfindungen hängt wohl auch von dem einzelnen erkrankten Organ ab, doch kann die Stellung, die der Kranke zum Schmerz einnimmt, diesen wesentlich verändern. Der sogenannte Heilschmerz wirkt deshalb anders, weil man ihn mit der Genesung in Verbindung bringt, während jeder Schmerz viel heftiger und peinigender empfunden wird, wenn man ihn als den Ausdruck einer Gefahr oder eines fortschreitenden Prozesses ansieht. Durch Ablenkung des Interesses, durch starke seelische Inanspruchnahme kann der heftigste körperliche Schmerz gemildert, ja vollständig zum Schwinden gebracht werden, was man im Krieg selbst bei schweren Verletzungen beobachten konnte.

Gelingt es so der Psyche, den Schmerz-Mechanismus des Körpers auszuschalten oder zu modifizieren, so fragt es sich nun, ob auch ohne körperliche Grundlage Schmerz empfunden werden kann. Daß dies möglich ist, zeigen die Beobachtungen bei der Hypnose und Suggestion. Man mag es nennen wie man will, jedenfalls kann man Schmerzen empfinden beim bloßen Hinlenken der Aufmerksamkeit auf eine Körperstelle. Selbstverständlich gelingt das jenem leichter, der in der Erzeugung solcher psychogener Schmerzempfindungen schon mehr Erfahrung, der ein längeres Training hinter sich hat. Der dabei zur Auslösung gelangende Mechanismus dürfte nicht nur zerebral sein. Es kommt anscheinend zu einer Unterstützung von seiten der Peripherie, wahrscheinlich auf dem Wege der Gefäßinnervation, also durch vegetative Regulierung. Da normalerweise eine Unmenge von Körperempfindungen und Sinneseindrücken unterdrückt werden, weil sie im täglichen Leben stören würden, stehen bei Ablenkung des Interesses von den Vorgängen in der Umwelt und bei Verstärkung desselben an der eigenen Person alle diese sonst nicht perzipierbaren Eindrücke wieder zur Verfügung. So kann man bei einigem Training wieder seinen Pulsschlag im Ohr hören, die Pulsation anderer Körperstellen fühlen, Netzhauteindrücke des Auges wahrnehmen, Muskelgefühle an allen Körperstellen bis zur schmerzhaften Sensation anschwellen lassen. Dies ist für das Verständnis der so häufigen und verschiedenartigen Körperempfindungen bei Neurosen wichtig.

Mit dem körperlichen Schmerz ist aber die Fähigkeit des Menschen, Leid zu empfinden, noch nicht erschöpft. Und gerade bei der Neurose kommt als wichtige Komponente des Krankheitsgefühles neben dem körperlichen Schmerz vor allem das seelische Leid in Betracht. Paradox ausgedrückt könnte man das Leid als den Organschmerz der Seele ansehen. Jedenfalls

empfindet der Neurotiker sein Leid als Ausdruck seiner Krankheit analog den Schmerzen, welche die Erkrankung eines körperlichen Organes anzeigen.

Schon beim körperlichen Schmerz mußte das Schwergewicht vom zentripetalen Schmerzreiz, der vom spezifischen Endorgan der Nerven ausgeht, auf das psychische Empfangsorgan im Gehirn verschoben werden, das durch seine Verarbeitung den Schmerz abschwächt, vergrößert oder modifiziert. Dasselbe gilt in verstärktem Maße für das Leid, welches ja von vornherein ein rein psychischer Vorgang ist. Wenn auch im Einzelfall der Anschein erweckt wird, als ob das Leid hervorgerufen würde von einem außerhalb des Individuums gelegenen Anlaß, von einem Ereignis der Außenwelt, so ist es doch letzten Endes bedingt bloß durch die *Stellungnahme* des Individuums zu diesen Vorgängen. Es ist ebenso falsch anzunehmen, daß irgendein Erlebnis unbedingt Leid hervorrufen *muß*, wie man niemandem das Recht absprechen kann, irgendeinen Vorgang als leidvoll zu empfinden. Menschliches Leid läßt sich nie objektiv ermessen, weder beweisen noch bezweifeln. Denn es ist immer der Ausdruck einer *Stellungnahme*. Es ist der Gegenpol der Lust. So wie diese eine Bejahung anzeigt, so bedeutet Leid immer die *heftige Ablehnung*.

Die Neurose mit ihrem grundsätzlichen Leid erweist sich so als Ausdruck der Ablehnung. Scheinbar wird nur die Krankheit abgelehnt, nur das „leiden müssen". Da aber das Leid nicht infolge des Leids entstehen kann, erweist sich hier schon der verhängnisvolle Circulus vitiosus jedes Neurotikers, der sich scheinbar gegen das auflehnt, was er selbst über sich verhängt. Wohl leidet er. Aber nicht an seinem Leid, sondern an seiner Stellung zu seiner Umwelt, zu den Forderungen des Lebens. Diese lehnt er ab. Gegen diese steht er im Kampf. Und daraus entsteht sein Leid.

Nun äußert sich die Neurose, unter der man „leidet", noch in der zweiten geschilderten Komponente des Krankheitsgefühles: in dem Erlebnis der Einschränkung gewisser Funktionen. Diese erscheint bei einer körperlichen Erkrankung leicht verständlich. Wenn die etwa zur Hebung eines Armes notwendigen Organe erkrankt sind, sei es der Knochen, das Gelenk, die Muskulatur, das Gewebe oder der Nerv, so entzieht sich diese Funktion naturgemäß dem Willen des Patienten. Wieso ist aber etwa eine hysterische Parese des Armes möglich, wenn weder Nerv, Muskel, Knochen, Gewebe, kurz keines der in Betracht kommenden Organe beschädigt ist? Ähnlich liegen die Verhältnisse im Denken und Fühlen. Es ist leicht einzusehen, wieso etwa pathologische Veränderungen des Gehirnes, also des Denkorganes bestimmte Störungen hervorbringen können. Woher aber kommen die Störungen, wenn organisch jede determinierende Grundlage dafür fehlt?

Hier sind wir an dem Punkt angelangt, wo die Schwierigkeiten für das Verständnis der Neurose anfangen. *Der Neurotiker fühlt sich krank, ohne krank zu sein.* Er versteckt sich hinter eine Krankheit, die er gar nicht hat. Ist er also ein Simulant?

Man kann diese Frage mit Entschiedenheit verneinen. Wohl gibt es manchmal fließende Übergänge zwischen Simulation und Neurose. Diese

finden sich aber auch gelegentlich bei körperlichen Erkrankungen. Der grundsätzliche Unterschied zwischen Neurose und Simulation ist der, daß durch letztere die *anderen* Menschen getäuscht werden, während der Neurotiker vor allem sich selbst täuscht. Er ist fest von seiner Erkrankung überzeugt, im Gegensatz zum Simulanten.

Ist es nun vielleicht krankhaft, daß jemand *glaubt*, krank zu sein? Wenn wir den Krankheitsbegriff so weit fassen, dann müssen wir mit demselben Recht auch fragen, ob die Simulation, die Absicht, anderen eine Krankheit vorzuspielen, nicht ebenso als krankhaft angesehen werden muß. Damit würde aber der Krankheitsbegriff so überspannt, daß nichts mehr als normal übrig bliebe. Die Absicht, gelegentlich mit einer Vortäuschung etwas zu erreichen, ist doch alltäglich zu finden. Kann man sie dann als krankhaft ansehen, bloß weil als Mittel der Täuschung Krankheitssymptome verwendet werden?

Vielleicht ist aber die Unkenntnis über die eigenen Absichten in der Neurose krankhaft? Also die Wirkung „unbewußter" Tendenzen? Hier gilt das Gleiche wie früher: Alle Menschen täuschen sich so sehr über sich selbst, wissen so wenig von sich, gestehen sich ihre tieferen Absichten so wenig ein — sind sie deshalb alle krank?

Die Krankheit des Neurotikers kann also nicht darin liegen, daß er krankhafte Symptome hat, die in Wirklichkeit nur einer Krankheit *nachgebildet* sind, die in langem mühevollen Training gewonnen wurden, an Verhaltensweisen der Kindheit anknüpften, durch Erlebnisse und Beobachtungen erweitert wurden. Es ist auch nicht krankhaft, daß er „unbewußt" handelt, sich seine Ziele und Absichten nicht eingesteht. Wenn der Neurotiker nichtsdestoweniger zweifellos den Eindruck eines Kranken und manchmal sogar eines Schwerkranken macht, so liegt das eben nur daran, daß er von sich selbst diese Meinung hat, sich daher auch so benimmt, *als ob* er krank wäre.

Es erhebt sich nun die entscheidende Frage, wieso jemand zu einem derartigen Verhalten kommt. Es erscheint im ersten Moment unsinnig, daß jemand eine solche Qual, wie sie mit dem Kranksein verbunden ist, freiwillig ohne äußeren Zwang auf sich nimmt. Um das zu begreifen, müssen wir uns vor Augen halten, daß es tatsächlich noch etwas Ärgeres gibt als Krankheit. In Wirklichkeit kann ja wohl nichts im Leben eine schlimmere Konsequenz haben als Leid. Aber in der Phantasie, in der Vorstellung können gewisse Erlebnisse so arg und peinvoll angenommen werden, daß man selbst um den Preis einer leidvollen Erkrankung alles daran setzt, um diese zu vermeiden. Wenn man sich mit einigem Mut an die Überwindung dieser drohenden Gefahren heranwagt, erkennt man ja meist, daß ihre unangenehmsten Konsequenzen lange nicht so arg sind, wie jenes Leid, das man zu ihrer Vermeidung freiwillig auf sich zu nehmen bereit gewesen wäre.

Welche Gefahren können es nun sein, vor denen Menschen sich durch Krankheit sichern wollen? Was ist das Furchtbare, das noch ärger als Krankheit erscheint? Für den einzelnen verbirgt es sich in tausendfältigen Gestalten. Es gelingt erst in der psychotherapeutischen Behandlung aufzudecken, wovor der einzelne sich fürchtet. Einen gewissen Anhaltspunkt bietet hier

die Frage, was der Kranke täte, wenn er gesund wäre. Die Antwort darauf umfaßt meist all das, wovor er sich fürchtet und wovor er daher mit seiner Krankheit ausweichen will. Der eine wird eine Prüfung machen, der andere heiraten, der dritte in seinem Beruf mehr leisten, ein anderer in Gesellschaft gehen, wieder einer mit seiner Familie besser auskommen usw. usw. Und warum bemühen sich alle diese Menschen nicht weiter, die Schwierigkeiten vielleicht doch zu überwinden, den Aufgaben des Lebens, so gut es geht, gerecht zu werden? Ihre Situation wird ja, wenn sie krank sind, immer nur noch trostloser!

Bei der Analyse dieser Situationen zeigt es sich, daß für viele Menschen das entscheidende Problem ihres Lebens die Frage *nach ihrem eigenen Wert* ist. Sie bringen jedes Opfer an persönlichem Leid, an Unannehmlichkeiten, an Benachteiligungen, nur um dem Erlebnis des eigenen Unwertes möglichst auszuweichen. Das drohende Gespenst, vor dem sie sich in alle Qualen der Neurose flüchten, ist die offene Manifestation ihrer eigenen Wertlosigkeit. Davor fürchten sie sich, nicht vor den Schwierigkeiten selbst.

Diese Tatsache muß unverständlich bleiben, so lange wir nicht wissen, daß von der frühen Kindheit an die Lebensmöglichkeit in der menschlichen Gemeinschaft davon abhängig gemacht wird, ob man sich nicht zu schwach, zu klein erweist. Alle Schwierigkeiten, sich in der Gemeinschaft der anderen Menschen zu behaupten, sieht das Kind als Folgen seiner Kleinheit, seiner mangelnden Fähigkeiten, seiner geringen Kraft in körperlicher und geistiger Hinsicht an. Diese Schwierigkeiten werden leicht überschätzt von verzärtelten oder gehaßten Kindern und solchen, denen infolge von Organminderwertigkeiten die Erlernung ihrer Funktionen große Mühe macht. Das Selbstvertrauen und der Mut dieser Menschen wird dadurch stark belastet. Sie machen alle Anstrengungen, durch ein System von Charakterzügen und Eigenschaften sich so zu zeigen, daß die von ihnen zu tief empfundene Minderwertigkeit womöglich nicht in Erscheinung tritt. Diese Angst aber, es könnte einmal doch der Fall sein, beherrscht ihr Leben und läßt ihnen bestimmte Entscheidungen, Situationen und Probleme als so fürchterlich erscheinen, daß sie zur Vermeidung derselben zu jedem Opfer bereit sind.

Schon als Kind hatten sie es gelernt, vor jeder gefahrdrohenden Situation mit Entschuldigungen, mit nervösen Symptomen, mit Ungezogenheit und Schlimmheit auszuweichen. Alle Fälle von kindlicher Nervosität, von Erziehungsschwierigkeiten sind darauf zurückzuführen, daß sich das Kind irgendwelchen Aufgaben entziehen will, denen es sich nicht gewachsen fühlt. Und sei es nur die Notwendigkeit, allein zu sein oder wenig beachtet zu werden. Viele, vor allem verzärtelte Kinder erblicken darin bereits eine Zurücksetzung von seiten der Nebenmenschen, einen Beweis ihres Unwertes. Gerade solche Kinder wollen daher mit allen Mitteln die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung auf sich lenken und bekommen die schwersten Angstzustände, Wutanfälle, körperliche Beschwerden, nur damit die Erwachsenen sich mit ihnen beschäftigen. Das Maß ihres Wertes scheint nämlich vielen Kindern in dem Interesse zu liegen, das die Erwachsenen ihnen offen beweisen. Und gerade

dabei erweist sich Krankheit jeder Art als eine willkommene Unterstützung. Besonders jeder Vergleich mit anderen Geschwistern wird infolge des Altersunterschiedes zu einer Prestigefrage. In dem dabei entbrennenden Kampf um die Geltung lernt das Kind sehr häufig den Wert krankhafter Störungen schätzen, da es dadurch nicht nur die Eltern in erhöhtem Maße mit sich beschäftigen, sondern auch ein offenkundiges Versagen in seiner Konsequenz für die Beurteilung des eigenen Wertes abschwächen kann. Ich hatte einmal Gelegenheit, bei zwei Kindern zu gleicher Zeit ein sehr eigenartiges Verhalten zu beobachten. So oft sie mit ihren Geschwistern rauften, begannen sie zu lachen, so daß sie keinen Widerstand leisten konnten und unterlagen. — Die Erklärung für dieses Verhalten war recht einfach. Beide waren älteste Kinder, die sich von einem bald nachfolgenden Geschwister entthront und in ihrem Prestige bedroht fühlten. In beiden Fällen waren auch infolge besonderer Umstände die Jüngeren besonders erfolgreich geworden. Und so wichen die Ältesten in beiden Fällen einer offenen Auseinandersetzung, einem Kampf, der ihre wirkliche Kraft erwiesen hätte, aus, indem sie — zu lachen begannen! Sie unterlagen damit zwar erst recht, aber ihr Prestige wurde durch diese Niederlage viel weniger gefährdet. Denn sie hatten die Ausrede: „Ja, wenn ich nicht gelacht hätte, dann hätte ich schon gezeigt, was ich kann!“ — Nach demselben Schema werden die nervösen Symptome zur Entschuldigung herangezogen.

So geht es auch dem Erwachsenen. Solange er sich vor keiner Niederlage fürchtet, so lange er sein Prestige nicht bedroht sieht, solange er es nicht aufgibt, so gut er kann die Aufgaben des Lebens zu bewältigen — so lange ist er gefeit gegen jede neurotische Erkrankung. Je mehr ihn aber die bohrende Angst erfüllt, ob er nicht doch schwächer sei als die anderen, weniger wert, je mehr ihn dann sein Ehrgeiz aufstachelt, diesen drohenden Druck durch einen gesteigerten Ehrgeiz, durch den Wunsch nach besonderen Leistungen zu überwinden, desto mehr wächst seine Disposition zur Neurose. Der Neurotiker ist immer ein *entmutigter Ehrgeiziger*. Die ersten Manifestationen seiner Neurose liegen, wie schon gesagt, meist in der Kindheit. Gerät er später in gefahrdrohende Situationen, dann kann er jederzeit anschließend an die kindlichen Mechanismen neue Symptome hervorbringen. Viele Funktionsstörungen stehen außerdem jederzeit leicht zur Verfügung. Schlafstörungen, Störungen des Denkens und des Gedächtnisses, der Konzentration, Gefühl der Benommenheit, leichte Depression und Unruhe liegen so nahe an physiologischen Reaktionen, daß jeder sie gebrauchen kann, sobald er damit irgendeine Schwäche entschuldigen, einer Aufgabe ausweichen will und neben der Nachsicht für seine unterbliebene Leistung besondere Rücksicht und Fürsorge von anderen erwartet. Andere nervöse Störungen erfordern schon ein längeres Training. Vor allem alle, die mit dem vegetativen System verbunden sind, wie Störungen der Gefäßinnervation, des Verdauungstraktes, Angst, intensivere Schmerzen u. dgl. Zu den Neurosen mit dem längsten Training gehört wohl die Zwangsneurose. Die Symptomwahl erfolgt in der Kindheit und auch später je nach den Bedürfnissen einer Situation, also entsprechend der Wir-

kung, die sie auf die in Betracht kommende Person hat. Denn jede Neurose ist gegen jemanden und gegen eine Aufgabe gerichtet. Organminderwertigkeiten können ceteris paribus die Störung einer Funktion nahelegen und begünstigen. Wahrscheinlich sind die Einzelheiten in der Symptomatik der Neurose abhängig von der Dauer des Trainings und von der Sphäre, auf welcher die Entwicklung des Symptomes begonnen wurde.

Sowohl bei der Erzeugung des Symptomes als insbesonders bei der Weiterentwicklung der Krankheit, bei der Einbeziehung neuer Symptome spielt eine entscheidende Rolle die *Spannung*, unter der der Neurotiker steht. Sie hat ihren Ursprung in der ständigen Angst vor einer Niederlage, in seinen komplizierten Bemühungen, dieser auszuweichen, in dem Kampf, den er um sein Prestige führt. Ist einmal ein Symptom etabliert, dann wird es zur Erhöhung der inneren Spannung verwertet, indem man — natürlich nur zum Schein und ohne Erfolg — dagegen ankämpft.

Es erscheint nun verständlich, wieso das Krankheitsgefühl der Neurose von so entscheidender Bedeutung ist. Bildet es doch die Voraussetzung dafür, daß man sein gutes Gewissen behalten kann, auch wenn man Tendenzen verfolgt, die eigentlich nicht verantwortet werden können. Und die beiden besprochenen Elemente des Krankheitsgefühles haben vor allem den Zweck, das eigene Gewissen zu entlasten, obwohl man in seinen Handlungen seine Pflicht als Mitmensch, sei es im Beruf, in der Liebe oder in persönlicher Beziehung zu anderen stark vernachlässigt. Besonders das Leid hat hier eine wichtige Funktion zu erfüllen. Mit seiner Hilfe gelingt es, jeden Verdacht, als ob die Krankheit ein Arrangement mit durchsichtigen Zwecken wäre, von vornherein unmöglich zu machen und, falls er doch auftauchen sollte, ihn mit aufrichtiger Entrüstung zurückzuweisen. Je weniger jemand Mitmensch ist, desto mehr versucht er, durch sein eigenes Leid an die Mitmenschlichkeit der anderen zu appellieren. Und menschliches Leid ist berechtigterweise in den Beziehungen der Menschen untereinander ein Argument, vor dem jede Kritik schweigt und jede Forderung zurückweicht. Es macht den Sünder zum Märtyrer und umgibt das Haupt des Fahnenflüchtigen im Leben mit einer Gloriole des Duldners. Die Neurose ist somit die Apotheose der Selbsterhöhung eines Kleinmütigen, der vom Zweifel am eigenen Wert zermürbt wurde.

Dieses geniale Gebäude einer Umkehr aller realen Werte durch die Fiktion einer Krankheit wird nur dadurch möglich, daß man das zweite Charakteristikum jeder körperlichen Erkrankung nachzubilden vermag: die scheinbare Verselbständigung aller Funktionen. Durch das nervöse Symptom wird der Anschein erweckt, als ob die einzelnen gestörten Funktionen dem Willen entzogen wären, während sie doch in Wirklichkeit die Exekutoren jener Willenstendenz sind, die man sich nicht eingestehen will. Dadurch entzieht man sich der Verantwortlichkeit für alle Konsequenzen, die aus dem eigenen Verhalten erwachsen. Zur Verschleierung der Tendenz wird sogar der scheinbar anders gerichtete ,,bewußte" Wille besonders heftig betont. Und es gehört das ganze geniale Raffinement des menschlichen Geistes dazu,

um auf dem Wege der Spannung geradezu das Symptom zu erzeugen, auszubauen und zu vertiefen, während man nach außen den Eindruck erweckt, als ob man seine ganze Kraft auf seine Niederringung verwenden würde.

So ergibt sich das Krankheitsgefühl der Neurose eigentlich als wesentlicher Ausdruck, als Umfang und Mittel der Neurose zugleich. An ihr wird die innere Antinomie des menschlichen Geistes offenbar, der sich die Grenzen selber schafft, an die er dann stößt. Wenn auch die Neurose in Wirklichkeit keine Krankheit ist, so sind die Menschen, die sich ihrer bedienen, doch in ihrem Wesen krank. Sie sind es aber nicht erst dann, wenn sie sich hinter krankhaften Symptomen verbergen, wenn also die Neurose manifest wird. Ihre Krankheit ist das Leiden, das allen menschlichen Fehlschlägen zugrunde liegt, ob diese nun im Verbrechen, in der Süchtigkeit, in der Perversion, in der Psychose, in der Verwahrlosung oder nur im persönlichen Unglück ihren Ausdruck finden. Sie leiden an einem Mangel an Mut, an einem Mangel an Gemeinschaftsgefühl. Denn wer seine Mitmenschlichkeit richtig entwickelt hat, der ist imstande, trotz der Unvollkommenheit dieser Welt, trotz Wirrsal und Elend, sein Leben zum Gewinn für sich und die anderen zu gestalten.

Neurose und Willensschwäche

Von Dr. LEONHARD SEIF (München)

Willensschwäche ist die gerne gebrauchte Charakterisierung eines Menschen, sei es durch sich selbst oder durch andere, der etwas tun oder lassen sollte, es aber entweder nicht tut oder erst recht tut, mag es sich nun um Aufgaben und Entscheidungen handeln oder darum, sich etwas zu versagen, z. B. Tabak, Morphium, Alkohol, Masturbation, einen Diebstahl, einen Wutausbruch usw. — Um sich selbst zu rechtfertigen, spricht er dann von Mangel an Willenskraft, an Energie, an Nervenkraft oder davon, daß er zwar den guten Willen habe, es ihm aber nur an Kraft fehle, er sei überarbeitet, übermüdet. Von einem Kinde etwa könnte der Erzieher sagen, er habe alles vergebens probiert, es zum Lernen zu bringen, es habe eben keinen Willen. Solcher Wille wird demnach psychologisch, pädagogisch und therapeutisch als eine Entität genommen und dementsprechend behandelt, und zwar im Falle von ,,Willensmangel" durch Ratschläge ,,wie werde ich energisch", ,,über den kürzesten Weg zum Erfolg" u. dgl. oder bei ,,Willensschwäche" durch Ausschaltung von Anstrengungen, durch viel Ruhen und Schlafen oder durch Medikamente zur Nerven- und Willensstärkung usw.

Demgegenüber steht die Tatsache, daß derselbe Mensch bei einer Schulaufgabe ohnmächtig versagt, während er auf dem Sportplatz gesammelt,

umsichtig und tatkräftig sich erweist und umgekehrt. Oder daß einer dieselbe Aufgabe einmal ohne viel Willensaufwand mit Geschick erledigt und ein andermal trotz der heftigsten Bemühung an ihr versagt.

Was hat es mit diesem Mangel an Willenskraft, mit dieser Nervenschwäche auf sich? Mit den Nerven hat der Wille nicht mehr zu tun als mit den Knochen oder der Haut oder sonst einem Organ. Die Identifizierung der Willens- und Nervenkraft entstammt einer Zeit, der diese Zusammenhänge nicht so bekannt waren wie heute. *Wille ist der Bewegungsausdruck des ganzen Menschen, in seiner Richtung bestimmt durch das Persönlichkeitsziel.* Von dem *Persönlichkeitsziel* hängt es ab, ob der Wille in die Tat einmündet oder nicht und es nur beim „leeren“ Wollen bleibt. Dies meint der Sprachgebrauch, wenn er vom starken oder schwachen Willen spricht.

Was einer also aus seinem Willen, seiner Nervenkraft, kurz aus sich macht, bestimmt die einheitliche ganze Persönlichkeit und ihre Zielgerichtetheit im Hinblick auf die Lebensaufgaben der Gemeinschaft, Arbeit und Liebe. D. h. im Falle der Neurose, dieser sozialen Erkrankung, der individuelle, aus der Kindheit mitgebrachte Lebensstil. Um wieviel ist das persönliche Interesse eines Menschen für sich selbst stärker entwickelt als sein soziales Interesse für die anderen? Denn davon hängt seine Anpassungsfähigkeit an die soziale Wirklichkeit — Mensch ist wesensmäßig Mitmensch — und die richtige Lösung der Lebensaufgaben ab. Davon auch die seelische Tragfähigkeit und die Widerstandskraft des Selbstwertgefühls gegenüber Änderungen einer gleichbleibenden freundlichen Situation. Wie wird sich ein Mensch benehmen gegenüber einem Neuen, Unbekannten, d. h. gegenüber Schwierigkeiten? Ist er einer, der schlecht vorbereitet ist und mit Angst, Zögern, Halt oder Rückzug antwortet auf die Schwierigkeit oder einer, der aus einem Mut und Selbstvertrauen voraussetzenden und weckenden Training vor der Schwierigkeit schöpferisch und erfinderisch wird und ihre Überwindung beherzt und geduldig angeht?

Im ersten Falle ist es das das Gemeinschaftsinteresse überwiegende Privatinteresse des ehrgeizigen Entmutigten, die Opposition des um seine Position, um die Hebung seines Selbstwertgefühles zu sehr Besorgten, das die Bewegung auf die Aufgabe hin verzögert und hemmt. Er flieht vor der Bewährung, vor der Verantwortung. Er bedient sich des neurotischen Symptomes als eines „Kunstgriffes, sich erleichternde Bedingungen, mildernde Umstände und Privilegien zu schaffen“ (*Adler*). Einer dieser Kunstgriffe ist das Arrangement „der Willens- und Nervenschwäche“. Ist sein Persönlichkeitsziel Vollkommenheit, Macht, Überlegenheit, Stärke und sieht er durch Auseinandersetzung mit der Aufgabe den Erfolg durch eine Blamage gefährdet, so sichert er sich und sein Selbstwertgefühl vor der Wertminderung, vor der Verantwortung durch Ausschaltung der Aufgabe und spielt den Starken, wozu er nun weiter nichts nötig hat als den Schwachen zu spielen. In der Angst seiner Eitelkeit „wenn ich versuche, an dieser Aufgabe meine Stärke zu zeigen, könnte meine Schwäche und Unzulänglichkeit offenbar werden“, macht er seine Schwäche zur Stärke, zur Sicherung seines illusionären Persönlichkeitsideales: „welche

Stärke und Vollkommenheit könnte ich euch zeigen, wenn mich nicht diese rätselhafte, fatale Nerven- und Willensschwäche befallen hätte"!

In Wirklichkeit merkt man hinter der fiktiven Schwäche und zwar dann, wenn jemand etwa versuchen sollte, ihn doch zum Angehen der Lösung seiner Aufgabe zu bewegen oder mit Hilfe der Psychologie ihn hinter seine Schliche kommen zu lassen, an der Größe seines Widerstandes und der Kraft, mit der er angesichts der gefürchteten Aufgabe die Bremse anzieht und seinen Wagen zum halten zwingt, daß das ,,*Prinzip der Ökonomie der Kraft- und Interessenverteilung*" ganz unter die Herrschaft des neurotischen Lebensstiles geraten ist. *Er ist gar nicht schwach, auch nicht willensschwach, er setzt seine Kraft nur dort und dann und so ein oder nicht ein, wann und wo und wie er sie gebraucht*, z. B. auf der unnützlichen Seite des Lebens, wenn sein Positionshunger damit besser gesichert ist.

Was auch immer er macht, hängt von der Vorbereitung, vom positiven oder negativen Training ab, von seinem Mute zur Gemeinschaft. Trainierte er mehr den Weg des mutigen guten Mitspielers zur Front des Lebens hin oder den des Spielverderbers zur Desertion ins Hinterland? Ein Beispiel mag dies deutlich machen:

Ein 16jähriges Mädchen, mittlere von drei Kindern, verläßt zum ersten Male die Geborgenheit des Elternhauses, um in ein Mädcheninstitut einzutreten. Ihre Antwort auf diese ihr völlig ungewohnte Änderung war eine wachsende Verstimmung und Hemmung ihrer sozialen Beziehungen und Arbeitsfähigkeit. Die Meinung der Familie, es liege am Institute und seiner Leitung, wenn es nicht ginge, veranlaßte einen neuen Versuch, in einem anderen Institut ihr leichtere Bedingungen zu schaffen. Ihre Störungen verschärften sich jedoch nur. Vor jeder Schulaufgabe befiel sie eine rätselhafte Gedrücktheit, Gedankenflucht und Zerstreutheit, ein quälendes Gefühl der Willenshemmung und Unentschiedenheit, das sie durch eine verstärkte Willensanstrengung zu überwinden suchte, aber nur mit dem Erfolge, daß es stärker wurde. Ein Buch lesen, einer Einladung folgen, an einem Gespräch Anteil nehmen, löste die gleiche seelische Lähmung aus. Sie schob alles hinaus, zog sich immer mehr vor allem zurück, ihre Langsamkeit, Insichverschlossenheit wurde immer größer, ihr Aktionsradius, ihre Lebendigkeit, Unbefangenheit und Spontaneität immer kleiner.

Zu Hause war sie der sehr verwöhnte und beiden Geschwistern vorgezogene Liebling der Eltern, zumal der Mutter und der Kinderfrau. Charakteristisch für ihre Situation sind ihre Kindheitserinnerungen: Wegen ihrer Schönheit und ihres kindlichen Liebreizes wurde sie überall bewundert und verhätschelt. Andererseits war sie ebenso trotzig wie gefügig und anschmiegsam. Die Mutter tat ihr jeden Willen. Wenn die Mutter aber von ihr etwas forderte, weinte sie und reagierte so lange mit einem ,,ich kann nicht", bis die Mutter schließlich immer nachgab. Von einem fiebrigen Ehrgeize war sie außer sich vor freudiger Erregung schon beim kleinsten Erfolge. Sie war sehr eifersüchtig auf das schönere Haar und die Intelligenz und das größere Wissen der älteren Schwester und fühlte sich sehr zurückgesetzt, wenn sie den kleinen

Bruder auf dem Schoße der Mutter sah. In der Schule: Die Schwester war flink im lernen, hatte viel gelesen, schrieb lange Aufsätze. Sie war in alledem das Gegenteil. Die Mutter sagte der Weinenden oft zum Troste: „mach Dir nichts daraus, Du hast das nicht nötig, Du bist hübsch, das genügt". Sie hatte nie echte Freundschaften, die Freundinnen waren immer netter mit ihr wie sie mit ihnen. Ja, sie war sogar richtig stolz darauf, daß jene sie so viel öfter einluden als umgekehrt. Sie wollte nie älter als 13 Jahre werden, also immer Kind bleiben. Das Leben darüber hinaus wollte und konnte sie gar nicht vorstellen. Nur im Sporte war sie immer mutig, ausdauernd, tüchtig und erfolgreich. — Also eine verwöhnte Mittlere. Sie hatte Liebenswürdigkeit trainiert und, wo Liebenswürdigkeit genügte, überall mühelos gesiegt. Alles übrige, z. B. lernen hatte sie negativ trainiert. Wo sie nicht siegte, verlor sie die Freude und gab auf. So war sie im Vergleich zur Schwester langsam im arbeiten, las nicht, konnte nur kleine kindliche Aufsätze schreiben. Sie hatte es ja auch nicht nötig, sagte die Mutter. Sie selbst hatte nie richtiges Entgegenkommen noch arbeiten gelernt. Die freundliche, immer gleiche Situation des Elternhauses fand sie im Institute nicht —und sie mußte versagen unter Menschen, deren Mittelpunkt sie nicht länger war. Die Vorbereitung fehlte. Mit der Zunahme des Minderwertigkeitsgefühles bei jeder neuen Aufgabe trat sie den Rückzug an in die Depression mit denselben Tränen wie bei der Mutter in der Kindheit, wenn sie sagte: ich will schon, aber ich kann nicht. — Erst die Schwierigkeiten aus ihrem unbrauchbaren Lebensstile führten sie zur Selbstbesinnung, zum Verstehen und zur allmählichen Überwindung ihres Irrtums; zur Selbstvertrauen und Mut fördernden Arbeit und Leistungslust und damit zum wachsenden Kontakt mit den Mitmenschen. Hilfreich war dabei, daß sie wenigstens auf einem Gebiete, dem Sporte, Mut, Ausdauer und Zusammenspielen, wenn auch letzteres mit großem Ehrgeize, gut gelernt hatte.

Die Willensschwäche dieses Falles zeigte sich vor allem in der Schwierigkeit, sich zu entscheiden und im Zeitvertrödeln, kurz in den Hemmungen. *Erst der Maßstab der Gemeinschaftsverbundenheit erweist diese Schwäche im tiefsten Grunde als eine Kontaktschwäche, als einen Negativismus infolge der maßlosen Prestigesucht, als eine bis weit zurücktrainierte Unfähigkeit, Rücksicht auf die berechtigten Interessen der Umgebung zu nehmen, dagegen als eine erfolgreich trainierte Erpressung der Rücksicht der Umgebung auf ihre persönlichen Interessen.* Die Schwäche dient nur der Sicherung vor der Bewährung vor der Verantwortung, vor der Niederlage zugunsten ihrer Privilegien. Dies zeigt sich sehr deutlich in einem zweiten Beispiel:

Ein 55jähriger hervorragender Musiker hatte trotz sehr erfolgreicher Berufstätigkeit seit 18 Jahren infolge hypochondrischer Depressionen und „schwacher Nerven", die ihn unzählige Ärzte und Kurpfuscher aufsuchen ließen, nur wenige und kurze frohe Zeiten, die immer wieder von der Angst vor völligem Versagen, Nervenzusammenbruch, Krankheit, Wahnsinn, Tod, Selbstmord abgelöst wurden. Angefangen hatte es, als ihm seine Frau hinter ein Liebesverhältnis gekommen war und der Geliebten und ihm öffentlich

die heftigsten Szenen machte. Als er unter den Aufregungen zusammengebrochen war in eine nervöse Hilflosigkeit und Schwäche hinein und sich nach der Lektüre eines Zeitungsartikels über Neurasthenie von der Angst vor Irrsinn geschüttelt fühlte, wurde die Frau aus Angst für sein Leben nett und fürsorglich zu ihm und stellte ihre Vorwürfe völlig ein. — Als er zur Behandlung kam, klagte er über eine quälende Angst, der Hals könnte ihm zuschwellen und er ersticken, wie dies einer Frau passiert war, von der er gehört hatte. Er stand gerade vor einem neuen Engagementvertrag. Mit solchen Verträgen war es immer schon schwierig mit ihm gegangen, wegen seiner Unzuverlässigkeit. Er sagte zu dem Vertragspartner etwa: Sie können mit mir schon einen Vertrag machen, aber ob ich ihn bei meinen „schwachen Nerven" auch einhalten kann, hängt nicht von mir ab. So sehr er auch als Künstler geschätzt wurde und alles sich um ihn riß und seine Launenhaftigkeit in Kauf nahm, allmählich bewarben sich die Leute weniger um ihn wegen seiner Unzuverlässigkeit. Ein Eingehen auf seinen Lebensstil zeigte, daß er sehr eigensinnig war, immer „anders herum" wollte als die anderen und geneigt war, die Umgebung von seinem Spiel entzückt oder um sein Leben todtraurig und besorgt zu machen, wie das schon seine Kindheitserinnerung dartut: er war der sehr zarte Jüngste von zwei Kindern. Die Schwester starb, als er ein Jahr alt war, an Diphtherie. Der Tod der Schwester machte die ängstliche Mutter für das Leben ihres einzigen überlebenden Kindes noch ängstlicher und fürsorglicher, und sie erzählte ihm oft, wie sie damals zum Herrgott sagte: Wenn Du mir den Buben auch noch nimmst gehe ich ins Wasser. Eine andere Erinnerung war ein heftiger Schreck über den Nikolaus, der durch das obere Fenster der Türe seine mit Linnen bedeckten gespenstischen Arme bewegte und drohende Worte ausstieß (es war die Mutter). Einerseits schüchtern, hielt er andererseits durch Streiche die Umgebung, besonders die Mutter dauernd in Angst und Sorge. Schlechter Schüler. Nur die Musik freute ihn. Er wurde ein Meister in ihr. Hatte oder mimte er „Halsweh", so bekam die Mutter vor Todesschreck Leibweh und lief hinaus (Angst, er könnte auch an Diphtherie sterben). Solcher Schwächetricks hatte er sich auch bedient, als ihm die Frau Szenen machte, und zwar mit dem Erfolg, daß er von Vorwürfen verschont blieb und das Privileg jeder Rücksichtsnahme der Umgebung genoß. Unersetzlich war er der Mutter gewesen, hatte ihr mehr bedeutet als das Leben selbst. So sollte es überall sein, auch mit seinen Vertragspartnern. „Der Vertrag bindet nur Dich, nicht mich. Ich bin Dir so viel wert, daß Du alle Bedingungen von mir annimmst." Die Aufklärung der Behandlung ließ ihn das Symptom bald aufgeben („Aha, jetzt hab ich's"), um schon einige Tage später anzukündigen: „So schlecht hat es mir noch nie gegangen, jetzt muß ich verhungern, ich kann nicht mehr essen. Und gegen diesen Gedanken komme ich mit meinem ganzen Willen nicht mehr auf. Also —" usw.! Dieser Mann verstand nicht nur wundervoll, auf seinem Instrumente zu spielen, sondern auch auf den Seelen seiner Mitmenschen. Er hatte nichts zu tun, wie schwach und krank zu sein, um die ihm erwünschten Töne hervorzulocken und alle seinem Bitten gefügig zu machen.

Kurz, sein Minderwertigkeitsgefühl, sein Selbstzweifel, ob er zur Geltung komme, bediente sich vor Schwierigkeiten und Entscheidungen, die seine Position bedrohten, des Kunstgriffs des *ohnmächtigen Ausgeliefertseins an eine vernichtende Störung, hinter der aber nichts stand, als der wütende Protest des verwöhnten Kindes gegen Bindungen und Verantwortungen, gegen die unerbittliche ,,Logik des menschlichen Zusammenlebens, der Kooperation*''. Auch bei seiner Streitlust und Rechthaberei gaben ihm schließlich immer die anderen recht, von der Mutter angefangen bis zur Gegenwart. Und so behielt er bei seiner Neurose immer sein gutes Gewissen. Mit Ausnahme der Schule, wo der Lehrer ihn für seine schlechten Leistungen bestrafte. Dafür rächte er sich wieder durch eine Schwäche, Gedächtnisschwäche (er vergaß alles) und durch seine Ungeschicklichkeit im Schreiben. Außer seiner anerkannten beruflichen Tüchtigkeit rettete dieser im Grunde allem Mitmenschlichen gegenüber tief entmutigte Mann sein überempfindliches Selbstwertgefühl immer in die Heldenrolle der Stärke durch Schwäche. Der Kurswert seines Lebens stieg sozusagen erst, wenn er zu sterben drohte. Ohne ihn mußte das Leben wertlos sein. Retten kann einen solchen Menschen nur, ihn zum ,,schlechten Gewissen über seine Neurose'' zu verhelfen und damit zum Mute zur Gemeinschaft, wie sie nun eben ist, d. h. zu einem besseren Training seiner Kooperationsfähigkeit und damit besseren Vorbereitung gegenüber Belastungen durch das Leben. Das war auch der Weg, den er mit Erfolg beschritt.

Von jeher hat es die Menschheit verstanden aus Schwäche und Leiden Kapital zu schlagen. So darf es nicht wundern, den Nervösen, wie alle Verzagten auf gleichen Pfaden zu finden, wie auch jene nervöse Dame, die in heftiger Erregung und Wut das Sprechzimmer des Arztes betrat mit den Worten: ,,Herr Doktor, bitte, lassen Sie mich doch nie mehr in diesem Wartezimmer. Das halte ich nicht mehr aus. Da ist eine Person drinnen, die nur von sich redet und behauptet, noch niemand auf der Welt habe soviel durchgemacht wie sie. Da hört sich doch alles auf. Herr Doktor Sie müssen mir doch zugestehen, daß . . . usw.!'' Dieselbe Dame hatte auch dem Arzte auf seine Bemerkung, sie sei ja nun auf gutem Wege zu baldiger Gesundung, erwidert: ,,Ich möchte gar nicht ganz gesund werden. Zu Gesunden gehen Sie ja nicht, nur zu Kranken.'' Es war eine ältere Frau, der der sehr fürsorgliche Mann weggestorben und die der Liebling ihres Vaters gewesen war.

Es handelt sich hier um Menschen, deren Vertrauen und Mut zur Freiheit, Selbstverantwortung und wahren Selbständigkeit — als dem Eingangstor zur wahren Gemeinschaft — niemals richtig entwickelt wurde. Um Menschen, die den Mut zu der ihren Jahren und ihren Aufgaben entsprechenden Haltung niemals entwickeln lernten, sondern schlecht vorbereitet, eine Karikatur der primitiven, aber normalen Gemeinschaftsbeziehung des Kindes, nämlich Kindischkeit, Hilflosigkeit, Schwäche und Abhängigkeit trainieren, um eine Scheingemeinschaft zu erschleichen, die einer Hölle gewöhnlich ähnlicher sieht als einem Paradiese.

Dasselbe gilt auch für die nervösen Süchtigen (Alkohol, Morphium, Tabak, Sexus, Kleptomanie usw.), die auf nichts warten und verzichten können,

die nie den langen Atem zu einer immer richtigeren Lösung der Lebensaufgaben erringen lernten, sondern ,,unter der Maske der Willensschwäche ihrem fiktiven, unwiderstehlichen Triebe" nach Macht und ihren Unterzielen: Lust, Genuß, Glück, Erfolg die Zügel schließen lassen, aber allerdings nur, um im Hexenkreise von Angst und Sucht niemals des Lebens und Zusammenlebens richtig froh zu werden.

Auf die Frage: ,,Was ist Neurose wirklich?" wäre die Antwort dieses Beitrages: Die Neurose ist der Versuch eines hasenherzigen asozialen Ehrgeizigen, der nach dem Rezepte der Hexen in Macbeth — mittels der sogenannten Willensschwäche und Nervenschwäche den Starken *mimt*, d. h. seitens der Gemeinschaft Leistungen des Mitleids, der Hilfe, der Liebe ohne Gegenleistung erschleichen will und sich den berechtigten Forderungen der Gemeinschaft durch Kampf oder Flucht ohne Verantwortung zu entziehen trachtet.

Neurose als Flucht vor Verantwortung

Von Dr. med. LENE CREDNER (München)

Bekanntlich treten Neurosen in Form von zwangsneurotischen Symptomen, funktionellen Organstörungen oder sonstigen Anzeichen gestörten seelischen Gleichgewichtes[1]) immer dann in Erscheinung, wenn eine neue Lebenssituation Anforderungen stellt, denen das Individuum sich nicht gewachsen fühlt. Ob dieses Gefühl des Ungenügens eingestanden ist oder nicht, ob es objektiv gerechtfertigt ist oder in nicht bewußten seelischen Zusammenhängen wurzelt, soll vorerst außer acht bleiben. Jedenfalls ist dieses Zusammenbrechen bei oder vor schweren Belastungen für die Miterlebenden durchaus einfühlbar und als eine Form von Angst verständlich, auch wenn es in bezug auf Intensität und Dauer als krankhaft empfunden wird. Anders, wenn es sich um ein Versagen, ein ,,aus dem Felde gehen" *nach* getaner Arbeit handelt. Zum Beispiel: Es hat ein Abiturient die Prüfung, die ein schweres, fast unüberwindliches Hindernis zu sein schien, gut bestanden. Angehörige und Freunde erwarten ihn freudig, um ihn zu seiner Leistung zu beglückwünschen. Er aber ist verstimmt, starrt vor sich hin, findet keinen Kontakt; es ist ihm selbst rätselhaft, daß er sich nicht freuen kann, und er versinkt in eine Depression, die längere Zeit anhält. Also gerade als sein Lebensweg geebnet vor ihm lag, setzte die seelische Verstimmung ein. Man könnte vielleicht einwenden, daß die Anstrengung des Examens und die geistige Anspannung diese Reaktion nachträglich ausgelöst habe. Vergleichen

[1]) Von psychischen Erkrankungen, die als Folgeerscheinung organischer Veränderungen im Gehirn auftreten, ist hier nicht die Rede.

wir diese Situation aber mit einer ähnlichen, bei der jedoch von vorausgegangener übermäßiger Anspannung keine Rede sein kann: es ist sehr oft zu beobachten, daß ein Angestellter, der in untergeordneter Stellung gut und sicher gearbeitet hat, bei Versetzung in ein freieres Arbeitsgebiet mit Krankheitssymptomen reagiert, die die Übernahme des erstrebten Postens verhindern. Auch hier liegt eine neue Anforderung vor, und zwar die Verantwortung für eigene Entscheidungen. Das ist es, was für die beiden genannten Fälle eine Belastung bedeutete, bei der sie sich nach ihrer persönlichen Lebensvorbereitung unsicher fühlten und der gegenüber durch die Depression Zeit gewonnen wurde.

Ähnlich liegen die Dinge, wenn nach dem Tode eines tyrannischen Hausgenossen die Angehörigen — nehmen wir an, es sei eine Tochter oder Ehefrau — sich nicht, wie man erwartet hätte, nun erst frei entwickeln und voll entfalten, sondern depressiv und grüblerisch in der Vergangenheit verhaftet sind. Auch diese trauen sich die Verantwortung für die weitere Lebensführung, nachdem die autorative Bedrückung wegfällt, nicht zu. Der Druck, gegen den man sich vielleicht bei Lebzeiten der Autoritätsperson zu wehren versuchte, fällt weg, und es zeigt sich, daß der Protest gegen den Druck zum Lebensinhalt geworden ist.

Die für unsere Zeit so häufige und charakteristische Eheangst beruht nicht immer nur auf der Scheu vor der Bindung, sondern häufig auch auf der Angst vor dem erweiterten Wirkungskreis, der sich damit eröffnet.

Ähnliches können wir in der Praxis oft erleben. Ein Patient klagt z. B., daß ein äußerer Faktor oder eine Person aus dem häuslichen Milieu ihn an der Betätigung seiner Fähigkeiten hindert. Dann zeigt es sich sehr oft, daß dieser Hinderungsgrund nur zu willkommen war und daß, wenn er beseitigt ist, sofort ein neuer herbeigeholt wird, nur damit der Weg ins Leben verbarrikadiert ist. Sollte der Therapeut naiv genug sein zu glauben, daß er Erleichterung schafft, wenn er solche äußeren Schwierigkeiten beseitigen hilft, so wird er bald eines Besseren belehrt werden, denn diese „Wenn" und „Wäre" sind in Wirklichkeit nicht stichhaltig — allerdings können sie dem Therapeuten ein Fingerzeig sein, für das, was durch das Hindernis ausgeschaltet werden soll. „Wenn ich nicht meinen Bruder betreuen müßte, würde ich heiraten" würde in diesem Sinne bedeuten: „Ich brauche einen Grund, um nicht heiraten zu müssen." Wenn hier die Sorge für den Bruder wegfällt, findet sich bestimmt ein anderer Grund für den Rückzug.

Aus dieser Angst vor der Erweiterung des Lebenskreises ergibt sich folgerichtig, daß man sich an dem Gewohnten zu sichern sucht, z. B. auch in Form der sog. „Hausfrauenpsychose". Hausfrauen, die unaufhörlich in ihrem Haushalt zu tun, zu putzen und zu sorgen haben von früh bis spät, beweisen sich und ihrer Umgebung, daß sie keine freie Minute haben für gesellschaftliche Verpflichtungen, für irgendwelche anderen Beziehungen außer denen zur eigenen Familie und daß man auch keine Anforderungen in bezug auf geistige Leistungen an sie stellen darf. So kann eine Frau vor einem Beruf, der mit Anforderungen an ihre Persönlichkeit auf sie warten

würde, in die Ehe flüchten, aber auch umgekehrt können Frauen, die ein festgelegtes, geregeltes Berufsleben sicherer finden, vor der Ehe in den Beruf flüchten. Diesen Frauen scheint der Einsatz ihres ganzen Gefühlslebens und das damit verbundene Risiko ein zu großes Wagnis. Man kann auch, statt einen Beruf voll auszuüben, dauernd in der Rolle des Studenten, des immer Lernenden, des „ewigen Schülers" bleiben, was gleichfalls ein Symptom der Flucht vor der Verantwortung ist. Ein Patient z. B., der nach der Lösung einer Preisaufgabe ausgezeichnete Möglichkeiten im Architektenberuf gehabt hätte, zog es vor, nach einer kurzen vorübergehenden Depression umzusatteln und inkognito sich dem Dichterberuf zu widmen, in dem er ziemlich mittelmäßiges leistet. Er weicht damit den Verpflichtungen, die seine gute Anfangsleistung als Architekt ihm auferlegte, aus.

Eine vielgeübte Form des Ausweichens ist die Unentschlossenheit. Man grübelt hin und her, wie man eine Aufgabe, die vor einem liegt am besten lösen könnte, und gewinnt durch dieses Spiel mit verschiedenen Möglichkeiten Zeit. Aufschub gewinnen wollen ist auch häufig der Zweck von Vielgeschäftigkeit. Man flüchtet sich in rastlose Tätigkeit und erledigt die unwichtigsten Dinge — nur, um das Entscheidende vor sich her zu schieben. Kleine Anzeichen für dieses seelische Verhalten lassen sich vielfach beobachten, z. B. beim Einkaufen, wenn das Gekaufte immer wieder umgetauscht werden muß, wenn Anordnungen wiederholt rückgängig gemacht oder in unklarer Form gegeben werden. Hierher gehört auch der Radierzwang: das Geschriebene darf nicht in der ersten Fassung stehenbleiben, es wird auch nicht einfach ausgestrichen, sondern immer wieder radiert, ausgebessert und umgeformt. Daß Schlüssel oder Handtäschchen verlegt werden, nicht etwa aus kausal wirkenden Komplexen, sondern deshalb, weil die Handlung, zu der sie nötig sind, aufgeschoben werden soll, ist ebenfalls eine häufig geübte Technik. Auf Reisen, wo die Anforderungen an Entschlußfähigkeit und Anpassung größere sind, treten derartige Symptome gehäuft auf.

Es handelt sich bei all diesen Rückversicherungsmethoden, die die Angst vor dem entscheidenden Schritt ausdrücken, um unselbständige Menschen. Unselbständige, das wären also solche, die sich den Schritt in die Gemeinschaft, wie er ihnen angemessen wäre, nicht zutrauen, sondern auf eine infantile Form der Beziehung zum Mitmenschen, etwa die: Mutter — Kind, zurückgreifen. Bei eingehenderer Kenntnis der seelischen Zusammenhänge wird sich immer zeigen, daß sie sich an jemand anklammern, und zwar suchen und finden sie instinktiv immer einen solchen Partner, der einer dominierenden Person ihrer Kindheit entspricht. Wenn die betreffende Kindheitsautorität nicht mehr existiert, wird eine gefühlsmäßig mit dieser Bezugsperson in den Hauptzügen übereinstimmende an deren Stelle treten. Was mit dieser inneren Unselbständigkeit gemeint ist, möge an folgendem Falle gezeigt werden:

Ein 56jähriger Patient kommt wegen einer Sexualneurose in Behandlung. Er leidet an sexuellen Erregungszuständen, die täglich auftreten, mehrere Stunden dauern, für ihn quälend und schmerzhaft sind und ihn schwächen. Der Schmerz beginnt mit Brennen im Hinterkopf, Hitzegefühl, zieht das Rückgrat hinunter, strahlt in beide Beine aus. Schwäche-

gefühl in beiden Beinen, „es schlägt ihm fast die Beine weg". Er hält sich für impotent, will mit Frauen nichts mehr zu tun haben. — Er heiratete mit 29 Jahren eine Witwe, die zwei Kinder hatte. Nach 16jähriger Ehe starb die Frau. Die geklagten Beschwerden setzten kurz nach dem Tode der Frau ein. Er bringt beides nicht miteinander in Zusammenhang. Er sei in der Trambahn zur Arbeitsstelle gefahren, plötzlich sei's ihm heiß im Hinterkopf geworden, die Nerven hinten aber seien wie Stein gewesen, sonst alles „wie leer" und als ob der Zusammenhang zwischen den Nerven vorn und dem Hinterkopf fehle. Er konnte sich überhaupt nichts mehr vorstellen, sei über ein Jahr sehr verstimmt gewesen, mochte niemand sehen, konnte keinen Menschen um sich vertragen, saß im Eck und weinte. Dann versuchte er wieder zu arbeiten. Als er einen halben Tag gearbeitet hatte, erschrak er auf dem Heimweg vor einem bellenden Hund, konnte den Gedanken „Hund" nicht loswerden; das Wort „Hund" spürte er erst im Hirn und dann im Rücken. Er mußte wieder zu Hause bleiben. Seitdem leidet er an den beschriebenen, anfallsweise auftretenden sexuellen Störungen. Er hat versucht, sich durch Sexualverkehr zu helfen; hatte aber keine Befriedigung, starken Schmerz in den Sexualorganen und litt nachher noch mehr unter den Anfällen von sexueller Erregung. — Vor zwei Jahren wurde er nach einem Unfall (Fußverletzung) invalidisiert.

Nachdem er anfänglich seine Ehe als eine gute hinzustellen versucht hatte, ergibt sich im Laufe der Besprechungen, daß er sehr bald nach der Eheschließung zu der Überzeugung gekommen sei, daß seine Frau ihn nur als Versorgung für sich und ihre zwei Kinder geheiratet habe, daß sie wohl vor der Eheschließung herzlich und auch zärtlich zu ihm gewesen sei, „ihn ins Garn gelockt habe", dann aber sei es nie mehr das Rechte zwischen ihnen gewesen. Er hatte sehr jung ein Verhältnis mit ihr, sie war seine einzige Liebe. Vier Jahre vor ihrem Tode habe die Frau ein Verhältnis mit einem anderen Mann angefangen und habe diese Beziehung auch nicht aufgegeben, als ihr Mann davon wußte, sondern gedroht, ihn zu verlassen. Er habe immer wieder versucht, sie umzustimmen, denn er habe sehr an ihr gehangen, habe auch versucht, den Sexualverkehr mit ihr zu erzwingen. Es habe in den letzten Jahren in der Ehe nur Streit und Zank gegeben. Einmal habe sie ihn, um sich seiner zu erwehren, geschlagen und ihn verletzt, als er in sexueller Erregung war. Seitdem habe er bei sexueller Erregung immer Schmerzen im Penis.

Dies die wesentlichsten Angaben aus der Vorgeschichte. Wichtiger sind die *nicht* beabsichtigten Randbemerkungen und Erinnerungsbruchstücke, die als Richtlinien den eingeschlagenen Kurs erschließen lassen. Der Zweck des Symptoms ergibt sich auch hier am eindeutigsten aus dem, was damit erreicht wird. Einerseits schützt es den Patienten vor dem Umgang mit Frauen und einer neuen Ehe, andererseits hält es ihn in dauernder Abhängigkeit seiner Frau gegenüber. Seine Gedanken kreisen immer um das eine: „du hast mich ausgenutzt, verletzt und zugrunde gerichtet, sogar arbeitsunfähig gemacht. Du bist an allem schuld." Er ist also auch jetzt nach dem Tode seiner Frau innerlich nicht auf sich selbst gestellt, sondern für sein Gefühlsleben ist noch immer die Beziehung zu seiner Frau das Richtunggebende. Solange sie lebte, fühlte er sich als betrogener Märtyrer, der weiter liebt und sich abschuftet; nun nach dem Tode der Frau setzt er in der Depression, an deren Stelle jetzt das Zwangssymptom steht, die Abhängigkeit fort. Der erste Versuch sich wieder in den Beruf, der ja nun sinnlos ist, einzuordnen, scheitert. Daß der Patient dabei gerade vor einem bellenden Hund so erschrak, ist natürlich kein Zufall, sondern hat tiefere Zusammenhänge. Die Assoziationen führten auf einen bellenden Hund in der Kindheit, den er gestreichelt und der ihn gebissen hatte, zurück und führten über andere Kindheitsängste schließlich auf seine zänkische Frau. Das Erschrecken ist also ein Sich-selbst-Warnen „du bist gefährdet!" und zugleich die Rechtfertigung für den Rückzug: „Man hat dich Vertrauensvollen zum seelischen Krüppel gemacht!" Dieses Gefühl des Geschädigtseins spricht sich ja auch in dem in übertragenem Sinne zu verstehenden Symptom der schmerzhaften

Sexualerregung aus („Ich möchte Kontakt haben, aber man hat mich zurückgestoßen“).

Selbstverständlich war diese seine jetzige Einstellung schon früher vorhanden und ist durch das Eheerlebnis nur aktiviert worden. Die folgenden Unterredungen mit dem Patienten brachten hierfür den Beweis.

Spontan erzählte er, daß er, der als Kind schwächlich und rachitisch war, von der um ein Jahr jüngeren Schwester, oft schwer mißhandelt wurde; sie war jähzornig, schlug ihn wenn die Eltern nicht da waren und sie sich über ihn ärgerte mit dem Kopf gegen die Wand, daß er Nasenbluten bekam. Er durfte nichts sagen, wenn er nicht noch Schlimmeres zu befürchten haben wollte. Auch die Eltern, streng rechtlich denkende, mit Not und Armut kämpfende Leute, konnten die Situation dieses zarten Jungen nicht verstehen oder verbessern. Die Mutter regierte streng und zerschlug manchen Kochlöffel an den Kindern. Eine Früherinnerung des Patienten ist die, daß sie ihn, um ihn zu strafen, am Bein unter dem Bett hervorzog, wohin er sich aus Angst vor Prügel verkrochen hatte. Er muß schon als Kind ein sehr ängstliches Wesen zur Schau getragen und damit manchen großtuerischen Erwachsenen herausgefordert haben, ihn noch mehr zu schrecken und zu verspotten. Er erinnert sich z. B., daß ein Schmiedegeselle, der in einer an seinem Schulweg gelegenen Schmiede arbeitete, sich ein Vergnügen daraus machte, ihn jedesmal, wenn er vorbeikam, als Teufel zu erschrecken und mit dem Schmiedehammer zu bedrohen; deshalb versuchte er, auf einem weiten Umwege die Schule zu erreichen. — Ein Lehrer mißhandelte ihn in der Schule derartig, daß er einmal nach Hause getragen werden mußte. Der Vater erstattete Anzeige, und der Lehrer wurde strafversetzt. Ob durch körperliche Ungeschicklichkeit oder seine eigene innere Unsicherheit verursacht, er gehörte jedenfalls zu denen, die dauernd Unfälle erleiden.

So ist eine weitere Früherinnerung die, daß er gestürzt war, ein großes Loch in der Schläfe hatte und als der Arzt in das Loch hineinleuchtete, erschreckend die Helligkeit im Auge empfand. — Er scheint niemand gehabt zu haben, der sich seiner annahm, nur mit einem um ein Jahr älteren Bruder stand er sich relativ gut. Von acht Geschwistern war er der Fünfte. Dem Vater durfte man mit Klagen nicht kommen; von den Mißhandlungen von seiten des Lehrers und den Bedrohungen durch den Schmied und die Mitschüler hätte der Patient dem Vater nichts zu sagen gewagt.

Wie wir aus den Früherinnerungen sehen, die ja tendenziös richtunggebend aufbewahrt worden sind — denn sicher hätte auch Erfreuliches aus der Frühkindheit registriert werden können —, hat er schon früh in der Richtung auf die Märtyrerrolle trainiert, d. h. er empfand für sich keine andere Geltungsmöglichkeit im Leben, als die des dauernd Geschädigten. Und wir sehen, wie sich dieses Unterlegenheitsgefühl vor allem auf zwei Frauen seiner Umgebung bezieht, auf die Mutter und die Schwester, und wie sich seine Anklage gegen sie richtet. Der Mutter gegenüber ist er nie frei geworden. Sie hat — das zeigen seine weiteren Einfälle deutlich — in allerfrühester Kindheit versagt und ihn im Stich gelassen. Noch jetzt ist sein Seelenleben auf die Mutter und später an ihrer Stelle auf die gewalttätige Schwester hin orientiert, so als ob alles ihm immer wieder bestätigen müßte: „Du läßt mich nicht nur im Stich, Du schädigst mich sogar.“ Um diesen zentralen Punkt kreist sein Gefühlsleben — dieser Punkt aber liegt außerhalb seiner selbst. Daß seine Frau später in die Rolle dieser Bezugsperson eintritt, ja daß er nur eine solche ebenso kämpferische Partnerin finden konnte, ist charakteristisch für sein seelisches Verhalten. Er kennt nur diese Form der Beziehung zu Frauen. Nachdem ihm seine Frau genommen ist, hält er diesen allerdings negativen seelischen Halt über ihren Tod hinaus durch seine psychische Störung fest. Hinter dieser verbirgt sich im Grunde seine ohnmächtige Wut gegen seine Kindheitspartnerinnen.

Die Flucht vor der Verantwortung, von der wir ausgingen, bedeutet also

tiefe seelische Unselbständigkeit, die sich lieber an ein Phantom verhaftet, als sich dem Leben frei entgegenzustellen, also auch den Menschen ohne Voreingenommenheit.

Man könnte nun einwenden, daß häufig sehr selbständige Menschen von seelischen Abseitigkeiten heimgesucht werden, daß also Unselbständigkeit nicht die Ursache sein könne. Es sind sogar solche, die gern andere führen, Ratschläge erteilen, Vereine leiten, Sekten bilden und mit Vorliebe andere seelisch und körperlich zu heilen suchen. Alle diese Verhaltungsweisen beweisen aber noch nichts für Selbständigkeit. Die, die allen helfen wollen, wissen oft für sich selbst am wenigsten Rat. Die Führer sind im Grunde abhängig von den Geführten, ja sie beziehen durch ihre Führerrolle ein gewisses Sicherheitsgefühl und sind hilflos, wenn Anerkennung oder Bewunderung ausbleibt. Solche Selbständigkeit — in Wirklichkeit Scheinselbständigkeit — ist also auch unfrei. Dieses Belehren, Reformieren und Aufklärenwollen findet man z. B. oft bei Menschen, die davor ausweichen, ihre eigenen Aufgaben zu lösen. Bei Patienten, die die an sich selbst gewonnenen Erkenntnisse benutzen, um andere zu „durchschauen", geht es ja auch darum, sich lieber nochmals in einer Überlegenheitsrolle zu „fühlen" als den letzten folgerichtigen Schritt zu tun, nämlich keine Rolle mehr zu spielen, sondern etwas zu *sein*. Meist zeigt es sich bei solchen Scheinselbständigen, die autoritär auftreten, daß sie sich in Wirklichkeit nur zu dieser Rolle „aufmandeln", weil sie das Leben unter dem starren Gesichtspunkt: entweder Hammer *oder* Amboß sein, sehen. Sie fürchten in die Rolle des Amboß zu geraten, wenn sie nicht einen gewissen Nimbus von Selbstherrlichkeit um sich haben. Tatsächlich *spielen* sie ihr lebenlang den Vater oder sonst eine Autoritätsperson — sie fühlten sich erdrückt und wenden nun prophylaktisch ihren Mitmenschen gegenüber eine Verhaltungsweise an, die sie an sich als wirksam zur Einschüchterung erlebten. Sie sind also auch hierin unfrei, rückwärts bezogen.

Die Frage nun, wovor denn ein Unselbständiger sich im konkreten Falle schützt, wird am besten dadurch beantwortet, daß wir nochmals das Resultat, also das, was durch die Zwischenschaltung des Symptoms erreicht, d. h. vermieden oder aufgeschoben wurde, befragen. Da zeigt es sich nun, daß es individuell außerordentlich verschieden ist, welche Form des Versagens so ängstlich vermieden wird.

Ein Student wird z. B. plötzlich faul und besucht keine Vorlesungen mehr. Ist er einfach faul von Natur? Aber er kann ja gleichzeitig unermüdlich sein auf Nebenkriegsschauplätzen, im Autofahren oder forsch im studentischen Korpsbetrieb, oder er ist sehr aktiv und aufopfernd im Dienste seiner Geliebten. Er spielt den Faulen, — lieber als daß er sich beruflich als nicht ganz besonders begabt erweist. Das fürchtet er im Stillen. Er ist auf einen über Durchschnitt begabten Vater bezogen. — Ähnlich ein Nachkömmling, der alle Hoffnungen seines Vaters; eines verkannten Genies auf sich ruhen fühlte; er fängt immer wieder in einem neuen Beruf an, beweist immer, daß er verblüffend begabt ist und scheitert jedesmal an einem nervösen Symptom oder einer Erkrankung, die gerade diesen Beruf unmöglich macht und zwar

immer in dem Augenblick, wo sein Weg ihn in die Öffentlichkeit führen würde. Er bleibt ein Familien- und Freundesgenie, immer ein Nesthocker.

Bei Künstlern — besonders selbstschöpferischen —, die ja ihr eigenstes Ich in ihren Werken vor die Öffentlichkeit hinzustellen haben, pflegen Zwangssymptome immer eine Form zu haben, die das Hintreten vor die Öffentlichkeit verbietet. Z. B. hat man die Zwangsvorstellung, daß Erpresser sich an den nun Berühmtgewordenen heranmachen werden, man quält sich deshalb mit Grübeleien über irgendein geringfügiges Vergehen oder man fühlt sich politisch verdächtigt und möchte lieber im Schatten bleiben. So kommt es, daß mancher, so wie der anfangs beschriebene Architekt, lieber sein Licht unter den Scheffel stellt, höchstens noch den Umweg übers Inkognito wagt.

Andere wieder — ein gänzlich entgegengesetzter Notausgang — flüchten sich in Beruf oder Berühmtheit, um einem bestimmten, gerade für sie nicht zu bewältigenden Lebensgebiet auszuweichen, etwa der Beziehung zur Frau, zur Ehe. Man dichtet dann die Geliebte an, verewigt sie vielleicht in Musik oder Malerei als Madonna, umgeht sie aber dabei, sie den lebendigen Menschen aus Fleisch und Blut, dem gegenüber man sich die Hingabe von Mensch zu Mensch und die Kameradschaft des Lebens in der Ehe nicht zutraut. Damit soll nicht gesagt sein, daß solche Umwege über die Kunst nicht schließlich doch produktiv sein können und vielleicht später zu echten Beziehungen hinleiten.

Von diesen hier nur angedeuteten Verhaltungsweisen ließen sich natürlich noch beliebig viele anführen und im einzelnen ganz individuell darstellen. Was ist ihnen gemeinsam? Im Grunde fürchtet man, sich so zu zeigen, wie man wirklich ist. Man hat Angst zu enttäuschen, und zwar besonders auf einem, der individuellen Vorbereitung entsprechend verschiedenen, mehr oder weniger eng umgrenzten Bezirk. Ob es nun das Gefühls-, Intelligenz- oder Begabungsgebiet ist oder ob es sich um körperliches Sichdarstellenmüssen handelt, immer verkriecht man sich vor dem Forum der Mitmenschen. Das „So bin ich“ wagt man nicht, denn das, glaubt man, kann nur gleichbedeutend mit Entwertung sein.

Ist die Aufgabe tatsächlich zu schwer für den Nervösen, der sie so empfindet? Ist er selbst wirklich so, daß er sich verborgen halten muß? Vergegenwärtigen wir uns dazu einen Fall aus der Praxis:

Eine 27jährige Sängerin mit anerkannt prachtvoller Stimme kommt wegen Herzneurose in Behandlung. Sie hat, wie sie sagt, eine große Zukunft vor sich, es fehlt nur noch ein Letztes in der Ausbildung ihrer Stimmittel. Sie berichtet, daß es ihr sehr peinlich ist, daß die Herzerkrankung sie an ihrer Karriere behindert, sie würde als Sängerin unerhörten Erfolg haben, alle „in ihren Bann schlagen“. Mittelmäßiges komme für sie nicht in Frage. Durch die Herzerkrankung fühle sie sich außerordentlich geschwächt, sie schleppe sich nur mühsam durch die Straßen, alles strenge sie an, und so sei sie daran verhindert, ihre Gesangstudien zum Abschluß zu bringen.

Die Untersuchung ergab organisch keinen Krankheitsbefund, es handelte sich um rein nervöse Störungen der Herztätigkeit und um ein labiles Gefäßsystem. Die Patientin konnte, wenn sie sich deprimiert fühlte, sehr elend und verfallen aussehen, dagegen bei Ablenkung blühend und frisch.

Die Herzneurose setzte vor etwa zwei Jahren ein. Sie studierte damals bei ihrem Gesangslehrer, bei dem sie gute Fortschritte machte, hatte aber mehr und mehr das Gefühl, daß es ihm mehr als um ihre Ausbildung darum ging, mit ihr „Staat zu machen“; sie sei ihm nur

zur Reklame, als Mittel zum Zweck wichtig gewesen, sie selbst nahm er nicht für voll. Bei einer Schülervorführung bekam sie plötzlich Herzklopfen und konnte nicht auftreten. Seitdem konnte ihr Lehrer bei weiteren Veranstaltungen nie ganz sicher auf ihre für ihn so wertvolle Mitwirkung rechnen. — Vorher sei es ihr gesundheitlich auch nicht gut gegangen. Sie hatte mit verschiedenen nervösen Störungen, die sich ablösten, zu tun. Jedenfalls sei ihr Gesamtbefinden durch diese wechselnden Beschwerden seit etwa neun Jahren erschüttert.

Vor neun Jahren ist ihr Vater gestorben. Sie meint er habe in der Familie keine große Rolle gespielt, doch habe er viel von ihr gehalten, nur er habe sie als Mensch für voll genommen. Nach dem Tode des Vaters hätten die Mutter und die ältere Schwester — sie selbst ist die Jüngste von zweien — darauf bestanden, daß sie ihre freie, künstlerische Tätigkeit als Geigerin aufgeben solle, um sich dem Lehrfach zuzuwenden, damit sie mit ihrer Musikbegabung die Familie unterstützen könne. Sie hatte sich zu fügen. Nach einem Jahr mußte sie aber das Studium an der Musikakademie aufgeben, weil sie sich von ihrem Lehrer falsch behandelt fühlte. Die Nerven waren immer empfindlicher geworden, krampfartige Störungen in den Fingern hinderten sie am Klavier- und Geigenspiel.

Sie hatte schon sehr früh als Wunderkind gegolten und bei Schulvorführungen mit ihrem Geigenspiel geglänzt. Die Mutter machte immer gerne Staat mit ihr. Als Schulkind war die Patientin immer ängstlich und isoliert und in ihren Schulleistungen mangelhaft gewesen, während ihre Schwester eine gute Schülerin war. Mit dieser, die ein Jahr älter, ziemlich robust und zu Hause dominierend war, hatte sie sich künstlerisch sehr gut verstanden. Die Schwester protegierte die Musikbegabung der Kleineren; sie selbst sang sehr gut. Erst als die Stimmittel der Schwester versagten, entdeckte die Patientin ihre Stimme — das war in der Zeit des mißglückten Akademiestudiums.

In ihrer nächsten Umgebung hatte sich seither immer ein Mensch gefunden, der sich um sie sorgte und ihr bei ihren Schwächeanfällen beistand. Erst war es die Mutter, später mütterliche Freundinnen. Die Reise nach München war die erste selbständige Unternehmung. — Sie zweifelt daran, daß sie körperlich den Strapazen ihres Berufes gewachsen sei. Auch nach Beginn der Behandlung noch prüft sie immer ihren Puls und läßt sich von jedem Anfall von Pulsbeschleunigung und jedem Schwächegefühl erschrecken. Möchte vom Arzte hören, daß ihr Leiden doch organisch bedingt und daß sie ihrem Beruf nicht gewachsen sei.

Was uns hier für unsere Frage: Flucht wovor? besonders interessiert, ist folgendes. Wie wir sehen, lebt sie in steter Spannung zwischen den zwei Polen: entweder die berühmteste Sängerin der Welt zu sein und ihre Macht über alle zu beweisen — oder: das kleine, hilf- und machtlose „Nichts".

In den Früherinnerungen sind beide Tendenzen schon deutlich bereit gelegt. Die erste Erinnerung: daß sie besonders klein und zart war, von der Mutter gefüttert werden mußte und jemand sagte: „So ein halbes Nichts!" Eine andere: Sie hatte sich in den Finger geschnitten und glaubte, sie müsse daran sterben; weinte sehr — bis man sie tröstete. Weiter: daß sie so „brüllte", daß Mutter und Schwester, die sich miteinander unterhielten und sie nicht beachtet hatte, schleunigst herbeiliefen — was ein deutliches Triumphgefühl bei ihr auslöste. Immer also die Tendenz: man wird zum Mittelpunkt durch Tränen oder Schwäche. — Charakteristisch für die Art des überkompensierenden Überlegenheitsstrebens ist das, was sie von ihrem zukünftigen „Star"beruf fordert. Immer nämlich betont sie dabei, man müsse ihrem Gesang „blind" wie „hypnotisiert" lauschen. Hierher gehört eine weitere Kindheitserinnerung: sie kam sich als kleines Kind so erbärmlich vor, daß sie sich zu verkriechen pflegte, wenn Besuch kam — sie schaute dann hinter einem Möbel versteckt zu, was vorging. Als sichtbarer Mensch da zu sein erscheint ihr auch jetzt immer noch gefährlich, als ob man dann sagen würde: „ein halbes Nichts"! Zeigte sie sich aber unter Menschen, so geschah es immer mit einem gewissen Pomp und in theatralischer Aufmachung, gleichsam verborgen unter einer Maskerade. „Nur nicht durchschaut werden wie man ist", darum lieber den andern an die *Möglichkeit* glauben lassen, daß das Ziel wirklich erreichbar sei und man nur durch das Leiden daran verhindert sei. Es ist also alles auf Vorschußlorbeer eingestellt. Man gibt nur Proben seiner großen Begabung, damit die Umwelt weiter an einen glaubt, bleibt aber selbst im Versteck.

Zwei Träume: „Ich stehe in der Kirche hoch oben bei der Orgel und singe als Engel. Unten lauschen alle hingerissen." Der zweite: „Ich stelle meiner mütterlichen Freundin ein venezianisches Glas als Geschenk aufs Fensterbrett. Sie bewundert es, will es ergreifen, ich aber weiß, daß es einen Sprung hat und sage ‚Oh berühre es nicht, sonst zerspringt es; so edel das Gefäß, so zerbrechlich ist es'!" Sie selbst empfindet sich also als defekt, unbrauchbar — aber um so edler. Das Gefühl, defekt zu sein, war durch die Erziehung verstärkt worden, denn der Mutter war die Fürsorge für das zarte, kränkelnde Kind Lebensinhalt und Ersatz, an den sie sich in einer unbefriedigten Ehe anklammerte. Sie war sehr ehrgeizig, phantasievoll und künstlerisch begabt; hatte in neurotischer Betonung das Entsagungsvolle im Hausfrauen- und Mutterberuf unterstrichen und dabei als Entgelt für eigenen Verzicht um so größeres vom Talent ihrer Jüngsten erwartet. Dabei hatte sie sie aber stark gedrückt und unselbständig gemacht.

Daß die Orientierung der Patientin nun zwischen den zwei Empfindungen, etwas Halbes zu sein, aber erst recht etwas Übermenschliches darstellen zu müssen, in ewiger Spannung hin und her gerissen war, ist verständlich. Das große Minus an Selbstwertgefühl drängt nach einem ebenso großen Plus an Sicherung in bezug auf Anerkennung, und da der Unterbau von Mut und Selbständigkeit fehlt, wird nicht auf produktivem Wege auf das Ziel zugegangen, sondern es bleibt der Ausweg in der Neurose, wodurch wenigstens die Mutter oder irgendeine entsprechende Bezugsperson zu Hilfe gerufen und beherrscht wird.

Geflüchtet wird hier wie überall also nicht eigentlich vor wirklicher Verantwortung, sondern vor einem aus eigener Not selbstgeschaffenen übersteigerten Gebilde, das man für Wirklichkeit hält: ich muß unbedingt eine alles in ihren Bann ziehende Künstlerin sein, denn sonst bin ich ein „Nichts". Sich als „Nichts" fühlen, ist nicht etwa übertrieben ausgedrückt — man kann sich das so ängstlich zugedeckte Minderwertigkeitsgefühl nicht kraß, nicht lähmend genug vorstellen. Tatsächlich ist es gleich einem Gefühl der Ohnmacht, denn nicht für voll genommen werden ist im psychischen Leben, das ja von der Beziehung zu den Mitmenschen seinen Pulsschlag hat, gleichbedeutend mit nicht-lebensberechtigt, also ausgeschaltet aus der Gemeinschaft sein. Deshalb hier wie überall das fast unbegreiflich zähe Ringen, das Existenzminimum an Geltung zu erreichen und sei es in noch so unproduktiver, verzerrter Weise. Daher auch der hohe Preis, der für diese — von außen betrachtet mißglückte — Lösung des Geltungsproblems bezahlt wird. Die antizipierte Niederlage auf diesem Gebiet ist so absolut unlebbar, daß eigene Entwicklung, Glück, Beruf, alles aufs Spiel gesetzt werden. Das Leben mit einer schweren Herzneurose ist ja bestimmt aufreibender und stellt in mancher Beziehung größere Anforderungen, als ein produktiv gelebtes — der Patient simuliert nicht, sondern leidet wirklich.

Ähnlich, nur weniger starr wie bei den geschilderten Fällen, ist die Angst vor Kritik und davor, die eigene Persönlichkeit vor die Gemeinschaft hinzustellen und sich auswirken und entwickeln zu lassen bei allen Nervösen. Diese Angst ist die eigentliche Krankheit unserer Zeit und läßt sich wie beim einzelnen so natürlich auch im großen in den geistigen Strömungen aufdecken; sowohl im wissenschaftlichen Denken und Forschen — man denke nur an den Kampf um die Frage: kausal? oder final? (d. h. selbstverantwortlich) — als auch im mehr allgemeinen Fühlen mit seinen verschiedenen Orientierungen, von denen so manche das Abschieben der Verantwortung auf Schicksalsgebundenheiten (z. B. Vererbung, Triebe, Sterne, Strahlen) bezwecken. — So ist es auch charakteristisch für den heutigen Menschen, daß er leichter in Natur oder Kunst aufnehmend und gebend er selbst sein kann, als seinen Mitmenschen gegenüber. Und doch kommt er von dieser Aufgabe, die vor ihm steht, nicht los: es ist als ob das, was die Individualpsychologie mit dem Wort „Gemeinschaft" bezeichnet, für jede produktive Weiterentwicklung *unumgängliche* Vorbedingung wäre.

Das Bronchialasthma als neurotisches Symptom

Von Dr. ARTHUR HOLUB (Wien)

Die Lehre von der allergischen Genese des Asthmas beherrscht derzeit gänzlich die klinische Medizin, so sehr, daß die Sammelwerke das psychogene Asthma fast gar nicht erwähnen — ein in der Geschichte der Medizin immer wieder sich wiederholender Vorgang, daß unbequeme, sich nicht in das Gefüge der herrschenden Theorie einfügende Tatsachen einfach ignoriert werden. So mag es denn gewagt erscheinen, vom psychogenen Asthma zu sprechen, zu dem ein nicht zu geringer Prozentsatz der als allergisch angesehenen Fälle gehört, wo die allergische Bereitschaft oder eine konstitutionelle Schwäche des Respirationstraktes, eventuell eine vasoneurotische Diathese (*O. Müller*)[1]), eine Organminderwertigkeit im Sinne *Adlers* darstellt, die vom Patienten dann psychisch verwertet wird. Nicht in Frage zu ziehen und außerhalb unseres Themas fallend ist das Vorkommen eines rein allergischen Asthmas. Daß aber die Lehre von der Überempfindlichkeit als alleinige Erklärung für fast alle Fälle für genügend befunden werden konnte, daß den Allergenen, wie *Hoffstädt*[2]) mit Recht kritisiert, geradezu „fanatisch" nachgespürt wurde, ist wohl daraus zu verstehen, daß — auch *Moos*[3]) betont dies — Neurotiker lieber in ihrem Körper oder in der Umwelt gelegene Störungen, in unserem Fall also Staub, Gerüche für ihr Leiden verantwortlich machen, als ihre neurotische Einstellung. Dem ärztlichen Kausalitätsbedürfnis aber und der mechanistischen Denkungsart, die leider noch lange nicht überwunden ist, kommt diese Theorie sehr entgegen, um so mehr als die Notwendigkeit der Betrachtung der Gesamtpersönlichkeit, wie sie von *Adler*, dann von *Krehl*, *v. Bergmann*, *Siebeck* auch für rein körperliche Vorgänge gefordert wird, von der Mehrzahl der Ärzte noch nicht genügend gewertet wird.

Immerhin konnte unvoreingenommener Beobachtung nicht entgehen, wie sehr das psychische Moment bei Entstehung der Anfälle beteiligt ist, und so kam man zur Auffassung von der psychischen Steuerung der allergischen Reaktion, von der „seelischen Regieführung" (*Heyer*), von der Unterschwelligkeit des Allergens, das erst durch die Psyche mobilisiert, überschwellig werde. So vertritt *E. Fränkel*[4]) die Meinung, daß verschiedene

---

[1]) *R. Mayer-List* und *L. Kaufmann*, Med. Klinik 1931, 1742. Asthma br. und vasoneurotische Diathese.

[2]) Med. Klinik 1931 Nr. 2.

[3]) Z. Behandlung des A. br. Münch. med. W. 1928 Nr. 43. — Münch. med. Wochenschr. 1923/25. Kausale Psychotherapie beim A. br.

[4]) Begutachtung bei Fällen von A. br., Med. Klinik 1932/1175.

Hilfsursachen, unter anderen auch seelische Einflüsse, die Krankheitsbereitschaft steigern, so daß dann Allergene, die an sich wenig wirksam sind, schädigend wirken können; bei solchen Fällen könne somit durch Ausschaltung des Allergens nichts erreicht werden.

Die neurotische Einstellung der Kranken schon in der Jugend betont übereinstimmend mit den individualpsychologischen Erkenntnissen, *Peiser*[1]), wenn er zur Charakteristik der asthmatischen Persönlichkeit sagt, die Kinder vertrügen sich schlecht mit Geschwistern und Freunden, könnten durch Kleinigkeiten schon in Zorn geraten und führten schwere Kämpfe mit Lehrern und Respektspersonen. Die Bemühung, den psychischen Faktor in die Allergielehre einzuzwängen, kann zu solch gekünstelten Konklusionen führen, wie wir sie in einem Bericht von *Kathlee F. Kitchin*[2]) über Forschungsresultate des *Asthma Research Council* in London lesen, wo es heißt: „Die größte Zahl der asthmatischen Kinder waren verwöhnte Einzelkinder der gelernten Handwerker und der gebildeten Klassen, und die häusliche Ursache schien im Vorhandensein von Feder- oder Roßhaarbetten, von Haustieren und von Staub zu liegen“(!).

Durch die ganze Literatur zieht sich die Beobachtung von dem Patienten, der sein Asthma dem Geruch von Rosen angeblich verdankte, aber bei Papierrosen ebenso erkrankte, ferner von dem Müller, der in der Mühle seines jähzornigen Vaters schwere Anfälle hatte, in einer anderen Mühle aber nicht, und ferner von einem Manne, der in Oberschlesien an Asthma litt, auf ärztlichen Rat ein anderes „Klima“ in Offenbach aufsuchte, wo er sich wohl fühlte, aber dort sofort ein Rezidiv hatte, als ein Brief ihn zurückrief. Eine Frau, die früher an allergischem Asthma erfolgreich behandelt worden war, erkrankte neuerlich, als sie einen Radiovortrag über dieses Thema anhörte. *Moos* berichtet von einem Patienten, der als Volontär in einer Fabrik angestellt war, wegen seines Asthmas Ort und Stelle verließ. Als er als Verlobter der Schwägerin des Fabrikanten zurückkehrte, vertrug er das „Klima“ glänzend. Derselbe Autor erzählt auch von einem Kranken, der jeden Abend um 7 Uhr beim Abendessen einen Anfall bekam. Da das Zimmer an die Küche grenzte, wurde von Patienten und Arzt der Küchendunst beschuldigt und die Küchentüre immer hermetisch geschlossen, — ohne Erfolg. *Moos* stellte in dem ganz kursorisch mitgeteilten Fall fest, daß bei einer solchen Mahlzeit mit der Familie einmal das Gespräch auf die Lues kam; der Patient, der eine früher bestandene Lues vor seiner Frau verheimlicht hatte, fürchtete, sich zu verraten und ging mit Angst und Bangen zu Tisch.

Daß Anfälle zu einer bestimmten Zeit, in einer bestimmten Situation immer wiederkehren, wo sie für den Betreffenden Sinn und Zweck haben, hat die Individualpsychologie ins rechte Licht gerückt; es wird dies auch von anderen Autoren hervorgehoben. So hatte nach *Moos* ein Lehrer nur Donnerstag einen Anfall, wo ein besonders schwerer Unterricht seiner harrte. Ursprünglich hatte er am Donnerstag mit einem strengen Vorgesetzten einen

[1]) Zur Charakteristik der asthm. Persönlichkeit usw., Med. Klinik 1925, Nr. 20 und 21.
[2]) Brief aus London. Deutsche med. Wochenschr. Nr. 4, 1932.

Konflikt gehabt. Auch diesem Autor ist das Auftreten der Krankheit in schwierigen Lebenssituationen, wo eine Leistung, eine Entscheidung zu treffen ist, aufgefallen. So erwähnt er einen Fall, wo die Anfälle den Zweck hatten, einer Gerichtsverhandlung auszuweichen. Eine andere Beobachtung illustriert die Finalität besonders deutlich. Eine Wirtschafterin mußte außer der schweren Tagesarbeit ihren Herrn auch nachts wegen seiner schweren Anfälle betreuen, bis sie — selbst an Asthma erkrankte und so Mitleid mit ihr erzwang. Die Zielstrebigkeit betonen auch *Wittkower* und *Petow*[1]), die oft zur Beherrschung der Umgebung führe, auch *Löwenstein*[2]) spricht vom Asthma als Mittel des Machtwettkampfes.

Anfälle nach Betreten von bestimmten Plätzen oder Straßen sind keineswegs als Belege für die Allergie zu betrachten, die letztgenannten Autoren berichten von solchen Fällen. Auch *Adler* beobachtete Anfälle nach einem Spaziergang in der Kärntnerstraße in Wien. Der Dame kam dann ihre geänderte wirtschaftliche Lage in Erinnerung, die ihr nicht erlaubte, in den Luxusgeschäften wie einst ihre Einkäufe zu besorgen.

Therapeutisch wird von *Moos* und anderen Autoren mitgeteilt, wie ihre Patienten am Ende der psychischen Behandlung einem der vom Kranken und ihnen als allergisch wirksam angenommenen Stoffe, wie Mehlstaub, Fabrikstaub, Heuluft, die früher nicht vertragen wurden, ohne Schaden ausgesetzt werden konnten, eine Tatsache, die vom allergischen Standpunkt aus unverständlich ist. Interessant ist das von verschiedenen Forschern mitgeteilte Verschwinden der Eosinophilie, der *Curschmannschen* Spinalen und der *Charcot-Leydenschen* Kristalle nach psychischer Behandlung.

Die Psychoanalyse muß ihrer Einstellung gemäß auch bei dieser Affektion die Sexualität als Hauptfaktor betrachten, vernachlässigt die Einheit der Persönlichkeit, die Finalität und wird so den Fällen nicht gerecht.

Wenn man auch vom psychogenetischen Standpunkt, selbst von der Betrachtung der Gesamtpersönlichkeit absehen könnte, gibt die Lehre von den krankheitserregenden Allergenen in ihrer dogmatischen Überspannung der Skepsis reichlich Raum, schon durch deren enorme Anzahl und Vielseitigkeit, ihre Variabilität, das nicht zu seltene Versagen der Kutanreaktion. Daß der Wohnungsstaub aus der einen Wohnung krank machend wirken soll, aus der anderen nicht, dürfte doch viel ungezwungener auf psychische Einflüsse zurückzuführen sein, analog der früher erwähnten Anfälle nach Betreten von bestimmten Straßen.

Wenn therapeutische Erfolge der Desensibilisierung oder bei Anwendung der allergenfreien Kammern angeführt werden, so gibt diese Behandlungsart, soweit sie nicht rein suggestiv wirkt, wie andere auch, z. B. die Tuberkulintherapie oder nasale Eingriffe, dem Patienten die gewünschte Krankheitslegitimation, die Enthebung von jeder Verantwortung, und sichert ihm die durch seine Krankheit erreichten Privilegien.

---

[1]) Ztschr. f. Klin. Med. Bd. 119, 1932.

[2]) Asthma und Psychotherapie, Med. Klinik 1926.

Einer Klarstellung des Asthmaproblems würde man näherrücken, wenn eine Zusammenarbeit der Anhänger beider Richtungen erzielt würde, so daß jeder „allergische" Fall auch von einem Psychotherapeuten begutachtet würde, der „psychogene" auch auf seine Allergie geprüft würde. Ähnlich äußern sich *Krehl*[1]) und *Hansen*[2]). Es wäre in der Not unserer Zeit auch eine für den Patienten und besonders für die Sozialversicherungsinstitute höchst ökonomische Wohltat, wenn die Psychogenese in ihrer vollen Bedeutung gewertet würde, statt daß der Kranke erst, nach vielen Jahren, in denen riesige Summen für Medikamente, Spitäler, Heilstätten, Kurorte, allergenfreie Kammern vergeblich angewendet wurden, an den Psychotherapeuten gewiesen wird.

In den folgenden von mir beobachteten Fällen sei nun gezeigt, wie der Asthmatiker sich von anderen Neurotikern nur durch den Organdialekt unterscheidet. Was bei einer anderen Neurose durch Angst oder Zwang erzielt wird, wird hier durch das Asthma erreicht. In den ersten Lebensjahren formt sich der Lebensplan, der, gestaltet durch den Eindruck von Kindheitserlebnissen, wie Organminderwertigkeit, Verwöhnung oder Zurücksetzung den Betreffenden vor den Aufgaben des Lebens (Sozialität, Beruf, Liebe — Ehe) zurückschrecken läßt. Bald von vornherein jeder Möglichkeit einer Niederlage ausweichend, bald erst nach einem mißlungenen Versuche, sich an die Lösung eines dieser Probleme zu wagen, benutzt er das Asthma als Waffe, um in seinem kleinen Aktionsradius, aus dem er sich, wie jeder andere Neurotiker, nicht herauswagt, zu herrschen, sich eine Mittelpunktstellung zu sichern oder, wenn es nicht anders geht, durch die Märtyrerrolle sich eine fiktive Überlegenheit zu wahren.

Bemerkt sei, daß alle diese Fälle jahrelang mit Atropin, Felsol, Arsen, Tuberkulin, ferner auch in Spitälern, in Kurorten, in allergenfreien Kammern schon behandelt worden waren.

1. Fall: F. G., 22 Jahre, Koloristin, ledig, seit 15 Jahren Asthma.
Vor ihr ein um zwei Jahre älterer Bruder, der von der Mutter vorgezogen wurde. Ihr männlicher Protest zeigte sich sehr bald darin, daß sie mit Puppen nichts anzufangen wußte und in Raufereien mit dem Bruder häufig die stärkere war. Sie hängt mehr am Vater, die Mutter war liebevoll, drückte aber immer wieder auf das Kind durch Äußerungen: „Was willst Du schon anfangen! Dummkopf!" Mit drei Jahren Keuchhusten, nachher mußte die Mutter sie immer herumtragen, das Nachtgeschirr mußte am Rande erwärmt werden, auch dann verweigerte sie manchmal seine Benutzung, Züge, die ihre Verwöhnung und die Beherrschung ihrer Umgebung deutlich zeigen. Sie ließ sich lange Zeit von der Mutter waschen und anziehen. Ihre Kindheitserinnerung an den ersten Schultag ist charakteristisch für derlei Kinder, da sich darin die Furcht vor der Leistung und vor der Gemeinschaft deutlich spiegelt; sie wird von der Mutter an der Hand geführt und fürchtet sich entsetzlich. Öfters hat sie *Bronchialkatarrhe* und empfindet die *Umschläge* äußerst *unangenehm*. Der erste Anfall im siebenten Lebensjahre bei folgendem Erlebnis, das als tiefe Niederlage empfunden wurde. Sie wollte — es war in der Kriegszeit — um Lebensmittel sich anstellen, um zu zeigen, was sie leisten könnte, es war aber bereits alles ausverkauft. Auf dem Heimweg ereilte sie der erste Anfall. Seitdem sehr oft Attacken, sie wußte gut, daß die Mutter dann viel liebevoller war. Von nun an vor jeder schwierigen oder neuen Situation in der Schule und auch später Anfälle. Sie wollte eine Nähschule besuchen; da sie aber die Eltern in eine Schneiderwerkstätte gaben, erzwang sie sich durch das A. die Entlassung aus derselben und die Erfüllung ihres Wunsches. Ebenso erreichte sie durch ihr Leiden, als sie in einem photographischen Atelier angestellt war, daß man sie

[1]) Die Erkennung innerer Krankheiten 1932. Verlag F. C. W. Vogel, Berlin.

[2]) Nervenarzt 3, 513.

begleitete; allein kam es zum Anfall. Die psychische Kompensation ihres Minderwertigkeitskomplexes besteht außer der Beherrschung des kleinen Familienkreises, aus dem sie sich fast nicht heraustraut, auch darin, daß sie ein auffallend schönes Deutsch spricht, sehr gut vorliest und auch in ihrem Benehmen weit ihr Milieu überragt; keine Begabung natürlich, sondern ein Training von Kindheit her, da vom Vater frühzeitig zum Lesen angeleitet. Zu weiterem Training wurde sie durch den Wetteifer mit einer etwas älteren, reichsdeutschen Spielgefährtin, an die sie sich anlehnte und deren „reine" Sprache ihr sehr imponierte, angestachelt. Durch ihre Bildung übertrifft sie nun den bevorzugten Bruder und alle Kolleginnen. Man glaubt ihr tatsächlich nicht, daß sie bloß Hilfsarbeiterin ist. Das Ausweichen gegenüber dem anderen Geschlecht ist für ihren Lebensplan charakteristisch. Sie ist sehr schüchtern, läßt aber doch gerne junge Männer sich ihr nähern, von denen sie weiß, daß sie ihnen intellektuell überlegen ist, und ist dann bald enttäuscht; vor solchen, die nach ihrer Bildungssphäre ihr gleichen würden, zieht sie sich zurück. Und so verschiebt sie die Lösung des ihr zu schwierigen Problems. Seit drei Jahren gesund, ab und zu Bronchitiden; tritt aus ihrer Isolierung heraus, in der Frage der Liebe bewegt sie sich sicherer.

2. Fall: L. P. ohne Beruf, 35 Jahre alt, ledig, seit 18 Jahren Asthma. Ihre zahlreichen Kindheitserinnerungen sind alle erfüllt von dem Gefühl großer Enttäuschung (zwei spielen zu Weihnachten, die freudige Erwartung verwandelt sich immer durch Zwischenfälle in Trauer), in ihnen malt sich das Gefühl schwerer Ohnmacht und Hilflosigkeit (Vater wird als streng, als „zu groß" empfunden, Mutter läßt sie mit dem Mädchen allein zurück, die, um fünf Jahre ältere Schwester benimmt sich häßlich gegen sie, Kinder nehmen ihr das Spielzeug weg), sie enthalten auch die niederdrückende Empfindung, daß das Schicksal selbst es nicht gut mit ihr meint (Puppen, die ihr eben geschenkt wurden, entfallen ihren Händen und zerbrechen). Sie fühlt sich gegenüber der Schwester von den Eltern zurückgesetzt, die Mutter kauft dieser Spielzeug, Schuhe, Kleider, ihr aber nicht. Mit drei Jahren hustet sie stark, wieder wird ihr das Weihnachtsfest dadurch verdorben, um so mehr als man ihr ärgerlich vorhält, daß sie durch den Husten stört; nachts zieht sie deshalb die Decke über den Kopf und glaubt zu „ersticken". Training! Als sie vier Jahre alt ist, stirbt der Vater, die finanzielle Situation verschlimmert sich; sie hat Angst, nicht genug zu essen zu bekommen. *Seit dieser Zeit ein Angsttraum*, der bis jetzt immer *wiederkehrt*, des Inhalts, sie solle etwas tun, was ihr zu schwer ist und sie könne es nicht; sie erwacht dann mit großem Entsetzen. Aber auch andere Angstträume, z. B. daß sie niemanden mehr auf der Welt habe, quälen sie. Mit sieben Jahren Masern mit Spitzenkatarrh. Vor den *Umschlägen fürchtet* sie sich sehr. Fast gleichzeitig Nephritis, sie habe dabei sehr schwer geatmet. Sie macht die *verhängnisvolle Erfahrung*, daß man viel *freundlicher* zu ihr ist, wenn sie krank ist, auch die Mutter, um deren Liebe sie vergeblich immer geworben. In der Schule entzog sie sich durch Kranksein unangenehmen Situationen. In dieser Zeit erwacht ihr männlicher Protest, einem kleinen Freund erlaubte man manches, was sich für ein Mädchen nicht schicke; sie möchte ein Knabe sein. Als sie zwölf Jahre alt war, heiratete die Mutter, ein Jahr später stirbt ihre einzige Stütze, die Großmutter. Der Stiefvater wollte von ihr nichts wissen. „Man quälte mich, wo man nur konnte." Oft *Bronchitiden.* Nie Freundinnen, nie eine Freude. Mit 17 Jahren besuchte sie eine mit ihren Eltern befreundete Familie, die sehr lieb zu ihr war; erlebte zum ersten Male, daß das Leben auch schön sein kann, verlobte sich mit dem Sohn der Familie und war sehr unglücklich, als sie wegfuhr, nach Hause in die „Hölle" gehen mußte. Da erlebt sie nun den *ersten Anfall.* Von da an Anfälle, erst nur bei jeder Menstruation, worin wohl der Protest gegen ihre Mädchenrolle und auch die übereilte Verlobung zu erblicken ist. Als der Bräutigam nach zwei Jahren starb, fühlte sie dies als eine Erlösung von einer unangenehmen Pflicht. Jedesmal wenn sie später eine Männerbekanntschaft machte, traten Asthmaanfälle auf, so daß es nie zu einer Bindung kam, und so entzog sie sich allen Konflikten durch A. Es gelang ihr auch so, die Mutter durch ihr Leiden an sich zu fesseln. Als ihre Eltern mit ihr in eine andere Stadt übersiedelten, neuerlich schwere Anfälle, was sie bewog, nachdem die verschiedensten somatischen Kuren erfolglos waren, in individualpsychologische Behandlung zu treten, die drei Monate dauerte. Seit damals — es sind drei Jahre her — trotz schwieriger Situation kein Anfall, beginnt sich für einen Beruf vorzubereiten, was allerdings durch die Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse vereitelt wird. Trotz der nach wie vor gespannten Lage zu Hause, kein Anfall.

3. Fall: A. C., Privatbeamter, 27 Jahre, ledig, Asthma seit drei Viertel Jahren.

Als Kind Grippe, viel Nasenbluten, viel Schnupfen. In den Kindheitserinnerungen spielen sich schreckhafte Ereignisse ab; er gibt auch an, schon als Kind sehr „geschreckt" gewesen zu sein. Von der Mutter sehr verwöhnt. Der Vorjüngste unter fünf Kindern, vor und hinter ihm eine Schwester; mit der um drei Jahre Jüngeren spielt er bezeichnenderweise gerne, fühlt sich da ohne Risiko überlegen. Sonst hält er sich von Kindern fern, weint viel und appelliert an das Mitleid der Mutter. Ist auch als Erwachsener isoliert, hat nur Bekanntschaften mit Mädchen, die aktiver sind als er und ihn zur Anbahnung eines Verhältnisses erst ermutigen müssen. Knapp vor Ausbruch des A. ließ ihn ein Mädchen stehen, er empfindet dies als schwere Niederlage, seitdem auch „keine erotischen Gefühle" mehr. Dazu gesellt sich eine zweite Niederlage durch Streit mit einem Vorgesetzten. Seit damals Anfälle. Sie treten immer gegen Abend auf, wenn er nach Hause geht, wo ihn die Mutter schon erwartet. Spricht in ent-

zückten Ausdrücken über die Güte seiner Mutter, die, selbst wenn er spät nachts nach Hause kam, ihm ein warmes Abendessen bereitete, in der Nacht bei Anfällen ihm Umschläge, Thermophore verabreichte. Er schläft wegen seines Leidens in demselben Zimmer mit der Mutter, genießt so auch einen Triumph über den immer nörgelnden Vater, der in einem kleinen, luftlosen Zimmer schlafen muß. Wegen des Asthmas kommt er ins Spital, dort keine Anfälle (Krankheitsalibi!); sowie er entlassen wird, nach Hause kommt, wieder Anfälle. Während der Kur in Gleichenberg, die ihn wieder als krank legitimiert, Aussetzen derselben; bei der Rückkehr von dort stellen sie sich wieder ein. In der Behandlung wird ihm der Zweck der Anfälle, die Beherrschung der Mutter als Kompensation für die erlittene Niederlage, seine zögernde Attitude gegenüber allen Forderungen des Lebens klargelegt, im Detail lernt er auf jede Pflege durch die Mutter (Umschläge usw.) also auf die Mittelpunktsstellung in jeder Beziehung zu verzichten. Er ist nun seit drei Viertel Jahren anfallsfrei. Wieso der Patient zur Symptomwahl des Asthmas kam, war allerdings nicht festzustellen, einige Wochen vor dem Asthma litt er an trockenem Husten.

4. Fall: H. H., Ledergalanteriearbeiter, 24 Jahre, verheiratet. Seit 18 Jahren Asthma. Der dritte von vier Kindern, vor und nach ihm eine Schwester. Der Älteste ist ein um vier Jahre älterer Bruder, der sich ihm gegenüber gerne als Autorität aufspielt. Die Beherrschung seiner Mutter geht schon aus der Kindheitserinnerung hervor: diese habe immer abends bei seinem Bette sitzen müssen, da er Köpfe gesehen, vor denen er sich gefürchtet habe, auch ein Nachtlicht habe immer brennen müssen. Beim Essen heikel, wegen seiner Schwächlichkeit immer Extraspeisen bekommen. Vor der Schule sehr aufgeregt, die Mutter mußte ihn immer anziehen. Wenig Verkehr mit Kindern, lieber mit älteren, wodurch er mühelos eine angesehene Position bei seinen Mitschülern erreichte. Mit sechs Jahren *Pneumonie*, er mußte *inhalieren*, wobei er wegen seiner Ungeschicklichkeit *Erstickungsanfälle* bekam. Die Mutter war dann sehr aufgeregt und besorgt. Seither nach Schulaufregungen Anfälle, die sich seither bei den meisten schwierigen Situationen einstellen, z. B. als er bei Rationalisierung seines Betriebes die Empfindung der Degradation hatte. Frauen gegenüber sehr schüchtern und zurückhaltend, nur wenn Mädchen ihn ermutigen, geht er aus seiner Reserve heraus. Ein solches Mädchen fand er in seiner Frau, die bezeichnenderweise zwei Jahre älter war, wie ja auch seine Gespielen aus seinem Anlehnungsbedürfnis heraus immer älter sein mußten. Auf die Fangfrage was seine Frau zu den Anfällen sage, antwortete er, sie trachte alles zu tun, was er wolle. Als weitere Vorteile seines Leidens erweist sich die besondere Kost, ferner daß er ein Jahr lang trotz der knappen wirtschaftlichen Verhältnisse mit der Arbeit aussetzte. Er ist mit seinem Berufe unzufrieden, der ihm zu schmutzig ist; möchte gern einen höheren Beruf haben. Seit nun vier Jahren asthmafrei.

5. Fall: F. E., 36 Jahre, ohne Beruf, verheiratet, ein Kind, seit acht Jahren dauernd, in der Kindheit temporär asthmaleidend.

Patientin macht einen direkt bemitleidenswerten Eindruck, so sehr ist sie körperlich herabgekommen. Herzschwäche. 18 Jahre verheiratet; seit acht Jahren, dem Beginn der Anfälle, seitdem sich die wirtschaftlichen Verhältnisse verschlechtert hatten, behandelte sie der Mann schlecht und brutal. Er traktierte sie mit den gemeinsten Schimpfworten (Hure usw.) vor dem Kinde, zwang sie, ohne Hilfskraft die häuslichen Arbeiten zu verrichten, jagte sie trotz der Anfälle aus dem Bette. Seit eineinhalb Jahren dürfe sie nicht mehr mit ihrer Mutter, die im Ausland lebt, korrespondieren; seitdem die Anfälle viel stärker, mußte oft jede Nacht Injektionen bekommen. Die ersten Anfälle fallen in ihre Kindheit, als sie durch die Geburt eines Bruders entthront wurde, die sich nach einer mehrjährigen Pause wieder einstellten, als nach dem Tode des Vaters die Mutter wieder heiraten wollte. Diese, die in ihren drei Ehen immer dominierte, war sehr nervös, verwöhnte sie, schlug sie aber auch öfters in ihrer Unberechenbarkeit. Besondere Verwöhnung wurde ihr zuteil, als sie, zwei Jahre alt, Scharlach mit nachfolgender Nephritis durchmachte. Auch bei ihr finden wir die Organminderwertigkeit des Atmungsapparates, sich äußernd in rezidivierenden Brochitiden, auch bei ihr die Erinnerung an die kalten *Umschläge*, die sie besonders *beengten* und *erschreckten*. Eine Kindheitserinnerung handelt charakteristischerweise von Krankheit und Tod einer sie ebenfalls verwöhnenden Tante, in einer anderen — die Mutter zog sich an, ging weg, das Kind weinte, lief ihr nach — protestierte sie, daß diese sich nicht genügend um sie kümmert. Das Um-sie-Kümmern war ihr immer die Hauptsache; so schlief sie schon als Kind nachts schlecht und zwang so die Umgebung, nach ihr zu sehen. Daß sie sich bis zum siebenten Lebensjahr anziehen ließ, fügt sich als Detail harmonisch in diesen Lebensplan ein. Mit Kindern pflegte sie keinen Verkehr, spielte sehr gerne mit Puppen, Kaninchen, Hunden, also Wesen, die sie leicht beherrschen konnte. Bei der Aufnahmeprüfung in die Bürgerschule wieder Asthmaanfall. Dieses von einer haltlosen Mutter verwöhnte und für keinen Beruf erzogene Mädchen, sicher auch keine gute Hausfrau, geriet an einen brutalen Mann, mit deutlichen paranoiden Zügen, wie sich aus einem Gespräch ergab. Eine Verwandte, die die Psyche der Patientin wohl gut durchschaute, soll sich geäußert haben, bei diesem Manne müsse man Asthma haben. Die Anfälle waren ein Protest einer mutlosen Frau, die ja eigentlich darauf eingestellt war, nur Zärtlichkeit zu genießen. Es ist charakteristisch, daß dieser Protest sich auch so äußerte, daß sie während des sexuellen Verkehres manchmal Anfälle bekam. Als der Mann während einer

Urlaubsreise sagte, sie dürfe ihm den Urlaub nicht verderben, bekam sie prompt während der Besichtigung einer berühmten Kirche in derselben einen Anfall. Es war aber nicht ein bloßer Protest, es lag mehr darin. Sie setzte den Mann durch das ernste Krankheitsbild, das sie bot, in schweres Unrecht, stempelte ihn noch mehr zum Unmenschen, erwarb sich so die Märtyrerkrone und damit eine fiktive Überlegenheit, die sie allerdings teuer genug mit der Erkrankung bezahlte. Sinngemäß sistierten die Anfälle, als sie einmal ein Bein gebrochen hatte und das Asthma überflüssig war. Die Mutlosigkeit des Neurotikers zeigt sich gerade in diesem Falle besonders deutlich. Eine mutigere Frau hätte durch eine energische Aussprache vielleicht einen modus vivendi geschaffen oder sich scheiden lassen, um sich eine selbständige Existenz zu gründen. Dem Mutlosen bleibt nur die Waffe der Krankheit.

Nach zirka achtwöchentlicher Behandlung blieb sie unter Zeichen starken Protestes aus der Behandlung aus; einige Monate später hörte ich von anderer Seite, daß es ihr glänzend gehe, und konnte mich bei einem Besuche selbst davon überzeugen. Sie hatte sogar Schritte zur Scheidung eingeleitet, zog sie aber auf Bitten des Mannes zurück; seitdem — 2 Jahre — kein Asthma.

Ein von mir beobachteter Fall illustriert deutlich die Finalität des Asthma. Es handelte sich um einen Lehrer, der sich schon verriet, als er auf die Fangfrage: „was würden Sie machen, wenn Sie gesund würden?“ — antwortete, er würde die Prüfung für die Hauptschule machen. Drei Monate vor dem Prüfungstermin war er erkrankt, seit zwei Jahren gelang es ihm, so der Prüfung zu entgehen. Nach der Behandlung bestand er, der auch sonst die Neigung gezeigt, immer auszuweichen, das Examen. Eine andere Patientin bekam Anfälle in der Sommerfrische, wenn ihr Mann seine Mutter mitnahm, mit der sie nicht gut stand.

Es muß nicht immer eine Organminderwertigkeit sein, die zur Wahl des Asthmasymptoms führt, sondern es kann auch die Beobachtung und Nachahmung von Atmungsstörungen bei geliebten oder dominierenden Personen der Umgebung zur Symptomwahl verleiten. Eine 35jährige Frau L., sehr an den Vater gebunden, hatte als 13jähriges Kind die schweren Erscheinungen einer Angina pectoris angstvoll an ihm sehen müssen. Bald nach seinem Tode hatte sie den ersten Asthmaanfall. Ob nicht vielleicht doch eine Organminderwertigkeit bestand, ließ sich nicht feststellen, ist aber nach den individualpsychologischen Erfahrungen keineswegs nötig. Beides, Organminderwertigkeit und Imitation, ließ sich bei einem Kranken feststellen, der — an Adipositas und Bronchitis leidend — den ersten Anfall bezeichnenderweise vor der Fabrik erlitt, aus der er vor kurzem plötzlich entlassen worden war. Aus seiner Kindheit war ihm ein tiefer Eindruck von Asthmaanfällen geblieben, an denen ein Onkel damals gelitten, der bei seinen Eltern gewohnt und ihm durch seine gewählte Sprache und durch dieses Leiden sehr imponiert hatte. Eine solche Imitation kann auch eine Heredität vortäuschen, so im Fall eines Knaben, wo sich Imitation und Training feststellen ließ. Er hatte seinem Vater die Anfälle abgeguckt, durch fortwährendes Räuspern und Spucken dazu trainiert. Nach zwei Sitzungen, in denen ihm dies dargelegt wurde, verschwand das Asthma.

Das *Training* der neurotischen Symptome, auf das *Adler* immer wieder hinweist, wurde beim Asthma auch von anderen Autoren beobachtet. Daß das Asthma wie andere Symptome auch, z. B. Schlaflosigkeit erlernt werden kann, wird verschiedentlich hervorgehoben. *Brügelmann*[1]) betont, wie

[1]) Asthma, Wiesbaden 1905.

durch unaufhörlichen Husten die Kranken sich in die größte Aufregung und Unruhe hineinjagen. *Strübing*[1]) schildert genau die Details dieses Trainings, indem er Versuche machen ließ, die asthmatische Atmung imitieren zu lassen. Er schreibt:

„Ein junger Kollege, welcher mehrmals am Tage die Übungen vornahm und ihre Resultate mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte, bot interessante Verhältnisse. Er hatte es bald erlernt, die expiratorisch wahrnehmbaren Geräusche zu produzieren. Nachdem er die Übungen einige Wochen hindurch fortgesetzt hatte, machte sich bei ihrer Vornahme ein Kitzeln im Kehlkopf und Hustenreiz bemerkbar. Diese Erscheinungen wurden allmählich intensiver und stellten sich bei den Übungen immer früher ein. Bei Akquisition eines Schnupfens und eines Katarrhs der großen Bronchien machte er die Beobachtung, daß auch expiratorisches Giemen zu Zeiten sich einstellte, wo er geistig mit ganz anderen Sachen beschäftigt war und auf die Atmung überhaupt nicht achtete. Als er dann, von Zeit zu Zeit immer noch die Übungen wiederholend, etwa ein halbes Jahr nach Beginn derselben einen stärkeren Bronchialkatarrh akquirierte, merkte er, daß er, ähnlich manchem Asthmatiker, zur Zeit der Remission der Erscheinungen fast dauernd mit verlängerter Expirationsphase atmete; er hörte das expiratorische Giemen, hatte quälenden, früher in dieser Intensität nicht gekannten Hustenreiz, und plötzlich trat in der Nacht im Anschluß an eine Hustenattacke ein starker asthmatischer Anfall auf.

Die vorhin erwähnte Patientin L. konnte, wenn es ihr paßte, mehrstündige anstrengende Ausflüge machen; ihren Mann, der ebenfalls Tourist war, konnte sie dadurch bestrafen, wenn sie Sonntags früh einen Anfall bekam oder gar während des Ausflugs.

Daß der Zeitpunkt der Anfälle tendenziös ist, geht z. B. aus dem Fall 3 hervor. Eine Frau, über die ich a. a. O.[2]) berichtet habe, verlegte ihre bisher nächtlichen Attacken in die Frühstunden, nachdem ich ihr klargelegt hatte, wie sie ihren Mann nachts dadurch in Kontribution setze. Einige Zeit versuchte sie durch Angstträume, aus denen sie mit einem Schrei erwachte und so den Mann weckte, sich eine Art Asthmaersatz zu verschaffen.

Immer wieder fällt auf, wie das auch aus den mitgeteilten Fällen hervorgeht, welche Rolle beengende Umschläge in der Anamnese spielen, worauf *Adler* zuerst hingewiesen.

Kurz sei die Therapie gestreift, die schon oben angedeutet wurde. Unter allmählicher Aufdeckung seines Lebensplanes, wird dem Kranken klargelegt, wie sein Leben ein Leben um das Asthma als Mittelpunkt ist. Er lernt langsam Sinn und Zweck seines Leidens, dann den jedes einzelnen Anfalls sich selbst zu deuten, tritt zögernd, aber doch aus seiner Isolierung heraus, wird kontaktfähiger, geht an seine Probleme mutiger heran. Medikamentöse Behandlung muß als Krankheitslegitimation im allgemeinen abgelehnt werden; freilich werden bei schwereren Fällen Atropininjektionen nicht zu umgehen sein, aber allmählich gelingt es meistens, den Patienten verzichten zu lehren, indem man ihn darauf aufmerksam macht, daß niemals ein Medikament, nur er selbst durch eine andere Einstellung sich wirklich helfen könnte. Expektorantien wurden gegeben, nicht ohne Hinweis, daß man auch das Husten und Spucken trainieren könne. Wert zu legen ist darauf, daß der Patient so wenig als möglich sich von der Umgebung bedienen läßt, daher auf Um-

[1]) Über Asthmabronchiale Deutsche med. Wochenschr. 1906. Über Neurosen der Atmung Ztschr. f. Klin. Med. 1896.

[2]) Int. Ztschr. f. Individualpsychologie 1928, Nr. 5.

schläge, Thermophore usw. verzichten lernt und sich so gewöhnt, ohne die Insignien seiner Mittelpunktstellung auszukommen. Eben deshalb wandte ich grundsätzlich keine physikalische Therapie an. Kompromisse erwiesen sich mir als ungünstig, den Erfolg gefährdend. Es ging dies natürlich nicht ohne Widerstand, wie bei jeder Neurose, der sich öfters darin äußerte, daß ich durch verstärkte Anfälle „bestraft" wurde.

Das Bronchialasthma läßt sich nur verstehen, wenn man die Gesamtpersönlichkeit erfaßt, ihre Lebensform verstehen lernt, was ohne die finale Betrachtungsweise der Individualpsychologie, die nun durch *v. Bergmann*, *Krehl*, *Bier* ihr Bürgerrecht auch in der klinischen Pathologie zu erringen beginnt, nicht gelingen kann.

Homosexualität und Neurose

Von Dr. ERWIN O. KRAUSZ (Wien)

Aus der Praxis der Erwachsenenberatung ein Fall als Beitrag zu dem Problem, über das *Adler* in seinem Buche „Das Problem der Homosexualität[1])" in lapidarer, erschöpfender Form Endgültiges gesagt hat. Ein ganz trockener knapper Bericht spreche für sich selbst.

Eine unhübsche, nur gut gewachsene junge Frau, Sportlehrerin von Beruf, derzeit arbeits- und stellenlos, erscheint in der Beratungsstelle wegen ihrer hochgradigen Nervosität, die sich in ewigen Szenen mit ihrer „Freundin", in unerträglicher Eifersucht, Depressionen, Selbstmordabsichten, Arbeitsunlust, Eßunlust, Überempfindlichkeit, somatisch als Brechreiz bei Gerüchen etwa, psychisch als Empfindlichkeit gegen jedes schärfere Wort, und in einer Schlaflosigkeit äußere, die nur durch starke Schlafmittel wie Veronal, Phanodorm usw. gelindert werden könne. Sie klagt außerdem über „sexuelle Unbefriedigtheit", auf die sie ihre hochgradige Nervosität zurückführt: ihre Freundin sei ein anderes „Verhältnis" eingegangen und da sie sich nicht „traue", mit ihr völlig zu brechen, so hätte sich dieses „Dreieck" darauf geeinigt, daß sie, die Patientin, nur alle zwei Wochen, an einem bestimmten Nachmittag mit ihrer Freundin zur Aufrechterhaltung der erotischen Beziehung zusammenkommen würde. Aber das sei ungesund: da sie so kaltgestellt wäre, verzehre sie sich in physischer Sehnsucht nach ihrer Freundin. Sie besuche sie nur selten, sie könne das geheime Einverständnis der beiden anderen nicht ertragen, sie sei zu allen Opfern bereit, sei bereit, sich ganz in den Schatten zu stellen, wenn es das Glück ihrer Freundin verlange, aber *sie* verlange „etwas" Taktgefühl, etwas Anstand und

[1]) S. Hirzel Verlag, Leipzig.

Rücksicht, und sie könne sich auch bei ihren Zusammenkünften an den Nachmittagen, auf die sich immer schon „wie ein Kind“ freue und „wie eine Braut oder eine Geliebte“ mit Blumen, Konfekt und kleinen Aufmerksamkeiten vorbereite, nicht damit begnügen, daß, wie sie deutlich spüre, ihre Freundin mit ihren Gedanken bei der andern weile, immer nur daran denke, möglichst bald von ihr loszukommen. Eine solche Behandlung vertrüge sie nicht, das sei menschenunwürdig, schuld an allem aber sei der „Eindringling“, die Neue, die ihre Freundin gegen sie verhetze, gegen sie auf die schamloseste Weise intrigiere. Sie sei wehrlos dagegen, aber sie könnte die andere glatt umbringen, ihre Freundin hätte ihr ja schon einen Revolver konfiszieren müssen, es würde noch einmal ein Unglück geben. Sie wäre mit ihrer Freundin „maßlos“ glücklich gewesen, sie hätten nur für sich selbst gelebt in einer geradezu idealen Liebe. Niemand andern hätte sie auf der Welt, und ihre Freundin sei ihr „Alles“; wenn sie sie aufgeben sollte, interessiere sie das Leben überhaupt nicht mehr, und in dieser Tonart, unter Tränen und stürmischen, leidenschaftlichen Wutausbrüchen, paroxysmalen, affektiven Steigerungen führte sie sich ein. Von einer Aufgabe ihrer homosexuellen Einstellung wollte sie nichts wissen, empfand sie als völlig „normal“. Von einem Manne war denn auch in ihrer Gedanken- und Gefühlswelt weit und breit nichts zu sehen, die heterosexuelle Beziehung kam nicht in Frage, war völlig eliminiert. Zu einer Therapie konnte sie sich nur unter der Bedingung entschließen, daß diese ihre Einstellung überhaupt nicht zur Sprache gebracht würde. Wir einigten uns auf eine sachliche allgemeine Besprechung, von der natürlich auch eine Erörterung ihrer gleichgeschlechtlichen Beziehungen nicht ausgeschaltet werden könnte. Sie brachte jedenfalls eine Lebensgeschichte zutage, deren Einzelheiten deutlich das „Training für den erotischen Rückzug“ aufwiesen. Wir wollen sie nachstehend in ihren Hauptlinien nachzeichnen.

Sie ist das Kind einer von ihr als sehr exaltiert geschilderten Mutter, die bald sehr zärtlich, dann wieder vollauf mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt sein konnte. Ihren Vater, der starb als sie zwei Jahre alt war, habe sie kaum gekannt. Ihre Eltern waren geheim verheiratet, der Vater, aus sehr guter, reicher Familie, habe ihre Mutter nicht gegen den Willen seiner Familie zu heiraten gewagt, ihre Mutter lebte daher auch in einer kleinen Stadt in der Nähe der Großstadt, und wenn der Vater sie besuchte, dann gab es immer eine riesige Aufregung im Hause, die Mutter vergaß „alles andere“. Man kann hier ruhig ergänzen: also auch sie, und wollen der Kürze halber schon hier betonen, was sich später noch erhärten wird: der Mann erscheint ihr hier als störender Eindringling, der ihr die Mutter raubt. Daran erinnere sie sich aber nur dunkel, mehr aus den Erzählungen ihrer Mutter. Ihr selbst sei diese Periode beinahe völlig erinnerungsleer. Nur eine Erinnerung habe sie an diese Zeit, oder sie müsse sie jedenfalls in diese Zeit lokalisieren: sie wäre zur Impfung in ein Spital gebracht worden, von ihrer Mutter, die sie einem Arzt überhändigte. Merkwürdigerweise erinnere sie sich nicht an den Impfstich, den Schmerz, den sie dabei empfunden haben mußte, sondern an ein Detail, an eine Nebensache, an die Kälte der Wichsleinwand des Diwans, auf den sie niedergesetzt wurde, nachdem sie im Oberschenkel geimpft worden war. Wer gewohnt ist, derlei Erinnerungsreproduktionen mit anderen Lebensäußerungen zu synchronisieren, wird unschwer folgende Stimmungslagen und Bestimmungstendenzen aus diesen Angaben herauslesen können: Anklage gegen die Mutter, die sie dem fremden Manne überantwortet, vor dem ihr „grauste“, sie erinnerte sich noch an seinen Bart, also der fremde Mann bedeutet Gefahr, will ihr weh tun, und andererseits die Wärmesehnsucht des in der Brutwärme exaltierter Stimmungen aufgezogenen Kindes. (Tatsächlich fror sie immer, und ihre Lieblingslage war auf einem Diwan, aber warm zugedeckt, nicht so brutal, so ohne „Taktgefühl“ auf die kalte Wichsleinwand gesetzt.) Wichtig ist ferner und auffallend die Verwechslung einer Nebensache, der Kälteempfindung, mit einer Hauptsache, der Schmerzempfindung des Stiches; diese Verschiebung

des Gefühlsakzents ist, wie wir vorwegnehmen wollen, wenn nicht die ausschließliche, so doch die auffälligste Charakterisierung einer Perversion, ist Verkehrung, und das heißt doch Perversion, an sich, ist eine psychische Leistung, zu der vor allem verwöhnte, verzärtelte Kinder verlockt werden müssen. Wir sind Zeugen der Richtungsänderung einer Bewegung: aus einer Abwendung, einer *Aversion*, wird, bei zunehmender Entmutigung, eine Abkehr, Umkehr, Verkehrung der Richtung, eine *Perversion*, das will heißen, eine Flucht, ein *Rückzug*. Ferner: da dieses Kind in einer erotisch überhitzten Atmosphäre heranwuchs, ist es nicht verwunderlich, daß sie noch in einer vorbewußten Periode alle Erlebnisse und deren Sinn um die Tatsachen Mann-Frau zu gruppieren begann, daß sich von dieser Gruppierung aus die Überbetonung, die Besetzung aller Erlebnisse mit einer sexuellen Komponente schon so frühzeitig entwickelte, daß sie bona fide hätte sagen können: ich war schon immer so. Aber sie sagte es nicht einmal. Sie trainierte, ohne es zu verstehen, auf völlige Abkehr vom Manne, zuerst vom Vater, dem Eindringling, dann vom Arzt, mit seiner Lanzette eigentlich auch ein Eindringling (in ihr Fleisch), und es ist begreiflich, daß sie an das Impfungserlebnis, an die Impfnarbe im Oberschenkel, nahe den Genitalien, später, da in ihre Schreckhaftigkeit dunkel die Ahnung des Sexualakts fiel, diesen mit ihrem Impferlebnis vorstellungsmäßig verband und den dazu gehörigen Schreck und Schock empfand, *sobald* ein Mann sich ihr näherte. Sie konnte das um so unbedenklicher tun, als sie ja bei der Umdeutung dieses Erlebnisses schon tendenziös fälschte: der Schmerz war aus ihrer Erinnerung gestrichen, war vergessen, und so brauchte sie ja ihre Rückzugsrichtung, die ihr Sicherheit zu bieten schien, nicht zu verstehen. Was sich in ihr abspielte, war „unbewußt". Ihre Angst vor dem Manne, dem Eindringling, war keine Angst mehr vor dem Manne, wandelte sich, anfangs ganz undeutlich, zum „Trieb" in der Richtung: Frau. Aus den „Fälschen" ihrer Bewegungserlebnisse ergaben sich die „Verfälschungen" ihrer nunmehr falsch gerichteten Apperzeptionen. Je mehr dieses Training ihrem Verständnis durch diese Fälschungen entzogen blieb, desto eher konnte dann die Trainingsabsicht gelingen.

Nach dem Tode ihres Vaters übergab die Mutter das Kind in die Obhut von Pflegeeltern, die es adoptierten, unter der Bedingung, daß die Mutter aller Rechte auf das Kind entsagte. Sie durfte das Kind nicht mehr sehen. Die Pflegemutter begann es zu hassen, weil sie auf die Kleine, der der Adoptivvater sehr zugetan war, „eifersüchtig" war. Die erotische Umdeutung beginnt zu arbeiten. Die Pflegemutter hatte allerlei abschreckende Gewohnheiten, sie trank, sammelte Speisen und Speisereste, die sie unter der Wäsche in Kasten usw. versteckte, prügelte die Kleine und kümmerte sich gar nicht um die Wirtschaft. Aus dieser Zeit stammt folgende Erinnerung: sie sieht eine unordentlich aufgeräumte Wohnung vor sich, und die Pflegemutter schießt rauchend, halb betrunken, in einem geblümten Schlafrock durch die Zimmer. Sie empfindet auch jetzt noch einen Horror vor klein- und spießbürgerlichen Milieus. Tendenz: Schreckhalluzinierung. Auch jetzt noch graust es ihr bei dem Gedanken, durch eine Heirat in ein ähnliches Bourgeoisdasein abgedrängt zu werden, eine Vorstellung, die ja letzten Endes ebenfalls der Abwendung einer möglichen Richtung zum Manne dient: schon aus diesem Grunde könnte sie sich nicht zu einem Zusammenleben mit einem Manne entschließen. Außerdem klingen alte Eindrücke aus ihrer ersten Periode herauf, an das Bohemienmilieu im Hause ihrer Mutter, das sie wertend dem Spießertum ihrer Adoptiveltern vorzog. Die Tendenz: Weg vom Manne, los vom Manne, wird verstärkt, sie sammelt Erfahrungen, die dieser Richtung förderlich sind.

Ihr Adoptivvater beschäftigte sich sehr viel mit ihr. Er spielte auf dem Klavier Melodien, zu denen sie tanzen mußte, nahm sie immer in die Gasthäuser mit, wo er mit seinen Freunden trank und spielte, angeblich um sie der lieblosen Umgebung seiner Frau zu entziehen. Aber ihr grauste auch vor ihm, vor dem Geruch seiner kaltgewordenen Pfeifen, dem Geruch des schalgewordenen Bieres. Überhaupt konnte sie später den Geruch der Männer nicht vertragen. Es ist hier einzuschalten, daß sie überhaupt eine sehr „feine Nase" hatte, Gerüche ihr Brechreiz und Ekelempfindung in besonders starkem Maße verursachten. Wir können hier in Parenthese anmerken, daß sich ihre Beziehungen zu den Männern primär über den Geruchsinn abspielten. Sie mochte die Männer, deren Geruch ihr sympathisch war, aber im allgemeinen „konnte sie die Männer *nicht riechen*". Die perverse Tendenz, Nebensachen zu Hauptsachen umzufälschen, ist hier wieder klar ersichtlich. Aufgebaut wurden diese Neigungen bzw. Abneigungen auf einer Hypersensitivität bzw. Minderwertigkeit der ganzen respiratorischen Zone, auf die auch häufige Erkältungen hinwiesen, sowie auf einer Minderwertigkeit des Ernährungstraktes: Gerüche „drehten ihr häufig den Magen um". Andererseits legte sie kein Gewicht darauf viel zu essen, aber „Delikatessen" mußten es sein. Die Delikatesse, etwa des Taktgefühls, wurde ja von ihr auch sonst betont. Ihre Neigung aber aus Nebensachen Hauptsachen zu machen ist durchgängig in sämtlichen ihrer seelischen wie physischen Äußerungen zu ersehen: schließlich, im Einklang mit der Hypersensitivität von Nase, Mund und Magen, auch in ihren homosexuellen Beziehungen.

Ihre Schulentwicklung war durch die Kriegszeiten geschädigt. Im übrigen erinnerte sie sich nicht viel ihrer Schulzeit. Sie kam recht und schlecht mit. Ihr Adoptivvater unterrichtete sie in den ersten Jahren zu Hause. Aber er wurde ihr immer unsympathischer: sie bemerkte

in seinen Augen immer ein so merkwürdiges Flackern, wenn er sie anschaute, dasselbe unheimliche Leuchten, das sie auch späterhin in Männeraugen wahrnahm, das so verräterisch war für auftauchende „Begehrlichkeit"! Gegen Kriegsende mußte ihr Adoptivvater einrücken. In diese Zeit fällt ein Erlebnis, das sie weiterhin abschreckte: ein von ihrem Adoptivvater geschwängertes Dienstmädchen erhängte sich auf dem Boden. Da ihr Adoptivvater nicht abließ, sie mit seiner Liebe zu umgeben, begann sie sich ihrer Macht über ihn bewußter zu werden, tyrannisierte ihn durch ihre Launen, war oft tagelang mit Freundinnen außer Haus, so daß er sie suchen mußte, und sie bettelnd, weinend bat, doch nach Hause zu kommen. In diese Zeit, sie war etwa zwölf Jahre geworden, fällt auch ihre sexuelle Aufklärung: sie hatte eine Freundin, und deren Großvater klärte die beiden Mädchen auf. Wieder erinnerte sie sich weniger an die damals gelernten Tatsachen als an einen Nebenumstand: an die roten Flecken, die der alte Mann auf seinen Bäckchen bekam, während er die Mädchen, auch auf handgreiflich undelikate Weise, informierte. Sie machten sich über ihn lustig, alle Männer sind gleich, war ihre Schlußfolgerung, aber auch die alten Männer begannen ihr nun widerlich zu werden. Man kann es ihr ja schließlich nicht verdenken, aber es ist immerhin auffällig, wie sich ihre Erlebnisse immer deutlicher um die Aufgabe, die ja schließlich Sicherheit bringend glücken sollte, um die *Aufgabe der Abkehr vom Manne* kristallisierten. Ihre Menstruation machte sie anfänglich geradezu krank, es ekelte ihr vor ihr selber. Diese Erinnerung daran, daß sie ein Mädchen wäre, wo sie, in ihren Überlegenheitsgefühlen über den Mann diese Tatsachen beinahe schon zu vergessen begonnen hatte, die Mahnung an die naturgemäße Richtung, auf der sie Niederlagen erfahren konnte, erfüllte sie mit „Ekel[1])" und geradezu panischem Schrecken.

Sie begann sich immer mehr abzuschließen und einzuspinnen, in Bücher, hauptsächlich Märchen, begann immer mehr in einer Märchenwelt zu leben, in der sie sich der Wirklichkeit zunehmend entfremdete. Um diese Zeit sprach eine fremde, ihr unbekannte Frau sie auf der Straße an: es war ihre Mutter, die aus einer Depression heraus, mit der Verschlechterung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse, mit herannahendem Alter, sich nach „ihrem" Kinde zu sehnen begann und sie nunmehr beschwor, alles liegen und stehen zu lassen und mit ihr zu fliehen. Die Zärtlichkeit, die ihr die Mutter in Aussicht stellte, die Isolierung, in der sie sich bei ihren Pflegeeltern befand, bewogen sie, diese Flucht auf geheim romantische Weise in Szene zu setzen, und so fand sie sich in Kürze in dem ziemlich desolaten Milieu ihrer Mutter. Der Adoptivvater setzte ihr nach, es gab einen langwierigen, gerichtlichen Kampf zwischen ihm und ihrer Mutter, sie entschied sich für die letztere. Aber die Enttäuschungen durch ihre Mutter setzten nach einer kurzen Zeit triumphierenden Hochgefühls bald ein; ihre Mutter heiratete einen Mann, vor dem das Mädchen, da er sie mit unmißverständlichen Annäherungen verfolgte, wieder durchbrannte. Sie wollte sich unabhängig machen, arbeitete, wie sie angab, in einer Tanz- und Sportschule so viel, daß sie sich überarbeitete, einen Zusammenbruch erlitt, nach Hause mußte, und da sie es dort, ihres Stiefvaters wegen, nicht aushielt, wieder ausrückte, in eine Turnschule als Lehrerin eintrat, nicht ohne daß sie hier Annäherungen von seiten einer Kollegin ausgesetzt gewesen wäre, Annäherungen, deren Sinn sie damals nicht verstand. Aber wieder war es der Mann, der sie aus der Glücksbindung an die Mutter verdrängte.

Es traten nun Ereignisse in ihr Leben ein, von denen sie behauptete, sie wären für sie entscheidend gewesen. Es wird leicht verständlich sein, daß sie diese Erfahrungen so erlebte und umgestaltete, daß sie ihre ursprüngliche Bewegungsrichtung förderten. Es war auf einem Ball, sie ging eine Treppe hinauf, plötzlich fühlte sie sich von zwei Männerarmen emporgehoben und fühlte gleichzeitig, daß dieser Mann ihr Schicksal, daß sie ihm rettungslos verfallen sei. Es war wie im Kino oder wie im Märchen. Trotzdem entzog sie sich ihm durch Monate, es kam nur zu sexuellen Spielen, die hauptsächlich ihre Geruchsnerven tangierten, schließlich ergab sie sich, die Angst vor einer Befruchtung machte sie aber ganz „gefühlskalt". Daß sie nicht erst dadurch gefühlskalt, frigid wurde, sondern schon von Anbeginn eine „Aversion" gegen den Mann hatte, in der kein Hingabe-, kein Liebesgefühl auftauchen konnte, ist ja bereits aus dem Bisherigen einzusehen. Voll bestätigt wird diese Annahme aber erst durch eine spätere Angabe, wann sie bei sich „erotische Initiative" erlebte. Um ihm und sich ihre Bereitwilligkeit Frau zu sein zu zeigen, suchte sie jedoch einen Arzt auf, der ihr ein Pessar verordnete. Damit war ihr Freund aber nicht einverstanden und ihr Geschlechtsverkehr, bei dem sie ständig empfindungslos blieb, bei dem sie weder Lust noch Schmerzen empfand, die „Hauptsachen" interessieren sie ja nie, vollzog sich in der Form des Coitus interruptus, der ihren Ekel erregte. Aus „Liebe" zu ihrem Freunde zeigte sie ihm ihre wahren Gefühle allerdings nicht. Bis auf den Spermageruch war sein Geruch ihr ja ganz sympathisch. Andererseits fühlte sie sich in einer merkwürdigen Art ihm nicht „ebenbürtig". Sie hatte dauernd das Bedürfnis seiner würdig zu werden, sich für ihn besser vorzubereiten, das heißt, während sie sich mit Nebensachen beschäftigt, verwischt sich ihr der Sinn des Zusammenhangs. So sehr sie sich aber bemühte, er war dauernd, anscheinend grundlos, bedrückt und erst ganz zum Schluß

[1]) Ekelgefühle als trennende, sie von einer Gemeinschaftsbildung separierende Gefühle bauen sich kompensatorisch über der Minderwertigkeitszone auf, die andererseits auch die Brücke darstellt, die ihr die Kontaktbildung in erster Linie ermöglicht.

ihrer Beziehungen stellte es sich heraus, was der Grund seiner Bedrückung war: er war ein Verschwender, der von seinen Gläubigern bedrängt wurde. Seine Familie sah die Beziehung zu ihr nicht ungerne, sie erhofften sich von ihrer ,,Delikatesse" eine Wandlung seines Charakters, aber sie trennte sich von ihm, wollte ihn erst wiedersehen, bis sie für ihn besser vorbereitet wäre und nahm im Hause eines reichen Mannes eine Stellung an, als Sportlehrerin seiner Kinder. Wir sehen in dieser Trennung wieder nur eine Wiederholung jenes Desertierens, das sie in entscheidenden Situationen immer wieder praktizierte, jenes Rückzugs, den sie immer selbst gewollt hatte. Schließlich war sie es, die sich mangels ,,genügender Vorbereitung, mangels ausreichender Würdigkeit" einer Ehe gegenüber ablehnend verhielt. Es geschah letzten Endes eben nur das, was ihr Lebensstil ihr vorschrieb: Dem Manne gegenüber winkte ihr kein Sieg, also blieb ihr nichts anderes übrig als die wenn auch mit Scheingründen kaschierte ,,Flucht". Denn was sie wollte, war Sieg, Triumpf, Überlegenheit, eine nie in Frage gestellte Herrschaftsposition.

In ihrer neuen Stellung hatte sie wieder die für sie typischen Erlebnisse, das heißt, sie achtete eben nur auf diese Erlebnisse. Ihr Brotgeber stellte ihr nach, ging so weit, sich von seiner Frau scheiden lassen zu wollen. In ihrem Machtgefühl lachte sie ihn nur aus. Eines Tages aber teilte ihr Freund ihr mit, er sähe wieder keinen Ausweg, müsse sich erschießen. Sie fragte ihn, man begreift die melodramatische Situation, nur nach dem Betrag, und verkaufte sich für diesen selben Betrag an den Mann, in dessen Diensten sie stand. Nun, nachdem sie sich selbst so entehrt, so entwürdigt hatte, fühlte sie sich ihres Freundes würdig. In Wirklichkeit bedeutete ihr die sexuelle Beziehung gar nichts, aber sie hatte sie vor sich selbst noch weiter entwertet, und fühlte sich gleichzeitig als überlegene Heldin, hatte also durch eine ,,Avance nach rückwärts" sich die entsprechende ,,Distanz" gesichert. Mit dem Betrag ,,rettete" sie ihren Freund, hatte ihm gegenüber die Oberhand gewonnen, aber als sie ihre Stellung aufgab, zog sie nicht zu ihm, sondern wählte einen anderen Wohnsitz: Distanz! Das heißt, sie war dieser Überlegenheit, auf die sie sich so umständlich vorbereiten wollte, doch nicht ganz sicher. Hier wurde sie von ihm eines Tages angerufen, sie möge sofort kommen, er würde sie gerne sehen. Sie ließ neuerlich alles im Stich, sie ist ja immer bereit, ,,alles im Stich zu lassen für ein großes Gefühl", fand ihn in sehr gedrückter Stimmung, sehr schlecht aussehend, und bezeichnenderweise empfand sie diesem gedrückten Manne gegenüber zum ersten Mal etwas wie ,,erotische Initiative", erotische Lustgefühle. So als ob sie es erraten hätte, daß dieser in seiner Vitalität gebrochene Mann, aus der ,,Distanz" heraus, ihr nicht mehr gefährlich werden könnte. Als sie dann nach drei Tagen wieder an ihren Wohnsitz zurückkehrte, fand sie im Augenblick des höchsten Triumphes, sie hatte Liebesgefühle empfunden, gefühlt, daß man sie brauche, die Nachricht vor, daß er sich erschossen hätte, und brach nun derart zusammen, daß sie wochenlang in einem Spital zwischen Tod und Leben schwebte. Nun hatte ihr Rückzug vor dem Manne den entscheidenden Anstoß erhalten. Das Gebäude von Illusionen, das sie sich in einer unwirklich-phantastischen Welt errichtet hatte, krachte zusammen, nun war sie legitimiert, von den Männern nichts mehr wissen zu wollen. *Einen* heroischen Versuch hatte sie gemacht, und auch diesen Mann hatte sie nicht zu halten, ganz zu besitzen vermocht, für den Mann war sie also zu schwach. Es war aber ein Versuch mit untauglichen Mitteln, mit halben Kräften und in der Absicht unternommen, es sich zu beweisen, daß es eben mit einem Manne nicht gehe, war daher schon von vornherein zum Scheitern bestimmt. Nun konnte sie ein neues Leben in allerdings der alten Richtung mit größerer Entschiedenheit, wenn auch tastend vorerst und unklar, beginnen. Je größer sie den Zusammenbruch empfand, je mehr sie sich abgeschreckt und gedemütigt fühlte, desto unbedenklicher konnte sie nunmehr die Abkehr vollziehen, desto deutlicher war sie auf ihren Ursprung, ihre Ausgangssituation zurückgeworfen und bezog die Kraft ihres Lebensstiles, wie Antäus aus der Berührung mit der mütterlichen Erde, aus dem Rückzug in ihre ursprüngliche Situation: in die Wiederaufnahme ihrer Beziehung zur Frau, lies: zur Mutter, zum Muttersatz. Sie hatte es dem Manne erlaubt, sie zu verwunden, aber aus der Verwundung bezog sie eine Lehre, die sie in ihrer vorgefaßten Aversion noch bestärkte. Nunmehr hatte sie sich gefunden. Gerade in diesem Zustand haltloser Verlorenheit, in dem sie nun in den nächsten Jahren eines Herumzigeunerns in Kaffeehäuern, Bars und ähnlichen Nachtlokalen sich dem Trunke und dem Rauschgiftgenuß ergab, bereitete sie sich mehr und mehr für die Perversion vor. Die Nacht machte sie zum Tage: wie sollte es denn anders sein bei jemandem, der sich auf dem Wege zur Verkehrung aller normalen Situationen befand, auf dem Wege zur Perversion? Sie befand sich in einem Zustand dauernder Depression, aus dem sie sich nur in ihren Räuschen befreien konnte, in Räuschen von einer Form, zu der sie durch ihre organische Disposition und ihre Neigung, Nebensachen zu Hauptsachen zu machen, verlockt wurde. Mit dieser selben Neigung, die sie in einem Traumland hatte landen lassen, entzog sie sich gleichzeitig der Wirklichkeit und ihrer Frauenrolle, empfand sie fiktive Triumphe über all die Männer, die sich ihr näherten und die sie nun a limine abwies. Undelikate Annäherungen von weiblichen Homosexuellen wies sie aber gleichfalls ab. Erst als sich ihr in einer Depression ihre spätere Freundin näherte, mit der von ihr gewünschten Delikatesse, machte sie den Übertritt in das Lager der Homosexuellen, übernahm sie die Rolle der liebenden kindlich vertrauenden Frau, während sie ihre Freundin, eine gleich-

falls typisch herrschsüchtige Person, als den aktiven, den männlichen Partner empfand. In Wahrheit räumte sie ihr scheinbar eine Macht über sich ein wie allen von ihr geliebten Personen, das heißt, allen Personen, deren Zärtlichkeit in ihr die Hoffnung erweckte, sie würde sie ganz und ausschließlich für sich besitzen, also völlig beherrschen können. Aber war das in dieser Welt völliger Verwirrung wirklich der Fall, war sie in dieser Beziehung wirklich der weiblich passive Teil? Ist es anzunehmen, daß sie bei ihrer Abkehr von der Frauenrolle nicht in die Richtung der „männlichen Überlegenheit" trainierte auf Sieg, Triumph, auf das tragisch-heroische Finale? Einige Träume mögen dieses dauernde Training illustrieren.

Sie sieht sich im Traum mit ihrer Freundin an einem der Nachmittage. Sie bemüht sich im Traume, männliche Attribute sich anzumaßen, aber selbst im Traume klingt das Gefühl der Vergeblichkeit durch. Als dann die als männlicher Partner angesehene Freundin diese männlichen Attribute suchen geht, beschränkt sie sich darauf, die Freundin als gefährdet anzusehen und umgibt sie mit kavaliermäßiger Fürsorge. Wenigstens diese Haltung bleibt ihr vom Manne . . . Oder ein anderer Traum, der für sich selbst spricht: Sie tanzt mit ihrer Freundin, sie führt, als Mann . . . Oder: Aus einer Gruppe von Männern löst sich eine Frau los, sie hat nichts an als eine Art hemdartigen Unterrock, der „beschmutzt" ist. Sie will fort, diese Schmutzflecken auswaschen. Sich reinigen. Die Träumerin fragt sie, wohin sie gehe. Zum Regisseur, lautet die Antwort. Aber wozu, erwidert die Träumerin, das machen wir uns doch selber . . . Auch hier wieder als Ausgang eine unmißverständlich sexuelle Situation; die Frau, die sich mit beschmutztem Hemd aus der Gruppe von Männern löst. Als sie wieder zum „Regisseur" will, eine Anspielung, die aus gewissen Erlebnissen mit einem Manne eindeutig verständlich war, meint diese: Aber wozu? Wir sind doch Manns genug, wir machen uns unabhängig, selbständig, wir brauchen doch den Mann nicht, wir beschmutzen uns selbst, wir reinigen uns selbst. Die Reinigungszeremonien spielten ja bei den sexuellen Meetings der beiden Freundinnen eine bedeutsame Rolle. Aber nicht der sexuelle Inhalt dieser Träume ist von Bedeutung, sondern dieses stetige Ringen, in eine verfehlte Richtung zu gelangen, entgegen der Natur, entgegen jedem common sense, die Deutlichkeit, mit der sie sich von der Rolle einer Frau abwendet, indem sie sich vom Manne abkehrt, und dies am zweckmäßigsten, indem sie sich bemüht, die Funktionen des Mannes selbst zu übernehmen. Mit einem Wort: nicht der Tatbestand der Homosexualität ist bedeutungsvoll, sondern das Tatentstehen, die gerichtete Bewegung und die Aufhellung der psychologischen Situation, aus der heraus diese Bewegungsrichtung erfließt. Und diese Bewegungsrichtung ist gleichsinnig mit der irgendeiner anderen Form der Neurose, ist ein Rückzug auf ein völlig verengtes Bewegungsgebiet, ein Rückzug, der durch die Symptome mit aller Macht gesichert werden soll. Hier in diesem verengten Bewegungsgebiet fordert sie, in die Flucht geschlagen, die völlige, ausschließliche Macht, daher ihre Tyrannei über ihre Freundin, daher ihre Unduldsamkeit, daher die Intoleranz des verwöhnten Kindes gegen jeden Eindringling. Ausgangs- und Zielpunkt ihres Lebenskreises schließen sich.

Um also zu resümieren: aus ihrer Unsicherheit bezüglich der Gefühle ihrer Mutter erwuchs in dem Kinde der mächtige Wunsch, der genährt wurde durch die zeitweilig hemmungs- und gedankenlose Verwöhnung, erwuchs zu „Triebstärke", aber trotzdem wie man sehen konnte zuerst in tastenden, vorfühlenden Versuchen, die Tendenz, diese Mutter gegen alle Eindringlinge zu besitzen. Als dieses Ziel Rückschläge erfuhr, steigerte sich in dem Kinde eine Stimmungslage der Entmutigung auf der einen Seite als wutgespeiste Anklage gegen die Mutter, bei gleichzeitigem Fortbestehen des Wunsches nach einem völligen, finalen Triumphe über sie, und als Aversion andererseits gegen den als Eindringling verstandenen Mann. Nur wenn es gelingt, den Mann völlig auszuschalten, erscheint also der *Sieg über die Mutter* gewährleistet, heißt das Grundschema ihres Bewegungsgesetzes. Dieser Sieg über die Mutter aber ist das treibende Ziel dieses neurotischen Trainings, es ist ein Rückzug zur Mutter, aufgepeitscht von einem Vergeltungswunsch, der folgendermaßen zu verstehen ist: durch ihren Sieg über die Freundin beweist sie sich als durch einen Sieg über die Frau, daß es ihr doch gelingt, die Frau zu halten. „Wenigstens" die Frau. Und gleichzeitig „zeigt sie es" der Mutter! Sie hatte verzagt, den Sieg über den Mann zu erringen, von

dem sie sich von Kindheit an verdrängt fühlte, dem gegenüber sie immer glaubte den kürzeren ziehen zu müssen, den sie schließlich in aktiver Aversion abwehrte, dessen Stelle sie, schon bei der Mutter, einzunehmen versuchte. Siehe die Sprache der Träume. Als ihr dann die völlige Beherrschung der Freundin mißlang, erlebte sie dadurch die ursprüngliche Niederlage wieder (so wie sie ja bei ihr den ursprünglichen Sieg über die Mutter wieder wollte), und es ist begreiflich, wenn sie darüber in eine furchtbare fassungslose Aufregung geriet, wie ein „kleines Kind". Sie erlebte wieder die Erschütterung der Herrschaftsposition des durch eine ungleichmäßige Verwöhnung aus seiner Sicherheit geworfenen Kindes, das, durch seine Unsicherheit zu Mißverständnissen neigend, Nebensachen mit Hauptsachen verwechselt. Die Vorbereitung zur normalen Funktion des Gemeinschaftsgefühls, zur Kooperation, von der sie in eben dem Abstand entfernt ist, den ihre ursprüngliche Aversion und die später aus ihr erwachsende Perversion anzeigt, erscheint ihr daher weniger verläßlich als ein mit Gefühlen gesicherter Rückzug vom gemeinschaftsbedingten Handeln. Die Perversion ist demnach das Resultat eines erst tastend, dann immer entschiedener ausgebauten Trainings eines entmutigten Menschen zur Sicherung eines Rückzugs vor den Aufgaben des Gemeinschaftslebens, denen das Individuum infolge mangelhafter Vorbereitung sich nicht gewachsen fühlt, und gehört damit eindeutig in das Gebiet der durch eine Korrektur des Verstehens je nach dem Grade der Entmutigung leichter oder schwerer heilbaren Neurosen.

Ambivalenz der Gefühle

Von Dr. med. ADELE HORVAT (Abbazia)

> „Das scheinbare Doppelleben der Nervösen (‚double vie', ‚Dissoziation', ‚Bewußtseinsspaltung' der Autoren) ist durch einen weiblich und männlich empfundenen Anteil der Psyche fest gegründet, die nach einer Einheit zu streben scheinen, ihre Synthese aber planvoll verfehlen, um die Persönlichkeit vor dem Anprall an die Wirklichkeit zu retten." *Alfred Adler.*

Eine der kunstvoll konstruierten Einwendungen, die gerne gegen die Individualpsychologie erhoben werden, ist der Vorwurf, daß sie sich zu ausschließlich an den Verstand wende und die Affektivität zu wenig in Berücksichtigung ziehe. Das ist natürlich falsch. Die Individualpsychologie erfaßt ja den ganzen Menschen, also auch seine Gefühlswelt. Wer einmal eine individualpsychologische Behandlung zu beobachten Gelegenheit hatte, der weiß, daß die neugewonnene Einstellung ungeheuer stark auf das Gefühlsleben einwirkt und zwar ganz direkt, ohne die Vermittlung irgendwelcher verstandesmäßiger Überlegungen. Sind doch sogar die neurotischen Organ-

symptome, die die Behandlung zum Schwinden bringt, nichts anderes als durch Gewohnheit fixierte Affektreaktionen. Wenn wir, dem Rat *Adlers* folgend, den Leuten „nicht aufs Maul schauen, sondern auf die Fäuste", und Mimik und Gesten mehr berücksichtigen als Worte, so lernen wir damit den stereotypisierten Ausdruck der habituellen Gefühlsregungen kennen, die uns in die Psyche einen weit tieferen Einblick gewähren als die bewußten Empfindungen, die der Patient für gut befindet, uns mitzuteilen.

Tatsache ist jedoch, daß die Individualpsychologie im Gegensatz zu anderen Richtungen das Studium der Affekte nicht als zentrale und wichtigste psychologische Aufgabe betrachtet. Hierfür hat sie zwei triftige Gründe: Erstens sieht sie in den Gefühlen nicht das Wesentliche, weder die Ursache noch das Ziel des menschlichen Tuns (etwa im Sinne des *Freudschen* Lustprinzips), sondern Mittel, die im Dienst des individuellen Lebensplans stehen und da allerdings die mächtigsten Hilfskräfte darstellen, über welche die Seele verfügt. Wenn wir die Zielsetzung eines Menschen erkannt haben, werden uns auch diejenigen seiner Gefühlsregungen klar, die sonst vollkommen irrationell erscheinen und darum früher zur komplizierten Hilfskonstruktion von hypothetischen, einander entgegengesetzten Trieben Anlaß gegeben haben. Hiervon später. Doch aus noch einem anderen Grund mißt die *Adlersche* Lehre den Affekten nur eine bedingte Bedeutung bei. Sie durchschaut nämlich die tendenziöse Apperzeption, die unsere Wahrnehmung verfälscht und dadurch unsere Gefühle ebenso wie unser Urteil beeinträchtigt. Darum sind *alle* Ergebnisse der bewußten Introspektion mit großer Reserve aufzunehmen.

Immerhin unterliegt es keinem Zweifel, daß die Kenntnis der Art und Intensität der Gefühle und der sie auslösenden Assoziationen viel zum Verständnis des individuellen Lebensstils beiträgt und zur Bestätigung der aus dem sonstigen Verhalten ersehenen Leitlinie dienen kann. Für den Patienten ist die Deutung seiner oft unverstandenen Gefühle aus dem Lebensstil ungeheuer wertvoll, da der Neurotiker ja gerade die Affekte zumeist als übermächtig und rätselhaft empfindet und sie darum gerne für seine Handlungsweise verantwortlich macht. Darum ist es auch für den Individualpsychologen von Interesse, sich mit diesem Gegenstand näher zu befassen.

Von den zahlreichen Problemen, vor die dieses Thema uns stellt, möchte ich eines herausgreifen: das der Ambivalenz, der gegensätzlichen Verhaltungsweise bei einem und demselben Individuum. Geläufig ist uns die sogenannte Ambivalenz der Charakterzüge. Bekanntlich ergibt die individualpsychologische Durchleuchtung in jedem einzelnen Fall, daß diese Erscheinung keineswegs der Einheit der Persönlichkeit widerspricht, sondern daß es einfach die Situation jeweils mit sich bringt, wenn eine der gewohnten gerade entgegengesetzte Haltung sich als zweckmäßig im Dienste des Lebensplanes erweist. So wird z. B. der Mißtrauische gerade einem Unwürdigen gegenüber oft ganz besonders vertrauensselig. Er arrangiert, ohne es zu wissen, eine Enttäuschung, um sich wieder einmal von der Treulosigkeit und Falschheit der Menschen zu überzeugen. Wenn die „Bipolarität" als Charakteristikum für den Neurotiker gilt, so bedeutet das nicht etwa eine Spaltung der neurotischen

Persönlichkeit, sondern es drückt sich in dem Erproben der verschiedenen Extreme einfach die Unsicherheit des Entmutigten aus, ähnlich wie ein Betrunkener nicht in der Mitte der Straße geht, sondern von einem Rande zum anderen torkelt. Wie es dieses Gleichnis symbolisiert, ist es immer die im letzten Moment erkannte Gefahr, die den Haltsuchenden von einer Übertreibung zur anderen lockt. Im Grunde ist dieses Übers-Ziel-Schießen einfach die Überkompensation der im begangenen Fehler gefühlten Minderwertigkeit.

Doch gibt es noch eine Form der Ambivalenz, die uns weniger durchsichtig erscheint, die Ambivalenz der Gefühle, jene Fälle, in denen der Mensch ein und demselben Objekt gegenüber zu gleicher Zeit zwei ganz entgegengesetzte Empfindungen hegt.

Ein jeder kennt zahlreiche solcher Beispiele aus eigenem Erleben und aus der Beobachtung anderer. Wir könnten die hier in Betracht kommenden Fälle je nach den Objekten, die einen solchen seelischen Zwiespalt hervorrufen, in drei Gruppen einteilen: Ambivalenz der Gefühle gegenüber den Dingen, gegenüber den Menschen und gegenüber dem eigenen Ich.

Es ist eine typisch neurotische Einstellung, gerade das am sehnlichsten zu wünschen, was man am meisten fürchtet. Wenn wir wissen wollen, wovor der Heilung suchende Patient die größte Angst hat, brauchen wir ihn nur zu fragen, was er zu tun wünschte, wenn er gesund wäre. Der Feige möchte um alles in der Welt kämpfen und siegen, der Schüchterne Anschluß finden, der Impotente lieben, der Tolpatsch imponieren, der Pechvogel Erfolg haben, der moralisch Haltlose ein Heiliger sein usw. Bei anderen wieder äußert sich diese Ambivalenz in Liebe zur Gefahr, in Unvorsichtigkeit, in fahrlässiger Selbstschädigung, die durchaus nicht unvereinbar ist mit neurotischer Ängstlichkeit. „Der Patient spielt mit der Gefahr, läuft seinen Ohrfeigen nach, nur um sich in sein Sicherungsnetz um so fester einzuspinnen, um sich die sonstigen Gefahren der Außenwelt und seine eigene Minderwertigkeit recht drastisch vor die Seele zu rücken“ (*Adler*).

Den Mitmenschen gegenüber äußert sich die Ambivalenz der Gefühle als Haßliebe. Ihr Objekt ist der despotische Vater, der ungetreue Geliebte, der bewunderte und beneidete Schulkamerad („Tonio Kröger-Komplex“) der weitaus überlegene Bruder usw.

Wir kennen den circulus vitiosus der in allen diesen und unzähligen ähnlichen Fällen das gegenseitige Verhältnis zu einem zwanghaften erbitterten Kampf gestaltet. Ein Erfolg des einen Teiles, sei es auch auf einem den Interessen des anderen weit entrückten Gebiet, bedeutet für diesen unfehlbar Niederlage und Entmutigung. Das Merkwürdige aber ist, daß neben solch maßlosem Antagonismus eine oft ebenso maßlose Anziehungskraft besteht. Sie zeigt sich, wenn der andere durch Krankheit oder einen Schicksalsschlag schwach und hilflos geworden ist, oft in rührender Hilfsbereitschaft, wenn der Gegner durch Trennung oder den Tod entrückt ist, in unstillbarer Sehnsucht oder verzweifeltem Zusammenbruch. Dann ist es dem Zurückbleibenden, als hätte sein Leben durch den Kampf mit dem Gegenspieler erst seinen Sinn

bekommen. Diese Liebe zum Feind ist besonders da auffallend, wo sie durch keinen Verwandtschaftsgrad, durch keine „Bande des Blutes“ zu begründen ist. Eine Hypothese, die diesen geheimnisvollen Magnetismus auf erotische Momente zurückführen will, entbehrt in den meisten Fällen einer sachlichen Grundlage.

Es gibt eine Fabel von einem Hund und einem Fuchs, die einander tödlich haßten und sich gegenseitig, wo sie nur konnten, Leid zufügten. Eines Tages war der Fuchs tot. Der Hund suchte ihn überall, rannte tagelang hilflos und verloren umher und verendete schließlich vor Gram.

Eine alte Frau war gezwungen bei ihren Kindern zu leben, und diese ließen es die Mutter hart fühlen, wie sehr sie ihnen zur Last war. Die jüngste Tochter lebte in guten Verhältnissen, hatte ein ruhiges, freundliches Hauswesen und wollte die Mutter zu sich nehmen, sie pflegen und betreuen. Aber bei dieser Cordelia hielt es der weibliche König Lear nicht aus, es schien, als sei der Kampf gegen ihre undankbaren Kinder ihr ein lebensnotwendiges Element.

Ein interessantes Beispiel für diese Form der Ambivalenz finden wir auch in *Alfred Döblins* „Berlin Alexanderplatz“, in der geradezu zärtlichen Liebe des ehemaligen Zuchthäuslers Franz Biberkopf zu seinem Verfolger und Peiniger Reinhold.

Adler weist gelegentlich der Besprechung von Schlafstörungen auf einen solchen Fall ganz paradoxer Haßliebe und beleuchtet gleichzeitig in einem einzigen Satz auch den ganzen mysteriösen Zusammenhang. „. . . den Vater, den er (der Patient) abgöttisch zu verehren scheint und dem er doch den Tod wünscht, nur um die Mutter, die er nicht liebt, allein für sich zu haben. Und doch läßt sich dieses Rätsel verstehen, wenn man weiß, daß ihm der Besitz der Mutter zum Kampfobjekt, *zum Symbol seiner Herrschaft und seiner Lebensfähigkeit* geworden ist, daß er seit vielen Jahren all das, was er nicht hat, vielleicht auch nicht haben kann, in der Beherrschung der Mutter zu erlangen glaubt, daß er jede Zurücksetzung, die er fühlt, in dem Bilde erfaßt, als ob ihm die Mutter geraubt worden wäre.“ Wir werden sehen, daß diese Erklärung nicht nur in dem vorliegenden Fall *Adlers* Gültigkeit hat, sondern uns jedes einzelne Phänomen der geheimnisvollen affektiven Ambivalenz verstehen läßt.

Wer seinen Ohrfeigen nachläuft, wer seinen Peiniger liebt, der sucht die Qual. Und so ergibt sich der Übergang zur neurotisch zwiespältigen Empfindung gegen sich selbst, zur Lust am Schmerz. Sie ist die Grundlage des zwecklosen Märtyrertums, des Masochismus, der Selbstquälerei.

Alle diese Erscheinungen täuschen subjektiv und objektiv eine Spaltung der Persönlichkeit vor. Der Mensch scheint von seinen eigenen, einander entgegengesetzten Gefühlen aufgerieben zu werden, ohne daß es ihm gelingt, einen Ausgleich zu schaffen. Nur die individualpsychologische Erkenntnis zeigt einen Ausweg, indem sie ermöglicht, eine jede dieser verschiedenen Formen seelischer Zerrissenheit zu deuten und in jedem einzelnen Fall die individuelle Zielsetzung zu erkennen. Diese ist immer einheitlich, und *die zwiespältigen Gefühle sind immer nur verschiedene Mittel zum gleichen Ziel,*

sie unterstützen sich gegenseitig und können einander darum niemals aufheben, solange die Zielsetzung nicht erkannt und geändert wird.

Dieses Zusammenwirken der geteilten Empfindungen im Dienste des Lebensplanes können wir in jedem der erwähnten Fälle wiederfinden. *Immer lösen die divergierenden Affekte eine einheitlich gerichtete Bewegung aus.*

Das, was man fürchtet, zu wünschen und sich in Traum und Dichtung auszumalen, enthebt einen oft einer Leistung, die man sich in Wirklichkeit nicht zutraut, die man aber theoretisch für notwendig und wünschenswert hält. Die Ersatzbefriedigung in der Phantasie führt im Endeffekt in die gleiche Richtung wie das zögernde Ausweichen im Leben. Durch den mühelosen Sieg in der Einbildung erscheint die Wirklichkeit doppelt hart und schwierig. Niemandem gelingt es so gut, sich vor der Ehe zu drücken, wie dem jungen Mann, der ständig erzählt, er möchte gerne heiraten und der jedes Mädchen, das er kennen lernt, im Gedanken bereits zum Altar führt. Die lebhafte Vorstellung einer endgültigen Bindung wird immer genügen, um alle Fehler der Kandidatin möglichst grell hervortreten zu lassen oder wenigstens ein unbefangenes Näherkommen von beiden Seiten auszuschließen. Ähnlich ist es mit allen guten Vorsätzen, die fast immer in der Theorie steckenbleiben. Dasselbe Resultat läßt sich aber auch mit Unvorsichtigkeit und Draufgängertum erreichen. Da arrangieren wir in scheinbarer Unbesonnenheit eine Niederlage, die uns bei nächster Gelegenheit als „Memento" (*Adler*) dient, um uns an die Gefahren des Unternehmens und die eigene Ungeschicklichkeit zu erinnern. In beiden Fällen sind wir von unserem guten Willen ebenso überzeugt wie von unserer Unfähigkeit zu handeln. Um diese beiden Fiktionen aufrechtzuerhalten, muß man gleichzeitig wünschen und fürchten.

Bei der Haßliebe finden wir ein ähnliches Minderwertigkeitsgefühl dem Partner gegenüber. Man möchte dem anderen ebenbürtig, ja überlegen sein, traut es sich jedoch nicht zu. Diese Abhängigkeit der Selbsteinschätzung, der Wunsch, über den anderen zu triumphieren, wird zumeist als Haß zu Bewußtsein kommen, speziell da wo die Überlegenheit des anderen ganz offenkundig und unleugbar in Erscheinung tritt. Aber nachdem der Maßstab des Gegenspielers zur Bestätigung des eigenen Wertes notwendig ist, wird die Bindung ebenso stark sein, wie die Ablehnung. Je weniger die äußeren Umstände die Nähe des anderen bedingen, um so mächtiger wird das Gefühl der Liebe und Sehnsucht werden, um eine dauernde Beziehung zu sichern. In allen diesen Fällen wird der Partner zur „Beziehungsperson", sein Besitz zum „Symbol der eigenen Macht und des eigenen Wertes" (*Adler*). So kommt es, daß Menschen, wie man es so oft hört, nicht miteinander und nicht ohne einander leben können. In Wirklichkeit wollen sie übereinander, ein jeder über den anderen sein, und das ist nicht durchführbar.

Nun zu den verschiedenen Formen der lustbetonten Schmerzempfindung, die wir gesondert betrachten wollen. Das Ich erscheint hier nicht nur in bezug auf seine subjektiven Gefühle gespalten, es ist auch gleichzeitig noch Objekt dieser Empfindungen. Die Verhältnisse erscheinen hier kompliziert genug, um jedem Psychoanalytiker das Herz höher schlagen zu lassen. Aber

auch hier erweist sich der Zusammenhang, final betrachtet, als durchaus einfach.

Der gläubige Märtyrer ist erfüllt von der Überzeugung, daß er durch das Ertragen von Qualen dem göttlichen Ideal am nächsten kommt. Denn wenn er die körperlichen Leiden für nichts achtet, so macht er sich von seinem Leib und dessen Bedürfnissen fast so unabhängig wie ein göttliches Wesen, das reiner Geist ist. Seine Schmerzbereitschaft ist aus seinem Streben nach oben ohne weiteres zu verstehen. Dann gibt es auch Märtyrertypen ohne ausgesprochen religiöse Vorstellungen, die es aber immer fertigbringen, sich innerhalb ihrer engeren Umgebung eine Dornenkrone zu erwerben. Sie opfern sich für die anderen, jedoch immer so, daß sie sich ein moralisches Plus sichern. Darum werden ihre Dienste nur von denjenigen gerne angenommen, die für ihre eigene Person keinen Wert auf ein höheres ethisches Niveau legen. Die Folge und wohl auch der uneingestandene Zweck eines solchen falsch angebrachten Opfermutes ist die immer wiederholte Erfahrung von der Undankbarkeit der Menschen und der eigenen sittlichen Überlegenheit.

Der Masochist fühlt sich, ähnlich wie der Hassend-Liebende dem Partner gegenüber minderwertig und sucht ihn durch vollkommene Unterwerfung zu gewinnen. Auf Grund verhängnisvoller Erfahrungen in der Kindheit traut er es sich nicht zu, als aktives, freies Subjekt zum Erlebnis innigster Gemeinschaft zu gelangen und macht darum die masochistische Position zur Liebesbedingung, bei der das Wesentliche nicht so sehr die Schmerzempfindung ist als vielmehr das passive Erdulden der Gewalt des anderen. Auch die masochistische Einstellung kann zu einem Gefühl der Überlegenheit verhelfen. Denn der Partner, der die Rolle des Sadisten akzeptiert, ist vom ethischen Gesichtspunkt aus oft minderwertig und der Masochist kann sich von seiner Sklavenmoral aus leicht über ihn erhaben fühlen. Wie bei jedem Kampf sind auch hier vom Standpunkt des Gemeinschaftsgefühls beide Teile Besiegte, vom Standpunkt des Geltungsstrebens beide Teile Sieger. Denn nirgends lassen sich die eigenen Minderwertigkeitsgefühle so gewaltig überkompensieren wie in der Entwertung und Herabsetzung eines Gegners. Daher auch die ungeheure Begeisterung, die selbst die sinnloseste Propaganda für Kriege oder Verfolgungen von Andersdenkenden in unserem neurotischen Zeitalter auslöst.

Die Tendenz zur Selbstquälerei kann sich gegen den Körper sowohl als gegen die eigene Seele wenden. Der Büßer, der sich in einsamer Klosterzelle geißelt und der zerknirschte Sünder, der sich in übertriebenen Selbstanklagen nicht genugtun kann, suchen beide durch eine fiktive Spaltung ihres Ich zu einem erhöhten Persönlichkeitsgefühl zu gelangen. Der erste trennt in seiner Vorstellung die Seele vom Körper, er erniedrigt und peinigt seinen Leib, damit das Geistige in ihm um so erhabener sei. Bei der Selbstpersiflage vollzieht sich die Spaltung im Seelischen selbst. Wer sich reuevoll an die Brust schlägt, sich übermäßig beschimpft und beschuldigt, der entwaffnet dadurch jeden, der ihm auch nur den geringsten Vorwurf machen wollte.

Je mehr er sich als Angeklagter entwürdigt, um so höher scheint er als Ankläger über den anderen Menschen zu stehen.

Wir sehen also, daß die einander widersprechenden Gefühle eigentlich immer der Ausdruck eines einheitlichen Strebens sind. Immer spricht aus der Haltung der betreffenden Person das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit im Verhältnis zu dem ersehnten Ziel oder, wie *Adler* sagt, die scheinbare Ambivalenz ist nichts anderes als der „Anfangs- und Endpunkt der nach aufwärts gerichteten Leitlinie".

Jedoch der einheitliche Gedanke: „Ich möchte, aber ich kann nicht!" wird in allen diesen Fällen aus dem Bewußtsein mehr oder weniger ausgeschaltet und durch den immerwährenden Gefühlskonflikt ersetzt, der die Seele in ewiger Unruhe erhält. Was ist der Sinn dieses Arrangementes? Nun, vor allem wird Zeit vertrödelt, die Zeit, die, wie *Adler* sagt, „der größte Feind des Neurotikers ist". Mit dem Gedanken, in mancher Beziehung unzulänglich zu sein, könnte man sich ja schließlich abfinden. Es blieben ja noch immer Betätigungsmöglichkeiten genug, abgesehen von den Dingen, die uns zu schwer sind. Aber durch die Konfliktsituation gerät die unlösbare Aufgabe in den Mittelpunkt des Bewußtseins, so daß kein Interesse mehr für den Mitmenschen und seine Bedürfnisse übrigbleibt. Die eigene Schwäche wird zu einer überaus wichtigen Angelegenheit und verleiht dadurch dem Neurotiker, gleichsam als Entschädigung, einen besonderen Nimbus, ein besonderes Lustgefühl oder auch beides zugleich.

Wir sehen also, daß das Hin und Her zwischen den widersprechenden Gefühlen nichts anderes ist als ein Ausweichen vor den Aufgaben der Gemeinschaft. Das ist zwar richtig, aber es befriedigt schwerlich den Patienten, der darunter leidet, falls er nicht schon ernstlich angefangen hat, diesen Lebensaufgaben sein Hauptaugenmerk zuzuwenden. Es ist darum wichtig zu verstehen, warum gerade dieses Arrangement gerade diesen Menschen geeigneter erscheint als irgendein anderes, um vom Gefühl der Minderwertigkeit zu einem Gefühl der Gottähnlichkeit zu gelangen.

Das wird in jedem einzelnen Fall aus den uns zur Verfügung stehenden individuellen Merkmalen und vor allem aus der Kindheitsgeschichte klar werden. Eines läßt sich jedoch sagen, wenn wir die bisher angeführten Beispiele auf ihre gemeinsamen Züge untersuchen: Die jungen Menschen, denen ihre eigenen Gefühle als ausgesprochen zwiespältig zum Bewußtsein kommen, haben fast immer unter einem starken Druck gestanden, der ihnen die eigene Unzulänglichkeit besonders kraß vor Augen führte. Ihre Sehnsucht nach der Gemeinschaft ist ebenso groß wie ihr Glaube an die eigene Kraft zur Kooperation gering ist. Darum empfinden sie das menschliche Leben als disharmonisch, die Gesellschaft als feindselig, ihre Anforderungen als unerfüllbar.

Es würde nun nahe liegen zu denken, daß der jeweilige Gefühlskonflikt nichts anderes ist als die individuell gefärbte Erscheinungsform einer stets bestehenden tatsächlichen Ambivalenz zwischen Gemeinschaftsgefühl und Minderwertigkeitsgefühl. Nach dieser Auffassung würde z. B. bei der soge-

nannten „Haßliebe“ das Gefühl der Liebe dem Gemeinschaftsgefühl, die Haßempfindung der aus dem Minderwertigkeitsgefühl hervorgegangenen Aggression entsprechen. Eine solche Auffassung wäre durchaus irrtümlich. Gemeinschaftsgefühl und Minderwertigkeitsgefühl sind für uns ja nicht Gefühle im Sinne von Affekten, sondern sie bedeuten Gefühl im Sinne von instinktivem Durchdrungensein. Ein Gefühl der Liebe, das als Bindung wider Willen, als Fessel und Zwang empfunden wird, und dem unter Umständen ein ebensogroßes Haßgefühl entspricht, hat mit dem Gemeinschaftsgefühl im Sinne der Individualpsychologie nichts zu tun. Das Gemeinschaftsgefühl manifestiert sich in der gesamten Einstellung und dem gesamten Verhalten eines Menschen, niemals in einer vereinzelten Gefühlsregung, die, wie vorausgeschickt wurde, einer beliebigen Zielsetzung als Mittel dienen kann.

Einige theoretische und praktische Ergebnisse der Persönlichkeitsbetrachtung

Von Dr. med. et phil. LYDIA SICHER (Wien)

Die Fragestellungen, die hier vorgebracht werden sollen, beziehen sich auf ganz verschiedene nervöse Störungen und Schwierigkeiten, die untereinander in keinerlei Verbindung stehen und deren Vorhandensein jeweils nur aus dem Lebensstil und im Zusammenhang mit diesem verstanden werden kann.

Bei der Besprechung der Probleme von Kindern und Erwachsenen, die in der Schule mit Lernschwierigkeiten zu kämpfen haben oder hatten, zeigte es sich, daß die Mißerfolge vielfach zwei ganz bestimmte Arbeitsgebiete betreffen: Rechnen und Orthographie. Was das Rechnen anlangt, hat die Individualpsychologie schon vor langem herausgefunden[1]), daß gerade verzärtelte Kinder, im Grunde also die Majorität der Kinder, damit nicht zurechtkommen; Zahlen bieten keine Stützen, sie erlauben kein Herumreden, keine Listen; man weiß sie oder weiß sie nicht. In der Mathematik herrscht Logik und Präzision, der verzärtelte Kinder in der Unsicherheit ihres nicht An-sich-Glaubens nicht beikommen zu können glauben. Im Rahmen der Mathematik nun sind es wieder zwei Operationen, die solchen Kindern sehr schwer fallen: Dividieren und Bruchrechnen. Seitdem ich zum ersten Male auf diesen Umstand aufmerksam wurde, habe ich auch alle erwachsenen

---

[1]) Siehe *Alfred Adler*: Was kann die Individualpsychologie zur mathematischen „Begabung“ sagen? Heft 1, Jg. 1933 dieser Zeitschrift.

Patienten bei der Besprechung ihrer Schulzeit nach diesbezüglichen Erinnerungen gefragt und konnte schließlich dort, wo ich den Verdacht auf Verzärtelung hegte, was ja meist von den Patienten in Abrede gestellt wird, die Patienten vielfach damit in Erstaunen versetzen, daß ich ihre Schwierigkeiten im Dividieren und Bruchrechnen erriet. Ich glaube, daß diese Art der Lernschwierigkeit geboren wird aus der Unterrichtsmethode, die ja mit Beispielen aus dem täglichen Leben diese Rechenoperationen zu erklären versucht, z. B.: wenn Du einen Apfel hast, oder eine Mutter hat einen Apfel und soll ihn unter zwei Kinder verteilen, wieviel bekommst dann Du ? usw. usw. — Es scheint sich bei diesen Rechnungsarten darum zu handeln, daß verzärtelte Kinder (wie ebenso vernachlässigte, die sich ja psychologisch sehr ähnlich verhalten, wenn auch glücklicherweise ihre Anzahl gegenüber den verzärtelten sehr gering ist), die Begriffe von „teilen" und „auf einen gemeinsamen Nenner bringen" wegen ihres Lebensstils, der „alles oder nichts" verlangt, weit von sich weisen; auf dieser psychischen Einstellung scheint es zu beruhen, daß Patienten, die mit allen übrigen Rechenoperationen ganz gut fertig wurden, noch als ganz erwachsene Leute der mitunter peinlichen Schwierigkeiten gedenken, die ihnen die Lösung solcher mathematischer Aufgaben verursachte.

Das zweite auffallende Moment, das in dieselbe Kategorie zu gehören scheint, betrifft die Orthographie, mit der viele Erwachsene bei sonst guten Lernerfolgen und guter vorhandener Bildung auf dem Kriegsfuß stehen. Vielfach beruht das unorthographische Schreiben sicherlich auf dem Umstand, daß Kinder, die vorzugsweise dem akustischen Typus angehören, das Wortbild nicht richtig erfassen, ganz abgesehen von dieser Lernschwierigkeit als einfachem Symptom der Schwererziehbarkeit in der Schule im allgemeinen. Ich habe es aber, ich möchte beinahe sagen, als Symptom bei Menschen gefunden, die infolge ihrer Trotzeinstellung gegen jedes als autoritär empfundene Verlangen, auch die Schulvorschrift des orthographischen Schreibens bereits für einen Übergriff in ihre von ihnen selbst diktierten Gesetze ansahen. Ich fand dieses Symptom öfters bei einer Form der neurotischen Erkrankung, die sich ja durch „geballte Fäuste in der Tasche" schon in der Kindheit anzukündigen pflegt, bei der Zwangsneurose; häufig auch in Fällen, in denen z. B. die Berufssabotage in Schreibkrampf zum Ausdruck kam. Ich erinnere mich an eine Volksschullehrerin, deren Schreibkrampf mehrminder den ganzen Körper in Mitleidenschaft gezogen hatte, so daß sie in ganz jungen Jahren in Pension geschickt werden mußte. Sie hatte es niemals dazu gebracht, orthographisch richtig zu schreiben und lehnte die Frage, warum sie denn gar so gegen die Orthographie aufgebracht sei, brüsk damit ab, daß sie sich nicht darum kümmere, was andere für richtig halten.

Eine andere Beobachtung betrifft das Stottern. Ich kann nicht beurteilen, wie es sich mit Stotterern verhält, die bereits ins tonisch-klonische Stadium mit allen Komplikationen eingetreten sind, da meine Erfahrungen an solchen Patienten zahlenmäßig keine halbwegs schlußfähige Erkenntnis erlauben.

Bei Stotterern aber, auch solchen, die seit Jahrzehnten klonische Sprachstörungen aufweisen, die besonders dann deutlich werden, wenn die Patienten irgendwie affektbetont sprechen, konnte ich bemerken, daß diese Leute nicht nur dann, was ja bekannt ist, nicht stottern, wenn sie sich unbeobachtet glauben und laut lesen oder deklamieren, sondern auch dann vom Stottern frei sind, wenn sie etwas vorlesen, wofür ein anderer als verantwortlicher Autor zeichnet, also einen Zeitungsausschnitt, eine Stelle aus einem Buch oder Gedicht, daß sie aber sofort und mitunter verstärkt wieder zu stottern beginnen, wenn sie zu dem eben fließend vorgelesenen Werk anderer Autorschaft ihre eigene Meinung abgeben sollen, oder auch, wenn sie etwas vorbringen sollen, was sie selbst geschrieben haben und wofür sie nun als die verantwortlichen Redakteure einzutreten haben. Es ist bekannt, daß viele Stotterer im Momente, wo sie auf dem Podium oder auf der Bühne stehen und fremde, aber selbst eigene Werke zum Vortrag bringen, in einem Moment also, wo man glauben könnte, daß die Anwesenheit eines Publikums sie besonders hemmen müßte, vollkommen fließend sprechen. Ich habe mir diese beiden einander im ersten Augenblick beinahe widersprechenden Verhaltungsweisen dahin zu erklären versucht, daß in den ersteren Fällen, die ich selbst wiederholt beobachten und überprüfen konnte, die Patienten beim Vorlesen der Werke anderer nicht in einen Prestigekampf verwickelt werden, da jede, auch abfällige Kritik nicht ihnen, sondern dem Autor gilt, daß aber in dem Augenblick, in dem sie sich selbst dem Urteil preisgegeben fühlen, die Unsicherheit wieder Macht über sie gewinnt. Diese selbe Unsicherheit ist ja meiner Meinung nach auch die Ursache, daß viele Leute so gern und so viel zitieren, manchmal sogar eigene Ansichten als die anderer Leute kolportieren; klassische Zitate klingen nicht nur gebildet, sondern werden selten von den Leuten bezüglich ihres Wahrheitsgehalts, ihrer Richtigkeit und Weisheit angezweifelt, sind also als Schutzwall gegenüber der Kritik gut zu verwenden, ebenso der Versuch, eigene Ideen als die anderer vorzubringen, um unter diesem Deckmantel allfällige Blamagen von sich abhalten zu können, was ich übrigens schon vor langer Zeit beschrieben habe. Das gegensätzliche Verhalten der Stotterer beim Reden vom Podium herab, dürfte darin begründet sein, daß in der Relation Redner-Zuhörer, in dem damit verbundenen Oben-Unten das Persönlichkeitsgefühl des Stotterers eine solche Erhöhung sichtbar erreicht hat, da ja das Publikum zu ihm „hinaufschauen" muß, daß er die Verbindung mit dem Zuhörer, der in diesen Fällen vollkommen entpersönlicht erscheint, nicht durch Stottern zu stören braucht.

Und um gleich bei der Sprache zu bleiben: An einer ganzen Reihe von Patienten konnte ich beobachten, daß sie in der Schule und auch später große Schwierigkeiten mit dem Erlernen fremder Sprachen hatten; da die Sprache an sich aus der sozialen Verbundenheit der Menschen geboren ist und der Verständigung und dem Kontakt zwischen ihnen dient, bedeuten Fremdsprachen, soweit sie heute lebende Sprachen sind, das Mittel, den Kontakt — persönlich und kulturell — mit einer größeren Anzahl von Menschen herzustellen, als dem Rahmen der Muttersprache angehören. Kontaktun-

fähige Kinder und Erwachsene, die die Erweiterung ihres Kreises fürchten, weil sie nur im engsten Aktionsraum genügend Sicherheit zu finden glauben, haben manchmal ganz unüberwindliche Schwierigkeiten bei der Erlernung moderner Sprachen. Es ist mitunter sehr merkwürdig zu sehen, wie Menschen, die im Gymnasium in Latein und Griechisch ganz ausgezeichnete Erfolge aufzuweisen hatten, nicht imstande sind, auch nur so viele Worte einer lebenden Sprache zu erlernen, wie sie zur notdürftigsten Verständigung notwendig wären. Die toten Sprachen dienen oft dem, der sie lernt, nicht als Mittel zu Kontakt und Verbindung mit Menschen seiner Zeitepoche, so interessant und wertvoll sie zur Erforschung anderer Kulturkreise auch sind. Sie verhelfen ihm aber eventuell dazu, in eine längst vergangene Welt zu retirieren und in dieser seinem fiktiven Ziel der Überlegenheit, z. B. in bezug auf Bildung, Triumphe reiner Kontaktlosigkeit zu feiern. Einer meiner Patienten studierte viele Jahre heute nicht mehr gesprochene orientalische Sprachen, ist aber nicht imstande, trotz jahrelangen Aufenthalts in seinem fremdsprachigen Wahlvaterland, diese lebende Sprache wirklich korrekt und fließend zu sprechen. Diese Tatsachen lassen es mich immer als einen Fortschritt werten, wenn Patienten im Laufe der Behandlung spontan sich an das Studium einer modernen Sprache machen, da daraus immerhin der Versuch hervorleuchtet, mit der weiteren Umwelt eine Verbindung herstellen zu wollen.

Ebenso wie mit den Sprachen steht es auch mit dem Lesen. Ich habe eine große Anzahl von Neurotikern gefunden, die unfähig sind, Bücher zu lesen, in denen Schicksale von Menschen abgehandelt werden; da in der Neurose die Interessen des Patienten in eine kreisförmige Bewegung gezwungen scheinen, bei der sie als Mond um die Person des Patienten als Erde, ja sogar als deren Mittelpunkt zu kreisen haben, kommt alles, was andere Menschen betrifft, nicht oder nur insofern in Betracht, als ihre eigene Person dadurch tangiert, im günstigen oder ungünstigen Sinne beeinflußt werden könnte. Diese Menschen suchen immer nach Bestätigungen ihrer Befürchtungen, Beschwerden usw. und glauben es gewöhnlich aus Zeitungsnotizen herauslesen zu können; die Nachricht, daß jemand in einem Anfall von Wahnsinn sich oder andere getötet hat, ist meist Wasser auf ihre Mühle, erschüttert sie zu tiefst, und sie werden niemals ermangeln, gerade diese Berichte zu finden, um sie dann mehr-minder triumphierend allen Gegenargumenten entgegenhalten zu können, während der Untergang eines Schiffes, ein Bergwerksunglück, auch ein Krieg, sofern er sich nur in genügender Entfernung abspielt, als außer dem Bereich der sie eventuell tangierenden Möglichkeiten liegend, entweder von ihnen in derselben Zeitung nicht einmal gesehen oder nur mit einem achselzuckenden Mangel an Interesse quittiert werden. Solche Leute können gewöhnlich keine Bücher mehr lesen; ihr in sich selbst verstricktes Ich, das die Einzigartigkeit des eigenen Schicksals postuliert, bringt für Schicksale der anderen kein Interesse mehr auf. Vielfach konnte ich nun beobachten, daß derlei Leute, „um sich abzulenken“, sich in ganz abstrakte Lektüre versenken oder in Bücher, die z. B. von Bienenzucht, Obstkultur usw.

handeln, Gebiete, die so fernab dem Interesse dieser Art von Lesern liegen, daß sie weder vor dem manifesten Ausbruch der Neurose, noch nach deren Abflauen im Laufe der Behandlung für eben diese Leute auch nur zur Diskussion standen. Ein in Zeiten schwerer neurotischer Zustände an ziemlich vielen Patienten zu beobachtendes plötzlich auftretendes theoretisches Interesse für Volkswirtschaft und sogar aktive politische Betätigungen ließen sich, man kann ruhig sagen, immer als Scheinmanöver dieser Patienten aufdecken, in ihrem inneren Konflikt zwischen Non-cooperation und Einordnung in das Weltgefüge, ihre innere Asoziabilität hinter nach außen hin sozial scheinenden Gesten und Schlagworten zu verbergen.

Eine andere Beobachtung konnte ich des öfteren an Malern und Zeichnern machen, die ganz im Einklang mit ihrem sonstigen Lebensstil, besonders verschärft aber im Verlaufe schwererer psychischer Erkrankungen alles, was Darstellung von Menschen betrifft, ablehnen. Unter solchen Künstlern fand ich viele, die nur mehr Interesse an toten Gegenständen hatten; ihre Entwürfe für Vasen, Möbel, Tapeten, usw. gelangen außerordentlich gut, Darstellungen lebensvoller Dinge bezogen sich meist nur auf Blumen, mitunter auch noch auf Tiere; unter diesen wurden meist noch Vögel ausdrucksvoll dargestellt, während die höheren Tiere seltener wirklich lebendig, eher hölzern wirkten, Menschen meist nur mehr in skizzenhaften Formen dargestellt wurden. Ich hatte auch einige Beobachtungen an bildenden Künstlern machen können, die sich ihres Mangels an Interesse für Menschen ganz bewußt waren, so daß sie nicht einmal Versuche zu deren Darstellung unternommen hatten, andere, die in Zeiten vor dem Ausbruch der Neurose diesen künstlerischen Problemen zwar nicht ganz ausgewichen waren, zu der Zeit aber, als ihre Toleranzgrenze ziemlich erreicht war, sich von der sonst von ihnen geübten Darstellung von Menschen und Tieren ganz zurückgezogen hatten und ihre künstlerischen Interessen nur mehr kunstgewerblichen Arbeiten zugewendet hatten. Besonders zwei Fälle erinnere ich deutlich, in denen der neurotische Lebensstil in der Kunst klar zutage trat. Beide sind Maler; der eine ein wirklich großer Künstler mit schwersten Minderwertigkeitsgefühlen, der vor allem, was krasser Widerspruch zu oben Gesagtem zu sein scheint, Porträtist ist, hat es vor allem in einer Art von Porträts zur Vollendung gebracht: Kinderbildnissen. Es ist ja bekannt, daß sehr viele Nervöse ihre durch das Erwachsensein von selbst gegebene Überlegenheit im Verkehr mit Kindern als Sicherheit empfinden und gerade aus diesem Grunde, weil es sich hier nicht um einen Prestigekampf handelt, unbefangen Gefühlen und Gedanken Ausdruck verleihen können.

Der andere Fall betraf einen Graphiker, der in den letzten Jahren, in denen seine Neurose bereits in einer ganzen Reihe körperlicher Symptome zum Ausdruck gekommen war, sich ebenfalls dem Kunstgewerbe zugewendet hatte. Ich lernte ihn in einer melancholischen Depression kennen. Der Mann war absolut in der Familie verankert, lebte bei den Eltern, war unverheiratet, hatte niemals Beziehungen zum anderen Geschlecht gehabt, sondern unterhielt nur eine Beziehung zu einem etwas älteren Mann, die zwar gefühlsmäßig,

nicht aber im sexuellen Erleben als homosexuelle Bindung bezeichnet werden muß. Alle seine Skizzenbücher, die er mir aus früheren Jahren zur Einsicht übergab, zeigen, daß er zwar Hunde und Pferde mit der liebevollen Genauigkeit des großen Tierfreundes darzustellen verstand, daß aber alle Skizzen, die Menschen darstellen, nur dann von vorn gesehen und mit Gesichtern begabt sind, wenn sie Menschen seiner eigenen Familie oder den genannten Freund wiedergeben sollen; wo aber Menschen in seine Landschaften hineingestellt sind, stehen alle mit dem Rücken zum Beschauer in der Bewegung des Weggehens, Sich-Entfernens. Gerade bei ihm, der einen rein visuellen Typus darstellt — soweit es reine Typen gibt —, war auch in den Träumen dasselbe Verhalten zu erkennen. Was in seinen Traumbildern gegenständlich ist, ist so genau gesehen und beschrieben, in Form und Farbe, daß man seine Traumerzählungen müßte nach dem Anhören zeichnen können. Wo aber Menschen vorkommen, sind wieder nur die Mitglieder seiner Familie und sein Freund kenntlich gemacht, alle anderen Personen haben quasi keine Gesichter, sind so schattenhaft, daß Patient sie nicht zu erkennen und auch nicht zu schildern vermag.

Sind die bisher mitgeteilten Befunde an einer ganzen Reihe von Patienten erhoben und objektiv geprüft, daher als richtig und gegeben zu betrachten (wobei selbstverständlich nicht von einer 100-Prozentigkeit der Fälle gesprochen werden kann, sondern nur von einem immerhin auffällig häufigen Vorkommen), so möchte ich nun einige Gedankengänge einschalten, die nur zum geringen Grade auf Beobachtung an Patienten beruhen, sondern vielfach aufmerksamer Verfolgung von Krankengeschichten, Prozeßberichten usw. ihre Entstehung verdanken.

Ein Gebiet, das mich seit langem besonders interessierte, zu dessen Deutung ich aber nur wenige eigene Beobachtungen an Patienten beibringen konnte, ist die sexuelle Hörigkeit. Die wenigen eigenen Beiträge, die mir Patienten lieferten, die eben wegen dieses „Leidens" privat oder in unserem individualpsychologischen Ambulatorium in meiner Behandlung standen, vor allem aber die Berichte, die die Zeitungen in den Jahren, in denen ich derartige Prozesse mit großer Aufmerksamkeit verfolgte, brachten, ließen mir eine Tatsache deutlich zum Bewußtsein kommen: Die Bindung des Hörigen an eine Person, die moralisch, ethisch, geistig und, um einen vorderhand noch immer gebräuchlichen Begriff zu verwenden, sozial tief unter ihm steht. Niemals habe ich einen Fall gefunden, in dem das Verhältnis umgekehrt gewesen wäre, d. h. daß ein Mensch Hörigkeit gegenüber einem „Besseren" angegeben hätte, einem moralisch, ethisch, geistig, sozial Höherem. Dieses auffallende Verhalten läßt mich nun glauben, daß die sogenannte sexuelle Hörigkeit der neurotisch-masochistische Ausweg eines Menschen ist, dessen „Verstand" seine „Gefühle" nicht billigen kann. So wie der Verliebte, dessen Gefühle nur auf der rein erotischen äußerlichen Attraktion des Partners beruhen, diesen Gefühlen ein schöneres, ethischeres Deckmäntelchen umhängt, um aus der rein körperlichen Beziehung eine seelische Partnerschaft sich selbst vorspiegeln zu können, versucht der Hörige ein Kompromiß mit sich selbst

zu schließen, um diese an den unrichtigen Partner gebundene Gefühlswelt vor sich selbst rechtfertigen zu können und sich deshalb nicht verachten zu müssen. Gleichzeitig dient diese masochistische Selbsterniedrigung dem allen derartigen Leuten eignenden Lebensstil, die Verantwortung für ihre Leidenschaft und das daraus entspringende Tun auf den Partner abzuwälzen, dem er hörig ergeben ist. Verlockt durch das mysteriöse „es", das jeder Nervöse, der im Erfolg nur mit dem „Ich" zu operieren gewohnt ist, zwischen sich und die Niederlage einschiebt, die dann nicht ihm, sondern dem ungerechten Walten tückischer Schicksalskräfte zur Last fällt, versteht es der Hörige, sich im Moment, wo aus dem neurotischen Lebensstil sich Konsequenzen ergeben — gerade in diesen Fällen vielfach krimineller Natur — wenigstens die Märtyrerkrone aufs Haupt zu drücken. Dieses genannte „es" ist im Falle der Hörigkeit um so verlockender, als sich infolge der gerichtlichen und medizinischen Anerkennung dieses Symptoms als Krankheit, der Hörige von seinem Standpunkt aus mit vollem Recht als Opfer tragischer, schicksalsmäßiger Verquickungen fühlt; gerade wegen dieser juristisch-psychiatrischen Anschauung aber ist er durchdrungen von der Selbstverständlichkeit, in den Augen der beiden Instanzen Milderungsgründe für alle seine Handlungen zu finden. Ebenso wie der Homosexuelle, der sich wegen der sexuellen Abirrung als außerordentlich interessanten Mittelpunkt ganz außerhalb seines eigenen Wollens wirksamer Kräfte fühlt, hält sich auch der Hörige für seine Taten für unverantwortlich: gezeichnet und ausgezeichnet.

Ein anderes psychologisch interessantes Faktum beschäftigt mich seit langer Zeit: Geständnisse auf dem Totenbett. Hierbei bin ich allerdings ganz auf Berichte angewiesen, da ich keinen einzigen Fall eigener Beobachtung habe. Zeitungsnachrichten zufolge geschieht es nicht einmal gar so selten, daß ein Mensch, der wegen irgendeines, manchmal geringfügigen Vergehens im Gefängnis ist und wegen einer schweren Erkrankung im Inquisitenspital seinen Tod erwartet, ein schweres Verbrechen, Mord oder dgl., gesteht; manchmal handelte es sich bei solchen Geständnissen um Verbrechen, für die ein anderer auf Grund von Indizienbeweisen schon eine jahrelange Kerkerstrafe abbüßt; manchmal betrafen solche Geständnisse Sterbender Verbrechen, die niemals aufgeklärt worden waren. Für diese Geständnisse sind sicherlich eine Reihe psychologischer Faktoren als Erklärung heranzuziehen: Angst vor dem Jenseits, den Höllenstrafen, die den nicht geständigen Sünder erwarten sollen, Angst, vor diesem völlig unerkennbaren und unfaßbaren „Nachher", die ja wahrscheinlich bei allen Sterbenden eine ungeheure Rolle spielt, dürfte auch in diesen Fällen genügende Erklärung bieten. Sehr oft mögen diese Geständnisse auch unwahr sein, einer im letzten Moment noch wachen hysterischen Effekthascherei entspringen, einem Heiligenideal oder lediglich der Ruhmsucht, deretwegen der Geständige die tatsächliche Schuld eines anderen auf sich nimmt, um mit edelmütiger Geste einen anderen der „irdischen" Gerechtigkeit zu entziehen, die der Sterbende nicht mehr zu fürchten hat. Ich glaube aber, noch einen anderen Umstand in psychologische Erwägung ziehen zu müssen, der besonders dann eine Stütze fände, wenn — was mir allerdings

nicht bekannt geworden ist — solche Geständnisse widerrufen worden sind, falls aus irgendwelchen günstigen Wendungen in der Krankheit der betreffende Geständige sich nicht mehr dem Tod, sondern einem weiteren Leben gegenüber gesehen hätte. Wenn man bedenkt, wie oft Kinder und auch Erwachsene versuchen, Triumphe der Überlegenheit über ihre Umgebung dadurch zu feiern, daß sie, listig herumlügend, Verantwortungen von sich abzuwälzen suchen und sich dann ihrer durch die Lüge errungenen scheinbaren geistigen Überlegenheit über den erfreuen, der auf die Lüge hineinfiel, so kann man sich wohl vorstellen, welchen Triumph es für den geständigen Sterbenden bedeuten mag, jahrelang die Mitwelt hinters Licht geführt, vielleicht in anderen Leidensopfer ihrer Taten gefunden zu haben; ihre geistige Überlegenheit über die anderen, über Gesetz und Recht, scheint ihnen damit nach zwei Richtungen gesichert. Es muß für Menschen solcher Art einen mit dem Tode nicht zu teuer bezahlten Triumph bedeuten, in dem Moment, wo ihnen selbst nichts mehr geschehen kann, wo sie angesichts des Todes nicht mehr fürchten müssen, mit Verantwortungen für ihr früheres Tun belastet zu werden, mit der Wahrheit herauszurücken. Ich kam auf diesen Gedanken, als ich in einer Arbeit über Selbstmord las, daß der zum Tode verurteilte, siebenfache Mädchenmörder Hugo Schenk aus dem Gefängnis einen Kassiber an seine letzte Geliebte herausschmuggeln wollte, in dem er sie bat, ihm Gift zu verschaffen. Er schrieb, soweit ich mich an den Wortlaut noch genau erinnere, da mir augenblicklich die Arbeit nicht zugänglich ist, ungefähr wörtlich: „Mädchen, welch ein Triumph; bis zum letzten Moment durchgehalten zu haben und dann doch noch ihrer Gerechtigkeit entronnen zu sein!" Ich glaube, daß dieses Triumphgefühl, den Menschen noch im letzten Augenblick ein Schnippchen schlagen zu können, es ist, was Geständnis auf dem Totenbett vielfach bedeuten dürften: Rache des Asozialen, Unverantwortlich-sein-Wollenden an der Umwelt. Dazu kommt noch die Tatsache, daß jede noch so schöne List und Lüge nicht die richtige Genugtuung brächten, wenn sie niemals jemandem zur Kenntnis gelangten, sondern auf ewig verborgen blieben. Wie ein Kind für seine Kriegslisten einen Mitwisser sucht, dem er damit gehörig imponieren kann, so erlebt der, der sterbend derlei Enthüllungen macht, in noch weit höher gesteigertem Maße das Gefühl seiner Macht; und der Sieg über die ganze Mitwelt, die ihm bisher ahnungslos auf den Leim gegangen war und nun machtlos Tat und Täter gegenübersteht, ist das Testament des Geständigen, dem es damit gelungen ist, über den Tod hinaus, wenigstens für eine Zeit, Mittelpunkt einer Aufmerksamkeit zu werden, die, wenn nichts anderes, so wenigstens Aktenbündel in Bewegung setzt.

Eine weitere, sehr interessante Frage betrifft die Remission in der Psychose, vor allem in der Schizophrenie, die sich ja vielfach in Schüben zum Ausdruck bringt. Alle Versuche, den phasenmäßigen Verlauf der Erkrankung, bei der immer länger dauernde Schübe von immer kürzer werdenden symptomfreien oder symptomarmen Zeiten abgelöst werden, organisch erklären zu wollen, wie es ja meist geschieht, wenn von „Prozeßpsychosen" die Rede ist, scheinen mir den psychologischen Vorgang in keiner Weise verständlich zu

machen. Ich habe nun versucht, den Vorgang mir damit psychologisch begreiflich vorstellen zu können, daß ich theoretisch von der individualpsychologischen Auffassung der Psychose ausging, und praktisch diese theoretischen Grundbegriffe an Patienten nachzuweisen und zu erhärten trachtete. Faßt man die Psychose als eine schwere, aber im seelischen Verhalten der sogenannten prämorbiden Persönlichkeit wurzelnde Abwegigkeit auf (ich will hier nur auf die psychischen Tatsachen eingehen, nicht die allen Psychosen mehr-minder eignenden Organsymptome beleuchten), so bietet der Schizophrene das Bild eines Menschen, der sich aus der realen Welt, die ihm die Erreichung seiner Zielsetzungen nicht gewährt, in eine rein fiktive Welt zurückzieht, in der er König ist. Diese Vorstellung scheint durch die auch nach außen hin sichtbare Abkehr des Schizophrenen, aus seinem Autismus, gerechtfertigt. Meist sieht man ja auch im Beginn, resp. knapp vor Beginn der manifesten Krankheit, daß die Patienten sogar eine gesteigerte Tätigkeit aufweisen, die, wenn sie nach möglichen, nicht nach fiktiven Zielen orientiert wäre, dem betreffenden Individuum die von ihm erstrebte Überlegenheit verschaffen könnte. Da aber alle diese Bestrebungen irgendwie von vornherein auf falschen Bahnen verlaufen, die Entmutigung dessen, der sich immer wieder zurückgeschlagen sieht, immer größer wird, tritt der Kranke in den ersten Schub ein. Es scheint mir nun, daß die Remissionen Versuche des Patienten darstellen, die Rückkehr in die natürliche Umgebung zu bewerkstelligen. Vielleicht geschieht dies aus dem Grunde, weil die Vorstellungen des Patienten über die Erfüllung seiner Wünsche und Pläne in einer fiktiven Innenwelt sich mit dem nicht deckten, was er in der psychotischen Zeit in dieser konstruierten Welt realisiert fand, vielleicht, weil er, der nicht für das normale Leben vorbereitet war, auch in der irrealen Welt sich noch nicht zurechtfinden konnte. Macht nun ein solcher Patient den Versuch, sich wieder in die Welt der Wirklichkeiten einzuordnen, tritt er also, psychiatrisch gesprochen, in eine Remission, so findet er eine nun weitaus schwierigere Situation vor. Vielfach wurden die Patienten durch den ersten Schub aus ihrer Bahn geworfen, Schüler mußten die Schulbank, andere die bereits im tätigen Leben standen, ihren Arbeitsplatz verlassen, Frauen von ihren Berufen, dem Heim, den Kindern weg. Hierzu gesellen sich die für den meist überehrgeizigen Schizophrenen die traurigen und seiner Meinung nach sicherlich noch mehr entmutigenden Erfahrungen, daß sie in der Zeit ihrer Abwesenheit von den sonst gleichstehenden Kollegen weit überflügelt wurden, oder sie finden ihren Platz besetzt, was das Gefühl des Überflüssigseins, des Zurückstehenmüssens, vielfach auch des Verkanntseins steigert. Diese Schlappe wird noch dadurch größer, als auch in modernen Zeiten der Irre gewissermaßen ein Kainszeichen trägt, daß er vielfach nicht mehr ernst genommen wird, je nach seiner Umgebung Hohn, Mitleid, Verachtung usw. zu ertragen hat und darauf gefaßt sein muß, bei jeder Gelegenheit, bei der einem anderen sein Recht würde, mit der Drohung auf neuerliche Internierung abgespeist zu werden. In einem Leben, das ihm zu seinen alten Lasten neue, noch schwerere auferlegt, kann sich der Mensch, der schon durch den ersten Ausbruch der Krankheit die Empfindlich-

keit seiner seelischen Konstitution bewiesen hatte, nicht, oder nicht für immer halten. Ich stelle mir vor, daß in solchen Momenten tiefster Entmutigung die Lockungen der Innenwelt wieder mehr Macht gewinnen, bis der Patient ihnen unterliegt. Zum zweiten Male kennt der Patient sich in diesem Zustand schon besser aus, er fühlt sich wohler, der Schub dauert länger. Es sieht fast so aus, als ob die Kranken für den Schub trainiert hätten; die Symptome verstärken sich, die Schübe werden heftiger und dauern länger, die Remissionen werden immer kürzer, bis schließlich der Kranke das Gesundsein *verlernt* hat und dafür das Kranksein *kann.* Dann kommt es überhaupt nicht mehr zu Remissionen, und die Patienten sind so weit mit ihrem Schicksal abgefunden, daß sie die in den vorigen Schüben meist schwer gestörten organischen Funktionen wieder aufnehmen (Schlaf, Verdauung, Menstruation usw.), ein Symptom, das psychiatrisch immer prognostisch für ungünstig befunden wird, wenn die seelische und die körperliche Besserung miteinander nicht Schritt halten. Mit der Tatsache des Abgefundenseins scheint es auch zusammenzuhängen, daß die Endstadien der Schizophrenie als Verblödung imponierten, eine Auffassung, die von der modernen Psychiatrie nicht mehr aufrechterhalten wird.

Als letzten Punkt meiner Ausführungen möchte ich noch Versuche besprechen, die ich in graphologischer Beziehung an einer großen Reihe von Patienten gemacht habe und die mir sehr interessante Resultate zu geben scheinen. Ich will hier natürlich nicht Allgemeines über Graphologie sagen, die für meine Untersuchungen niemals als Wissenschaft an sich in Betracht kommt, sondern nur über die Schrift als Ausdruck einer Bewegung; meist gelang es mir, mittels der dem Patienten sichtbar vor Augen geführten Bewegungsrichtung seiner Schrift, ihm seine seelische Haltung zu zeigen, die ich zu erraten geglaubt, er in Worten zu maskieren versucht hatte. Ich diktierte Patienten, mit denen ich bereits in gutem Kontakt stand, Testworte, die mir für ihre Einstellung bedeutungsvoll zu sein schienen, deren nähere Besprechung aber hier ausfallen muß, da sie ohne Reproduktion der Schriftproben und Anführung genauerer Krankengeschichten unverständlich bleiben müßten. Ebenso wie einzelne Worte ließ ich dann jeden „Ich und Du" schreiben; dabei ergaben sich nun ganz sonderbare Auffälligkeiten. Eine ganze Reihe von Patienten, die bisher fließend geschrieben hatten, gerieten in Stokkung, begannen zu fragen, ob sie „Du" groß oder klein schreiben sollten, was ich damit bezwecke usw. Bei allen Patienten, die ich bisher diesbezüglich geprüft habe, zeigte sich eine allen gemeinsame Eigentümlichkeit: die Distanz zwischen „Du" und „und" war immer deutlich größer als zwischen „ich" und „und", wobei die Distanzen mit dem Grade der Isoliertheit des Patienten variierten. In einem Falle, in dem es sich um einen 49jährigen Mann handelte, der sein Leben bisher wie auf einer einsamen Insel verbracht hatte, fand „Du" auf dem breiten, zur Verfügung gestellten Briefbogen gar keinen Platz; er hatte das „Ich und" ganz normal auf der einen Blattseite begonnen, die Distanz betrug die ganze Blattbreite, vom „Du" wurde das „u" bereits auf den Tisch geschrieben. Das ist allerdings der einzige Fall, in dem ein so krasser Beweis für die Kontaktlosigkeit des Patienten bestand. Er selbst war furcht-

bar erschrocken, als ich ihn darauf aufmerksam machte, und versuchte im Laufe der Behandlung öfters ganz von selbst, ob die drei ominösen Worte schon in engerer Nachbarschaft stünden. In den meisten Fällen war allerdings nur überhaupt ein Distanzunterschied vorhanden, oder die Feder versagte plötzlich beim „Du", der Bleistift brach beim „D" ab, das Wort wurde im ganzen kleiner geschrieben als die übrigen. Ein sonst im Schreiben sehr bewanderter Patient, der in ornamentaler Schrift beruflich arbeitet, erklärte verzweifelt, es falle ihm plötzlich nicht ein, wie man „D" schreibe. In vielen Fällen wurde „und" ausgelassen, durch Abkürzungen ersetzt, während es an anderen Stellen des nachgeschriebenen Diktats überall voll ausgeschrieben stand, von Beistrichen oder irgendwelchen Strichen abgelöst oder die Verbindung vollkommen gelöst. Ich habe diese und die anderen Schriftproben oftmals dort mit Erfolg angewendet, wenn ich Patienten überzeugen wollte, daß meine Auffassung von ihrem Verhalten nicht meiner subjektiven Deutung entsprang, sondern ihrer objektiv nun zu beurteilenden seelischen Einstellung zu ihrer Umgebung.

Alle diese Schlüsse allgemeiner Art und noch verschiedene andere, die aus anderen Gebieten der seelischen Schwierigkeiten sich ergaben, aber noch der Bestätigung an einer größeren Zahl von Patienten harren, sind nur dann psychologisch möglich und erfaßbar, wenn man von der Einheit der Persönlichkeit ausgeht, der fundamentalen Anschauung der individualpsychologischen Menschheitsbetrachtung. Denn nur dann, wenn es sich um eine Ganzheit handelt, kann aus einem einzigen Wesenszug im seelischen Geschehen auf die Gleichgerichtetheit der anderen seelischen Äußerungen geschlossen werden. Wäre ein Mensch ein Konglomerat durcheinandergewürfelter, richtungsloser Triebe, so käme jeder Charakterzug, jedes augenblickliche Verhalten einer Momentaufnahme gleich, die einem einzelnen Stein in einem Puzzlespiel entspräche, deren übrige Teile jeder aus einer anderen Spielzeugschachtel, einem anderen Bild stammt.

Soweit es sich aber in den früheren Seiten um tatsächliche Beobachtungen an Patienten handelt, sind sie auch umgekehrt wieder Beweise für die Richtigkeit der individualpsychologischen Theorie und mögen als kleine Bausteine im Gebäude der Individualpsychologie zu dessen weiterem Aufbau dienen.

Einwände gegen die Individualpsychologie

Zur Lehre von den Neurosen[1])

Zu dem gleichnamigen Artikel von Prof. *Gaupp* in der „Med. Welt“ 1932 Nr. 44 und 45

Von Dr. med. H. AUERBACH (Berlin-Neukölln)

A. Herzberg führte bei Gelegenheit eines Vortragszyklus über die Technik der Psychotherapie ungefähr folgendes über die Individualpsychologie aus: Die individualpsychologische Anschauung von den Neurosen erweise den Grundsatz, daß die Neurosen auf dem Minderwertigkeitsgefühl beruhen, daß dieses Minderwertigkeitsgefühl zu einem verstärkten Geltungsstreben führe, und dieses sei die Quelle der Neurosen. Er meinte, solche Neurosen gäbe es sicher, aber das sei nur eine begrenzte Anzahl derer, die man zu Gesicht bekäme, andere hätten ihren Kern in libidösen Konfliktsituationen, wie sie *Freud* zur Grundlage seines Systems mache, andere seien wieder anders zu erklären. *I. H. Schultz* erklärte gelegentlich eines Vortrags über „Stand und Bedeutung der Psychoanalyse“, die Individualpsychologie sei für die Behandlung gewisser leichter gelagerter Neurosen eine brauchbare Therapie, müsse dagegen bei den schwereren Fällen versagen, für die sie ungeeignet sei. In ähnlichem Sinne äußerte sich *Hattingberg* bei einem Vergleich der *Adlerschen*, *Freudschen* und *Jungschen* Richtung. Ich führe diese Meinungen an, um zu zeigen, daß viele Forscher von Ruf und Rang der *Adlerschen* Individualpsychologie den Vorwurf der Begrenztheit und Einseitigkeit machen. Auch *Gaupp* äußert sich in gleichem Sinne in dem Artikel über die Neurosenfragen. *Gaupp* bespricht in seiner außerordentlich klaren und bedeutungsvollen Arbeit gleichfalls die verschiedenen Stellungnahmen, die man zur Neurosenfrage heute haben kann, und meint: „Es ist verfehlt, mit dogmatischer Einseitigkeit das unendlich Mannigfaltige krankhaften Geschehens im Zwischengebiet zwischen normal und geisteskrank aus einem Prinzip heraus verstehen und erklären zu wollen.“ Ich halte es für wichtig, daß wir uns mit diesem Vorwurf auseinandersetzen, nicht um als Sieger über einen abwesenden Gegner zu triumphieren, sondern um unseren eigenen Standpunkt zu klären und gegebenenfalls ohne Zögern zu korrigieren.

---

[1]) Nach einem Vortrag, gehalten in der Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte zu Berlin am 3. März 1933.

Ja, der Vorwurf der Einseitigkeit ist durchaus berechtigt, und wir akzeptieren ihn. Es gilt zu fragen, ob diese Einseitigkeit den objektiv feststellbaren Vorgängen gerecht wird, oder ob man genötigt ist, die Erfahrungen in das Prokrustesbett unseres einseitigen Systems zu zwängen. Es fragt sich also, ob die Einseitigkeit tatsachengemäß und förderlich, oder ob sie unsachlich und hemmend ist. Wir wollen uns, um mit *Adlers* eigenen Worten zu sprechen, „an Skepsis von niemandem übertreffen lassen".

Wir meinen nun also, daß die individualpsychologische Betrachtungsweise eine Lebensanschauung sei, ein Weltbild vermittle, und daß dieser Rahmen groß genug sei, um alle Erfahrungen des Lebens zwangslos zu beherbergen. Ja wir meinen noch mehr. Wir glauben, daß die individualpsychologische Lebensbetrachtung eine autonome Wissenschaft mit einer Eigengesetzlichkeit sei. Sie verträgt nicht, daß man andere Eigengesetzlichkeiten aus anderen Wissenschaften mit der ihren vermenge oder Teile aus ihr in andersgesetzliche Wissenschaften übernehme.

Wenn ich das an einem vulgären Beispiel erläutern soll: es wird kein Kuchen, wenn ich einige Lebensmittel, ein paar Bausteine und einige Zahlen zusammenbacke. Mit anderen Worten, wenn ich Wahrheiten aus der Individualpsychologie, aus der Psychoanalyse, aus der naturwissenschaftlichen Medizin übernehme, so wird daraus nie und nimmer eine ganze Wahrheit, sondern immer ein Konglomerat halber Wahrheiten. Wir halten die Einseitigkeit der Individualpsychologie für ihren höchsten Wert. Wenn ich mich daher heute auf *Gaupps* Kritik der *Adlerschen* Neurosenlehre beschränken muß, so erschwert mir das meine Aufgabe mehr als es sie mir erleichtert, denn das Gebäude der Individualpsychologie läßt sich nur im Ganzen verstehen. Aus der Teilbetrachtung einzelner Bruchstücke erwachsen die meisten Mißverständnisse.

Für *Adler* ist die Neurose nur eine Ausdrucksform des Menschen mit einem falschen, d. h. unzweckmäßigen, gemeinschaftsungemäßen Ziel, nie eine Krankheit sui generis.

„Man spricht von einer Anlage zu psychogenen Mechanismen . . ., von einer nervösen, psychopathischen, hysterischen Konstitution. Das Leben kann solche Anlagen verstärken oder abschwächen, ausnahmsweise sie sogar erst hervorrufen", sagt *Gaupp*. Eine Anlage pflegt man eine ererbte und wiedervererbbare Eigenschaft zu nennen, die im allgemeinen unbeeinflußbar oder doch nur in ihren Auswirkungen abänderbar ist. Wenn man nicht auf dem Standpunkt der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften steht, den die moderne Vererbungslehre ablehnt, so kann man nicht davon sprechen, Anlagen hervorzurufen. Die psychopathische Konstitution ist ein gefährlich heißer Boden moderner Diskussionen geworden. Sie scheint uns ein allzu bequemes Mittel, schwer verständliche Erscheinungen zu erklären, ein Mittel, auf das wir gern verzichten möchten.

Es ist eine unbewiesene Annahme, daß es überhaupt eine psychopathische Konstitution gibt, und daß sie einen Kausalzusammenhang mit neurotischen Erscheinungen habe. Die Individualpsychologie glaubt also nicht, an dem

Begriff der psychopathischen Konstitution festhalten zu müssen. Sie glaubt nicht, daß das Manifestwerden einer neurotischen Reaktion an die Bedingung einer körperlich stigmatisierten Person gebunden ist. Die Individualpsychologie würde aber diese Ansicht nicht dogmatisch verkünden, wenn es den Gegnern gelungen wäre, für ihre Überzeugung schlüssige Beweise zu erbringen. Sehen wir uns die Arbeit von *Gaupp* daraufhin an, so müssen wir leider feststellen, daß auch er jeden Beweis für seine Behauptung schuldig bleibt. Gewiß muß man dem Autor dabei zugutehalten, daß ein vertieftes Eingehen auf einzelne Gesichtspunkte bei dem weitgestellten Thema im Rahmen seines Vortrags nicht gut möglich war. Aber wir haben uns hier gegen den Vorwurf „voreiliger Verallgemeinerung" und der „Unterschätzung der konstitutionellen Ursachen der Erkrankung" zu verteidigen. Wenn wir diese Verteidigung durchführen, so müssen wir natürlich fragen: Woher nehmen die Gegner der Individualpsychologie die Sicherheit, den konstitutionellen Faktor, eine ererbte körperliche Basis vorauszusetzen? Andererseits zeigt *Adler*, wie der immanente Lebensplan eines Individuums folgerichtig unter gewissen psychologisch verständlichen Voraussetzungen häufig ins Neurotische umbiegt, ohne daß man berechtigt sein könnte, entweder in der Aszendenz oder aber im Somatischen des Neurotikers selbst den geringsten Anhaltspunkt für einen konstitutionellen Faktor aufzeigen zu können. So sind wir in der Tat genötigt, den Aberglauben der psychopathischen Konstitution als conditio sine qua non fallen zu lassen. Etwas anderes ist schon die Verlockung zur Neurose, die von körperlicher Minderwertigkeit jeder Art ausgehen kann, ebenso wie von ganz anderen Quellen zwischenmenschlichen Zusammenlebens, die mit dem Körper des Patienten nicht das geringste zu tun zu haben brauchen.

Das System der Individualpsychologie sieht auch die Organminderwertigkeiten nicht als körperliche Ursachen einer neurotischen Abwegigkeit, sondern nur die Einstellung des Patienten zum Leben überhaupt. Der Bucklige wird nicht ein mißtrauischer Hypochonder, weil sein Buckel ein Teil seiner psychopathischen Konstitution ist, sondern die psychologischen Erfahrungen, die der Bucklige meist schon als Kind machen muß, stellen für ihn eine Verlockung dar, sich mit neurotischen Symptomen vor den Aufgaben des Lebens zu drücken. Die verantwortliche Entscheidung trägt dabei das Ich.

So erscheinen die Leib-Seele-Zusammenhänge auch in einem anderen Licht. *Gaupp* sagt: „Seelisches wirkt nun auf den Leib in ganz verschiedener Weise." Er denkt dabei an das Erblassen bei Schreck, das Erröten bei Scham, das Erbrechen bei Ekel. Wenn in der Angst beim einen Herzklopfen, beim andern Durchfall auftritt, so übernimmt er dabei die *Adlerschen* Ausdrücke vom „Entgegenkommen der Organe", vom „Organdialekt". Das ist nicht das, was *Adler* mit diesen Ausdrücken meint. Die psychophysischen Zusammenhänge, die hier angeführt wurden, sind für die Individualpsychologie irrelevant. Die Individualpsychologie steht auf dem Standpunkt psychophysischer Neutralität, d. h. sie desinteressiert sich an diesen Zusammenhängen, deren Klärung Sache der Naturwissenschaft wäre, und meint, daß

beides, Körperliches und Seelisches, Ausdruck eines zentralen, vom Ich gelenkten Geschehens sei. Wenn *Adler* vom ,,Entgegenkommen der Organe", vom ,,Organdialekt" spricht, so meint er, daß der Neurotiker in seiner falschen Zielsetzung, in dem ihm immanenten Lebensplan beim Kampf mit den Schwierigkeiten des Lebens von allen Methoden Gebrauch mache, die ihm dabei zugänglich seien. Dabei seien häufig minderwertig angelegte Organe durchaus geeignete Mittel. Das Ich steht dabei auf einer anderen, gewissermaßen höheren Ebene als *Gaupps* Seele.

Diese Seele wäre dagegen mit dem Körper auf der gleichen Ebene zu denken. Bei *Gaupp* fällt das individualpsychologische Ich, der Kern der ganzen Lehre, ganz unter den Tisch. Überall werden Teilprobleme einzeln gesehen und gewertet, die diese Wertung gar nicht vertragen, wenn man sie nicht im Zusammenhang des Ganzen sieht.

Wir haben schon bei Gelegenheit der Besprechung der psychopathischen Konstitution von der großen Bedeutung gesprochen, die *Gaupp* dem Somatischen im neurotischen Geschehen beimißt. Wir müssen uns aber noch mit einem besonderen Begriff auseinandersetzen, der bei *Gaupp* als etwas anderes erscheint und deshalb eine getrennte Würdigung verdient. Es ist der Begriff der *Neurasthenie. Gaupp* macht den modernen Psychologen den schweren Vorwurf, diese körperliche Erkrankung mit den von ihm als ,,psychogene Mechanismen" bezeichneten Vorgängen zu verwechseln, so daß bei der Individualpsychologie die körperlichen Symptome ,,zu kurz kommen", daß ,,zuviel psychologisiert" wird. *Gaupp* schildert uns plastisch das Symptomenbild der Neurasthenie und meint selbst, daß reine Überarbeitung kaum zum Syndrom der Erschöpfungsneurasthenie führen dürfte. Nehmen wir das aber selbst als gegeben an, so werden wir immer noch fragen müssen, zu welchen Zwecks Vollendung dieser Neurastheniker sich so weitgehend erschöpft hat. Wir werden dann allerdings häufig finden, daß der Erschöpfungszustand seinen guten Sinn im Gesamtgehaben der Persönlichkeit hat. Begnügt man sich freilich mit der Heilung des Symptoms, so wird man mit einer kleinen Erholungsreise einen meist nur vorübergehenden Erfolg buchen können. In vielen Fällen wird man sich damit zufrieden geben dürfen, vorausgesetzt, daß man sich dabei bewußt ist, eine etwas oberflächliche Therapie getrieben zu haben. Wenn die Neurasthenie nicht mehr nur die Folge einer vorübergehenden Überlastung ist, wenn ,,Enttäuschungen, Kummer und Not", wie es in der *Gauppschen* Definition heißt, ,,ursächlich wirksam" zum Symptomenbild der Neurasthenie geführt haben, wird man allerdings bei einfacher Erholungsbehandlung bestenfalls kurze Scheinerfolge zu erwarten haben. Daß ,,Enttäuschungen, Kummer und Not" zur Neurasthenie führen, ist weder Zwang noch auch nur Regel. Man wird dann also schon weiter fragen müssen, weshalb gerade bei diesem Menschen neurasthenische Symptomenbilder folgerichtig sich entwickeln. Darauf wird man eine verständliche Antwort nur finden, wenn man sich den ganzen — diesen bestimmten — Neurastheniker ansieht, ihn im Längsschnitt in seiner Entwicklungslinie, im Querschnitt seines augenblicklichen Zustandsbildes be-

trachtet. *Gaupp* unterscheidet bei denselben Symptomenbildern, gewissermaßen nach den Schichten, aus denen sich diese Symptomenbilder entwickeln:

1. Exogene Neurasthenien, bei sonst Gesunden,
2. psychogene Neurosen auf konstitutioneller Basis, wie Organneurosen, Schreckneurosen, Angstneurosen, Zweckneurosen (wie die Rentenneurosen),
   ein Begriff, der so ungefähr mit dem der alten Hysterie zusammenfällt,
3. endogene Psychopathien,
   darunter meint *Gaupp* die Zustandsbilder endogener Depressionen und Cyclothymien — und schließlich
4. die echten, gewissermaßen ganz besonders endogenen Psychosen.

Diese Unterscheidung hat einen guten Sinn. Sie geht nämlich progressiv vom Leichtverständlichen über das Mittelleicht- und Schwerverständliche bis zum Unverständlichen. Oder vom leicht Einfühlbaren bis zum Uneinfühlbaren. Und zwar macht die Einteilung den interessanten Sprung, das als bewiesen zu behaupten, wovon sie voraussetzungsgemäß ausgegangen ist. Es ist vollkommen richtig, daß man das, was die Schulpsychiatrie Neurasthenie nennt, am leichtesten verstehen kann. Wenn jemand, ohne sich monatelang zum Schlafen und Essen die rechte Zeit zu nehmen, hinterher „erschöpft" ist, ist das leicht einzusehen. Einigermaßen einfühlbar sind auch noch Organ-, Schreck- und Angstneurosen, Rentenneurosen usw.

Schwerer ist das Einfühlen schon bei den sogenannten endogenen Depressionen und völlig unmöglich schließlich bei plötzlich ausbrechenden reinen Psychosen.

Wenn ich dieser Einteilung den Gedankengang des Prinzip verständlich-unverständlich unterlegt habe, so entspricht das augenscheinlich nicht der Absicht *Gaupps*, der vielmehr diese Einteilung in der Richtung exogenendogen gemeint hat. Sie setzt also die Einsicht voraus, die sie gewinnen will. Was man nicht deklinieren kann, das sieht man als „endogen" an. Die Individualpsychologie macht sichs in diesem Punkte leicht. Sie desinteressiert sich an dem ganzen Einteilungsschema, sie spricht von Symptomenwahl und meint, daß es von dem *Grad von Mut* abhängt, den einer aufbringt, ob er glaubt, sich mit leichteren oder schwereren Ausreden dem Leben gegenüber bewaffnen zu müssen.

Eine Einteilung wie die eben geschilderte können wir auch nicht brauchen, da wir überall nach dem *Sinn* der Erscheinung im Gesamt der Persönlichkeit suchen. Auch *Gaupp* kennt die finale Betrachtungsweise: „Wir fragen ferner: was bedeuten diese Symptome, das Erbrechen und das Herzklopfen, das Zittern usw. gerade in diesem Falle, bei dieser Frau mit ihrem organisch gesunden Körper, was sind Sinn und Zweck gerade dieser speziellen Symptombildung?"

Die Individualpsychologie meint aber auch hier eine andere Finalität. Sie sucht nicht nach dem akuten Sinn eines Symptoms, ihr sind alle Symptome

gleich, sie spricht von einer „Äquivalenz der Symptome". Wenn sie nach dem Sinn forscht, so meint sie auch hier wieder den ganzen Menschen und fragt: welche Rolle spielt die neurotische Entgleisung im Leben dieses Menschen?

Wenn wir unsere Kritik der Kritik *Gaupps* zusammenfassend betrachten, so finden wir, daß von *Gaupp* alle Begriffe der Individualpsychologie gekannt, daß sie aber überall zu eng gesehen werden, weil bei *Gaupp* nicht von dem weiten Gesichtswinkel der Gesamtgestaltung der Persönlichkeit, sondern von der Einzelerscheinung, dem Symptom, ausgegangen wird. Dadurch wird nach individualpsychologischer Auffassung der Sinn eben dieser Erscheinungen entstellt.

Wenn wir uns so offen mit den Ansichten eines Forschers, wie *Gaupp*, hier auseinandergesetzt haben, so glauben wir an sein Wohlwollen dabei appellieren zu dürfen, das er der Individualpsychologie in seinen Aufsätzen mehr, als wir es bei klinischen Forschern gewöhnt sind, entgegengebracht hat. Es scheint uns gerade wichtig zu sein, uns mit Forschern auszusprechen, die es mit der Sache ehrlich meinen, weil wir glauben, daß nur in der Aussprache die Sache gefördert werden kann, der wir alle dienen.

Buchbesprechungen

RICHARD KOBLER: *Der Weg des Menschen vom Links- zum Rechtshänder.* Ein Beitrag zur Vor- und Kulturgeschichte des Menschen. Verlag Moritz Perles, Wien-Leipzig 1932.

In den Arbeiten über Rechts- und Linkshändigkeit spielt das Moment der Deutung eine überragende Rolle. Das hängt z. T. mit der äußeren Beschaffenheit dieses Problems zusammen. Der scheinbar einfache Gegensatz von rechts und links, der bei näherem Studium weder einfach, noch allein durch Gegensätzlichkeit charakterisiert ist, reizt zur Deutung. Das Problem ist mit allen Lebensgebieten verknüpft, es kann sich mit allen Wissenschaften und Künsten schmücken. Lassen wir uns durch seine scheinbare Einlinigkeit nicht täuschen.

Wenn wir uns schon mit einer Deutung für Rechts- und Linkshändigkeit zufrieden geben, wären deshalb auch alle ihre Beziehungen zu den verschiedensten Lebensgebieten wie wir sie aus den verschiedensten Mitteilungen kennen lernen können, einer einlinigen Deutung zugänglich? Etwas Zwangsläufiges liegt in dem Versuch, viele verschiedenartige Probleme nur vom Standpunkte der Rechts- und Linkshändigkeit her zu behandeln. Die Erscheinungsformen für Rechts und Links im Kultischen z. B. sind gewiß in starkem Zusammenhang mit der Auffassung von Rechts- und Linkshändigkeit und doch spielen hier viele andere wichtige Momente ihre Rolle. Aber auch mit Bezug auf Rechts- und Linkshändigkeit allein müssen Zitate, Sammlungen aus diesem Gebiete immer unvollständig bleiben und sind noch dazu einer modernen, also einseitigen Deutung unterworfen.

Die Zusammenstellungen des Verfassers sind interessant und verdienstvoll. Sie bieten viel Neues in ihrer Art. Es nimmt etwas Wunder, daß ein so außerordentliches Ergebnis der Vorherrschaft einer Hand, wie die Schrift, gar nicht herangezogen wird. Auch fehlt entschieden eine Beschreibung der Linkshändigkeit in ihren Kennzeichen. Es scheint übereilt allein vom Problem der Händigkeit her die Deszendenzlehre anzugreifen. Und die konstitutionellen Grundlagen der Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit, nämlich ihre Lokalisierung in gekreuzten Gehirnzentren, die auf Grund von Forschungsergebnissen ziemlich allgemein angenommen werden, können nicht allein durch Schlüsse abgelehnt werden. Die zuständige Forschung müßte sie revidieren.

Andererseits sehen wir erstaunt, wie auf viel weniger gestützten Annahmen aufgebaut wird. Z. B. auf der *Fließschen*, daß die linke Körperhälfte weiblich, die rechte männlich sei. Das geht so weit, daß noch an jeder Körperhälfte der eine Teil weiblicher sein soll als der andere. Dies ist ein Gebiet der Deutung, wo nichts uns folgen heißt. Wenn dann noch die Koppelung von Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit mit männlichen resp. weiblichen Geschlechtscharakteren gefordert wird, so sollten wir an dem einzelnen normalen Individuum die andersgeschlechtlichen Züge als kennzeichnend für Linkshändigkeit halten, wo wir die Unsicherheit der Begriffe weiblich und männlich kennen und geringere Grade von Linkshändigkeit oft verkennen. Die Zusammenhänge von Linkshändigkeit und Künstlertum versucht die Individualpsychologie zu verstehen, wenn wir auch weit entfernt sind, das Genie aus der Linkshändigkeit erklären zu wollen, wie der Verfasser uns zuschreibt.

Im Gegensatz zum Verfasser beobachten wir vor allem die Linkshändigkeit in der Gegenwart als Angriffspunkt für das Minderwertigkeitsgefühl, für Training und kompensatorische Leistung, als Angriffspunkt andererseits für Trotz und neurotisches Arrangement. Sie ist niemals allein Ursprung des Minderwertigkeitsgefühls und ihre Überwindung, die wir so häufig beobachten (bedeutende zahlenmäßige Abnahme mit dem Heranwachsen, latente Linkshändigkeit), selbstverständlich nie allein Ursprung von Leistungen, geschweige denn von Genialität. Nur ist ihr kompensatorischer Apparat unter anderem auch in den Leistungen genialer Linkshänder erkennbar und verständlich für den Verstehenden. Sie zeigt ihre subtilen Technizismen auch in unserer inneren Arbeit, in der Vorstellung, in der Erinnerung, im Interesse für Probleme der Richtungnahme, im Raumerlebnis.

Linkshändigkeit ist an sich keine Minderwertigkeit, sie wird nur oft als solche empfunden. In meiner Arbeit „Biologie und Psychologie der Linkshändigkeit" (in dieser Zeitschrift, Jahrg. 5, H. 5) fasse ich Rechts- und Linkshänder als Varietäten des Homo sapiens auf, entstanden zu einer Zeit, da große und wichtige Veränderungen am Organismus vor sich gingen. Die Erhebung zum aufrechten Gang ermöglichte Freiwerden der Arme und Gehirnwachstum durch freiere Kopfhaltung. Aus dieser Haltung ergibt sich die Möglichkeit und zugleich Notwendig-

keit der differenzierten Betätigung der Hände. Ein Umstand, der die Hand im Laufe ihrer Vervollkommnung zu einem hervorragenden Werkzeug des Gehirns macht. Für die Verankerung der Rechts- und Linkshändigkeit in gekreuzten Zentren des Zentralnervensystems spricht eine Reihe von ganz bestimmten Forschungsergebnissen. Daß das Zahlenverhältnis von Rechts- und Linkshändern zu verschiedenen Zeiten und besonders zu Zeiten einer größeren Labilität der Entwicklung ein anderes war, ist annehmbar, obgleich wir Genaues darüber nicht wissen können. Das Problem der Einhändigkeit scheint jedenfalls von allergrößter Wichtigkeit. Rechts- und Linkshänder sind bis auf kleinste konstitutionelle Unterschiede gleich organisiert, praktisch und psychologisch zu allen Zeiten in verschiedener Situation je nachdem sie der Majorität angehören und durch Übereinstimmung mit der einhändigen Kultur im Vorteile sind oder nicht. Es ist außerordentlich wichtig, daß diese Sachlage, bei verändertem Zahlenverhältnis immer bestand. Auch nach Auffassung des Verfassers, der sein Buch „Der Weg vom Links- zum Rechtshänder" nennt, hat es immer beide gegeben. Hier ist Raum für alle Theorien zur Entstehung der Rechtshändigkeit (Kampftheorie). Uns interessieren die direkt beobachteten psychologischen Konsequenzen dieses Andersseins, die Schwierigkeiten des linkshändigen Kindes beim Schreibenlernen, Lesenlernen, sein Interesse für Zeichnen, wenn es Mut gewinnt.

Dr. *Alice Friedmann* (Wien).

HANS WÜRTZ: *Goethes Wesen und Umwelt im Spiegel der Krüppelpsychologie.* Verlag Leopold Voß, Leipzig 1932.

Krüppelpsychologie heißt hier nichts anderes als Individualpsychologie. Es handelt sich um das „Andeutungskrüppeltum" des zu kurzbeinigen und darum übermäßig langrumpfig erscheinenden Dichters. Der Freiheitsdichter *Arndt* berichtet schon von dem kleinen Mißverhältnis in der Gestalt *Goethes*, wie sein Leib eine gewisse Steifheit und gleichsam Unbeholfenheit hatte: seine Beine waren um sechs, sieben Zoll zu kurz. Er sagt: „Aus dem Gefühl eines gewissen körperlichen Mangels hat er . . . auf körperliche Beweglichkeit und Gewandtheit im kleinen einen zu großen Wert gelegt." Das gleiche bemerkt *Grillparzer* an *Goethe.* In überzeugender Weise werden nun seine Haltungssteifheit, Zugeknöpftheit, Wesensspröde auf diese Unsicherheit gegenüber seinem eigenen Körpermangel zurückgeführt, die auch sein Ausweichen vor Unschönem und Niederdrückendem erklären kann, das sich in seinem ganzen Verhalten immer wieder zeigt. Daher aber gleichzeitig auch das große Verständnis des Dichters für menschliche Gebrechen, von denen er sagt, sie seien rechte Bandwürmer, man reißt wohl einmal ein Stück los und der Stock bleibt immer sitzen. Und nicht zufällig wohl fügt Goethe, von dem sein Jugendfreund *Horn* 1766 schon sagt: „Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist", das bedeutsame Wort hinzu: Was ich trage an mir und anderen sieht kein Mensch. Auf eine Bemerkung des Kanzlers *von Müller*, daß man so häufig bei ausgezeichneten Talenten eine schwächliche Konstitution finde, antwortet er, eine solche Organisation sei im Konflikt mit der Welt und den Elementen leicht gestört und verletzt. Von *Lichtenberg*, dem buckligen Satiriker, sagt er: *Lichtenbergs* Wohlgefallen an Karikaturen rührt von seiner unglücklichen körperlichen Konstitution mit her, daß es ihn erfreut, etwas noch unter sich zu blicken, nur auf Entdeckung des Mangelhaften gestellt.

Diese Auszüge aus der hochinteressanten Studie werden wohl in jedem den Wunsch wecken, sie im Original nachzulesen. Daß *Würtz*, der sich schon mit seinem früheren Werk über die Psychologie der Krüppel verdient gemacht hat, es ängstlich unterläßt, das Fundament seiner Beobachtungen, die Individualpsychologie, zu erwähnen, entlockt uns ein Lächeln. Strengere Kritiker würden es als — milde gesagt — peinlich empfinden, die Individualpsychologie ist derlei gewöhnt. Dr. *Arthur Holub* (Wien).

GEORG FLATAU: *Unfälle-Neurosen.* Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1931.

In dieser Studie werden die verschiedenen Standpunkte der einzelnen Autoren beleuchtet, wobei die psychologischen Schulen allerdings zu kurz kommen, denen der Autor, wenigstens was die Erklärung der Unfallsneurosen anbelangt, skeptisch gegenübersteht. Und doch hat gerade die Individualpsychologie hier viel zu sagen, wenn sie immer wieder aufzuweisen vermag, wie der Lebensstil der prämorbiden Persönlichkeit die Stellungnahme des Patienten zu seinem Erlebnis, hier dem des Unfalles, formt. Therapeutisch läßt der Verfasser alle psychischen Behandlungsmethoden gelten; zuzustimmen ist ihm, wenn er vor pessimistischen Prognosen und Hindeutungen auf die Schwere des Unfalles warnt. Er betont mit Recht, wie in dieser Beziehung durch Entmutigung noch allzusehr gesündigt wird. Für jeden, der sich eingehender mit diesem Thema beschäftigen will, wird diese Abhandlung in ihrer knappen Fassung, wobei auch die große Erfahrung des Autors zu Worte kommt, ein schätzenswerter Behelf sein. Dr. *Arthur Holub* (Wien).

Dr. MAX SEROG: *Nervenärztliche Gutachtertätigkeit. Dargestellt für praktizierende Ärzte.* Georg Thieme-Verlag, Leipzig 1931, 60 Seiten.

Eine trotz ihrer Kürze umfassende Darstellung alles dessen, was dem praktischen Arzt zur Begutachtung neurologischer Fälle notwendig werden kann, wobei besondere

Betonung auf die Verantwortlichkeit gelegt ist, die den Arzt bei Abgabe eines Gutachtens leiten soll, daß sowohl er als auch der Patient vor Gutachtersünden geschützt seien. Gerade bei neurasthenischen Fällen kann ein leichtfertig abgegebenes Gutachten mit prognostischem Hinweis auf dauernde Erwerbsminderung oder auf noch zu erwartende Folgen für die Zukunft geradezu verhängnisvoll und gesundheitsschädigend auf den Kranken wirken, weil eine solche Bemerkung eine Fixierung des psychisch bedingten Krankheitszustandes mit sich zu bringen geeignet ist. Gegenstand vieler Diskussionen sind noch immer die „Unfallsneurosen", die einesteils nur auf Rentenbegehrvorstellungen zurückgeführt, andernteils völlig geleugnet, vereinzelt auch in ihrer psychischen Bedingtheit anerkannt werden. Der Verf. selbst lehnt es ab, alle psychogenen Störungen nach Unfällen rein als Rentenneurosen anzusehen, vielmehr meint er in dem „Trauma" eine Ursache echter psychischer Neurosen. Er sucht nun an zwei dargestellten Beispielen zu beweisen, daß es ihm mit Hilfe der hypnotisch erzeugten Wiederherbeiführung des traumatischen Erlebnisses, also mit der kathartischen Methode gelungen sei, solche unfallsbedingte Neurosen und Psychosen zu bessern und gänzlich zu heilen. Wir dürfen da wohl skeptisch sein.

Adler hat schon vor Jahren auf die Schwierigkeiten und den Wechsel in den Bedingungen bei den Unfallsneurosen hingewiesen. Zweifellos wird eine genauere Erfassung der Persönlichkeit auch den Unfallsneurotiker, sei er nun auf eine Rente aus oder tatsächlich psychisch erschüttert, als einen in der frühen Kindheit gebildeten „nervösen Charakter" erkennen lassen, wie ihn *Adler* so klassisch beschrieben hat. Es wird der Unfallsneurotiker ebenso wie der andere Neurotiker ein Mensch sein, der das Gemeinschaftsgefühl der anderen auf die Probe stellt bzw. in schwierigeren Fällen es auszunutzen trachtet. Das traumatische Erlebnis stellt dann nur die Situation dar, auf die er nicht vorbereitet ist, der er nicht gewachsen ist, aus der er aber für seinen Lebensstil Kapital zu schlagen versucht. Die jeweilige Besonderheit kann nur eine eingehende individualpsychologische Aufhellung ergeben.

Des Ferneren bespricht Verf. die Stellungnahme des Arztes zu Attesten für Lebensversicherungen, Berufsberatungen, Entmündigungen usw., und weist darauf hin, wie sorgfältig man in der Beurteilung sein muß, um nicht durch Übersehen latenter Krankheiten schweren Irrtümern zum Opfer zu fallen. Zum Schluß wird die forensische Gutachtertätigkeit erwähnt, soweit sie den praktischen Arzt betrifft. Vorsichtig beurteilt da der Verf. die posthypnotische Suggestion zu kriminellen Handlungen, die er in ihrer Möglichkeit großenteils ablehnt (was jeder, der sich näher mit dieser umstrittenen Frage beschäftigt hat, nur bestätigen kann), in Fällen aber von seelischer Bereitschaft dazu nicht ganz leugnen möchte.

Dr. *Franz Plewa* (Wien).

LEOPOLD V. WIESE: *Allgemeine Soziologie als Lehre von den Beziehungen und den Beziehungsgebilden der Menschen.* Teil II: Gebildelehre. München und Leipzig, Verlag Duncker & Humblot. 1929. 282 S. Geh. RM. 9.50, geb. RM. 12.50.

v. Wiese wendet in diesem 2. Band seiner Soziologie die Beziehungslehre auf die sozialen Gebilde an. *v. Wiese* ist im Gegensatz zu anderen Soziologen wie etwa *Oppenheimer* der Meinung, daß Soziologie eine Spezialwissenschaft sei. Der Gegenstand der Soziologie sind die zwischen-menschlichen Beziehungen als Handlungen, nicht als Bewußtseinsinhalte, was Aufgabe der Psychologie sei. Zu studieren ist „der Grad der Verbundenheit zwischen den Menschen", „welche Vorgänge der Bindung und Lösung bestehen, und zu welchen Gruppierungen diese Prozesse führen". Unter den hier behandelten sozialen Gebilden versteht *v. Wiese* die Einheit, in der „eine Mehrzahl von bestehenden Beziehungen so miteinander verbunden sind, daß man sie als Einheit erfaßt". *v. Wiese* dreiteilt diese Masse (die von der Menge unterschieden wird), Gruppe, abstrakte Kollektiva; hier werden Staat und Kirche besonders behandelt. — Bemerkenswert ist die Polemik gegen *Spann*, der bekanntlich geäußert hat, die Beziehungslehre würde bald ihr Sprüchlein ausgestammelt haben. *v. Wiese* wendet mit Recht ein, daß sein Ausgangspunkt die wirkliche Erfahrung sei, die uns immer nur im einzelnen Menschen gegeben ist (womit kein Individualismus vertreten wird). Dabei darf *v. Wieses* Theorie nicht unkritisch gelesen werden. Wie alle Soziologen, die vom einzelnen Menschen ausgehen, muß auch *v. Wiese* Anleihen bei der Psychologie machen, die, wie stets bei den Soziologen, eine zufällige und persönlich willkürliche Auswahl ist. Es wird sich eine Soziologie der Ganzheit sehr wohl mit einer Beziehungslehre vereinen lassen.

Die Individualpsychologie wird *v. Wieses* Ansatz deswegen besonders beachten, weil auch sie die sozialen Prozesse der Verbundenheit untersucht. Wie von der Individualpsychologie eine solche Soziologie anzusetzen ist, zeigten wir in Band III Heft 5 dieser Zeitschrift.

Dr. *Johannes Neumann* (Gießen).

Über den Ursprung des Strebens nach Überlegenheit und des Gemeinschaftsgefühles

Aus einem Vortrag in der Wiener medizinischen Gesellschaft für Individualpsychologie

Von Prof. Dr. ALFRED ADLER

Es klingt fast wie ein aktuelles Problem über das Streben nach Vollkommenheit und über die Wurzeln des Gemeinschaftsgefühles zu sprechen. Für die Individualpsychologie ist es ein altes Problem. Ich darf wohl sagen, daß in diesen beiden Fragen und ihrer Lösung der ganze Wert und die ganze Bedeutung der Individualpsychologie steckt. Die Betonung dieser beiden Fragen hat niemals in unserer Arbeit gefehlt, aber Sie selbst wie ich werden wohl das Bedürfnis gehabt haben, diese Fragen einmal in einer grundlegenden Form behandelt zu sehen, damit wir jenes Schwanken und jene Unsicherheit vermeiden können, die wir gelegentlich bei unseren Freunden, noch häufiger bei unseren Gegnern angetroffen haben. Ich glaube nicht, daß es außerhalb unseres Kreises sehr gut bekannt ist, was wir unter Streben nach Vollkommenheit verstehen. Ich bin genötigt, weitere Zusätze zu der bisherigen Erkenntnis hinzuzufügen. Diese Erkenntnis ist nicht unmittelbar erfaßbar, sie kann nicht gefunden werden durch eine Analyse der sichtbaren Erscheinungen und Tatsachen, wie ja überhaupt niemals durch Analyse etwas Neues geschaffen werden kann. Wir haben dabei die Teile statt des Ganzen in der Hand. Uns Individualpsychologen sagt das Ganze viel mehr als die Analyse der Teile. Es kann auch nicht durch Synthese etwas Neues entstehen, wenn man die Teile einfach zusammenfügt.

Wo haben wir mit unseren Untersuchungen anzufangen, wenn wir über den Stand des Erreichten hinauskommen wollen? Was das Streben nach Vollkommenheit, oder wie es manchmal erscheint, das Streben nach Überlegenheit, oder, wie es uns manchmal von weniger verständigen Schriftstellern in die Schuhe geschoben wird, das Streben nach Macht anbelangt, so haben einzelne immer davon gewußt, aber nicht so gründlich, daß sie dieses Wissen einer größeren Masse hätten vermitteln können oder die grundlegende Bedeutung dieses Strebens für den Aufbau der ganzen Persönlichkeit hätten beleuchten können. Erst die Individualpsychologie hat festgestellt, daß jedes Individuum von diesem Streben nach Vollkommenheit erfaßt ist, daß wir es bei jedem Individuum finden, daß es gar nicht notwendig ist, wie der kühne

Versuch *Nietzsches* gezeigt hat, es erst den Menschen einzuimpfen, daß sie sich zum Übermenschen entwickeln sollen. Die Individualpsychologie hat gezeigt, daß jedes Individuum vom Streben nach Vollkommenheit, vom Streben nach oben erfaßt ist. Wer zwischen den Zeilen lesen kann, dem wird es klar geworden sein, daß die Individualpsychologie sich der grundlegenden Bedeutung des Strebens nach Vollkommenheit dauernd bewußt ist und in der Betrachtung eines Krankheitsfalles die individuelle Richtung dieses Strebens stets aufdeckte. Und doch ist eine Frage übrig, die ständig wiederkehrt, so oft dieses Problem erscheint, von Freunden und Gegnern betont, eine Frage, die vielleicht auch in unserem Kreis noch nicht ganz geklärt war. Ich will versuchen, sie heute einer Lösung näherzubringen, weil es mir immer schon nötig erschien, in diesem Punkte Klarheit für alle zu schaffen.

Und so möchte ich zuerst betonen, daß das Streben nach Vollkommenheit angeboren ist. Freilich nicht in konkreter Art, wie wir es bei den einzelnen Individuen in tausendfacher Variation immer wieder finden, nicht so, wie wenn da ein Trieb bestünde, der später im Leben imstande wäre, alles zu Ende zu führen, der sich nur zu entfalten brauchte, sondern angeboren als etwas, was dem Leben angehört, ein Streben, ein Drang, ein Sichentwickeln, ein Etwas, ohne das man sich Leben überhaupt nicht vorstellen kann. Die Forscher, insbesondere die Naturforscher, haben immer dieses Entwicklungsprinzip im Körperlichen betont. Insbesondere seit *Darwin, Lamarck* u. a. ist es selbstverständlich, mit dem Entwicklungsgedanken zu rechnen. Wenn wir hier noch einen Schritt weitergehen und schärfer betonen, was diesen genialen Forschern vorgeschwebt hat, so wollen wir feststellen, Leben heißt sich entwickeln. Der menschliche Geist ist nur allzu sehr gewöhnt, alles Fließende in eine Form zu bringen, nicht die Bewegung, sondern die gefrorene Bewegung zu betrachten, Bewegung, die Form geworden ist. Wir Individualpsychologen sind seit jeher auf dem Weg, was wir als Form erfassen, in Bewegung aufzulösen, und da müssen wir für das einzelne Individuum unserer Zeit sowie für die Entwicklung der Lebewesen feststellen, daß Leben sich entwickeln heißt. Daß der fertige Mensch aus einer Eizelle stammt, weiß jeder; er soll aber auch richtig verstehen, daß in dieser Eizelle Fundamente für die Entwicklung liegen. Wie das Leben auf die Erde gekommen ist, ist eine zweifelhafte Sache, eine endgültige Lösung werden wir vielleicht niemals finden. Wir können daran denken, wie z. B. der geniale Versuch *Smuts* („Wholeness and Evolution") es getan hat, anzunehmen, daß Leben auch in der toten Materie besteht, eine Auffassung, die uns durch die moderne Physik sehr nahegelegt wird, wo gezeigt wird, wie die Elektronen sich um das Proton bewegen. Ob diese Auffassung auch weiterhin recht behalten wird, wissen wir nicht; sicher ist, daß unser Begriff vom Leben nicht mehr angezweifelt werden kann, daß damit auch gleichzeitig Bewegung festgestellt ist, Bewegung, die nach Selbsterhaltung geht, nach Vermehrung, nach Kontakt mit der Außenwelt, nach siegreichem Kontakt, um nicht unterzugehen. An diesen Weg der Entwicklung, einer fortwährenden aktiven Anpassung an die Forde-

rungen der Außenwelt müssen wir anknüpfen, wenn wir verstehen wollen, in welche Richtung Leben geht und sich bewegt. Wir müssen daran denken, daß es sich hier um Ursprüngliches handelt, das dem ursprünglichen Leben angehaftet hat. Immer handelt es sich um Überwindung, immer um den Bestand des Individuums, der menschlichen Rasse, immer handelt es sich darum, eine günstige Beziehung herzustellen von Individuum und Außenwelt. *Dieser Zwang, die bessere Anpassung durchzuführen, kann niemals enden.* Hierin liegt die Grundlage für unsere Auffassung vom Streben nach Überlegenheit.

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal darauf hinweisen, daß wahrscheinlich vieles von dem, was ich da auseinandersetze, Ihnen bekannt vorkommt, sicher auch von anderen gewußt war. Die Individualpsychologie hat nur das eine Verdienst, einen Zusammenhang hergestellt zu haben und gezeigt zu haben, wie sich diese Kraft „Leben" in jedem einzelnen Individuum ausgestaltet und durchsetzt. Wir sind mitten im Strom der Evolution und merken es ebensowenig, wie wir die Umdrehung der Erde merken. In dieser kosmischen Verbindung, wo das Leben des einzelnen Individuums ein Teil ist, ist das Streben nach *siegreicher Angleichung an die Außenwelt Bedingung.* Selbst wenn man zweifeln würde, daß schon am Anfang des Lebens das Streben nach Überlegenheit bestanden hat, der Lauf der Billionen von Jahren stellt es klar vor unsere Augen, daß heute das Streben nach Vollkommenheit ein angeborenes Faktum ist, das in jedem Menschen vorhanden ist. Etwas anderes kann uns diese Betrachtung noch zeigen. Wir wissen ja alle nicht, welches der einzig richtige Weg zur Vollkommenheit ist. Die Menschheit hat vielfach Versuche gemacht, sich dieses Endziel der menschlichen Entwicklung vorzustellen. Die beste Vorstellung, die man bisher von dieser idealen Erhebung der Menschheit gewonnen hat, ist der Gottesbegriff[1]). Es ist gar keine Frage, daß der Gottesbegriff eigentlich jene Bewegung nach Vollkommenheit in sich schließt als ein Ziel, und daß es dem dunklen Sehnen des Menschen, Vollkommenheit zu erreichen, als konkretes Ziel der Vollkommenheit am besten entspricht. Freilich scheint es mir, daß jeder sich seinen Gott anders vorstellt. Da gibt es wohl Vorstellungen davon, die von vornherein dem Prinzip der Vollkommenheit nicht gewachsen sind, aber zu seiner reinsten Fassung können wir sagen: hier ist die konkrete Fassung des Ziels der Vollkommenheit gelungen. Natürlich gibt es eine Unzahl von Versuchen unter den Menschen, sich dieses Ziel der Vollkommenheit anders vorzustellen. Wir Individualpsychologen, insbesondere wir individualpsychologischen Ärzte, die mit den Fehlschlägen zu tun haben, mit Menschen, die an einer Neurose erkrankt sind, an Psychosen, die delinquent geworden sind, Trinker usw., wir sehen dieses Ziel der Überlegenheit in ihnen auch, aber nach einer anderen Richtung, die der Vernunft insoweit widerspricht, daß wir darin ein richtiges Ziel der Vollkommenheit nicht anerkennen können. Wenn einer z. B. dieses Ziel sich

[1]) S. Liz. *Ernst Jahn* und *Alfred Adler*: *Religion und Individualpsychologie.* Eine prinzipielle Auseinandersetzung über Menschenführung. 1933. Verlag Dr. Rolf Passer (vorm. Dr. H. Epstein), Wien und Leipzig.

dadurch konkret zu machen sucht, daß er über andere herrschen will, so scheint uns dieses Ziel der Vollkommenheit deshalb schon unfähig den einzelnen und die Masse zu lenken, weil nicht jeder sich dieses Ziel der Vollkommenheit zur Aufgabe setzen könnte, weil er gezwungen wäre, mit dem Zwang der Evolution in Widerspruch zu geraten, die Realität zu vergewaltigen und sich voll Angst gegen die Wahrheit und ihre Bekenner zu schützen. Wenn wir Menschen finden, die sich als Ziel der Vollkommenheit gesetzt haben, sich auf andere zu stützen, so scheint uns auch dieses Ziel der Vollkommenheit der Vernunft zu widersprechen. Wenn einer vielleicht das Ziel der Vollkommenheit darin findet, die Aufgaben des Lebens ungelöst zu lassen, um nicht *sichere Niederlagen zu erleiden, die das Gegenteil des Ziels der Vollkommenheit wären*, so erscheint uns auch dieses Ziel durchaus ungeeignet, obwohl es vielen Menschen als annehmbar erscheint.

Wenn wir unseren Ausblick vergrößern und die Frage aufwerfen: was ist mit jenen Lebewesen geschehen, die sich ein unrichtiges Ziel der Vollkommenheit gesetzt haben, deren aktive Anpassung nicht gelungen ist, weil sie den unrichtigen Weg eingeschlagen haben, die nicht den Weg der Förderung der Allgemeinheit gefunden haben[1]? — da belehrt uns der Untergang von Spezies, Rassen, Stämmen, Familien und tausenden von einzelnen Personen, von denen nichts übrig geblieben ist, wie notwendig es für den Einzelnen ist, einen halbwegs richtigen Weg zu finden zum Ziel einer Vollkommenheit. Es ist ja auch für unsere Tage und für den Einzelnen unter uns selbstverständlich, daß das Ziel der Vollkommenheit die Richtung gibt, für die Entwicklung seiner ganzen Persönlichkeit, für alle Ausdrucksbewegungen, für sein Schauen, für sein Denken, seine Gefühle, seine Weltanschauung. Und ebenso klar und für jeden Individualpsychologen verständlich ist es, daß eine einigermaßen von der Wahrheit abweichende Richtung zum Schaden des Betreffenden ausschlagen muß, wenn nicht zu seinem Untergang. Da wäre es eigentlich ein glücklicher Fund, wenn wir Näheres wüßten über die Richtung, die wir einzuschlagen haben, da wir ja doch im Strom der Evolution eingebettet sind und ihm folgen müssen. Auch hier hat die Individualpsychologie große Arbeit geleistet, ebenso wie mit der Feststellung des allgemeinen Strebens nach Vollkommenheit. Sie hat aus tausendfältiger Erfahrung eine Anschauung gewonnen, die imstande ist, die Richtung zur idealen Vollkommenheit einigermaßen zu verstehen, und zwar in ihrer Feststellung der Normen des *Gemeinschaftsgefühls*.

Bezüglich des Gemeinschaftsgefühls werden Sie auch gewisse Schwankungen in der individualpsychologischen Literatur beobachtet haben und deshalb wollte ich darüber sprechen. Ich will nicht viel über den gewöhnlichen und kopflosen Fall sprechen, der gelegentlich innerhalb unseres Kreises bei Anfängern gefunden wird, und außerhalb unseres Kreises, als ob das, was wir Gemeinschaft nennen, etwa ein Privatzirkel in unserer Zeit wäre oder ein größerer Kreis, dem man sich anschließen müsse. Gemeinschaftsgefühl

[1]) S. *Alfred Adler*: Der Sinn des Lebens. Verlag Dr. Rolf Passer (vorm. Dr. H. Epstein), Wien und Leipzig.

besagt viel mehr, vor allem besagt es *Fühlen mit der Gesamtheit sub specie aeternitatis*, ein Streben nach einer Gemeinschaftsform, die für ewig gedacht werden muß, wie sie etwa gedacht werden könnte, wenn die Menschheit das Ziel der Vollkommenheit erreicht hat. Es handelt sich niemals um eine gegenwärtige Gemeinschaft oder Gesellschaft, auch nicht um politische oder religiöse Formen, sondern das Ziel, das zur Vollkommenheit am besten geeignet ist, müßte ein Ziel sein, das die ideale Gemeinschaft der ganzen Menschheit bedeutet, die letzte Erfüllung der Evolution. Natürlich wird man fragen, woher ich das weiß. Sicher nicht aus der unmittelbaren Erfahrung und ich muß schon zugeben, daß diejenigen recht haben, die in der Individualpsychologie ein Stück Metaphysik finden. Die einen loben es, die anderen tadeln. Es gibt leider viele Menschen, die eine irrige Anschauung von der Metaphysik haben, die alles, was sie nicht unmittelbar erfassen können, aus dem Leben der Menschheit ausgeschaltet wissen wollen. Damit würden wir die Entwicklungsmöglichkeiten verhindern, jeden neuen Gedanken. Jede neue Idee liegt jenseits der unmittelbaren Erfahrung. Unmittelbare Erfahrungen ergeben niemals etwas Neues, sondern erst die zusammenfassende Idee, die diese Tatsache verbindet. Sie können es Spekulation nennen oder transzendental, es gibt keine Wissenschaft, die nicht in die Metaphysik münden müßte. Ich sehe keinen Grund, sich vor der Metaphysik zu fürchten, sie hat das Leben der Menschen und ihre Entwicklung im stärksten Grad beeinflußt. Wir sind nicht mit der absoluten Wahrheit gesegnet, deshalb sind wir gezwungen, uns Gedanken zu machen über unsere Zukunft, über das Resultat unserer Handlungen usw. Unsere Idee des Gemeinschaftsgefühles als der letzten Form der Menschheit, ein Zustand, in dem wir uns alle Fragen des Lebens, alle Beziehungen zur Außenwelt gelöst vorstellen, ein richtendes Ideal, ein richtunggebendes Ziel, dieses Ziel der Vollendung muß in sich tragen das Ziel einer idealen Gemeinschaft, weil alles, was wir wertvoll finden im Leben, was besteht und bestehen bleibt, für ewig ein Produkt dieses Gemeinschaftsgefühles ist. Ich will wiederholen, was ich in einem anderen Zusammenhang ausgeführt habe. Das neugeborene Kind findet im Leben immer nur das vor, was die anderen zum Leben, zur Fürsorge, zur Sicherheit beigetragen haben. Was wir vorfinden, wenn wir in unser Leben eintreten, ist immer der Beitrag unserer Vorfahren; schon diese eine Tatsache könnte uns darüber aufklären, wie das Leben weiterrollt, wie wir uns einem Zustand größerer Beiträge nähern, größerer Kooperationsfähigkeit, wo sich jeder Einzelne mehr als bisher als ein Teil des Ganzen darstellt, ein Zustand, für den natürlich alle Formen unserer gesellschaftlichen Bewegung Versuche, Vorversuche sind, von denen nur diejenigen Bestand haben, die in der Richtung dieser idealen Gemeinschaft gelagert sind.

Wir wollen nicht entscheiden, nur das eine können wir sagen: eine Bewegung des Einzelnen und eine Bewegung der Massen kann für uns nur als wertvoll gelten, wenn sie Werte schafft für die Ewigkeit, für die Höherentwicklung der gesamten Menschheit. Vielleicht wird Ihnen diese Tatsache besser einleuchten, wenn ich noch einmal die Frage aufwerfe: was geschieht

mit jenen Menschen, die nichts beigetragen haben? — Verschwunden, ausgelöscht! — Da sehen Sie wieder, wie die Kraft der Evolution, wie dieser Drang auf eine höhere Stufe zu gelangen, körperlich, geistig, wie dieser Drang alles auslöscht, was nicht mittut und nichts beiträgt. Wenn man ein Freund von Formulierungen ist, könnte man sagen, es gibt ein Grundgesetz in der Entwicklung, welches den Verneinenden zuruft: hinweg mit dir, du verstehst ja gar nicht, um was es geht! So betont sich der Bestand, der ewige Bestand des Beitrags von Menschen, die etwas für die Allgemeinheit geleistet haben. Freilich sind wir besonnen genug, nicht anzunehmen, als ob wir den Schlüssel dazu hätten, in jedem Fall genau zu sagen, was für die Ewigkeit berechnet ist und was nicht. Wir sind überzeugt, daß wir irren können, daß nur eine ganz genaue, objektive Untersuchung entscheiden kann, oft auch erst der Lauf der Dinge. Es ist vielleicht schon ein großer Schritt, daß wir vermeiden können, was nicht zum Streben nach Vollkommenheit beiträgt. Ich könnte noch mehr davon sprechen und zeigen, wie alle unsere Funktionen darauf berechnet sind, die Gemeinschaft der Menschen nicht zu stören, den Einzelnen mit der Gemeinschaft zu verbinden. Sehen heißt Aufnehmen, Fruchtbarmachen, was auf die Netzhaut fällt. Dies ist nicht bloß ein physiologischer Vorgang, er zeigt den Menschen als Teil des Ganzen, der nimmt und gibt. Im Sehen, Hören, Sprechen verbinden wir uns mit den anderen. So sind alle Funktionen unserer Organe nur dann richtig entwickelt, wenn sie dem Gemeinschaftsgefühl nicht abträglich sind. Wir sprechen von Tugend und meinen, daß einer mitspielt, von Laster und meinen, daß einer die Mitarbeit stört. Ich könnte noch darauf hinweisen, wie alles was einen Fehlschlag bedeutet, deshalb ein Fehlschlag ist, weil er die Entwicklung der Gemeinschaft stört, ob es sich um schwererziehbare Kinder, Neurotiker, Verbrecher, Selbstmörder handelt. In allen Fällen sehen Sie, daß der Beitrag fehlt. In der ganzen Menschheitsgeschichte finden Sie keine isolierten Menschen, die Entwicklung der Menschheit war nur möglich, weil die Menschheit eine Gemeinschaft war und im Streben nach Vollkommenheit nach einer idealen Gemeinschaft gestrebt hat. Das drückt sich in allen Bewegungen, allen Funktionen eines Menschen aus, ob er diese Richtung gefunden hat oder nicht, im Strom der Evolution, der durch das Gemeinschaftsideal charakterisiert ist, weil der Mensch unverbrüchlich durch das Gemeinschaftsideal gelenkt, gehindert, gestraft, gelobt, gefördert wird, so daß jeder Einzelne jede Abweichung nicht nur zu verantworten, sondern auch zu büßen hat. Das ist ein hartes Gesetz, grausam geradezu. Diejenigen, die in sich bereits ein starkes Gemeinschaftsgefühl entwickelt haben, sind unentwegt bestrebt, die Härten von dem, der fehlerhaft schreitet, zu mildern, als ob sie es wüßten: das ist ein Mensch, der den Weg verfehlt hat, aus Ursachen, die die Individualpsychologie erst nachzuweisen imstande ist. Wenn der Mensch verstünde, wie er, der Seite der Evolution ausweichend, fehlgegangen ist, dann würde er diesen Weg verlassen und sich der Allgemeinheit anschließen.

Zum Schluß möchte ich einen Gedanken vorlegen, der viel für sich hat, den Sie sich überlegen sollen. Wenn sie meinen Erörterungen zustimmen,

dann werden Sie die Frage aufwerfen müssen: wie steht es mit dem Gemeinschaftsgefühl, ist das auch angeboren oder muß man es in den Menschen hineintragen? Selbstverständlich ist es auch angeboren, nur kann es erst entwickelt werden, wenn das Kind bereits im Leben steht, *es kann erst wie die von ihm abhängigen Charakterzüge lebendig gemacht werden im sozialen Zusammenhang*, freilich nur in der Weise, wie das Kind den sozialen Zusammenhang dunkel versteht. Es liegt die Entscheidung in der schöpferischen Kraft des Kindes, geleitet durch die Außenwelt, durch Erziehungsmaßnahmen, beeinflußt durch das Erlebnis seines Körpers und dessen Wertung. Bei dem heutigen Stand der seelischen Entwicklung der Menschheit, vielleicht auch deren körperlicher Entwicklung müssen wir das angeborene Substrat des Gemeinschaftsgefühles als zu gering bewerten, nicht stark genug, um sich ohne soziales Verständnis durchsetzen und entfalten zu können. Es gibt ja angeborene Fähigkeiten und Funktionen, die sich fast allein durchsetzen, z. B. das Atmen. So weit sind wir mit dem Gemeinschaftsgefühl noch lange nicht, wir haben es nicht in dem Maße entwickelt wie das Atmen, und doch müssen wir im letzten Ziel der Vollkommenheit die Entwicklung des Gemeinschaftsgefühles so stark erwarten, daß die Menschheit der Zukunft es besitzen und betätigen wird wie Atmen. Was wir in dem gegenwärtigen Notstand zu tun haben, ergibt sich von selbst. Es ist keine Frage, daß diese Betrachtung uns eine sichere und feste Grundlage gibt nicht nur für die Beurteilung eines Menschen, für die Erziehung eines Kindes, sondern auch für die Verbesserung, Lenkung eines, der fehlgegangen ist. Aber dies gelingt nur durch Erklärung und Verständnis. Wir müssen darüber sprechen, weil wir nicht sicher sind, daß jedes Kind, jeder Erwachsene weiß, wohin der Weg geht. Deshalb muß darüber gesprochen werden, solange, bis vielleicht im Laufe von tausenden Jahren auch das Sprechen überflüssig sein wird, so wie vielleicht das Sprechen über das richtige Atmen heute überflüssig geworden ist. Das Sprechen über das Gemeinschaftsgefühl, als der Evolution der Menschheit angehörig, als ein Teil des menschlichen Lebens, dieses Sprechen und das Erwecken des Verständnisses besorgt heute die Individualpsychologie. Das ist ihre grundlegende Bedeutung, ihre Daseinsberechtigung und das macht ihre Stärke aus. Über Gemeinschaft und Gemeinschaftsgefühl sprechen heute schon alle. Wir waren nicht die Allerersten, aber wir sind die Ersten, die eine starke Betonung auf das grundlegende Wesen der Gemeinschaftsgefühle gelegt haben. Man kann auch den Begriff der Gemeinschaft und des Gemeinschaftsgefühles mißbrauchen. Aber wer richtig verstanden hat, weiß, daß im Wesen der Gemeinschaft und des Gemeinschaftsgefühles ein evolutionäres Moment steckt, das sich gegen alles wendet, was dieser Richtung widerstrebt. Der wird vermeiden können diesen Begriff der Gemeinschaft zu mißbrauchen oder sich durch andere dafür mißbrauchen zu lassen. Das macht den praktischen Wert und die Bedeutung der Individualpsychologie aus, daß sie die grundlegende Bedeutung des Gemeinschaftsgefühles für die Entwicklung, die Höherentwicklung des Einzelnen und der gesamten Menschheit klargestellt hat.

Zur Frage der Charakterentwicklung bei Zwillingen

Individualpsychologische Betrachtungen über *Lange*: „Verbrechen als Schicksal"

Von Dr. ARTHUR HOLUB und MARTHA HOLUB (Wien)

I.

Der heutige Stand der Vererbungslehre erinnert sehr an die Hochflut der bakteriologischen Ära, die, um mit *Martius*, dem Vorkämpfer, der damals noch verfemten Konstitutionspathologie zu sprechen, mit ihrem „wilden Tatsachengeröll" die Grundlagen der Medizin überschwemmte. In seiner Abhandlung „Konstitution und Vererbung in der Pathologie" ist zu lesen: „. . . das theoretisch-wissenschaftliche Gewissen der neuzeitlichen exakten Experimentalmedizin ist vielfach ein recht robustes gewesen. Was ist Leben? Schon die Frage riecht nach Vitalismus und derlei längst überwundenen schrecklichen Dingen. Was ist Krankheit? Lebensäußerung des pathogenen Bazillus. Was ist Disposition? Ein mystischer Begriff." Wir brauchen nur statt Bakteriologie Vererbungslehre, statt Leben Psyche zu sagen und die Zeilen könnten heute geschrieben sein. Wir hören, wie die Tatsache der gesunden Bazillenträger als „unangenehme Ausnahme", als ein Stein des Anstoßes anfänglich ignoriert wurde, gerade wie auch heute die individualpsychologischen Erkenntnisse ein Stein des Anstoßes sind. Die Wissenschaft von damals in ihrer dogmatischen Überspannung — sie gilt heute als Irrtum.

Martius verfiel dem Anathema, das ja auch über die Individualpsychologie seitens vieler Verfechter der Vererbungslehre verhängt wurde, die uns, wie seinerzeit diesem Autor, gnädig mit wohlwollender Geringschätzung „geistreiche Betrachtungen" als mildernd zubilligen, abgesehen von gehässigen Polemiken, dem Vorwurf der Naivität, der Unwissenschaftlichkeit usw. Als Antwort kann die Individualpsychologie nur in unverrückbarer Sachlichkeit und gebotener wissenschaftlicher Skepsis gegenüber all dem vorgebrachten „einseitigen Tatsachenkultus" (*Martius*) den mühsamen Weg gehen, erst dann an eine Anlage der psychischen Verhaltungsweisen glauben zu können, wenn jede psychologische Erklärung versagt. Sie verfügt nicht über das „robuste Gewissen", das z. B. gestattet, die Abneigung eines Kindes gegen Obst (*Lederer*[1]), die Befähigung zum Geigenbau in Mittenwald, die nach *Beer-Pinow*[2]) sieben besonderer Anlagen bedarf, ferner Psychosen, Kriminalität,

[1]) *Lederer*: Kinderheilkunde. Berlin, Springer, 1924.

[2]) *Beer-Pinow*: Deutsch. med. W., 1932, S. 980.

alles aus dem einen Punkte der Vererbung zu erklären. Sie glaubt, man müsse sich hüten, wie *Pfaundler* erst jüngst so richtig betonte, die Tatsachen in ein Prokrustesbett zu pressen; dies scheint z. B. wohl der Fall zu sein, wenn *Luxenburger*[1]), in Erörterung der Schizophrenie bei eineiigen Zwillingen zugibt, daß die diskordanten Paare etwa 25—30 % aller eineiigen Paare ausmachen, aber trotzdem zum Schlusse kommt, es sei ganz klar, daß die erbliche Veranlagung *weitaus* die Hauptrolle spiele und durch diese Tatsache nicht berührt werde.

Beizustimmen ist *Luxenburger*, wenn er sagt, über die Art der Außenfaktoren, die nach der geltenden Lehre bei Gestaltung der psychischen Verhaltungsweisen eine sekundäre Bedeutung besitzen, vermöge die Zwillingsforschung keine befriedigende Auskunft zu geben. Er spricht zwar nur von der Schizophrenie, es gilt aber, aus seinen Ausführungen zu schließen, wohl für alle psychischen Verhaltungsweisen bei Zwillingen. Er beklagt die Unzulänglichkeit der Methode, und wir mit ihm, nur daß wir diese Unzulänglichkeit woanders finden. Wenn die Autoren von den Umwelterlebnissen der Zwillinge sprechen, tun sie es vom Standpunkt der Milieutheorie aus und begnügen sich mit dem reinen Konstatieren des Einflusses des Milieus. Die Angaben, die man so häufig findet, z. B. die Mutter behandelte die Kinder ganz gleich, der Lehrer behandelte sie gerecht oder ungerecht, sind total unbefriedigend, für uns nichtssagend. Haben die Kinder auch so empfunden, wie der Autor, der die Anamnese erhob?

Von einer anderen Anschauung geht die Individualpsychologie aus; nie wirkt das gleiche Erlebnis auf zwei Menschen in genau der gleichen Weise ein. Omnia ex opinione suspensa sunt (*Seneca*). Die Individualpsychologie ist weder Dispositions- noch Milieutheorie, noch weniger eine Zusammenfassung beider. Sie vertritt die Auffassung, daß jedes Individuum Möglichkeiten mit sich auf die Welt bringt, deren Entfaltung einzig und allein von der schöpferischen Kraft des Individuums selbst abhängt, genau so, wie dieselbe schöpferische Kraft Umweltseindrücke verarbeitet, so daß es also weder von der Wirksamkeit der Heredität noch vom Einfluß des Milieus abhängt, wie der Mensch wird, sondern von seiner ureigensten persönlichen Stellungnahme zu diesen Faktoren. Das agierende Individuum schafft sich so selbst in den ersten Lebensjahren seine Lebensform, mit der es von da ab an alle exogenen Anforderungen herantritt. Die Gestaltung seines Lebens ist also die einzigartige, schöpferische Leistung des Individuums selbst, die sich im Lebensstil offenbart. Der Lebensstil ist es, der das Verhalten, die Stellungnahme, die Gangart oder, um in der landläufigen Sprache der Psychologie zu reden, seinen Charakter bedingt, sein Temperament, seine Affekte, sein Fühlen und Wollen, Enge und Weite seiner Logik, die Richtung seiner Aufmerksamkeit und sein Handeln (*Adler*).

Soll also der Vorwurf der Unzulänglichkeit nicht weiter berechtigterweise erhoben werden können gegen die bisherige Art, die Außenfaktoren zu be-

---

[1]) *Luxenburger*: Zbl. f. ges. Neurologie u. Psych. 56, 145 und Jahreskurse f. ärztl. Fortbildung, Maiheft 1932.

trachten, so muß die Zwillingsforschung von der Ignorierung individualpsychologischer Erkenntnisse abgehen, in Kindheitserinnerungen, Berufswahlphantasien und Träumen den Lebensstil zu erforschen suchen. Ist dies nicht immer möglich, diese so wichtigen Dinge zu erheben, dann entbehren eben die Schlüsse der bindenden Beweiskraft; immerhin wird man auch mit geringerem Material manchmal zu Ergebnissen kommen können, so wie man aus zwei Takten eine ganze Oper erkennen kann (*Adler*). Wenn auch dies nicht der Fall ist, dann muß wenigstens zugegeben werden: *non liquet*, statt diese Fälle, wie es leider oft geschieht, trotzdem als beweisend für die Veranlagungstheorie zu annektieren.

Glauben wir, so den Standpunkt der Individualpsychologie präzisiert zu haben, so wollen wir uns nun der Besprechung von *Langes* repräsentativem Buche „Verbrechen als Schicksal“ zuwenden, nicht ohne uns noch eine Bemerkung zu gestatten. Die Individualpsychologie ist für strengste Kritik ihrer Thesen immer dankbar gewesen und würde es sehr begrüßen, wenn *Lange* in seiner vorbildlichen Objektivität es versuchen würde, mit unserem Rüstzeug die Schicksale der konkordanten Zwillingspaare zu ergründen und die Resultate kritisch zu beleuchten. Er würde vielleicht zu anderen Schlüssen kommen.

Wenn er selbst im Vorwort des Buches auf den Widerspruch hinweist, der schon beim Titel bei manchen lebendig wird, so gehören auch wir zu jenen, die uns mit dem Titel „Verbrechen als Schicksal“ nicht einverstanden erklären können. Wir können im Verbrechen nicht das Schicksal sehen, denn in die Hand jedes einzelnen ist sein Schicksal gegeben, er formt es. Wenn er es auf einer irrtümlichen Auffassung von sich selbst und der Umwelt aufgebaut hat und deshalb in die Irre gegangen ist, so wird sein scheinbar schicksalhaft gebundener Wille in dem Moment frei, wo er die Irrtümer seiner selbst geschaffenen Lebensform vollkommen erkannt hat, und er ist imstande, sich umzugestalten. Folglich sind wir — im Gegensatz zum Autor — überzeugt, daß wir dem verbrecherischen Menschen helfen können, indem wir mit ihm gemeinsam die Irrtümer seines Lebensstils aufzufinden und ihm den Weg zur Gemeinschaft zu weisen versuchen. Ebenso überzeugt sind wir, daß es gelingen kann, durch vorbeugende Erziehung, d. h. durch frühzeitige Erkennung der Irrtümer Kinder davor zu behüten, Verbrecher zu werden. Unsere Hoffnung kann es somit nicht sein, „daß es künftig möglich sein wird, die Geburt recht zahlreicher Menschen zu verhindern, deren Anlagen sie unter den heutigen Verhältnissen zu Verbrechern machen müßten“ (*Lange*). Für die Individualpsychologie gilt der Grundsatz: Kein Mensch muß müssen.

Wir wollen nun jenen Teil des Buches ins Auge fassen, der die Anschauung des Autors am besten zu stützen scheint, nämlich die Untersuchungen an zehn konkordanten eineiigen Zwillingspaaren, die den Autor zu dem Schlusse führen, daß, so wie die körperliche Ähnlichkeit eineiiger Zwillinge, auch „die auffallende Übereinstimmung im Seelischen auf die Anlage zurückzuführen ist“.

II. Die konkordanten eineiigen Paare

1. Adolf und August Heufelder

Zitiert aus *Lange*: *August* und *Adolf* sind einander körperlich ähnlich wie ein Ei dem anderen, aber auch seelisch gleichen sie einander bis in viele Einzelheiten hinein.

Gemeinsames: Beide haben Diebstähle und Einbrüche verübt. Im Strafvollzug sind beide ungemein schwierig. Beide vertragen sich nicht mit den Zellengenossen, beide kommen mit körperlichen Beschwerden, denen kein objektiver Befund entspricht. Über beide muß Briefsperre verhängt werden. Beide sind bei der Entlassung aus der Haft frech. Die Schriften haben sehr viel Ähnlichkeit.

Unterschiede: *Adolf* war immer ein wenig schwächer und kränklicher, hat in der Schulzeit einmal Brustfellentzündung gehabt und ist um eine Klasse zurückgeblieben. *August* ist der intelligentere gewesen, kam glatt durch die Schule trotz seiner Faulheit. Er wird wegen Ungehorsams in Schulstrafen genommen, rauchte, suchte Umgang mit sittlich gesunkenen Kameraden. Dafür war *Adolf* immer braver. Während *August* sich rasch an üble Elemente hielt, war *Adolf* wohl mehr der Muttersohn. Die Zwillinge konnten sich nicht vertragen. Waren sie nur einen Augenblick beisammen, so gab es schon Streit.

August bekommt, 14jährig, 5 Tage Gefängnis, wird nach der Strafhaft nicht mehr im Elternhaus aufgenommen. *August* nennt seine Mitschuldigen nicht, legt ein volles Geständnis ab und hält nur dann zurück, wenn er jemanden anderen decken muß. Namen nennt er nie, reitet nie einen anderen hinein . . . „ein alter Einbrecher verrät seine Komplizen nicht".

Adolf reitet andere hinein und sucht in jeder Form von sich abzuwälzen und belädt mit seiner Schuld Unschuldige.

Beiden ist ein paranoid-querulatorischer Zug gemein. *August* ist der Meinung, daß man schikaniert, gedrückt werde, aber er sieht nicht nur sich, sondern den Gefangenen als Verfolgten, so ist seine Einstellung mehr wie die Weltanschauung des Gefangenen. *Adolf* faßt alles als persönliche Gehässigkeit auf. Der ausgesprochene Unterschied, abgesehen von der Art des paranoiden Geschehens, *besteht in der Einstellung der beiden Brüder zu der menschlichen Umgebung* und in der Ausfüllung der freien Zeiten. *August* hat einen großen Raum für andere und für die Allgemeinheit. „Ein alter Einbrecher", sagt *August*, wenn er, wie oft, von sich in der dritten Person spricht. *Adolf* wird immer *ich* sagen. *Adolf* denkt nur noch an sich, ist larmoyant und ruhmredig zugleich, berechnend und kalt. Er erzählt ruhmredig von seinen Kriegserlebnissen, muß irgendwie hervortreten, *August* leidet schwer, wenn er nichts für seine Gedanken hat, er objektiviert, trennt schroff nach gefühlsmäßiger und urteilsmäßiger Einstellung und handelt, wenn er nur irgend kann, nach der letzteren. Er leidet darum nicht weniger, ist voll von Mißtrauen und Bitterkeit, aber doch nicht ohne Menschenliebe.

August scheint sich, da *Adolf* als der Schwächere der Muttersohn gewesen sein mag, als Hintangesetzter, Verkürzter gefühlt zu haben. Wir hören, daß die Zwillinge immer in Streit gelebt haben. *August*, der Intelligentere, Aktive, scheint anfangs in der Schule gut mitgekommen zu sein. An anderer Stelle lesen wir, daß er wegen Ungehorsams in Schulstrafen genommen wurde, rauchte, Umgang mit sittlich gesunkenen Kameraden sucht. Wir werden hier nach der schwierigen Situation fragen und verstehen, daß der sich zu Hause zurückgesetzt Fühlende nach einer Niederlage in der Schule sich nun auch dort der Geltung beraubt sieht und verwahrlost. Was wir im Auge behalten müssen, ist, daß er sich einer Bande anschließt. Wir werden, wenn wir seine Laufbahn verfolgen, immer wieder finden, daß er Komplizen hat und daß er treu zu ihnen hält. Dieses Moment, wie auch seine Aktivität werden von *Lange* hervorgehoben. Für unsere Untersuchung ist folgende Stelle wichtig: „Zugleich trieb er sich mit anderen Kameraden umher und nächtigte einmal, zum einzigen Mal hier mit seinem Zwillingsbruder zusammen betroffen, auf einem Bauplatz. Es ist charakteristisch für August, daß er von der Bande zunächst der Einzige ist, der entkommt." Im Sinne unserer Betrachtungsweise sind wir geneigt, *August* als den Verbrecher (Aktivität, Gemeinschaftsgefühl gegenüber Gleichen) anzusehen.

Adolfs Lebensstil hingegen hat alle Merkmale des Neurotikers. Schwächlich, kränklich, ein Muttersöhnchen, bleibt er schon in der Schule zurück. Leider geht aus der Darstellung nicht hervor, welcher der Brüder zuerst kriminell geworden ist. Wir hören nur, daß *Adolf* wegen Holzfrevels in eine Haftstrafe gerät — die Brüder mußten im Walde das Winterholz besorgen, überschritten aber die Grenzen, *Adolf* wurde erwischt. *August* hingegen gelingt es, zu entkommen, genau so wie er auf dem Bauplatz entkommt, während *Adolf* und eine Anzahl anderer festgehalten wird. Man muß sich vergegenwärtigen, wie *Adolf*, der dem Zwillingsbruder zum Verwechseln Ähnliche, aber durch Kränklichkeit und Verzärtelung schlechter zum Kampf Ausgerüstete es empfindet, daß der andere, mit dem er in starkem Konkurrenzkampf steht, immer der Gewandtere ist. Das mag ein Ansporn für ihn gewesen sein, auch solche ,,Heldentaten" zu vollbringen wie der Bruder. So mag er auf die Bahn des Verbrechens geraten sein. Daß er zwar dieselbe Art des Verbrechens wählt, daß aber dennoch offensichtliche Unterschiede zwischen beiden bestehen, haben wir aus *Langes* Beschreibung bereits hervorgehoben. Besonders deutlich tritt darin hervor, was *Adler* als besonderes Unterscheidungsmerkmal zwischen Neurotiker und Verbrecher[1]) hervorgehoben hat: *Adolfs* Zugehörigkeitsgefühl gegenüber der Gesamtheit ist noch dürftiger als das des Bruders. Auch geht er, wie *Lange* sagt, auf Umwegen, während *August* die Gelegenheit am Schopfe packt. Auffallend ist auch, daß *Adolf* — wir zitieren wörtlich — ,,die Geliebte des *August*, die nach der Gefangennehmung des letzteren freigeworden ist, nimmt". Wir können uns nicht vorstellen, daß *August* im umgekehrten Falle so gehandelt hätte. Zu seinem Lebensstil hätte es nicht gepaßt.

Während *Lange* annimmt, daß bei beiden Brüdern das Wesentliche aus einem angeborenen Gesetz herauswächst, können wir hier trotz scheinbarer Ähnlichkeit zwei verschiedene Lebensstile sehen. Dazu kommt, daß *Adolf* zu *August* aufzublicken scheint und ihm nacheifert.

Das macht es auch erklärlich, daß, wiewohl beide kriminell geworden sind, der durch die Individualpsychologie oft bewiesene Satz hier gilt: ,,Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe." Entmutigung hat den Aktiven zum Verbrecher gemacht. In den ,,Leistungen" des anderen sehen wir Bemühungen, die so zu verstehen sind, daß ihn die ,,Lorbeeren" des Bruders nicht ruhen ließen.

2. Georg und Ferdinand Meister

Wir entnehmen der Darstellung, daß sich die Eltern vor langen Jahren getrennt, daß die Zwillinge eine Schwester haben. Folgende Stellen zitieren wir wörtlich aus dem Bericht: ,,*Ferdinand* hat eine viel schwerere Rachitis gehabt als Georg und konnte erst mit $4^1/_2$ Jahren laufen. Er ist immer ein wenig schwächlicher und zarter geblieben." ,,Sie waren keine ungezogenen Kinder und untereinander recht verträglich, nur war *Ferdinand* wohl wegen seiner langdauernden Krankheit in der frühen Kindheit immer etwas egoistischer. *Georg* fügte sich ihm gern. *Ferdinand* war mit dem Munde immer ein wenig voraus, *Georg* mit dem Prügeln. Er verteidigte den schwächeren *Ferdinand.*" ,,Mit der Pubertät machte sich bei beiden der Trieb in die Ferne bemerkbar, *Georg* lief von daheim mehrmals davon, mußte ausgeschrieben werden und hielt es an keiner Stelle aus. Auch *Ferdinand* entfernte sich aus seiner Lehrstelle und fand sich erst als Schiffsjunge in seinem Trieb in die Ferne

[1]) *Adler*: Verbrechen und Neurose, Int. Z. f. Individualpsychologie, 3. Jahrg., 1. Heft.

einigermaßen befriedigt. Das erste Davonlaufen geschah bei den beiden Buben von ca. 200 km auseinanderliegenden Ausgangspunkten aus, ganz unabhängig voneinander zu völlig gleicher Zeit."

Georg wird als erster kriminell. Er begeht einige Diebstähle, z. B. stiehlt er ein herrenloses Fahrrad und überfällt bei einem Fluchtversuch aus der Zelle den Aufseher. *Ferdinand* hält sich länger straffrei. Sein Delikt besteht darin, daß er zwei Schreibmaschinen entwendet.

Wie bei dem ersten konkordanten Paare ist das Material für *unsere* Bearbeitung dürftig, da genauere Angaben über die ersten Jahre fehlen. Ferner wäre für unsere Untersuchung wichtig, den Zeitpunkt zu kennen, zu welchem sich die Eltern getrennt haben und an welcher Stelle in der Geschwisterreihe die Schwester steht.

Aus den Angaben über die Kindheit der Zwillinge schließen wir, daß *Ferdinand* wohl infolge der Erkrankung der Verzärtelte gewesen sein mag, der sich seine Mittelpunktstellung gewahrt haben wird und dem sich wohl der Bruder fügen mußte. *Georgs* Position im Elternhause war wohl auf diese Weise die ungünstigere, und so nimmt es uns nicht Wunder, daß er mehrere Male vom Hause weglief. Wir sehen dies sehr häufig bei Kindern, die mehr beachtet zu wünschen werden und die, wie *Adler* sagt, „den Eltern auf diese Weise einen Wink geben wollen". Was dem Somatiker als Wandertrieb in der Pubertätszeit erscheint, kann also frühzeitig trainiert worden sein, wie man diesen trainierten Bewegungsdrang oft bei ehemaligen Rachitikern als Überkompensation findet (*Adler*), und wir verstehen auch, daß dieses bewährte Mittel auf den schwächlicheren, egoistischen *Ferdinand* Eindruck gemacht haben mag. Und so werden wir auch dann nicht von angeborener Anlage sprechen, wenn wir weiterhin hören, daß beide von auseinanderliegenden Ausgangspunkten zu völlig gleicher Zeit davonlaufen. Wir haben gehört, daß sie verträglich waren, und so ist anzunehmen, daß sie, wenn auch räumlich getrennt, dennoch in Kontakt gestanden haben können. Daß *Georg* der aktivere von beiden ist, ist uns verständlich, da er ja die Rolle des Zweitgeborenen gehabt zu haben scheint. Dafür spricht auch, daß er dem *Ferdinand* mit dem Prügeln voraus war und ihn verteidigt hat, wie auch, daß er derjenige war, der mit dem Training zum Davonlaufen begonnen hatte. Auch sein Delikt zeigt die größere Aktivität. Es gehört mehr Aktivität dazu, ein herrenloses Fahrrad zu stehlen und einen Aufseher zu überfallen, als zwei Schreibmaschinen zu entwenden.

In der Zusammenfassung werden sie als mit Haltlosigkeit und Willensschwäche belastet, dargestellt, als sonst ganz gute Kerle, die nur durch Not zu den Delikten gekommen sind. Ein Satz aber taucht auf, der unsere Annahme bestätigt: „Der eine erscheint wie die etwas zartere Ausgabe des anderen." In diesem Falle liegt hier nämlich der Schlüssel zur Lösung des Problems, warum beide kriminell geworden sind. Hier macht der Zartere nicht Anstrengungen, den anderen zu überholen, er ist nicht Konkurrent, sondern tut mit, ahmt nach, sich mit ihm als *eine* Persönlichkeit empfindend. Es ist, als glaubte er sich durch die Kriminalität des Bruders ebenfalls zur Kriminalität „verpflichtet".

Am Schlusse der Zusammenfassung kommt *Lange* auch den von der Individualpsychologie gefundenen Zusammenhängen zwischen Neurose und Verbrechen nahe. Er spricht von den ,,Erholungspausen", die beide Zwillinge gern im Krankenhaus machen und weist darauf hin, wie häufig ehemalige Verbrecher leichter Beschwerden wegen den Weg ins Krankenhaus finden, um sich von der Arbeit zu drücken. ,,Das Krankenhaus wird auf diese Weise wohl recht häufig ein Ventil, aus dem viele schwächliche Impulse verpuffen. Es würde sich lohnen, dieser Frage einmal nachzugehen." Es sei hier wieder auf die Untersuchungen *Adlers* über Neurose und Verbrechen hingewiesen, vor allem auf die Feststellung *Adlers*, daß die Neurose eine Art traurigen Schutzes gegen asoziale Handlungen ist, zu denen der entmutigte Neurotiker nicht die Aktivität aufbringt.

3. Josef und Wilhelm Rieder

Auszug aus dem Bericht: die Mutter ist eine freundliche, ruhige, dabei meist heitere und umgängliche Frau, die aber etwas argwöhnisch ist und nicht immer gut mit Mann und Nachbarschaft auskommt. In zweiter Ehe nach dem frühen Tode des Vaters der Zwillinge heiratete sie einen Mann, von dem sie vor der ersten Ehe schon eine Tochter gehabt hatte. Der Vater hat nicht das erreicht, was man von ihm erwartete. Er war ein ernster, schroffer Mann. Die Buben waren als Kinder gesund, *Wilhelm* immer ein wenig schwächlicher als *Josef.* Der Stiefvater soll sie gut behandelt haben, doch — so heißt es an einer anderen Stelle — sie wurden christlich und streng aufgezogen, mit vielen Schlägen deshalb, weil sie rechte Gassenbuben waren, wie *Wilhelm* angibt. ,,Nun, sie waren nicht bloß Gassenbuben, sondern schon frühzeitig recht ‚schwere Jungen'." Sie sind der Schrecken ihrer Lehrer. Ihr Betragen in der Schule ist nicht zu beschreiben. Sie sind bei ihrem Treiben eine große Gefahr nicht nur für ihre Mitschüler, sondern auch für den ganzen Stadtbezirk. Zunächst einmal wird *Wilhelm,* noch nicht 13jährig, mit einem Verweis bestraft, weil er auf Anstiften eines anderen bei der Messe eine ganze Reihe kleiner Gegenstände stiehlt. Kurz darauf entwendet *Josef* aus einer Auslage einen Liebesbriefsteller und Stahlfedern. Sie begehen dann zusammen mehrere Straftaten, kommen zunächst zur Mutter zurück und führen sich hier plötzlich ordentlich, auch in der Fortbildungsschule, in die sie dann kommen. *Wilhelm* zeigt offensichtlich Reue und scheint dem Lehrer der bessere. Dieser rät dringend, man solle die Knaben nicht zusammen lassen. Dafür braucht man freilich nicht zu sorgen. Sie haben beide den Drang in die Ferne. *Josef* verschwindet schon Oktober 1904 für drei Wochen und wird schließlich von einem Schutzmann aufgegriffen. *Wilhelm* läuft 1906 seinem Meister davon und wird einige 100 km weiter ,,auf Wanderschaft" festgenommen. *Wilhelm* wird dann Maler, wohnt bei der Mutter und hält sich mehr als ein Jahrzehnt straffrei. Anders *Josef,* der lange in der Ferne war und bis zum 20. Jahre noch manches ,,Unglück" erlebt, Sachbeschädigung, Körperverletzung, Bettel. *Wilhelm* wird im Felde verschüttet, bekommt darauf nervöse Beschwerden, Zittern, ,,Anfälle" und gerät, als er entlassen wird, auf die Bahn des Schiebers.

Die Unterschiede im kriminellen Verhalten werden dadurch erklärt, daß *Josef* unter dem Einfluß seiner ordentlichen Frau konsolidiert erscheint, während *Wilhelm* seine erste brave Frau verliert, unter dem Einfluß einer zweiten viel zu leiden hat und so, wie es in der Zusammenfassung heißt, einer dritten in die Arme getrieben wird, die einen leichtsinnigen Anhang hat, von dem er sich nicht freimachen kann.

Die Familienatmosphäre scheint nicht besonders günstig gewesen zu sein. Die argwöhnische Mutter, zur Pflege des Gemeinschaftsgefühls vielleicht recht wenig geeignet, der frühe Tod des Vaters, die baldige Wiederverehelichung der Mutter, der schroffe Stiefvater, all das stellt Verlockungen dar, sich beraubt zu fühlen und auf die unnützliche Seite des Lebens zu geraten.

Wieder ist einer der Zwillinge schwächlicher als der andere, und sein Lebensstil verrät die stärkere Verwöhnung. *Josef,* der Kräftigere, zeigt in seinem Bewegungsgesetz die größere Aktivität. Während *Wilhelms* erste Straftat das Entwenden kleiner Gegenstände ist, übertrumpft ihn *Josef* kurz nachher

mit einem Einbruch. Auf die offensichtliche Zurücksetzung, die er bald darauf in der Fortbildungsschule durch den Lehrer erfährt, der *Wilhelm* als den besseren bezeichnet und ihn von ihm trennt, antwortet er mit Davonlaufen. Wir sehen hier, ganz ähnlich wie bei den Brüdern Meister, diesen „Trieb" bei demjenigen von beiden, der in der ungünstigeren Position ist, zuerst in Erscheinung treten und finden es auch hier nicht verwunderlich, daß der andere dieses Mittel, sich Schwierigkeiten zu entziehen, aufgreift. Ebenso ist nicht erstaunlich, daß *Wilhelm*, der dann zur Mutter zurückkommt, bei der er als der Schwächere vielleicht von Anfang an mehr Wärme genossen hat, mehr als ein Jahrzehnt straffrei bleibt, während *Josef* sich in der Ferne mehr schlecht als recht durchkämpft. Seine weiteren Delikte zeigen, wie sein erstes, die größere Aktivität, während *Wilhelm* sich zunächst im Felde den Gefahren durch neurotisches Verhalten entzieht und sich dann als Schieber betätigt. So spiegelt sich auch in der Wahl seines Deliktes der höhere Grad seiner Schwachmütigkeit. Unserer Auffassung nach hat auch die Art, in der jeder von ihnen das Liebesproblem zu lösen versucht, der ihrem Lebensstil adäquaten Stellungnahme entsprochen. Uns scheint, als ob weniger die Tüchtigkeit der Frau es war, die *Josef* zum ordentlichen Menschen machte; unsere Erfahrung lehrt uns, daß im Gegenteil der Schwachmütige selten einen tüchtigen Partner verträgt; vielleicht war sie viel eher der Mitmensch, bei dem *Josef* endlich Wärme gefunden hat, deren er sich beraubt glaubte. Was *Wilhelm* anbelangt, stehen wir auf dem Standpunkt, daß er für Schwierigkeiten überhaupt, also auch für Schwierigkeiten innerhalb der Ehe, außerordentlich schlecht vorbereitet war. Ein Zwang, „sich in die Arme einer Frau treiben zu lassen", hat wohl für ihn nicht bestanden. Daß er in diese Situation geraten ist, erscheint uns dadurch verständlich, daß er eben die seiner Lebensform gemäßen Schritte unternommen hat.

Zusammenfassend möchten wir sagen: der sich in der Rolle des Zweitgeborenen Bewegende scheint auch hier ähnlich wie bei den Brüdern *Meister* der Tonangebende. Deutlich tritt auch hier die Verschiedenheit der Lebensstile hervor, und so scheint es uns, als ob unsere Auffassung weiterführen würde als die im Buche dargelegte. *Lange* sieht die beiden als typische „exogene" Verbrecher auf der Grundlage ihrer Veranlagung. Wir, mit unserer Auffassung, sehen den Fall anders. Wir wiederholen: die frühkindliche Stellungnahme zu den endogenen und exogenen Faktoren kann einen irrtümlichen Lebensstil formen, der dem Individuum dann zum Verhängnis werden kann, wenn die Forderungen des Lebens nahe rücken und es sich ihnen kraft seines irrtümlichen Stiles, den es sich selbst konstruiert hat, nicht gewachsen fühlt. So können Menschen, weil sie für die nützlichen Aufgaben des Lebens nicht vorbereitet sind, auf die Bahn des Verbrechens geraten. Der eine, weil er sich verkürzt fühlt und deshalb gegen die Gesellschaft Stellung nimmt, wie in dem vorliegenden Falle vielleicht *Josef*, der andere, weil er, schwächlich und verweichlicht, auf den anderen sieht und sich in seiner Haltlosigkeit bemüht, sich nach dem Bruder zu richten und später der Wärme verlustig wird, an die er gewöhnt war.

4. Wolfgang und Herbert Lauterbach

Lange: die Zwillinge sind Erstgeborene, Siebenmonatkinder. *Herbert* machte eine besonders schwere Diphtherie durch, mit der er seine größere Schwächlichkeit, Stimmritzenkrämpfe, die er vom 5. bis 7. Lebensjahre hatte und später Ohnmachten vom 6. bis 13. Lebensjahre in Zusammenhang bringt. „*Wolfgang* hatte etwas größere Hände und Füße, Schuhnummer 42, *Herbert* hatte Schuhnummer 41." Die beiden Brüder haben sich bis auf Kleinigkeiten immer gut vertragen. Der Vater soll tatkräftig, die Mutter phantasievoll, hysterisch, leicht pseudologisch gewesen sein.

Wolfgang: dient im Kriege, beschäftigt sich schon vor und während dieser Zeit mit „Erfindungen", ist Hochstapler großen Formats, legt sich die Baronie zu, täuscht eine Menge angesehener Persönlichkeiten, selbst Techniker und Ingenieure durch geraume Zeit, lebt auf großem Fuße. Sein Auftreten ist so suggestiv, daß schließlich das Gericht ihm bei großer Skepsis noch viel zu viel glaubt.

Herbert: wurde nicht eingezogen, weil er zu schwächlich war. Er macht *militärisch* äußerst „wichtige" Erfindungen. Er meldet sich schließlich, nachdem er sich durch unkorrekte Geschäftsgebarung als Buchhalter Schwierigkeiten zugezogen hatte, freiwillig bei den *Fliegern*. Er will zahllose Orden erhalten und 700 Feindflüge gemacht haben, abgestürzt und abgeschossen worden sein. In seiner Wohnung hatte er später einen Offiziersäbel an der Wand hängen, ist aber tatsächlich nie mehr als Unteroffizier geworden. Nach dem Kriege will er gleich zwei Kindern auf einmal das Leben gerettet und deshalb die Rettungsmedaille erhalten haben.

Lange mit Bezug auf beide: „Ein gewisser Unterschied besteht insofern, als *Wilhelm* brutaler und kälter ist als *Herbert*, daß er sich noch wesentlich mehr zutraut." — „*Denn Herbert sah die großen Chancen, die dem ‚genialen' Bruder in der Gefangenschaft nicht mehr zugänglich waren, und nun ging er, der keinerlei entsprechende Vorbildung besaß, den Weg des Bruders, erfand auf Gebieten, die es dem Erfinder von wirklichem Format reichlich sauer machen.*" „. . . mag sein, daß *Wilhelm* bis zu einem gewissen Grade doch der Führende war."

Die individualpsychologische Betrachtung knüpft an die letzte Feststellung *Langes* an. In diesem Falle ist die Möglichkeit, sich zurückgesetzt zu fühlen, die auf Grund seiner Schwächlichkeit für den einen Zwilling bestand, so deutlich, daß sie von niemandem ignoriert werden kann. Aus der Tatsache, daß die Mutter phantasievoll, hysterisch, leicht pseudologisch war, zieht *Lange* den Schluß, daß die Zwillinge mit einer Neigung zur Wirklichkeitsumbiegung geboren wurden, während wir in dem Gehaben der Mutter eine Verlockung sehen, dem Schein zuzustreben, der die Zwillinge unterlegen sind und die sie auf die Bahn der Hochstapelei gebracht hat. Dem Bericht ist zu entnehmen, daß sie sich immer gut vertragen haben, was wohl so aufzufassen ist, daß sich der Schwächere vom Stärkeren ins Schlepptau nehmen ließ. So ist auch in diesem Falle das Phänomen wohl das gleiche: *beide* sind kriminell, aber nur der eine hat seine Lebensform so konstruiert, daß er als „der Hochstapler" erscheint; dem zweiten ist es nicht vollkommen gelungen, da er sich von dem „genialen" Bruder in den Schatten gestellt sah. Er erscheint wie ein schwacher Abklatsch, eine Kopie des anderen.

5. August und Karl Ostertag

Der Fall dieser Brüder zeigt deutlich die Gefahr, die Zwillingen droht, sich als Halbheit zu empfinden. Keiner von ihnen glaubt, allein für sich stehen zu können, jeder bezieht sich auf den anderen, ohne daß sie, haltlos, wie sie sind, sich ergänzen könnten. Aus der Familiengeschichte geht hervor, daß der Vater der entmutigte Sohn eines Universitätsprofessors ist, ängstlich, unentschlossen. Die Mutter soll früh gestorben sein; leider fehlt die Angabe, in welchem Alter die Zwillinge waren, als die Mutter starb. Die Haushälterin, die dann die dominierende Rolle im Hause eingenommen haben soll, soll ihnen nicht freundlich gesinnt gewesen sein.

Wieder ist, wie bei allen bisher besprochenen Fällen, einer von ihnen, hier *August*, der kräftigere. „Bei allen Streichen", heißt es, „war *August* der Tonangebende, aber *Karl* machte gern mit. Hatten sie in der Kindheit eine Bitte, so mußte *August* sie vortragen." Auch in der Folgezeit hat *August* die Initiative. So wie er der Anführer bei den Streichen

gewesen war und *Karl* bloß ,,mit"machte, so übernimmt er ein Geschäft, packt es gleich zu groß an und *Karl* tut mit. Aus der Darstellung ist sehr schön zu ersehen, wie *August*, der immer der Aktive ist, die schiefe Bahn betritt und den Bruder mitreißt. Während *Karls* Abwesenheit steckt *August* das Vermögen von *Karls* Frau ins Geschäft, lockt dann später im Einverständnis mit *Karl* dem Vater eine große Summe heraus. Als die Sache aufkommt, ergreift *Karl* die Flucht, ebenso später, als *August* wieder in seiner Abwesenheit Wechsel gefälscht hat. Er wird hiervon telephonisch in einer fremden Stadt verständigt, in der er mit seiner Frau ist. Er verschwindet, läßt seine Frau im Theater sitzen und reist blindlings davon — was gleichzeitig ein Licht darauf wirft, wie er das Problem der Liebe und Ehe gelöst hat. Übrigens bietet der Bericht noch einen zweiten Hinweis darauf, daß er sich diesem Problem gegenüber nicht sehr mutig verhalten hat: er ist bei der Hochzeitsfeier ohnmächtig geworden.

Was sich nachher im Leben der beiden abspielt, ist immer dasselbe, jeder macht die seinem Lebensstil entsprechenden Bewegungen.

Beide haben zunächst untergeordnete Stellungen inne: *August* die besser dotierte, wird jedoch kriminell. Er begeht Diebstähle. Nach der Haftentlassung nimmt ihn *Karl* bei sich auf, sie übernehmen wieder gemeinsam ein Geschäft, dessen offizieller Inhaber *Karl* ist, doch hat *August* wieder die Oberhand. Bald verliert *Karl* jeden Überblick, *August* schaltet und waltet unkontrolliert. Als *Karl* die Katastrophe herannahen fühlt, fährt er davon (dasselbe Verhalten wie beim erstenmal!). Diesmal sagt er, er habe Selbstmordabsichten gehabt. ,,Sein Morphium", heißt es in dem Bericht, ,,hatte er im Kassenschrank ‚vergessen'" mit einem Zettel, man solle ,,es nicht in unrechte Hände fallen lassen". Strafmildernd für *Karl* war seine ,,psychopathische Wesensart". Aus den Akten war nämlich hervorgegangen, daß er von einer militärischen Übung wegen angeblicher Epilepsie befreit worden war. Tatsächlich hat er selbst lachend erzählt, die Übung habe ihm nicht gepaßt. ,,Auch später", heißt es, ,,dienten ihm die Anfälle mehrfach, sich aus unangenehmen Situationen zu befreien."

In der Zusammenfassung werden zunächst die gleichen Neigungen hervorgehoben und hinzugefügt, daß sich die beiden Brüder immer ausgezeichnet vertragen, Eifersucht aufeinander nie gekannt haben, woraus sich für uns die Erklärung für die ähnlichen Charakterzüge ergibt. Aber auch die wichtigen Wesensunterschiede werden eingehend besprochen, wodurch, wenn auch von *Lange* nicht genügend gewürdigt, die beiden Lebensstile klargelegt werden. Zum Schlusse hebt *Lange* hervor, daß sie aus ,,einem Milieu stammen, in dem ihnen nichts abging; sie sind mit Ansprüchen aller Art groß geworden". Was er hier meint, deckt sich mit unserem Begriff der Verzärtelung, was auch aus dem folgenden Satz hervorgeht: ,,Ihr relativ zu großes Genußbedürfnis im Zusammenhang mit Bequemlichkeit, Faulheit, Leichtsinn im engeren Sinn des Wortes und dem mangelnden Mut, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen, überhaupt große innere Feigheit, das ist ihre Schuld."

Wenn wir auch von Schuld nicht sprechen wollen, da jeder nach seinem Lebensgesetz handelt, ohne den darin enthaltenen Irrtum zu verstehen, so erkennen wir doch in der Verzärtelung das Übel, das zur Kriminalität geführt hat, und es erscheint uns nicht nötig, die ,,Anlage" zu Hilfe nehmen zu müssen.

Den einen, Aktiven, ließ sein Genußbedürfnis die Bahn des Verbrechens gehen, seine Schwachmütigkeit legte ihm wohl dabei die Meinung nahe, daß er nur auf Kosten anderer, nicht durch eigene Kraft, zu Wohlleben gelangen könne. So wurde *er* kriminell. Der andere, der sich vielleicht so empfand, als wäre er ein Stück von seinem Bruder, war wohl Wachs in dessen Händen, und so läßt sich seine Kriminalität erklären. Er ließ sich treiben, tat mit. Hätte er sich nicht als Halbheit empfunden, wäre von ,,Anlage" nichts zu merken gewesen.

6. Ferdinand und Luitpold Schweizer

Bei der Beschreibung dieses Paares wird gleich in der Einleitung hervorgehoben, daß die Brüder „*schon*" mit acht Jahren getrennt worden sind, und im Schlußwort wird auf diese Stelle hingewiesen und bemerkt, daß das spätere äußere Schicksal der Brüder verschieden genug erscheine, und man könnte zur Erklärung an die verschiedenartigen Erziehungseinflüsse in den Kinderjahren denken. Dennoch gehe das schwerlich an, und ein näherer Einblick zeige, daß beide ganz aus dem gleichen Stoffe seien.

Hier zeigt sich wieder, daß man weder mit der Anlage noch mit der Milieutheorie sein Auslangen findet, auch nicht, wenn man beide kombiniert, sondern daß erst die individualpsychologische Beleuchtung größere Klarheit bringt. Die ersten vier oder fünf Jahre sind für die Fixierung des Lebensstils wichtig. In dieser Zeit sind die Brüder zusammen aufgewachsen, und es wird betont, daß die Erziehung durch die Mutter gut und liebevoll war. Wenn bei beiden der Mangel an Willensfestigkeit hervorgehoben wird, so können wir das wohl mit Unselbständigkeit übersetzen, eine Erscheinung, die wir als einen der wesentlichsten Züge des verzärtelten Kindes kennen, und daß sie verzärtelt sind, macht es wohl aus, daß sie „wie aus gleichem Stoff" erscheinen.

Luitpold, der Erstgeborene und Schwächere ist länger in der günstigeren Position verblieben, da er nach dem Tode der Mutter zu einem gütigen Pflegevater kam. Für ihn tritt die schwierige Situation erst dann ein, als man Leistungen im Hause des Pflegevaters von ihm fordert. „Er ging nachher auf Nimmerwiedersehen davon, gerade in einem Zeitpunkt, in dem man ihn notwendig gebraucht hätte." *Ferdinand* kam zunächst zu einem Händler und dann zu einem Bauern. „Er wurde dort streng und lieblos angefaßt. Er rückte von dort aus und ging zur Großmutter, die ihm in allem nachgab, also, wie *Adler* sagt, „zur Wärme zurück". Da ein verzärteltes Kind durch Strenge nicht selbständig wird, wundert es uns nicht, daß er, der bis dahin gelernt und sich gut geführt hatte — es war der Zwang, der das bewirkte — sich nun fallen läßt. Wir können hier konstatieren: er ist derselbe, der er war, einer, der nicht mittut, nicht mitarbeitet, was sich, wenn der Druck von ihm gewichen ist, deutlich zeigt.

Beide hat die Verzärtelung auf die Bahn des Verbrechens geführt. Daß sie sich, was Häufigkeit und Art der Delikte anbelangt, voneinander unterscheiden, ist zu erklären, denn innerhalb der großen Gruppe der Verzärtelten gibt es, wie *Adler* immer wieder hervorhebt, tausend Nuancen. „*Luitpold* ist es im ganzen besser gegangen" (*Lange*), d. h. er stand weniger oft vor schwierigen Situationen, die erwiesen hätten, daß er, wie sein Bruder, nicht für sie vorbereitet war. Daß die Art der Delikte verschieden ist, ergibt sich aus der Verschiedenheit der Lebensstile. *Luitpold*, der Erstgeborene und Schwächere, der vielleicht an der Macht gewesen war, kann Niederlagen schwer ertragen. Er geht gegen den Rivalen mit dem Messer los. *Ferdinand* handelt wie einer, der sich beraubt fühlt — er beraubt andere.

Während wir also als Übereinstimmung die Verzärtelung ansehen, die beide zu haltlosen Menschen machte, meint *Lange*, daß „auch hier mit größter Wahrscheinlichkeit die anlagemäßige Beschaffenheit das Entscheidende sei".

7. Karl und Ludwig Diener

Hier wollen wir wieder mit einer Konstatierung *Langes* beginnen, die er selbst unterstreicht, freilich aber zugunsten seiner, die Anlage betonenden Auffassung verwertet.

„Es mag kein Zufall sein, daß er (*Ludwig*) es ist, der sich als Kleinkind besser entwickelt hat." Die Situation scheint in diesem Falle nämlich so zu sein, daß *Ludwig* sich als der Stärkere fühlt, während *Karl* große Anstrengungen macht, ihm über den Kopf zu wachsen. Letzterer ist derjenige, der in der Kindheit weit schwächlicher war, der erst mit $2^1/_2$ Jahren laufen und mit drei Jahren sprechen lernte.

„Die Zwillinge sind die jüngsten Kinder, der älteste Bruder ist gut 20 Jahre älter als sie". Die Mutter, eine gute, ordentliche Frau, verstand es aber nicht, die Söhne im Zaum zu halten. „Der Vater war ein roher Trinker, der lange Jahre von seiner Familie fern war. Der Zweitgeborene, ausgezeichnet durch Fleiß, Geschicklichkeit und Nüchternheit soll sich lange Zeit der Zwillinge getreulich angenommen haben.

Aus diesen Angaben läßt sich schließen, daß die Verlockung, auf schiefe Bahn zu geraten, in der Stellung in der Geschwisterreihe und in dem ungünstigen Milieu gelegen haben mag. Vielleicht hat neben dem Alkoholismus des Vaters, der Schwäche der Mutter, gerade die Biederkeit des älteren Bruders als entmutigendes Element ungünstig auf die Stellungnahme der beiden eingewirkt. *Ludwig* macht den Anfang, wird als erster kriminell (stiehlt). Späterhin lassen er und der Bruder sich in Raufhändel ein, wobei ihn *Karl* zu übertrumpfen sucht und zum Messerstecher wird und nebstbei die Wache beleidigt. Nach Verbüßung der Strafe läßt *Ludwig* sich nichts mehr zuschulden kommen. *Karl* hingegen setzt die Laufbahn fort, läßt sich wieder in Raufhändel ein und tötet einen, indem er ihn ersticht. Im Aufbau seines Lebensstiles spielt wohl das Streben, andere zu überwinden, den Helden spielen zu wollen, zufolge seiner Position als der Schwächere von beiden eine weit größere Rolle.

Und so stehen wir auch hier wohl wieder vor der Tatsache, daß beide kriminell geworden sind, begnügen uns aber nicht mit dem Schluß, daß Anlage plus Milieu in Rechnung zu ziehen sind, sondern meinen, daß jeder aus seiner Stellung heraus, den Verlockungen der endogenen und exogenen Faktoren erlegen ist und daß die Art, wie sie sich aufeinander bezogen haben, den Unterschied ihrer Stile ausmacht. So ist es zu erklären, daß *Ludwig* „nur" ein gewöhnlicher Dieb wird, der bald „ein Einsehen" bekommt, während *Karl* sich zum Messerstecher ausbildet.

8. Gebrüder Maat

In diesem Falle handelt es sich um zwei Homosexuelle. Leider erfahren wir aus ihrer Kindheitsgeschichte sehr wenig, nur, daß sie einer ausgezeichneten Familie entstammen und äußerst schwer erziehbare Kinder waren. Sie werden als sehr nervöse egozentrische Menschen geschildert, ohne jede Menschenliebe, äußerst ängstlich für die eigene Person und wurstig gegen alles andere. Daß bei einem solchen Mangel an sozialem Interesse die Lösung der Liebesfrage nicht auf normalem Wege angestrebt werden, sondern die Homosexualität als der „schäbige Rest der Sexualität" (*Adler*) in Erscheinung treten kann, ist leicht möglich, besonders wenn etwa durch femininen Habitus unterstützt, die irrtümliche Meinung entstehen kann, sie seien nicht vollwertige Männer.

An dieser Stelle scheint es uns wichtig, uns auf Gedanken *Adlers* zu beziehen, denen er in dem Artikel „Sexuelle Perversionen" (November-Dezemberheft 1932 dieser Zeitschrift) Ausdruck gegeben hat. Er meint dort, daß sich bei Pseudohermaphroditen häufig Mißbildungen finden, die die Ähnlichkeit mit dem anderen Geschlecht vortäuschen. „Tatsache ist, daß jeder Mensch spurweise Anteile des anderen Geschlechts in sich trägt, wie auch Sexualhormone des anderen Geschlechts im Urin. Da kommt man auf einen Gedanken, der kühn erscheint: daß in jedem Menschen ein Zwilling steckt. Es gibt die verschiedensten Formen von Andeutung der Zwillingschaft, und das Problem der Gleichzeitigkeit zweier Geschlechtsformen im Menschen wird sich in der Zukunft im Zwillingsproblem auflösen. Wir verstehen, daß jeder Mensch aus männlichem und weiblichem Material geboren wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir bei der Zwillingsforschung auf Probleme stoßen,

die uns bezüglich des Hermaphroditismus, der in jedem Menschen angedeutet ist, größere Klarheit geben.“

Bei den dürftigen Angaben in diesem Falle lassen sich über die Entstehung der Homosexualität schwer Möglichkeiten erwägen. Beide sind wegen homosexueller Umtriebe verhaftet worden. Wichtig erscheint uns, daß die Darstellung mit folgendem Satze schließt: „Heute erscheint der eine Bruder zum mindesten ganz vorwiegend heterosexuell eingestellt zu sein.“ Die hier festgelegten Tatsachen, wie auch die Formulierung „eingestellt“ sprechen für unsere Annahme, daß Homosexualität nicht angeboren, sondern ein „Kunstprodukt“ (*Adler*) ist. Dennoch schließt *Langes* Zusammenfassung mit folgenden Sätzen: „Ich brauche diesem Bericht eigentlich kein Wort hinzuzufügen. Daß hier die Anlage eine ganz entscheidende Rolle spielt, ist fraglos.“

9. Antonie und Amalie Messer

Um die Fehlentwicklung dieses Zwillingspaares zu verstehen, wollen wir zunächst auf einen Satz des Berichtes hinweisen: „Sie sind bloß halbe Menschen“, schreibt ihre Mutter über sie. Es ist leicht möglich, daß die Mutter gut gesehen hat und sie sich tatsächlich als halbe Menschen empfunden haben. Dieses Gefühl, das die ganz eigenartige Zwillingssituation ihnen nahelegen kann, ist, wie wir bereits bei einem früher besprochenen Fall erwähnt haben, geeignet, eine ganz besonders erhöhte Unsicherheit hervorzurufen. Von *Antonie* hören wir, daß sie diejenige ist, die leichter erregbar, vielleicht also die Aktivere ist. Beide waren schon als Kleinkinder Sorgenkinder, liefen mehrfach davon und ergaben sich frühzeitig einem unsittlichen Lebenswandel, der sie späterhin in Konflikte mit dem Gericht brachte.

Im Falle dieses Zwillingspaares wird die sexuelle Haltlosigkeit als eine endogene Ähnlichkeit aufgefaßt. Wir verstehen, daß zwei Individuen, die sich als Halbheit empfinden, eine Verstärkung ihres Minderwertigkeitsgefühls noch dadurch erfahren können, daß sie sich auch noch in ihrer Mädchenrolle als Menschen zweiten Ranges empfinden. Da sie aus Mangel an Selbstvertrauen sich keine Leistung zutrauen, können sie dazu gelangen, sich auf leichte Weise durch Sexualbeziehungen das Gefühl der Erhöhung des Persönlichkeitswertes verschaffen zu wollen. Verständlich wäre es uns, daß die Aktivere hier mit ihrem Beispiel vorangehen könnte, während die andere, sich nach ihr richtend, nachahmt.

10. Georg und Adolf Krämer

Bei diesem Paare wird hervorgehoben, daß es nur hinsichtlich des weiteren Begriffes „Kriminalität“ konkordant ist. Die Art der Delikte weist keine Ähnlichkeit auf.

Wir erfahren bezüglich der Stellung in der Geschwisterreihe, daß die Zwillinge in der Mitte stehen. Vor ihnen sind drei Brüder, die als wirtschaftlich tüchtig, gleichzeitig aber als jähzornig, verschlossen, roh, kalt, dem Alkoholgenuß ergeben, beschrieben werden. Alle drei sind wegen Körperverletzung bestraft. Auch der Vater ist mehrfach wegen Körperverletzung bestraft. Die Mutter wird als gutmütige, opferfähige Frau geschildert.

„Nur Georg und Adolf haben einen etwas kurzen Verstand“, heißt es in der Beschreibung. Beide sind offenbar recht ängstlich, und zwar Adolf ausgesprochener. „Wenn ich durchs Dorf gehe und die Leute schauen mir nach, werde ich rot“, sagt er. Die jetzt 20-jährigen Burschen haben bisher mit Frauen noch nichts zu tun gehabt.

Vom individualpsychologischen Standpunkt aus gesehen, scheint es sich in diesem Falle um zwei Verzärtelte zu handeln, die deutlich neurotische Züge zeigen, und zwar scheinen sich diese Zwillinge nicht als Einheit, sondern

als Konkurrenten empfunden zu haben. Dafür spricht *Adolfs* Delikt. Er hat gestohlen und gibt sich, um sich zu retten, als seinen Bruder aus, dem anderen die Schuld zuschiebend. Der Aktivere ist *Georg*, der offenbar den Konkurrenzkampf mit den älteren Brüdern aufnimmt und ihnen nachzuahmen strebt. Dies ist aus folgender Schilderung zu entnehmen: er ist mehrfach wegen Körperverletzung bestraft, und bei der letzten Strafe handelt es sich um eine Messerstecherei aus starkem Alkoholgenuß heraus. „Zwei seiner Brüder und ein besonderer Messerheld sind dabei, *jedoch nur Georg sticht zu und verletzt den anderen dreimal.*"

Auch aus diesem Bericht sind trotz der wenigen Anhaltspunkte, die er uns bietet, die verschiedenen Lebensstile der beiden zu ersehen, die auch die Verschiedenheit der Delikte erklärlich machen.

Beide mögen wohl durch entmutigende Faktoren — ihre Stellung zwischen tüchtigen und gescheiten Geschwistern ist hier wohl nicht zu übersehen — zu dem Eindruck gelangt sein, daß sie sich durch nützliche Leistungen nicht durchs Leben werden schlagen können, aber das Kriminellsein sieht doch bei jedem anders aus. Jeder hat seine eigene Gangart (*Adler*), die der Meinung entspricht, die er sich von sich selbst und der Umwelt gebildet hat. *Aus seiner Meinung heraus* also handelt jeder von ihnen und nicht, weil die Anlage ihn dazu drängt.

III.

Überblicken wir das gesamte besprochene Material *Langes*, so sind wir von Bewunderung erfüllt über das tiefe psychologische Verständnis, das aus ihm spricht, wie über die ungeheure Mühe, die es gekostet haben mag, es zusammenzutragen und zu sichten. Da es von anderen, als von unseren Gesichtspunkten aus gesammelt ist, fehlen natürlich viele Angaben, die wir für unsere Forschung wichtig finden. Wir hoffen aber doch gezeigt zu haben, daß die Ähnlichkeit der „psychischen Konstitution" (*Adler*) überhaupt, wie die Kriminalität der eineiigen Paare im besonderen nicht durch die Anlage zu erklären ist. Uns erscheinen vielmehr gewisse Faktoren bei der Bearbeitung dieses Problems einer größeren Beachtung wert, als die, die ihnen *Lange* zuweist.

Wenn man die Schicksale von Verbrechern verfolgt, mögen sie nun zu verschiedenen Zeiten gelebt haben oder durch ganze Länder getrennt gewesen sein, so fällt häufig die frappante Ähnlichkeit ihrer Lebensläufe auf, die, würde es sich um Zwillinge handeln, zur Stützung der Anlagetheorie herangezogen würde. Zu erklären ist dies zuerst durch die Tatsache, auf die *Adler* als eine der bezeichnendsten Bewegungsformen des Verbrechers hingewiesen hat, nämlich die „verkürzte Aufmarschbreite": „einer ist nicht für das ganze Problem vorbereitet, er zerstückelt es. Das wird sich in dem Bestreben zeigen, gewisse Teile des Problems auszuschalten. Daher macht er seine Fehler immer in der gleichen Weise, ein Taschendieb bleibt ein Taschendieb, ein Einbrecher immer ein Einbrecher". Ein anderer Umstand, der in manchen Fällen diese Ähnlichkeit verständlich macht, ist der, daß es dem einmal Bestraften oder unter Aufsicht Gestellten sehr schwer wird, sich aus den Fängen der Justiz-

maschine zu befreien. Es hieße den Rahmen dieser Arbeit überschreiten, wollte man darauf näher eingehen; die Soziologie, sowie auch die schöne Literatur hat dieses Thema öfters behandelt.

Ein noch wesentlicherer Faktor ist die Zwillingsatmosphäre: „zweimal derselbe oder anders gesagt: immer nur eine halbe Portion!" (*Poll*), die *bald als Band, bald als Fessel* (*Poll*[1]) *empfunden*, in ihrer Bedeutung nicht genügend gewürdigt werden kann. Unseres Erachtens wird *Lange*[2]) dem Einfluß, den diese Atmosphäre ausüben kann, nicht ganz gerecht, wenn er ihn auch berücksichtigt; so z. B. sagt er, sich gegen die Betonung angeblich absoluter Gleichheit wendend, folgendes:

„... ich habe endlich eine Lehrerin gebeten, mir die Noten von ähnlichen Zwillingen, die ein zehnklassiges Lyzeum von Anfang bis Ende besucht hatten, zusammenzustellen. Von der klugen und nachdenklichen Dame wurde jedoch geäußert, daß die hierbei sich ergebende verblüffende Übereinstimmung trügerisch sein könne. Seien die Zwillinge in einer Klasse und würden sie infolge ihrer körperlichen Ähnlichkeit häufig verwechselt, so färbe das Urteil über die eine auf jenes über die andere ab und umgekehrt, und die Zwillinge müßten ähnlicher erscheinen als dies der Wirklichkeit entspreche. Diesem nachdenklichen Urteil gibt mein eigenes Material recht. Fahndet man nach Gleichheiten, dann findet man freilich häufig gleichartige Begabungstypen gerade nach bestimmten Richtungen hin, aber bei 17 verwertbaren Paaren ergaben sich mindestens 13mal sehr deutliche und vor allem in ihrer Auswirkung wichtige Unterschiede. Mehrfach blieb der eine Zwilling um eine Klasse hinter dem anderen zurück, wiederholt versagte der eine in Fächern, in denen der andere sich auszeichnete ... So findet sich wiederholt, daß der schwächer begabte Zwilling eitler ist, mehr nach außen hervortritt, einen brennenden Ehrgeiz entwickelt und, wenn auch unbewußt, dem anderen den Rang abzulaufen sucht ... Ich habe das Glück gehabt, auch ein erwachsenes Zwillingspaar zu untersuchen, von dem der schwächer begabte sich zum ausgesprochenen Künstler entwickelte, während der andere zu einem äußerst materiell eingestellten Kunsthandwerker wurde ... Von einem anderen entsprechenden Fall hat mir *Siemens* berichtet. Gewisse wohl ursprüngliche Charakterunterschiede wirkten bei beiden Paaren in dieser Entwicklung mit. Die größere Stetigkeit, der Fleiß führt zum Künstler. *„Le génie est une longue patience."*

„... Ich selbst habe nur ein einziges Mal wirklich gleiche Charaktere gefunden, allerdings würde auch ich zu ähnlichen Ergebnissen gekommen sein, wie die Autoren, wenn ich mich mit den ersten Angaben begnügt hätte. In diesen nämlich wird meist die angebliche absolute Gleichheit betont. *Es beruht dies darauf, daß, ganz wie die weitere Umgebung, auch die Zwillinge von Jugend auf meist auf die Gleichheit eingestellt sind. Diese zeichnet sie gegenüber Geschwistern und Altersgenossen aus und gibt ihrem gesamten Erleben etwas Gemeinsames. Vielfach verschwindet das Icherleben hinter einem Wirerleben, das stärker ist, als alles andere.*"

Auch *Hartmann und Stumpfl*[3]) kommen unserer Auffassung nahe, wenn sie hervorheben:

„Selbstverständlich wird man nicht berechtigt sein, etwa aus dem Vergleich einzelner eineiiger und zweieiiger Zwillingspaare Schlüsse in dem Sinne zu ziehen, daß ein deutliches Vorwiegen konkordanten Verhaltens bei den eineiigen als Beweis wesentlich idiotypischer Merkmalsbedingtheit angesehen werden müßte. Hier ist nur der Weg gangbar, den *Lange* in seiner glänzenden, in vieler Hinsicht vorbildlichen Arbeit ‚Verbrechen als Schicksal' gewählt hat. Wir möchten aber nicht verschweigen, daß uns auch dieser Weg (eines serienweisen Vergleiches eineiiger und zweieiiger Zwillinge hinsichtlich ihrer Merkmalskonkordanz) dort, wo es sich um die Untersuchung psychischer Merkmale handelt, noch einen Einwand offen zu lassen scheint. Es ist nämlich offenbar so, daß *die Besonderheit gegenseitiger Gefühlsbindung bei den Eineiigen, die sicherlich teilweise reaktiv auf die Wahrnehmung der Ähnlichkeit und auf das Verhalten der Eltern, Lehrer usw.* (*Verwechslung!*) *entstanden zu denken ist und die auf dem Wege der Identifizierung die größtmöglichsten Chancen gegen-*

---

[1]) *Heinrich Poll*: Zwillinge in Dichtung u. Wirklichkeit. Berlin, Springer, 1930.

[2]) *Johannes Lange*: Leistungen der Zwillingspathologie f. d. Psychiatrie, Allg. Z. f. Psychiatrie, 90. Bd. Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter & Co.

[3]) *Heinz Hartmann* und *Friedr. Stumpfl*: Psychiatrie bei eineiigen Zwillingen, Z., f. ges. Neurol. u. Psych. 1930, Bd. 123.

seitiger Beeinflussung schafft, hier, bei den psychischen Merkmalen, für die sonst einwandfreie Galtonsche Vergleichsmethode eine Fehlerquelle werden kann, über deren tatsächlichen Umfang im konkreten Fall man sich ohne genaue genetische Analyse kaum Rechenschaft zu geben vermag."

Lange neigt dazu, den Einfluß parakinetischer Vorgänge, von Hirnschädigungen bei erheblichen Unterschieden von Zwillingen bedeutend höher zu schätzen als den Einfluß der Zwillingsatmosphäre, die, häufig „wie eine Wundfläche wirkt, die man ständig bewegt und die darum nicht heilen kann" (*Poll*) und die um so verhängnisvoller werden kann, wenn der eine von einer Anomalie betroffen wird. Die Fälle, die er in verschiedenen Abhandlungen bringt, sind wohl nicht immer überzeugend, sie lassen sich auch aus *der Stellungnahme zum Körperdefekt* erklären. Z. B. berichtet er von weiblichen Zwillingen, von denen die eine an einer schweren Zwangsneurose leidet. Seit der frühen Kindheit hatte sie masturbiert; nach den Photographien, die seit dem ersten Lebensvierteljahr vorliegen, erscheint sie durch die Geburt geschädigt, zeigt starken Strabismus, im ersten Lebensjahr athetoide Handhaltungen. Es ist wohl denkbar, aus vielfältiger Erfahrung wahrscheinlich, daß dieses Kind, selbst wenn die Eltern sich bemühen, ihre begreifliche Enttäuschung zu verbergen, es bald erleben mußte, wie es von Natur aus gegenüber der Schwester zurückgesetzt war. Durch die Trotzhandlung der Masturbation konnte es die Eltern wohl zu der ersehnten Beachtung zwingen, die sich sonst in größerem Maße der normalen Schwester zugewandt hätte. Zur „depressiven Verfassung" hatte sie wohl allen Grund, ohne daß sie aber durch den organischen Defekt dazu gezwungen gewesen wäre. Die individualpsychologische Literatur weist genügend Fälle auf, wo solche Menschen durch hervorragende Leistungen solche Schädigungen kompensierten.

In einem anderen Falle schildert *Lange* einen jungen Mann, der im Gegensatz zu seinem Zwillingsbruder voll invertiert ist und eine deutlich schlaffere rechte Gesichtshälfte und einen organischen Tic zeigt, sowie feminine Brüste und einen nach dem Femininen verschobenen Terminalbehaarungstyp. Die Verleitung zur Inversion dürfte hier auf der Hand liegen, und *Langes* Beschreibung gibt hierfür Anhaltspunkte genug. Wir können aus der Anamnese sehr gut ersehen, was für ein langes Training der Ausschaltung des weiblichen Geschlechts vorangegangen sein muß.

Von Anfang an hatte sein Bruder *E.* „männliche Eigenschaften", war ein richtiger Bub gewesen, selbstbewußt und galt als außergewöhnlich begabt. Während dieser in allen Fächern ausgezeichnet gelernt hat, anstandslos durch die Schule gekommen ist, galt *O.*, der Invertierte, als begriffsstützig und blieb einmal sitzen. Angeblich soll dieses Ereignis ohne Schaden an ihm vorbeigegangen sein, doch hören wir, daß seine Mutter sich sehr viel Mühe mit ihm geben mußte, daß er sich beim Essen dem Bruder gegenüber benachteiligt glaubte, daß er eitel, ruhmredig war und immer eine Rolle zu spielen suchte. Wir sehen darin Bewegungen auf der „unnützlichen Seite" — er machte also „erhöhte Anstrengungen" (der Bericht betont, sie seien trotz des Zurückbleibens in der Schule ausgeblieben), aber auf einem Gebiete, wo er die Konkurrenz mit dem Bruder nicht zu bestehen hatte, die aufzunehmen, er sich

nicht zutraute. Sehr charakteristisch für das Training sind auch folgende Feststellungen: „*E.* hat immer Knabenspiele bevorzugt, *O.* dagegen schob gern den Kinderwagen, machte gern Kindsmagd, half gern in der Küche und war überhaupt immer mehr auf weibliche Tätigkeiten eingestellt."

Sowohl die „Männlichkeit" und Tüchtigkeit seines Bruders, sowie das Erleben seiner Organminderwertigkeiten mögen dazu beigetragen haben, den Zweifel an seiner Männlichkeit in ihm zu wecken und die Meinung in ihm zu stärken, daß er in der Beziehung zum anderen Geschlecht nicht die Erfolge erringen könne, wie der (bis auf einen anscheinend geringen Schulterschaden) wohlgestaltete Bruder. So mag es wohl zur Ausschaltung des anderen Geschlechts gekommen sein. Gerade bei der Inversion hat die Individualpsychologie die Bedeutung des Erlebens solcher Organminderwertigkeiten immer wieder hervorgehoben, eigentlich gerade im Sinne *Langes*, der davon spricht, „daß die Seele nicht über den Wassern schwebt", wenn er auch damit die sekundäre Rolle des Psychischen betonen will.

Das Wie-Erleben und das Wir-Erleben spielt eine viel größere Rolle als *Lange* annimmt, und wir wollen es uns nicht versagen, *Polls* überzeugende Darstellung wiederzugeben, indem wir einige Stellen aus seinem Buche zitieren.

„Mit sehr seltenen Ausnahmen wird jedes Zwillingspaar in eine recht besondere Zwillingsatmosphäre hineingeboren, die nahezu den gesamten Personenkreis ihrer Umwelt gleichmäßig erfaßt und klar die Zwillinge als Ganzheit, nicht den einzelnen Zwilling als solchen betrifft. Die Kinder stehen unter einem lastenden Druck, nur weil sie eben Zwillinge sind. Zweifellos eine Quelle für ein Minderwertigkeitsgefühl mit allen seinen genugsam bekannten Folgen. Sie bestehen in der Reaktion der Zwillinge gegen die ewig gleichen Scherze, Anspielungen, Mienen, gegen das ‚Mißbildung'-Sein. Weil niemanden wie bei einer wirklichen Verunstaltung oder einer fremdartigen Abweichung der Takt davon zurückhält, erneut sich bei jedem neuen Umweltsglied und sehr häufig auch bei schon längst bekannten, wieder und wieder das gleiche Spiel."

„Bei keinem anderen Menschenpaar besteht infolge des Zusammenlebens die Gefahr der Lockerung oder des Unsicherwerdens ihres eigenen Identitätsgefühls, sie aber werden ständig verwechselt. Das Schlüpfen aus einer Persönlichkeit heraus in die andere hinein wird ihnen nicht, wie gewöhnlichen Menschen, eine besondere schauspielerische Leistung, sondern durchaus vertraut. Und im Anschluß daran die bangen Fragen: bin ich ich oder bin ich du? Sind wir dereinst verwechselt worden?"

„Jeder muß immer darauf gefaßt sein, daß der andere weiß und fühlt, was er selbst empfindet und denkt."

„Einen Differenzierungsprozeß im Sinne einer Art Polarität entgeht kein einziges Zwillingspaar. Der von den beiden wird zum Leiter und Anreger, der zuerst sein Interesse der Objektwelt zuwendet. Er wird auch später der intellektuell Überlegene in dem Sinne, daß er das Wesentliche der Situation erfaßt und sinnvoll in ihr handelt; der andere, naiver, herzlicher, gutmütiger, unmittelbarer hängt sich mehr an jenen, als dieser an ihn. Schmiegsam fügt sich der Führer auf den Gebieten dem anderen, wo er seine Unterlegenheit fühlt. Einen Erklärungsversuch für die lebenstüchtige Seite der Führerschaft bietet die Erscheinung der ständigen Überkompensation."

Allen diesen Faktoren gewährt *Lange* nur einen kleinen Raum, nach ihm erweist sich die „Anlage" stärker. Was aber ist „Anlage" und was ist später entwickelt? Können wir die Grenzen je feststellen? *Adler* hat seit jeher betont, wie vom ersten Tage an soziale Bezogenheiten (Mutter!) auf das Kind einwirken. Die Praxis zeigt uns täglich die Bestätigung seiner Anschauungen. An dieser Stelle wollen wir es uns nicht versagen, auf einen Fall aus der jüngsten Vergangenheit hinzuweisen, dessen Mitteilung wir unserem Mitarbeiter *Dr. med. Arthur Zanker* verdanken. Es handelt sich um eineiige Schwestern, deren Entwicklung *Zanker* bis zu ihrem zweiten Lebensjahr

verfolgen konnte. Die eine war die körperlich robustere, bekam auch früher die Zähne und zeigte in ihrem Wesen die größere Aktivität. Nun hatte sie das Mißgeschick, so hinzufallen, daß *Zanker* ihr die Zähne entfernen mußte. Seither hat im Wesen des Kindes eine Veränderung stattgefunden. Sie, die früher Fröhliche und Zutrauliche, wurde wehleidig, menschenscheu und wollte, vor allem, keinen Mann sehen. Die Mutter, der das Kind jetzt mehr zu schaffen gibt, verliert manchmal die Geduld, ist strenger mit dem Kinde, was wohl wieder zur Entmutigung beiträgt. Auffallend ist, daß sich die Zwillingsschwester seither besser entwickelt, viel energischer geworden ist. Wenn beide Kinder gleichzeitig erkranken, so erkrankt das Kind, das jetzt im allgemeinen wehleidiger geworden ist, schwerer. Für die Richtigkeit unserer Anschauungen sprechen auch amerikanische Untersuchungen auf dem Gebiete der Zwillingsforschung, die kürzlich unternommen wurden. Das Kinderspital Columbia Presbyterian Medical Center in New York hat Beobachtungen, die im Film festgehalten wurden, an 24 Säuglingen durchgeführt. Unter diesen befand sich ein zur Zeit der Aufnahme des Films elf Monate altes eineiiges Zwillingspaar. Zwilling A wurde zum Zwecke des Experiments trainiert, die Entwicklung seines untrainierten Bruders diente zum Vergleich. Wir zitieren wörtlich aus dem Bericht: ,,Das Resultat der zu Studienzwecken angestellten Beobachtungen an diesen Zwillingen ergab, daß einer der beiden, A, durch fortgesetztes Training zu Leistungen gelangte, die ohne Übung unmöglich hätten erreicht werden können. Es besteht kein Zweifel, daß die Verschiedenartigkeit des Milieus oder das Training selbst bei eineiigen Zwillingen zu verschiedenen Charaktertypen führt. Bis zum achten oder neunten Monat verhielten sich die Zwillinge sehr ähnlich. Von da ab begann sich Zwilling A von seinem Bruder B deutlich durch verschiedene Leistungen, wie Treppensteigen und Schwimmen zu unterscheiden. A fürchtete sich nicht und versucht, alles auszuführen. B ist ängstlich und zögert. — Einem anderen ausführlichen Bericht über dasselbe Zwillingspaar entnehmen wir, daß der ursprünglich schwächere Zwilling derjenige ist, der trainiert worden ist und daß er nun auch, was das Gewicht anbelangt, seinen Bruder übertrifft, obwohl beide die gleiche Kost und täglich die gleiche Dosis Lebertran bekommen.

Auch Forscher, wie *Pfaundler* und *Siebeck* stehen dem Anlagebegriff skeptisch gegenüber. So hob ersterer auf dem letzten Kinderärztekongreß in Wien hervor, daß die Wirkungen der ererbten Konstitution von denen der Lebensverhältnisse nur selten zu unterscheiden sind. *Siebeck*[1]) wieder zeigt die Grenzen der Erbforschung, denn der Mensch sei ein erbbiologisch unübersehbares Gebilde, wir sehen immer nur das, was das Leben aus der Erbanlage gemacht hat. *Lange* spricht von Gegnern, ,,die wissen, bevor sie beobachten". Die Individualpsychologie fühlt sich nicht getroffen, sie beobachtet genau und vorsichtig, freilich auf eine Weise, die sie ganz von anderen psychologischen Richtungen unterscheidet, und so kommt sie auch zu anderen Schlüssen.

---

[1]) *Siebeck*: Münch. med. Wschr. Nr. 32, 1932.

Über Kompensation

Von RALPH WALDO EMERSON

In unseren sozialen Beziehungen folgt jedem Vergehen gegen Liebe und Gerechtigkeit sofort die Strafe. Die Strafe besteht in der Furcht. Wenn ich in einer einfachen Beziehung zu meinem Mitmenschen stehe, dann bedeutet es kein Mißvergnügen für mich, mit ihm zusammenzutreffen. Es ist wie wenn Wasser mit Wasser sich mengt, wie wenn zwei Ströme einander begegnen oder Luft sich mischt, ein völliges Ineinanderaufgehen, ein Sich-gegenseitig-durchdringen. Aber in dem Augenblick, wo man von der Einfachheit abgeht oder den Versuch einer Trennung macht, in dem Sinne, als ob etwas gut für mich wäre, was nicht gut für den anderen ist, fühlt der andere, daß ihm Unrecht zugefügt wird; er zieht sich von mir zurück, wie ich mich von ihm zurückgezogen habe, seine Augen suchen nicht mehr die meinen; Krieg ist zwischen uns, er ist von Haß und ich bin von Furcht erfüllt.

Genau so rächen sich Mißbräuche in der Gesellschaft, im großen und allgemeinen, im kleinen und besonderen, die Macht, der zu unrecht angehäufte Besitz. Die Furcht ist ein sehr weiser Lehrer, sie ist es, die das Zeichen zum Beginn einer jeden Revolution gibt. Eines lehrt sie immer: daß etwas faul ist, wo sie erscheint. Ein Aasgeier ist sie und wenn auch nicht deutlich wird, in welcher Richtung sie sich bewegt, immer ist der Tod um sie. Unser Eigentum ist unsicher geworden, unsere Gesetze, unsere kultivierten Klassen. Die Furcht hat das herrschende System und das Eigentum durch Jahrhunderte gestaltet, verändert und sinnlos gemacht. Das Erscheinen dieses häßlichen Vogels ist nicht ohne Bedeutung. Er zeigt großes Unrecht an, das gutgemacht werden muß.

Neurose, Verbrechertum und Hochstaplertum

Von Rechtsanwalt Dr. EUGEN SCHMIDT (München)

Es ist sehr wichtig die Unterschiede zwischen Neurose und Verbrechen klar herauszustellen, um nicht in den Fehler unzulässiger Verallgemeinerungen zu verfallen. Für die Individualpsychologie ist die Unterscheidung vielleicht nicht von solcher Wichtigkeit als für andere psychologische Standpunkte, da für sie die Feststellung, daß beide Verhaltungsweisen, sowohl die neurotische wie auch die verbrecherische gesellschaftsfeindlich sind, letzten Endes ausschlaggebend ist.

Das wichtigste Merkmal, um den Verbrecher von dem Nervösen zu unterscheiden, scheint mir die *Bewußtheit* der gesellschaftsfeindlichen Einstellung zu sein. Der Verbrecher kennt seine gesellschaftsfeindliche Einstellung, der Nervöse kennt seine gesellschaftsfeindliche Einstellung nicht. Der berufsmäßige Einbrecher weiß, daß er gegen die soziale Ordnung verstößt, wenn er einen Einbruch in die Kassenräume einer Bank unternimmt. Der Erzieher dagegen, der aus einem übersteigerten Machtstreben seine Zöglinge einschüchtert, oder gar mißhandelt, fühlt sich als Hüter der sozialen Ordnung und glaubt damit dem Wohl der Gesamtheit zu dienen. Die Kleptomanin (eine, wenn wir so sagen wollen, neurotische Form des Verbrechens), die in einem Warenhause unter einem ihr unwiderstehlich dünkenden Zwang Waren stiehlt, fühlt sich für diese anscheinend gegen ihren Willen sich ereignende Handlung nicht verantwortlich. Wir sehen somit, daß es im wesentlichen das Bewußtsein der Antisozialität ist, welcher den Verbrecher vom Nervösen unterscheidet, während der Nervöse wenn er schon das Bewußtsein der Gesellschaftsfeindlichkeit haben sollte, doch zum mindesten sich dann für seine Handlung nicht verantwortlich fühlt.

Man kann also weitergehend sagen, daß der Nervöse für seine Handlung nicht die Verantwortung übernimmt, während der Verbrecher sich immerhin mit seiner Verantwortung auseinandersetzt, wobei es ihm gar nicht immer so leicht fällt die Hemmungen der Verantwortung zu überwinden oder wie sich *Adler* ausdrückt, den Durchbruch durch das Gemeinschaftsgefühl zu erreichen. Im Gegenteil, er bedarf hierzu häufig eines sehr erheblichen Trainings. *Adler* hat darauf besonders in dieser Zeitschrift (3. Jahrgang S. 1) in dem Aufsatz „Neurose und Verbrechen" hingewiesen. Ich zitiere hier lediglich eines der von ihm gebrachten Beispiele: *Margarete Zwanziger*, die deutsche *Brinvillié* wuchs als Kostkind auf, war klein und verwachsen und deshalb eitel, gefallsüchtig und kriecherisch höflich. Nach mehrfachem Mißgeschick,

wo sie der Verzweiflung nahe ist, versucht sie dreimal durch Vergiftung von Frauen in den Besitz von deren Ehegatten zu kommen; spiegelt in listiger Weise Schwangerschaften und Selbstmordversuche vor. Äußert in ihrer Selbstbiographie: „So oft ich nachher Böses tat, dachte ich, mit Dir hat kein Mensch Mitleid gehabt, so habe denn auch kein Mitleid, wenn andere unglücklich sind."

Gegenüber dem Nervösen hat der Verbrecher die weit größere Aggression, er realisiert seine Wünsche, er ist also wohl mehr mit der Wirklichkeit verbunden, als der Nervöse.

Kann man also den Verbrecher als einen Menschen von normaler Psyche und Konstitution bezeichnen? Dies wird in der Tat gelegentlich behauptet. In dem Buch „Der Verbrecher und sein Richter[1])" von *Alexander-Staub* werden von den Autoren unterschieden neurotische Kriminelle und normale Kriminelle. Über die sogenannten normalen Kriminellen führen diese Autoren folgendes aus: „So ist diese Gruppe von Rechtsbrechern, die wir als normale Kriminelle bezeichnen, in ihren psychischem Aufbau von den nichtkriminellen normalen Menschen nicht verschieden. Vielmehr sind es Menschen, die einer anderen Gemeinschaft gut angepaßt und in dieser Gemeinschaft sozial sind." *Alexander-Staub*, die mit dieser Gruppe von Verbrechern wohl in erster Linie die Berufsverbrecher im Auge haben, behaupten, es handele sich bei diesen um eine Klasse wie andere Klassen auch und vergleichen sie mit der Klasse der Proletarier. Das Verbrechen wird damit gewissermaßen zu einer Klassenerscheinung, zu einem Mittel des Klassenkampfes. Dies scheint jedoch nicht zuzutreffen, denn jede Klasse fühlt sich irgendwie als Teil eines größeren Ganzen, sei es auch nur eines zukünftigen Ganzen. Sie behauptet stets, nicht nur ihr Interesse, sondern auch die Interessen der Gesamtheit wahrzunehmen, und selbst wenn es nur bei dieser *Behauptung* bleibt, so ist auch dies schon ein Beweis, daß eine Beziehung zur Gesamtheit besteht. Diese Beziehung jedoch fällt bei der sogenannten Klasse der Berufsverbrecher weg. Sie ist keine Klasse wie andere Klassen.

Der Verbrecher findet aus dem Gegensatz zur Gesellschaft den Willen zum Kampf gegen die Gesellschaft, er glaubt sich im Kampfe gegen die Gesellschaft behaupten zu können, und er behauptet sich vielfach auch mit einer staunenswerten Energie. Ich erinnere mich hier in erster Linie an Schilderungen aus dem Buch von *Fuchs* „Wir Zuchthäusler[2])", wo erschütternde Fälle aufgeführt sind, in denen Menschen ihre Persönlichkeit, wenn auch auf unrichtigem Wege, mit einer frappanten Energie zu bewahren suchen, so daß man nur bedauern kann, daß diese irregeleiteten Energien ohne fruchtbare Wirkung bleiben. Andererseits ist das Gewissen des Verbrechers geringer entwickelt, seine sozialen Hemmungen sind schwächer.

Der Nervöse, der gleichfalls aus dem Gegensatz zur Gesellschaft kommt, nimmt dagegen nicht den offenen Kampf gegen die Gesellschaft auf, er hat

[1]) *Alexander-Staub*: Der Verbrecher und sein Richter. Wien, Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1929.

[2]) *Georg Fuchs*: Wir Zuchthäusler. München, Verlag Albert Langen, 1931.

nicht die starke Aggression des Verbrechers, sein Gewissen ist stärker entwickelt, seine sozialen Hemmungen sind schwerer zu überwinden.

Es gibt noch andere Verhaltungsweisen, die aus dem Gegensatz zur Gesellschaft hervorgegangen sind, so der des Sozialreformers. Er kämpft gegen die Gesellschaftsordnung, aber für die Gesellschaft.

Es ereignet sich, daß sich der Verbrecher infolge seiner größeren Aggression und Wirklichkeitsverbundenheit in gewissen Situationen auch innerhalb der Gesellschaft durchsetzt. Man hat es erlebt, daß sich Verbrecher im Kriege ausgezeichnet bewährt haben, weil sie hier Gelegenheit hatten, ihre antisozialen Tendenzen mit Duldung ihrer Gemeinschaft auszuleben. Man weiß, daß Wilderer, in den staatlichen Forstdienst aufgenommen, sich als ausgezeichnete Forstbeamte bewährt haben. (Nicht zu vergessen ist, daß bei der Wilderei auch alte Rechtsanschauungen eine Rolle spielen.)

Auch die geniale Leistung entspringt nicht selten einem Gegensatz zur Gesellschaft, wobei es jedoch noch gelungen ist, das gesellschaftsfeindliche Ziel der Überlegenheit in kulturellem Sinne umzugestalten.

Man könnte die Frage aufwerfen: Hat der Verbrecher zuviel Mut, oder hat er zu wenig Gewissen, und umgekehrt hat der Nervöse zu viel Gewissen oder zu wenig Mut? Aber diese Fragestellung ist offensichtlich müssig!

Man begegnet mitunter einem starken Erstaunen, wenn man behauptet, daß der Verbrecher entmutigt sei. Doch haben gerade die praktischen Kriminalisten für diese Tatsache Verständnis aufgebracht. In seinem Buche „Der Berufsverbrecher" erklärt *Heindl*: „Nur der Kräftige und geistig Überlegende freut sich am Überwinden von Schwierigkeiten, der Schwache sucht im struggle for life den Weg des mindesten Widerstandes (und wenn er auch durch Tresortüren führen sollte)." Er erklärt weiter, daß bei einem Ringkampf immer der Schwächere es sei, der die Kampfregeln verletze und unlaubte Griffe gebrauche. Er bezeichnet das Berufsverbrechertum als eine ganze Klasse, die sich mit solch falschen Griffen durchhelfe.

Für die Individualpsychologie kann es keinen Zweifel darüber geben, daß der Verbrecher entmutigt ist, da sie von einem klaren, wenn auch von dem üblichen nicht unwesentlich verschiedenen Begriffe des Mutes ausgeht. Für die Individualpsychologie ist Mut und Gemeinschaftsgefühl identisch. Damit unterscheidet sie sich allerdings wesentlich von vielfach herrschenden Mutbegriffen. Wenn *Oswald Spengler* in seiner Schrift „Der Mensch und die Technik" das Raubtier im Menschen verherrlicht, so ist es klar, daß dieser Autor zu einem von *Adlerschen* wesentlich verschiedenem Begriffe des Mutes kommen muß. War doch selbst ein Mann, wie *Walter Rathenau* von solchen Anwandlungen nicht vollkommen frei, wenn er in seinen „Reflexionen" (ähnlich auch in „Zur Kritik der Zeit") erklärt: „Die Tugend des Zweckbehafteten (Schwachen, Furchtsamen) ist Barmherzigkeit, die Tugend des Zweckbefreiten ist Mut."

Für die Individualpsychologie ist Mut nicht anderes als die Zuversicht, die sozialen Aufgaben in Gesellschaft, Beruf und Liebe zu lösen. Es fragt

sich allerdings, ob der Mutbegriff der Individualpsychologie vollkommen ausreichend ist, denn Mut ist auch Vertrauen gegenüber der Natur, Zuversicht zur Natur, und man wird dieser unzweifelhaften Tatsache wohl auch nicht dadurch ganz gerecht, daß man erklärt, die Zuversicht gegenüber der Natur erlange man durch den Zusammenschluß in der Gemeinschaft, welche ihrerseits die Mittel und Kräfte habe, um den einzelnen gegen die Unbilden und Gefahren der Natur zu schützen. Aber der einzelne steht ja mitunter auch allein der Natur gegenüber (Alpinismus!) und kann seine Zuversicht nicht aus der Gemeinschaftsverbundenheit ableiten. Auf diesen nicht ganz ausreichenden Mutbegriff ist es wohl auch zurückzuführen, wenn die Stellung *Dreikurs'* zum Alpinismus nicht vollkommen befriedigend ist.

Mut im weitesten Sinne ist so lange vorhanden, als jemand noch auf die Gestaltung der Dinge außerhalb seines Selbst Einfluß zu nehmen versucht. In gewissem Sinne hat auch sicherlich der Verbrecher Mut, aber sein sozialer Mut ist gering entwickelt. Er hat geringe Zuversicht, seine sozialen Aufgaben zu lösen. Dies war auch der Grund, warum ich meine seiner Zeit erschienene Schrift: ,,Das Verbrechen als Ausdrucksform sozialer Entmutigung[1])“ betitelt habe.

Der mutige Mensch ist sachlich eingestellt. Sachlichkeit ist die Einstellung der mutigen Persönlichkeit auf die ihr gestellten sozialen Aufgaben. Unsachlichkeit ist alles Streben, das die Persönlichkeit von den ihr gestellten sozialen Aufgaben wegführt. Wir verdanken es der Individualpsychologie, daß sie zum ersten Male für Begriffe wie Mut und Sachlichkeit konkrete und auch materielle Erkenntnismerkmale aufgestellt hat. Mut und Sachlichkeit sind also für die Individualpsychologie nicht irgendwelche formale Verhaltungsweisen, die gleichgültig welchen Zielen zugewandt sein könnten, sondern ganz im Gegenteil Verhaltungsweisen, die allein daran erkannt werden und allein daran ihre Bestätigung finden, daß sie ganz bestimmten, konkreten Zielen, eben den sozialen Aufgaben zugewandt sind. Sie werden auch nicht etwa an irgendwelchen Gefühlsnuancen erkannt, so sehr der Einzelne von der Echtheit seiner Gefühle durchdrungen sein mag, sondern einzig und allein an dem, was sie an der Wirklichkeit zu Werke bringen. Die Individualpsychologie, so sehr dies zunächst von einer psychologischen Betrachtungsweise entfernt zu liegen erscheint, zieht die Erkenntnisse aus dem, was in der Wirklichkeit geschieht. Ob jemand sachlich oder unsachlich eingestellt ist, erkennt man daraus, ob er seine sozialen Aufgaben erfüllt bzw. nicht erfüllt.

Unsachlichkeit ist vor allem das überspannte Streben der Persönlichkeit nach Überlegenheit, nach Allmacht. Gewiß ist auch jede sachliche Leistung der Persönlichkeit mit einer Steigerung des Selbstwertgefühls (*Weinmann*) verbunden, und diese Steigerung des Selbstwertgefühls ist sicherlich auch mit Anreiz des Handelns und fördert die Leistungsfähigkeit. Unsachlich wird die Leistung erst dann, wenn die Steigerung des Selbstwertgefühls zum Selbstzweck des Handelns wird. Daß jemand im Verlaufe einer gelungenen

[1]) Dr. *Eugen Schmidt*: Das Verbrechen als Ausdrucksform sozialer Entmutigung. München, Verlag Schweitzer, 1931.

Leistung auch eine Steigerung des Selbstwertgefühls erfährt, bedeutet noch nicht, daß diese Steigerung des Selbstwertgefühls der ausschließliche Zweck seines Handelns ist. Dies anzunehmen wäre ebenso lächerlich, wie jene bekannte Behauptung, daß es keinen Altruismus, sondern nur Egoismus gebe, da man auch bei Ausführung eines altruistischen Handelns eine persönliche Befriedigung erfährt.

Nach den Erkenntnissen der Individualpsychologie gibt es nur eine reale Basis für das Selbstwertgefühl der Persönlichkeit, und das ist die soziale Leistung, die soziale Einbezogenheit. Der sozialen Leistung wird normalerweise (viele Ausnahmen bestätigen die Regel) die soziale Anerkennung gezollt. Selbstverständlich bewirkt auch die soziale Anerkennung eine Steigerung des Selbstwertgefühls. Bei besonders wertvollen sozialen Leistungen wird mitunter ein besonders hoher Grad von sozialer Anerkennung gespendet.

So ist die soziale Anerkennung eine Begleiterscheinung der sozialen Leistung. Unsachlich wird diese soziale Leistung erst dann, wenn nicht diese Leistung als solche, sondern die soziale Anerkennung Beweggrund des Handelns wird. Jeder strebt nach sozialer Anerkennung, doch in verschiedener Weise. Der Verbrecher verneint diese Anerkennung mit einem besonders starken Affekt, woraus sich ergibt, daß er sie im Grunde sehr heftig begehrt. Der Nervöse sucht diese soziale Anerkennung gewöhnlich auf einem Nebenkriegsschauplatz in einem kleinen Kreise, häufig in der Familie. Auch hier zeigt sich wieder besonders eindringlich, daß der Nervöse insonderheit mit seiner Kindheitssituation nicht fertig geworden ist.

Der Betrüger, insbesondere der Hochstapler sucht die soziale Anerkennung zu erreichen, indem er eine soziale Leistung oder aber auch eine Stellung, die eine soziale Leistung repräsentiert, lediglich vortäuscht.

Daß die Haltung des Verbrechers unsachlich ist, ergibt sich allein daraus, daß er seine sozialen Aufgaben nicht erfüllt. Es ist daher auch vollkommen unrichtig, wenn man in gewissen Verbrechertypen lediglich das Motiv der Gewinnsucht sehen will. So glaubt z. B. *Heindl* in seinem Werke „Der Berufsverbrecher“ diese Gewinnsucht besonders schlagend dadurch zu belegen, daß er erzählt, daß der bekannte Massenmörder *Denke* ein Geschäftsbuch geführt habe, in welchem er die Namen seiner Opfer, den Tag der Tötung und das Gewicht notierte. Wer dies glaubt, übersieht die ungeheure Entwertung, die darin liegt, daß man Menschen mit Schlachttieren auf eine Stufe stellt. Es ist immer wieder die allgemeine antisoziale Leitlinie, die in den Handlungen des Verbrechers zum Ausdruck kommt.

Der Hochstapler ist unsachlich noch aus dem besonderen Grunde, weil er die soziale Anerkennung, die an und für sich nur eine Funktion der sozialen Leistung ist oder einer Stellung, welche eine soziale Leistung repräsentiert, als Selbstzweck erstrebt und weil er also eine Anerkennung verlangt, für die er keine Gegenleistung gibt, die er ja bewußt vortäuscht. Vor dem Nervösen unterscheidet er sich dadurch, daß er sich durchaus bewußt ist, unsozial zu handeln, indem er keine Gegenleistung gewährt, wenn auch hier natürlich die Grenzen verschwimmen. Durch sein besonders hervorstechendes und

von der sozialen Wirklichkeit abstrahierendes Überlegenheitsstreben ist er dem Nervösen verwandt. Verschieden von ihm ist er durch eine mitunter ganz erstaunliche Realisierungskraft, was auf seine weitaus stärkere Wirklichkeitsverbundenheit hinweist. In meiner bereits erwähnten Schrift habe ich gelegentlich die Unrentabilität des Verbrechens betont, den merkwürdigen Umstand, daß hier anscheinend für ein Ziel Mühe, Arbeit und Risiko aufgewendet werden, welche das Ziel nur in den seltensten Fällen zu lohnen scheint. Ich habe damals geglaubt, mich gegen den möglichen Vorwurf utilitaristischer Gesichtspunkte verteidigen zu müssen, doch hat bei näherem Zusehen diese Unrentabilität des Verbrechens ihren tieferen Sinn. Sie hat ihren Ursprung darin, daß der materielle Effekt im Grunde genommen gar nicht das Motiv des Handelns ist, sondern die antisoziale Leitlinie der Überlegenheit. Der Verbrecher ist unsachlich; wenn er anscheinend ein Ziel erstrebt, das auch sachlich Eingestellte erstreben, so trügt dies über seine wahren Beweggründe. Die Bedeutung, die dieses Ziel des Handelns für einen sachlich Eingestellten, d. h. in der Gemeinschaft eingeordneten Menschen hat, fällt sofort dann weg, wenn es anscheinend von einem dieser Gemeinschaft nicht eingeordneten Menschen erstrebt wird, da es dann in einem ganz anderen Bezugssystem steht. Es wäre sonst ganz undenkbar, daß das Mißverhältnis zwischen der angewandten Mühe und dem Ergebnis nicht eine entsprechende Korrektur des Handelns veranlassen würde. Der Gesichtspunkt der Rentabilität allerdings kann diese Korrektur niemals herbeiführen, da in dem Bezugssystem des Verbrechers sie gar nicht diese Bedeutung hat, wie bei dem Normalen.

Letzten Endes muß der Hochstapler scheitern, weil eine Welt des Scheines in der Welt der Wirklichkeit und der notwendigen Verbundenheit von sozialer Leistung und Gegenleistung unvermeidlich zusammenbrechen muß. Es ist trotzdem erstaunlich, wie weit sich solche Hochstapler innerhalb der Gesellschaft durchzusetzen verstehen. Offenbar ist dies darauf zurückzuführen, daß es uns vielfach noch an dem erforderlichen Scharfblick für die Nüchternheit der wirklichen, sozialen Leistung gebricht, und daß wir uns selbst sehr gerne in eine glänzende Welt des Scheines begeben. Man beachte das Überangebot an marktschreierischer Reklame, die überschwengliche Huldigung, die irgendwelchen Boxgrößen zuteil wird. Der bekannte Kriminalist *Wulffen* weist in seiner Schrift „Die Psychologie des Hochstaplers" mit Recht darauf hin, daß kleine Hochstapeleien und Aufschneidereien ja vielfach schon in mehr oder minder harmlosen Gewohnheiten des Alltags sich finden, bei Studenten, Hochtouristen, Reisenden, Jäger (Jägerlatein) und anderen. Der Bluff spielt eine außerordentliche Rolle im Geschäftsleben und in der Politik.

Immer wieder ist daran festzuhalten, daß auch beim Hochstapler nicht der materielle Effekt Hauptmotiv der Tat ist, sondern daß sich die Tat als Symptom einer Leitlinie darstellt, die von einem kindlichen Minderwertigkeitsgefühl aus zu einem Ziel der gottähnlichen Überlegenheit führt.

Bekannt ist die Geschichte jenes Hauptmanns von Köpenick, welcher als arbeitsloser und unter Polizeikontrolle stehender Verbrecher mit einer

in einem Trödlerladen erstandenen Hauptmannsuniform eine preußische Militärpatrouille anhielt, das Rathaus in Köpenick besetzte, den Bürgermeister verhaftete und die Stadtkasse mit 4000 Mark beschlagnahmte. *Wilhelm Schäfer*, der noch von dem Hauptmann von Köpenick (*Wilhelm Voigt*) authentisches Material erhielt, hat in einem vor wenigen Jahren veröffentlichten, sehr lesenswerten Roman mit feinem psychologischem Verständnis die Leitlinie dieses Mannes deutlich zu machen verstanden. *Schäfer* schildert sehr reizvoll, wie der jugendliche *Voigt* sich immer in der Kaserne seiner Vaterstadt herumtrieb, mit den Soldaten Freundschaft schloß, mit ihnen ausreiten durfte und wie so das Militär, die militärische Karriere, die unerfüllte Sehnsucht seines Lebens geblieben ist. Man kann also den Hauptmann von Köpenick nicht verstehen, als einen Mann, der, lediglich um einen Geldbetrag zu erlangen, die militärische Uniform anzog, man kann ihn nur verstehen, wenn man sieht, daß in dem Augenblick, in dem Wilhelm Voigt die Hauptmannsuniform anzog und eine militärische Abteilung kommandierte, sich die unerfüllte Sehnsucht seines Lebens erfüllte. Man darf auch nicht übersehen, den ungeheuren Triumph, der *Wilhelm Voigt* beseelte, als er, der vielfach vorbestrafte und von den Behörden tatsächlich wie ein Hund gehetzte Verbrecher, eben jenen Behörden ein Schnippchen schlug, das damals in der ganzen zivilisierten Welt ein homerisches Gelächter auslöste.

Ich möchte nun etwas eingehender auf einen von mir kürzlich behandelten Fall eingehen, der sich zwar nicht als der eines ausgesprochenen Hochstaplers, wohl aber als der eines Betrügers mit hochstaplerischen Zügen darstellt. Es handelt sich hier um folgenden Tatbestand:

A spiegelt einer Reihe von Personen vor, er sei Generalbevollmächtigter eines Deutsch-Amerikaners, des in Stuttgart lebenden Senators B, welcher Ehrenvorsitzender des Weltbankierkongresses sei und über große Reichtümer verfüge. Dieser Senator sei zugleich ein großer Philanthrop und sehr deutschfreundlich und sei gewillt der deutschen Landwirtschaft Kredite von mehreren Millionen Mark zu günstigen Bedingungen zur Verfügung zu stellen. Um seinen Angaben von der Existenz des Senators größeren Nachdruck zu verleihen, veranlaßte A einen Mitangeschuldigten, den er im Februar 1929 kennen lernte und den er dann in seine Dienste nahm, teils von München, teils von Stuttgart aus verschiedene Personen, mit denen er in Geschäftsverbindung stand, anzutelephonieren, sich als Senator B auszugeben und die Richtigkeit der von A gemachten Angaben und seiner Versprechungen zu bestätigen. Der Mitangeschuldigte, der ebenso wie A genau wußte, daß der angebliche Senator B in Wirklichkeit nicht existierte, ahmte am Telephon die Sprechweise eines älteren Amerikaners, der die deutsche Sprache nicht vollkommen beherrscht, so täuschend nach, daß die Angerufenen, darunter auch ein Justizrat, von der Existenz des Senator felsenfest überzeugt waren. Durch das Versprechen, ihnen große Kredite unter günstigen Bedingungen zu verschaffen, lockte A den Geschädigten nach und nach sehr erhebliche Geldbeträge heraus, die er zum größten Teil nicht mehr zurückgab, sondern soweit er nicht seinen Mitangeschuldigten davon bezahlte, für seinen Lebens-

unterhalt, für die Bestreitung seiner Geschäftsreisen und für die Beschaffung von Morphium und Kokain zum eigenen Genuß verwendete.

Die im vorstehenden geschilderte Straftat ist die dritte, die zur gerichtlichen Aburteilung stand. A war vorher schon zunächst wegen dreier Vergehen des Betruges zu zehn Monaten Gefängnis und dann wegen vier fortgesetzter Verbrechen der Urkundenfälschung in Tateinheit mit je einem Vergehen des Betruges zu zwei Jahren und zwei Monaten Gefängnis verurteilt worden. Diese Strafen hat A auch verbüßt. A war so im Sinne des Gesetzes rückfällig.

Aus der Jugend des A ist folgendes zu berichten:

In der Schule fand er wenig Anschluß und lebte sehr zurückgezogen. Er brachte, wie er sagte, nie einen Freund aus der Schule zu sich nach Hause. Er war ein ausgezeichneter Schüler und war gewohnt, daß sein deutscher Aufsatz immer der Beste war, und von dem Lehrer als Muster in der Klasse öffentlich vorgelesen wurde. War dies einmal nicht der Fall, so war er sehr niedergeschlagen (das gleiche wiederholte sich später im Felde — wo er, wie weiter unten berichtet wird, Ausgezeichnetes leistete — wenn einer seiner Kameraden eine öffentliche Belobigung erhielt). Er war sehr frühreif, schon mit neun Jahren rauchte er die ersten Zigarren, niemals Zigaretten. Mit 12 Jahren hatte er einen Bartanflug und den ersten Geschlechtsverkehr. Er war also körperlich und auch geistig reifer als seine Klassengenossen, und sah wesentlich älter als diese aus. Dadurch wurde er der Gegenstand des Spottes seiner Altersgenossen. Der Lehrer sagte: „Über den A dürft ihr nicht lachen, der ist euch schon weit voraus.“ Mit zwölf Jahren trug A bereits Cutaway. Er erklärt bei Sonnenuntergang öfters Schwermutsanfälle gehabt zu haben.

A war von Jugend an auf Raufen und auf eine Führerrolle trainiert. Er war der allgemein anerkannte Anführer der Oberrealschüler bei ihren Kämpfen mit den Gymnasiasten. Großes Interesse hatte er vor allem für den Kampfsport: Ringen, Boxen, Schwerathletik. Ein Onkel von ihm war ein in München sehr bekannter und populärer erfolgreicher Ringer. A war auch sonst ein ausgezeichneter Sportsmann: bei den sogenannten Luitpoldspielen (Leichtathletische Wettkämpfe der Schüler höherer Lehranstalten der Vorkriegszeit) war A in verschiedenen leichtathletischen Disziplinen der Beste und erhielt die goldene Plakette. Er war der jüngere von zwei Brüdern, und bezeichnet sich selbst als den Optimisten, den Älteren als den Pessimisten. Sein Vater starb schon sehr frühzeitig, er hing sehr an seiner Mutter, mehr wohl noch wie sein Bruder. Schon in früher Jugend half er seiner Mutter, welche einen sehr großen Restaurationsbetrieb inne hatte, bei der Führung dieses Betriebes, hatte die Weinkasse unter sich und war dadurch ganze Nächte auf den Beinen.

Bemerkenswert ist noch, daß A sich an Ereignisse, die vor seinem achten oder neunten Lebensjahr liegen, überhaupt nicht mehr erinnern kann, so daß die für eine charakterelle Kritik äußerst wichtigen ersten Jugendjahre unverwertet bleiben mußten. Aber man sieht daraus, daß A mit solcher Intensität groß und erwachsen sein wollte, daß er in seinen Vorstellungen gewissermaßen überhaupt nie jung und klein gewesen ist.

Bei Kriegsausbruch war A 16½ Jahre alt und meldete sich sofort als Kriegsfreiwilliger ins Feld. Im Felde leistete A trotz seiner Jugend Außerordentliches, er war fünfmal zum Teil schwer verwundet, ging aber trotzdem immer wieder hinaus. Er erhielt alle nur erdenklichen Auszeichnungen. Schon als gemeiner Mann das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse, das Militärverdienstkreuz, verschiedene Tapferkeitsmedaillen und wurde wegen Tapferkeit vor dem Feind zum Offizier befördert. Er machte die gewagtesten Stoßtruppunternehmungen. Selbst in den letzten Kriegsmonaten, in denen auch schon bei der Truppe eine gewisse Abspannung eingetreten war, war er zu kühnen Vorstößen stets bereit, und die Mannschaft wollte sich an solchen Unternehmungen auch nur beteiligen, wenn er führte. Man mußte ihn oft direkt zurückhalten. Noch in der Nacht des Waffenstillstandes machte er beim Durchbruch durch die französische Front eine französische Proviantkolonne nieder. Die Franzosen, die ihn sogar dem Namen nach kannten, verlangten seine Auslieferung mit der Begründung, daß der Überfall bereits nach dem Waffenstillstand erfolgt wäre, doch geschah dies Verlangen zu Unrecht, da A von dem Waffenstillstand damals noch nichts bekannt war.

Der ehemalige Kompagnieführer des A berichtet über ihn folgendes: Als er zu mir in die Kompagnie kam, hatte er, der gleich bei Kriegsbeginn mit 16½ Jahren als Freiwilliger eingetreten war, eine ganze Reihe von Kämpfen im Osten und Westen an der vordersten Front hinter sich und war viermal, zum Teil schwer, verwundet. Ich kann mich genau erinnern, daß A schon damals die Verwundungen viel zu schaffen machten. Trotzdem hielt er tapfer durch, beteiligte sich an zahlreichen Patrouillen und Stoßtruppunternehmungen. Als 1918 sich Kriegsmüdigkeit einstellte, Freiwillige zu Unternehmungen sich nur äußerst spärlich meldeten, war es A. immer wieder, der trotz seiner sichtlich gebrochenen Gesundheit sich an die Spitze einer kühnen Schar setzte. Zum Beweise hierfür kann ich jederzeit eine Reihe von Tatsachen anführen, die hier zu erwähnen zu weit führen würde. Seine Verdienste wurden denn auch in einer ganzen Reihe von Auszeichnungen anerkannt.

A erklärt seinerzeit einen direkten Blutrausch gehabt zu haben und bezeichnet das heute selbst als krankhaft. Es habe ihn immer zum Nahkampf gedrängt. Im Kampfe habe er eine starke Wut gehabt und dann alles andere darüber vergessen. Als A von dem Waffenstillstand hörte, erlitt er einen vollkommenen Nervenzusammenbruch und Weinkrämpfe. Als ausgesprochener Monarchist wollte er nach dem Kriege nicht mehr beim Militär bleiben, wo er auf Grund seiner Leistungen im Felde sicher eine Möglichkeit gehabt hätte unterzukommen.

Auf mein Ersuchen schrieb er seine Kriegserinnerungen nieder, aus denen ich folgende zwei Episoden als für A ganz besonders charakteristisch entnehme. Die erste dieser Episoden zeigt, wie sich A zum ersten Male auszeichnete und als Führer tätig wird:

„Wir schwärmten im marsch, marsch aus, bevor jedoch die Kompagnie ganz entwickelt war, sprangen an der ganzen Linie die Erdfontänen auf, serienweise zischten die Granaten heran, der Himmel war mit weißen Wölkchen gefüttert, also heftiges Schrapnellfeuer, die Situation wurde brenzlich.

Um die Verluste zu verringern, wurden die Abstände erweitert; im schnellsten Tempo sprangen die Gruppen vor. Meine Gruppe erreichte als erste die Kante der sich vor uns hinziehenden Höhenwellen, und jeder verschwand in einem der oft bis 2 m tiefen Erdlöcher, die die Russen erst am Tage vorher verlassen hatten. Von rechts wurde der Bataillonsbefehl durchgesagt: ‚Auf der Höhe alles halten und mit Visier 800 weiterfeuern.'

Kaum war jedoch der Letzte in einem Erdloch verschwunden, als ein infernalisches Maschinengewehrfeuer den Höhenkamm abrasierte. Dazu ein höllisches Klirren und Krachen der explodierenden Schrapnells und aufschlagenden Granaten. Eine Zeitlang hörte man durch den Schlachtenlärm die Schreie der Getroffenen; dann wurden diese still.

Eine innere Unruhe trieb mich dazu, das schützende Loch zu verlassen. Mit einem Satz sprang ich heraus; und mußte mit sehr gemischten Gefühlen Dinge sehen, die auch dem abgebrühtesten Landsknecht das Blut schneller durch die Adern getrieben hätten.

Hinter der schützenden Feuerwelle kamen, ohne besondere Eile in langer Linie die Russen anmarschiert, das Gewehr unterm Arm. Aber nicht unsere bisherigen Gegner, die kleinen Mongolen, sondern riesige Enaksöhne mit schwarzen Bärten, mächtige Gestalten. Ich schaute zurück, nichts als Tote und sich windende Verwundete, mein Zugführer etwa 3 m hinter mir liegend, in der Mitte auseinandergerissen. Die Kameraden waren in den Erdlöchern verschwunden, um dem rasenden Feuer zu entgehen und wie sich später herausstellte, waren alle drei Zugführer, der Kompagnieführer und ein großer Teil der Gruppenführer gefallen oder verwundet.

Als ich mich so über unsere Lage orientiert hatte, wußte ich, daß es nur noch eines gab: unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, um so vielleicht so lange die Linie zu halten, bis die anderen Kompagnien des Bataillons, die als Reserve nachmarschierten, eintreffen würden.

Mit einer vom vielen Hurraschreien heiseren Stimme rief ich: ‚Die vierte Kompagnie hört auf mein Kommando, die Kompagnie springt 20 m vor und gibt Schnellfeuer mit Standvisier.' Und siehe da! Als ich nach einem rasenden Lauf ca. 20 m abwärts, mich in den Acker geworfen hatte und umsah, um den Erfolg meines größenwahnsinnigen Unternehmens zu beobachten, konnte ich mit Freuden konstatieren, daß von allen Seiten die Kameraden angelaufen kamen. Im Nu waren wir aus dem ärgsten Feuer heraußen und eröffneten ein wahnsinniges Schnellfeuer auf den Gegner, der mittlerweile auf ca. 100 m herangekommen war.

Nun erlebten wir die neue Überraschung, daß die russischen Riesen sich durch unser wohlgezieltes Feuer nicht im geringsten stören ließen. Reihenweise wurden sie niedergemäht; aber keiner dachte daran in Deckung zu gehen; wie auf dem Exerzierplatz kamen sie anmarschiert, die Linie füllte sich automatisch immer, sie waren schon in bedrohlicher Nähe.

Ich kommandierte: ‚Vierte Kompagnie Feuer stopfen, Seitengewehre aufpflanzen!' Und nochmals mit brüllender Stimme: ‚Zum Sturm Gewehr rechts, fällt das Gewehr marsch, marsch!'

Alles funktionierte tadellos. Wie einem altgewohnten Kompagnieführer, so gehorchten mir die Kameraden, und meine Befehle wurden ohne Widerspruch befolgt.

Wir stürmten vor und in Sekunden waren wir auf die Russen geprallt. Ein ohrenbetäubendes Geschrei, ein Krachen und Klirren — wir waren mitten im furchtbarsten Nahkampf verwickelt. Wie es kam, daß von uns einer übrig blieb, ist mir heute noch ein Rätsel. Unsere Kompagnie war vielleicht noch 60 Mann stark, meistens ungediente 17- bis 19jährige Pennäler, die vor wenigen Monaten noch ihren Vergil oder Homer und mathematische Gleichungen gebüffelt hatten. Wir waren müde und erschöpft, hungrig und durstig, kannten seit Wochen keine Nachtruhe, sind nie aus den Kleidern gekommen, doch haben wir es geschafft.

Das Gewehr beim Lauf gepackt und mit dem Kolben wie wild um uns geschlagen, so haben wir uns gewehrt, auf allen Seiten von den vierkantigen Bayonetten der Russen bedroht, den sicheren Tod vor Augen.

Es war das 3. Petersburger Garderegiment, das sich im Kampfe mit uns verbissen hatte, und sie haben sich die größte Mühe gegeben, um uns den Garaus zu machen.

Nach allen Seiten um mich schlagend, hatte ich mich oft gegen drei und vier Gegner zu wehren, aber nur einem einzigen gelang es, mir in die rechte Hand drei Stiche zu geben. Mit einem Kolbenhieb zerschmetterte ich ihn, der gut einen Kopf größer war als ich, den Schädel.

Neben mir kämpfte unser langer Philosoph, der wie ein Berserker um sich hieb. Ich sah ihn hart bedrängt von zwei erdbraunen Kerlen — bevor jedoch eine Möglichkeit sich bot, ihm zu Hilfe zu kommen, drangen ihm zwei Bayonette durch die Brust und lautlos sank er um.

Unsere Kräfte ermatteten immer mehr und in Minuten wären wir alle in die ewigen Jagdgründe eingezogen, da — plötzlich, Hörnerklang und Trommelwirbel: Kartoffelsupp' — Kartoffelsupp' und aus der in unserem Rücken gelegenen Bodensenkung liefen, sprangen — stürzten, die im Eilmarsch nachgekommenen Reservekompagnien. Den Russen war

der Segen anscheinend zu viel, da sie selbst durch unser Häuflein große Verluste erlitten hatten, sie ließen von uns ab und flohen, während ein Teil sich gefangen gab."

Die weitere Episode zeigt gleichfalls ein für A. charakteristisches Verhalten:

„Aus der Fülle der Erlebnisse im Kampf gegen den österreichischen Erbfeind (Serben) will ich nur eine näher berichten:

Nach der Erstürmung *Palankas* mußten wir einen Tag im Vormarsch Halt machen, da unsere Feldartillerie auf den morastigen Straßen nicht so schnell folgen konnte.

Da vom Regiment eine Erkundungspatrouille befohlen war, meldete ich mich mit zwei anderen aktiven Kameraden freiwillig, und unter meiner Führung zogen wir gegen Abend los.

Wir waren noch keine Stunde unterwegs, da wurden wir auf einer Waldlichtung beschossen. Vorsichtig schlichen wir tiefgebückt weiter. Bevor wir jedoch die erspähte Deckung ganz erreicht hatten, fielen nochmals mehrere Schüsse und im letzten Sprung brachen beide Kameraden getroffen an meiner Seite zusammen. Als ich mich über den einen beugte, hatte er bereits den letzten Atemzug getan, den anderen Kameraden verband ich; doch drei Verbandpäckchen waren im Nu durchblutet; auch er starb nach kurzer Zeit in meinen Armen.

Die Nacht senkte sich hernieder als ich mich auf den Weg machte, um befehlsgemäß die Stellung des Feindes nun allein zu erkunden. Es war eine unheimliche Sache, um so mehr, als ich ganz auf mich selbst gestellt, im Feindeslande, bald im tiefen Walde die Richtung verlor und nur mehr auf gutes Glück weiterschlich — jeden Augenblick mit meiner Entdeckung rechnend.

Stunden um Stunden waren so dahingegangen, da sah ich plötzlich vor mir einen schwachen Lichtschimmer.

Bei vorsichtigem Anpirschen bemerkte ich in einer trichterförmigen Talmulde, um ein herabgebranntes Lagerfeuer, sieben Schläfer ausgestreckt in totenähnlichem Schlafe. Es waren ein Major, zwei Adjutanten und vier Ordonnanzen, die sich ebenfalls verirrt hatten und vollständig erschöpft und ermattet eingeschlummert waren.

Ein verwegener Plan blitzte in mir auf und daraus die Tat.

Ich holte unter Vermeidung jeglichen Geräusches die Waffen herauf. Als ich die Gewehre bereit gelegt hatte, schoß ich sie alle schnell hintereinander über die Köpfe der unten liegenden ab, und stürzte darauf, wilde Kommandos ausstoßend, auf die, aus ihrem Schlummer auffahrenden Serben zu. Diese, durch Entbehrungen und Mißerfolge seelisch vollkommen erschüttert, glaubten von einer Übermacht umzingelt zu sein und ließen sich ohne den geringsten Widerstand von mir einzeln fesseln und mit ihrem eigenem Leibriemen zusammenbinden. Zu spät bemerkten sie, daß sie mir in die Falle gegangen waren, sie waren vielleicht auch froh, in Gefangenschaft zu kommen; der schwierigste Teil meines waghalsigen Unternehmens kam aber erst jetzt. Mit sieben Gefangenen, allein im Feindeslande, zog ich durch die serbischen Wälder; ich wußte nicht, wo unsere Truppen standen und mußte jeden Augenblick gewärtig sein, den Serben in die Hände zu laufen. Nach vielen Stunden am hellen Vormittag, langte ich mit meinen Gefangenen beim Nachbarbataillon an und wurde im Triumphzug zum Regimentsstab gebracht.

Hauptmann v. T. sagte zu mir: Du bist doch der frechste Kerl, den ich je gesehen habe, aus dir kann noch was werden."

Wie bereits erwähnt, hätte A auf Grund seiner militärischen Leistungen die Möglichkeit gehabt im Militärdienst zu bleiben, doch lehnte er es als überzeugter Monarchist ab, in der Republik Dienst zu tun. Er widmete sich dann zunächst dem Holzhandel, der während der Inflationszeit gut florierte, so daß es aussah, als ob A in den Besitz eines großen Vermögens kommen würde. Später brach das Geschäft jedoch zusammen, A, der in großer Liebe an seiner Familie hing, geriet in Verzweiflung. Die Beschwerden aus seinen Verwundungen, die im Rausche des Krieges sich bei ihm weniger bemerkbar gemacht hatten, wurden nun sehr fühlbar, so daß er von seinen behandelnden Ärzten Linderungsmittel verordnet bekam. Er nahm Kokain und Morphium und wurde schließlich ausgesprochener Morphinist. In diesen Zeitpunkt fallen auch schon seine Straftaten. Die Anklage nahm an, daß für A die Notwendigkeit, sich für Rauschgifte größere Beträge zu verschaffen, motivierend für die Straftat gewesen ist. Aus der Untersuchungshaft für die oben geschilderte

Straftat mußte er entlassen werden, da er im Gefängnis infolge des Kokain- und Morphiumentzugs vollkommen zusammenbrach. Nach seiner Haftentlassung hielt er sich in einer Reihe von Stellungen, die er durch die Fürsorge von Wohlfahrtsämtern erhalten hatte, außerordentlich gut, wie er sich überhaupt weitestgehender Sympathien erfreut. Im besonderen Maße nahm sich um ihn ein Gefangenenlehrer aus der Strafanstalt an, auch dann noch, als A wieder rückfällig geworden war. Schon während der letzten Straftat des A war dieser Gefangenenlehrer eigens von der Strafanstalt nach München gefahren, um die Frau des A, die sich scheiden lassen wollte, wieder mit ihm auszusöhnen. Dies ist ihm auch gelungen. Der Gefangenenlehrer ging mit Recht von der Erwägung aus, daß eine Zerstörung der Ehe dem A den letzten Halt nehmen würde.

Die Analyse ergibt bei A einen Typus von geradezu frappantem Ehrgeiz, jedoch von starker Realisierungskraft. Bei einer beispiellosen Zähigkeit strebte er von Jugend an in die Rolle des Erwachsenen so sehr, daß er alle seine Jugenderinnerungen vergißt. An die Zeiten jugendlicher Schwäche und Minderwertigkeit kann er sich nicht mehr erinnern. Dabei zeigen sich von Jugend an starke antisoziale Tendenzen, die dann während des folgenden Kriegsdienstes zu ausgiebiger Entwicklung kommen. A erhält hier die Möglichkeit seine antisozialen Tendenzen *für* eine Gemeinschaft auszuleben. Die antisozialen Techniken der Rücksichtslosigkeit, Brutalität und der Überlistung werden hier entwickelt. Er ist zwar Führer geworden, aber ohne jene starke Verbundenheit mit der Gemeinschaft, ohne welche der Führer notwendigerweise immer scheitern muß. Aus dem Felde zurückgekehrt, sucht er gewissermaßen das fortzusetzen, was ihn während des Krieges Erfolg gebracht hat, Rücksichtslosigkeit und Überlistung, offene und versteckte Entwertung seiner Mitmenschen. Wenn auch seine Leitlinie, wie gezeigt, schon in früher Jugendzeit einen späteren Konflikt mit der Umwelt unvermeidlich macht, so hat doch auch der Krieg auf den damals noch sehr jungen Menschen in sehr ungünstigem Sinne eingewirkt. Es wäre denkbar, daß dieser Typ ohne die Kriegserlebnisse früher zu einer Selbstkorrektur im Sinne der gesellschaftlichen Einordnung gekommen wäre. Bei seinem beachtlichen Training und bei seiner stärkeren Wirklichkeitsverbundenheit, lag für ihn der Weg des Verbrechens näher. A scheiterte an seiner erworbenen feindseligen Einstellung zur Umwelt, an seinem unsachlichen und auf die Spitze getriebenen Streben nach Überlegenheit. Solche Typen wie A sind nicht unbedingt und immer zum Scheitern verurteilt. Was er jedoch nicht ertrug, war eine Zeit, in welcher er nicht Führer sein konnte. Eine gewisse Selbstkorrektur scheint heute bei A eingetreten zu sein, er hat offenbar die Absicht, sobald seine letzte Strafe verbüßt ist, in einer bescheidenen Stellung den Unterhalt für seine Familie zu verdienen. Nach dem vollgerütteltem Maß an Unglück, das er durchgemacht hat, scheint seine Sehnsucht nach einer Führerrolle sehr gering geworden zu sein. Jedoch auch heute noch ergibt sich aus seiner devoten und unterwürfigen Art sein starker Konflikt mit der Umwelt, der er offenbar nur deswegen so sehr imponieren mußte,

weil er vor ihr so sehr Angst gehabt hatte. A gehört zu jenem Typ von Menschen, die deshalb so außerordentliche Leistungen verbringen müssen, weil sie keinen anderen Weg kennen, mit ihren Mitmenschen in ein befriedigendes Verhältnis zu kommen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß A durch seine Erlebnisse schon so weit geformt wurde, daß ihn die Einordnung in die Gesellschaft gelingt, er müßte dabei allerdings unterstützt werden. Offenbar ist mit einem längeren Strafvollzug hier nichts zu bessern, sondern nur mit Hilfe und Unterstützung bei seiner Einordnung in die Gesellschaft, die er nun vorbereitet. Bisher hat A allerdings nur im Rausche gelebt, sei es im Rausch des Erwachsenseins, des Krieges oder des Morphiums. Es wäre zu wünschen, daß ihm eine Begnadigung an Stelle einer hier sinnlosen Strafhaft die Einordnung in die Gesellschaft erleichtert.

Zur Psychologie des Zeichenunterrichts

Von Dr. BRUNO LANGE (Minden i. W.)

Aus den zahlreichen Schriften und Vorträgen, die heute die Öffentlichkeit über die moderne Kunsterziehung auf dem laufenden halten, wird zur Genüge klar, daß wir es bei der gegenwärtigen Form des Kunstunterrichts nicht mit einer gegenüber der letztvergangenen Unterrichtsmethode nur graduell gesteigerten Leistung zu tun haben, sondern mit einer durchaus neugearteten Zielsetzung. Der Unterschied wird schon hinreichend klar, wenn man nur hervorhebt, daß damals die möglichst „richtige" Nachschaffung einer Vorlage oder eines Modelles angestrebt wurde, während heute die eigenschöpferische Leistung des Schülers das Ziel ist, das jedem Zeichenlehrer vorschwebt.

Diese Stellungsänderung im Kunstunterricht ist eine so entschiedene, daß man geradezu von der Neueinführung eines Faches an Stelle eines früheren sprechen kann und auch gesprochen hat. Schon aus diesem Grunde haben die übrigen Erzieher des Kindes, insbesondere aber seine Eltern alle Veranlassung, von dieser Tatsache Kenntnis zu nehmen. Sie werden es aber dabei nicht bewenden lassen, wenn sie berücksichtigen, daß dieses neue Fach wie nicht viel andere auf die seelische Entwicklung des Jugendlichen einwirken kann. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß der Schüler planmäßig zu schöpferischen Leistungen angehalten wird, so ist leicht einzusehen, in welchem Maße dabei seelische Kräfte zur Auswirkung kommen müssen. Schöpferisches Gestalten erfordert immer einen Einsatz der Persönlichkeit, so wie er etwa bei der Abfassung eines Aufsatzes über weltanschauliche Dinge nötig ist. Solche Leistungen sind nicht zu vergleichen mit der Erarbeitung eines wissenschaft-

lichen Ergebnisses, sie unterscheiden sich in einem wesentlichen Punkte davon und das ist das „Bekenntnishafte", das ihnen eigen ist.

Jede bildschöpferische Leistung enthält ein Bekenntnis des Zeichners. Auf dieser Feststellung beruht die Neueinschätzung des Kunstunterrichts, und es kann nicht ausbleiben, daß in dem Maße, in dem diese Erkenntnis sich in den Kreisen der anderen Erzieher des Kindes Eingang verschafft, auch außerhalb der Schule die Anteilnahme an dieser neuartigen Beeinflussung der Jugend wächst. Nicht überall wird man zustimmen, aber auch da, wo man Grundsätzliches nicht einzuwenden hat, wird man den Kunsterzieher nicht unbesehen schalten und walten lassen, denn mit der Größe seiner Aufgabe ist auch seine Verantwortung gewachsen. Konnte früher ein ungeeigneter Kunstunterricht wenigstens keinen nennenswerten Schaden anrichten, so können jetzt falsche Maßnahmen und Maßstäbe Veranlassung zu bedenklichen seelischen Störungen sein.

Die Entwicklung des Zeichenunterrichts aus einem „technischen" zu einem „Bekenntnisfach" mußte die Belastung des Zeichenlehrers mit einer ungleich schwereren Verantwortung mit sich bringen, und jeder Kunsterzieher, der sich für die Anerkennung des Zeichnens als Erziehung zum schöpferischen Menschen einsetzt, muß sich darüber klar werden, ob er geneigt und imstande ist, gleicherweise die neue Verantwortung anzuerkennen und zu tragen. Man kann nicht das eine fordern und das andere ablehnen, wenn man nicht den neuen Kunstunterricht und — was das Wichtigere ist — die moderne Jugend Gefahren aussetzen will.

Für die Beurteilung der schöpferischen Leistungen der Jugend ist die Reifezeit von ausschlaggebender Bedeutung. Deswegen wird auch bei der psychologischen Wertung der Leistung immer die Frage an erster Stelle zu stehen haben, ob es sich um einen Schüler *vor*, *während* oder *nach* erlangter Reife handelt. Für die mehr grundsätzlichen Erörterungen an dieser Stelle mag eine Unterscheidung zwischen zwei Kategorien ausreichen: Vorreife und Reifezeit.

Von diesen beiden Perioden ist die Vorreifezeit für das schöpferische Gestalten die entschieden fruchtbarere. Ja, es ist unverkennbar, daß mit der Umstellung des Kunstunterrichts eine ganz entschiedene Schwenkung zugunsten der Kinderzeichnung einsetzte, so daß es manchmal aussah, als habe der moderne Zeichenunterricht es mit anderen Dingen überhaupt nicht zu tun. Das war ebenso falsch, wie es begreiflich ist. In dem unentwickelten und noch nicht zum Bewußtsein seiner selbst erwachten Kinde steckt noch jene primitive Produktivität, die jederzeit triebhaft zur Entfaltung und Betätigung drängt. Man braucht dem Kinde nur die Gelegenheiten zu verschaffen bzw. Hindernisse aus dem Wege zu räumen, um eine eigenschöpferische Leistung entstehen zu sehen. Nötigenfalls hilft man dem schlummernden Drange mit einigen äußeren Anregungen nach. Von einem Kinde, das er versteht, kann der Erzieher alles haben. Die ganze pädagogische Beeinflussung auf dieser Altersstufe beschränkt sich daher im wesentlichen auf der Darbietung dankbarer Aufgaben und der Entfernung unfruchtbarer Entartungen und unkindlicher Manieren. Das eigentlich Treibende ist die kindliche Phanta-

sie und Erfindungsgabe, die nicht eher versiegt, bis die nahende Reife den kindlichen Geist umzuformen beginnt oder — ein eitler Erzieher die kindlichen Ziele durch seine eigenen verdrängt.

Ist diese primitive Produktivität erst einmal zerstört, dann ist sie mit keinem Mittel wiederherzustellen. Im Gegenteil: alle dahin zielenden Versuche machen den Schaden nur größer. Aus diesem Grunde ist es verhängnisvoll, wenn der Zeichenlehrer den Reifezustand seines Zöglings verkennt und ihn vor Aufgaben stellt, über die er hinausgewachsen ist. Der Schüler fühlt sich nicht mehr verstanden, nicht für ernst genommen und nimmt nun seinerseits den Lehrer nicht mehr ernst, weil er es nicht für möglich hält, daß ein Erwachsener sich allen Ernstes für Aufgaben einsetzen kann, die er, der Schüler, als kindlich erkennt. Sind die Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler so weit gediehen, dann steht die Erzieherarbeit auf ihrem toten Punkt, und ob über diesen Punkt hinaus überhaupt noch produktive Arbeit geleistet wird, darüber entscheidet das Verhalten des Erziehers.

Ganz vermeiden läßt sich dieser tote Punkt wohl kaum — zumal im Klassenunterricht —, und jeder Schüler wird einmal seinen Lehrer im Grunde seines Herzens für kindisch halten. Je gelassener dieser sich mit diesem Urteil abfindet, um so schneller ist der Zustand überwunden. Wer ihn — wohl gar mit einer Dosis Empfindlichkeit — gewaltsam ändern will, wird ihn nie überwinden. Sicher aber ist, daß während dieser Übergangszustände die Produktivität des Kindes erlahmt.

Das Versiegen der schöpferischen Quellen im heranwachsenden Menschen ist so allgemein, daß ernsthafte Pädagogen die Ansicht vertreten, es sei nun mit der schöpferischen Gestaltungskraft überhaupt vorbei. Nur der „geborene Künstler" überwinde diesen Zustand dank seiner spezifisch künstlerischen Gaben. Da aber ein derart begnadeter Mensch doch über die Grenzen des allgemein bildenden Unterrichts sehr bald hinausstrebe, habe der Kunstunterricht nach der Reifezeit seinen eigentlichen Sinn verloren und müsse sich auf Kunstbetrachtung und dgl. beschränken.

Es kann nicht bestritten werden, daß mancherlei Symptome für diese Ansicht sprechen. Das Auffallendste ist, daß Ausstellungen von Schülerzeichnungen sich zu etwa 80% aus Kinderzeichnungen zusammenzusetzen pflegen und daß bei den 20% Arbeiten erwachsener Schüler dieselben Namen allzu häufig wiederkehren. Das ist nicht damit zu erklären, daß die Oberklassen kleiner sind als Mittel- und Unterklassen, denn früher war das Bild solcher Ausstellungen durchweg ein anderes. Da herrschten die Oberklassen, wenn nicht zahlenmäßig, so doch an Qualität stark vor, ihre Leistungen gaben der Ausstellung das Gepräge, von ihnen sprach man, und von den anderen sagte man, daß „es auch schon ganz nett" sei. Sah man sich aber die Zeichnungen der Älteren näher an, so mußte man allerdings feststellen, daß es sich fast ausschließlich um Nachzeichnungen, Kopien und ähnlich zu wertende Arbeiten handelte, jedenfalls nicht um schöpferische Leistungen. Der Grund für den Ausfall an Arbeiten erwachsener Schüler ist in erster Linie in der Forderung produktiver Leistungen zu suchen.

Dennoch dürfen wir überzeugt sein, daß der Glaube an die schöpferische Leistung des erwachsenen Schülers sich durchsetzen wird. Ich muß es mir hier versagen, von den Entdeckungen zu berichten, die der moderne Zeichenlehrer in diesem Neuland des Zeichenunterrichts macht und der Entdeckerfreude Ausdruck zu geben, die ihm das einzige Gegengewicht gegen die materielle Knebelung seines Unterrichtsfaches durch die deutsche Not bedeutet. Aber gerade um dieser Freuden willen tut es not, die Gefahren zu sehen, die den Enderfolg gefährden können.

Der Enderfolg, dem der sinnvolle Kunstunterricht zustrebt, kann nicht in der Schülerzeichnung als solcher gesehen werden. Die fachliche Leistung darf niemals so einseitig im Mittelpunkt des Erziehungsplanes stehen, daß jedes Mittel gut geheißen wird, das nur innerhalb des Faches Erfolg verspricht. Über jeder fachlichen Erzieherarbeit steht der Mensch, der gebildet werden soll. Er aber läßt sich nur einheitlich bilden, er ist ein Unteilbares, ein Individuum, und daher müssen sich alle Bildungselemente der Einheit eingliedern, die in der Persönlichkeit begriffen wird. Sie müssen sich um dieser Persönlichkeit willen auswirken, nicht ihrer selbst oder der Eitelkeit eines Erziehers willen. Der Erzieher, der sein Fach nicht dieser Einheit der Persönlichkeitsbildung unterzuordnen bereit ist, hat seinen Beruf verfehlt.

In dem Maße nun, in dem die Schülerzeichnung eine eigenschöpferische Leistung geworden ist, in dem Maße, in dem andererseits die sich ankündigende Reife dem jungen Menschen die Entwicklung eines einheitlichen Charakterbildes bewußt werden läßt, in ebendemselben Maße gewinnt die eigenschöpferische Produktion Einfluß auf die Gestaltung dieses Charakterbildes. Die Psychologie des schöpferischen Vorganges läßt diese Zusammenhänge klar erkennen.

Stellt man beispielsweise dem heranwachsenden Schüler die Aufgabe, ein Pferd zu zeichnen, so wird er im allgemeinen einwenden, das sei zu schwer. Der Einwand ist berechtigt, wenn er annehmen muß, daß eine anatomisch richtige Wiedergabe verlangt wird. Ist er dagegen so unterrichtet und vorbereitet worden, daß er die Berechtigung einer Zeichnung nicht von ihrer anatomischen Richtigkeit abhängig macht, d. h.: weiß er, daß jede Zeichnung erst durch ihre Eigenschaft als Ausdrucksmittel Wert erhält und nicht das Verhältnis der Zeichnung zum Modell, sondern das Verhältnis der Zeichnung zum Zeichner den Ausschlag gibt, so hängt die Inangriffnahme der Aufgabe nur noch von seinem Mut ab. Es ist der Mut, nicht mehr scheinen zu wollen als man ist und kann, nennen wir's doch einfach: Mut zur Ehrlichkeit. Dieser Mut aber ist eine Sache der Charakterbildung. Er kann nicht im Kunstunterricht ad hoc herangebildet werden, vielmehr muß der gesamte Erziehungsplan der Förderung dieser Eigenschaft dienen. Der Schüler muß merken, daß es im Grunde bei allen Leistungen auf dasselbe ankommt und daß nicht etwa eine mangelnde Begabung als Grund für ein Versagen vorgeschützt werden kann. Hat er diesen Mut zur Unfertigkeit seines Alters, will er gar nicht mit seiner Zeichnung einen Eindruck machen, der ihn reifer, erwachsener erscheinen läßt als er

ist, so hat er den Mut und die Produktivität des Kindes wieder, das niemals vor der Aufgabe, ein Pferd zu zeichnen, zurückschreckt. Es zeichnet eben *das* Pferd, das seinem Können und Alter entspricht und weiß, daß ein besseres von ihm nicht erwartet wird.

Nun darf nicht übersehen werden, daß diese Produktivität der Reifezeit sich generell von der primitiven Produktivität des Kindesalters unterscheidet. Sie setzt eine seelische Verfassung voraus, die das Kind nicht erlangen kann, die der heranreifende Mensch aber einmal erreichen muß, wenn er sich mit den Aufgaben des Lebens produktiv auseinandersetzen soll. Die Individualpsychologie kennzeichnet diese seelische Verfassung als „Sachlichkeit". Sie versteht darunter die Verhaltungsweise des Menschen, die im Dienst des Lebens und nicht im Dienst der Icherhöhung steht. Wenn ein Junge zeichnet, um die Bewunderung anderer zu erregen, zeichnet er unsachlich, mag nun die Zeichnung an sich gut sein oder nicht. Die Förderung solcher im Dienste des eigenen Ich stehenden zeichnerischen Betätigung muß die seelische Entwicklung des Schülers gefährden. Dazu kommt, daß zeichnerisches Können oft noch als etwas Bewundernswertes an sich beurteilt wird. Wir sind eben noch sehr weit davon entfernt, das Zeichnen wieder als ein allgemein bildendes und allgemein zugängliches Ausdrucksmittel anzusehen, und solange die Dinge so liegen, muß der Kunsterzieher ein um so wachsameres Auge auf die Mitwirkung unsachlicher Elemente beim Zeichnen haben. Es soll natürlich nicht behauptet werden, daß sie sich ganz ausschalten ließen, und es ist umstritten, ob das sogar wünschenswert wäre. Aber man muß sich doch darüber klar sein, daß die Mitwirkung unsachlicher Motive immer nur auf Kosten der Produktivität geduldet werden kann. Das ist nicht nur im Zeichnen, sondern überhaupt im Leben so, und daher wirkt der Zeichenlehrer, der seinen Unterricht auf sachliche Leistungen abstellt, nicht nur für sein Fach, er bildet vielmehr seine Schüler in gleichem Maße für die Aufgaben, die ihnen das Leben stellt und stellen wird.

Die Arbeiten, die auf die eben geschilderte Weise zustande kommen, sind — wie sich aus der Situation schon ergibt — größtenteils Neuland. Zeichnungen eines erwachsenen Laien pflegte man bisher als Ausnahme oder Kuriosum zu werten, und wenn man sie überhaupt einer Beurteilung für wert hielt, so sprach man sie als eine Vorstufe oder im günstigsten Falle als eine Anfangsstufe der Kunstleistung an. Bei diesem Vergleich mit den Werken fertiger Künstler schnitten sie natürlich schlecht ab, und es gehörte schon ein ziemliches Maß Naivität dazu, trotz dieser peinlichen Situation weiter zu zeichnen. Tatsächlich verlohnte es sich aber auch kaum einmal der Mühe, sich mit solchen Arbeiten kritisch auseinanderzusetzen, denn die Fälle, in denen Laienzeichnungen sich durchgesetzt und behauptet haben, wie etwa die bekannten Struwwelpeterzeichnungen Dr. *Hoffmanns,* gehören auch heute noch zu den allergrößten Seltenheiten. In fast allen übrigen Fällen handelt es sich um Arbeiten, deren Anlaß eine oft groteske Verkennung seiner selbst wie auch der Mitwelt gebildet hat. Also um etwas ganz anderes als um eine aus Sachlichkeit hervorgewachsene bekenntnishafte Produktivität.

Ein psychologisch fundierter Zeichenunterricht darf niemals zu einer solchen im Dienste der Icherhöhung stehenden Leistung führen. Die Zeichnung des erwachsenen Schülers steht im Dienste der Selbsterkenntnis und damit im Dienste des Lebens überhaupt. Niemals wird eine solche Zeichnung Gefahr laufen, mit Kunstwerken verglichen zu werden. Sie unterscheidet sich vom Kunstwerk wie etwa der Schulaufsatz von einer *Kleistschen* Novelle oder wie das Lied des Buchfinken von *Walter Stolzings* Preislied. Und es ist wichtig, daß auch der Schüler das weiß. Er soll nicht durch sein Zeichnen in der sachlichen Einschätzung seines Könnens und seiner Gaben getäuscht werden. Er soll nicht glauben, daß seine Zeichnungen kleine Kunstwerke seien, die zu irgendwelchen kühnen Ansprüchen oder Hoffnungen berechtigen, ebensowenig wie er von Schriftstellererfolg träumt, wenn er einen guten Aufsatz geschrieben hat. Der Unterricht, der den Schüler zu solchen Verkennungen seiner Fähigkeiten Anlaß gibt, richtet Schäden an, die durch noch so bewundernswerte Einzelleistungen nicht ausgeglichen werden können. Gerade der Zeichenunterricht bringt die Gefahr mit sich, in einzelnen Schülern den Glauben an eine falsche Künstlerschaft zu wecken und sie auf Wege zu leiten, auf denen sie beruflich wie seelisch scheitern müssen. Die Schule hat es mit Nichtkünstlern zu tun und den wirklich einmal auftretenden Künstler als die Ausnahme zu behandeln. Daher soll der Zeichenunterricht nicht Künstler heranbilden wollen, sondern Menschen, die mit Hilfe der zeichnerischen Ausdrucksmittel sich Klarheit über die Welt und sich selbst verschaffen. Zum Künstler wird keiner durch noch so geschickte Handhabung dieser Ausdrucksmittel, sondern ganz allein durch das, was er mit diesen Mitteln zu sagen weiß.

Ich weiß, daß das alles viel einfacher klingt, als es durchzuführen und zu erreichen ist. Der Widerstand, den der zum Selbstbewußtsein erwachte Mensch gegen den Abbau seiner unsachlichen Ichhaftigkeit aufbietet, ist um so raffinierter organisiert, je später mit der Umstellung zur Sachlichkeit begonnen wird. Dazu kommt, daß große Klassen und verminderte Stundenzahl eine individuelle Behandlung des Schülers nahezu illusorisch machen. Diese und andere Erschwerungen sollen nicht hinweggeleugnet oder verkleinert werden, aber sie können doch keinen Augenblick uns von den Pflichten befreien, die die psychologische Erkenntnis der Gegenwart dem Kunstunterricht auferlegt.

Die hier geforderte Umstellung des Kunstunterrichts von rein künstlerischen auf betont psychologische Ziele mag äußerlich als eine Preisgabe der Kunsterziehung und als ein Rückschritt angesehen werden. Der tiefer Schauende wird dagegen nicht verkennen, daß die Weiterentwicklung unserer Jugendbildung einen Kunstunterricht ausmerzen wird, der künstlerische Ziele auf Kosten der gesunden seelischen Entwicklung verfolgt, und gerade in einer Zeit äußerster materieller Abhängigkeit kann ein Staat nur für den Unterricht Opfer bringen, der auf das Leben vorbereitet.

Zur Frage der Schülercharakteristik

Ein Beitrag zur individualpsychologischen Anleitung für Lehrer

Von Dr. HANS SCHERKE (Berlin)

I.

Nach der Verfügung des Preußischen Kultusministers vom 22. Dezember 1930 fallen die allgemeinen Urteile (Kopfzensuren) in den regelmäßigen Schulzeugnissen und in den Abgangszeugnissen weg. Die Beurteilung der Gesamtpersönlichkeit und des Charakters der Schüler erfolgt jetzt im Rahmen einer jährlich zweimal zusammentretenden Klassenkonferenz, in der sich die Klassenlehrer über die Entwicklung ihrer Schüler, über ihre häuslichen Verhältnisse, über ihre Arbeitsweise und ihre besonderen Begabungen und Neigungen aussprechen sollen. Die Ergebnisse dieser Konferenzen sind in Form freier Charakteristiken zusammenzufassen. Diese bilden die Unterlagen für die Beratung der Schüler, für eventuell notwendige Mitteilungen an die Eltern und die Abfassung der Führungszeugnisse, die den Schülern beim Eintritt in den Beruf oder beim Wechsel der Schule mitzugeben sind.

Die Einführung der Schülercharakteristiken stellt den Lehrer vor eine ganz neue, schwere und verantwortungsvolle Aufgabe. Eine Anleitung und konkrete Gesichtspunkte für ihre Lösung sind ihm nicht gegeben, denn die Verfügung des Ministers verzichtet bewußt und absichtlich auf die Anordnung eines bestimmten Beobachtungsbogens. Der Lehrer soll vielmehr ganz frei und ungebunden versuchen, die Frage zu beantworten, wer seine Schüler eigentlich sind.

Wie macht man das? Wie läßt sich der Charakter eines Schülers erkennen, wie soll man ihn beschreiben, wie kann man so ein Kind wirklich verstehen und das Bild seiner Persönlichkeit richtig nachzeichnen?

Die Schulpsychologie, wie sie heute noch allenthalben auf den pädagogischen Akademien gelehrt wird, gibt dem Lehrer auf diese Fragen keine Antwort. Jeder muß vielmehr versuchen, sich hier mit seiner allgemeinen praktischen Menschenkenntnis durchzuschlagen so gut es eben geht. Die dabei gewöhnlich herauskommenden Charakteristiken zeigen ganz übereinstimmend, wie ratlos die meisten Lehrer der Aufgabe, die Persönlichkeit ihrer Schüler zu charakterisieren, gegenüberstehen. So wurde ein Sextaner, der zweimal sitzengeblieben war, nach der Volksschule zurückversetzt mit dem — an Kürze jedenfalls nicht zu überbietenden — Zeugnis: „er hat sich gut geführt“.

Andere Charakteristiken beschränken sich darauf, durch Aufzählung einzelner Vorkommnisse ein Bild vom Charakter des Schülers zu geben. Die meisten bemühen sich, die von den verschiedenen Lehrern gemachten einzelnen Beobachtungen zusammenhängend zu schildern. Im günstigsten Falle kommt dabei eine Beschreibung von Eigenschaften heraus, die gewöhnlich an dem Schema der alten Vermögenspsychologie orientiert ist.

Die Eigenarten eines Menschen beschreiben heißt aber noch lange nicht seine Persönlichkeit verstehen. Das aber allein kann Zweck und Sinn einer Charakteristik des Schülers sein.

Um einen Menschen zu verstehen, muß man ihn kennen. Um ihn kennen zu lernen, muß man ihn beobachten. Richtig beobachten kann man nur, wenn man weiß, was zu beobachten ist und worauf es ankommt. Der hier vorgeschlagene, in der Praxis gut bewährte Beobachtungsbogen enthält die wichtigsten Gesichtspunkte für die Beobachtung der Charaktereigenschaften des Schülers und ist gleichzeitig ein Schema für die einheitliche Registrierung der beobachteten Tatsachen, die sich selbstverständlich bei einer größeren Schülerzahl rein gedächtnismäßig nicht verarbeiten lassen.

II.

1. Der Beobachtungsbogen ist unter Benutzung des seinerzeit (1923) vom Wiener Verein für Individualpsychologie herausgegebenen und erläuterten „Fragebogen zum Verständnis und zur Behandlung schwer erziehbarer Kinder" entworfen und steht auch wissenschaftlich auf dem Standpunkt der vergleichenden Individualpsychologie. Er geht also von folgenden Voraussetzungen aus:

Der Mensch ist eine einheitlich-zielstrebig gerichtete Persönlichkeit. Art seines Ziels und Richtung seines Strebens sind die Antwort, die er auf die (von Gefühlen der Minderwertigkeit begleiteten) Schwierigkeiten seiner kindlichen Lebenssituation gefunden hat. Die Charaktereigenschaften eines Menschen sind seine in der Praxis erprobten und durch Übung allmählich mechanisierten Mittel zu seinem heimlichen unverstandenen Ziel.

Persönlichkeit und Charakter eines Menschen lassen sich also nur verstehen, wenn man den Zusammenhang zwischen dem Ziel, den ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten und den zu ihrer Überwindung entwickelten Mitteln begreift und durch vergleichende Beobachtung im einzelnen erkennt und deutet.

Klasse: VI. *Name*: Gerda von M.

I. Äußere Anhaltspunkte

1. Alter: 7 Jahre
2. Konfession: ev.
3. Körperliche Beschaffenheit:

Wuchs:	auffallend groß	—
	„ klein	—
	„ dick	—
	„ dünn	—

Körperfehler:	Brille	—
	schwerhörig	—
	Sprachfehler	—
	X-O-Beine	—
	linkshändig	—
	Sonstige:	
Aussehen:	auffallend schön	sehr hübsch
	,, häßlich	—
	auffallende Augen	—
	,, Nase	—
	,, Ohren	—
	,, Haare	sehr schön
Gesundheitszustand:	schwächlich	zart
	kränklich	—
	auffallend blaß	—
	chronische oder häufig wiederkehrende Krankheiten	—
4. Kleidung:	sehr nachlässig	ziemlich
	auffallend ordentlich	
	,, unsauber	
	,, eitel	

II. Familiensituation

1. *Vater.* Beruf	Vertreter. Offizier a. D.
Wesen	liebt seine Tochter abgöttisch. Hält sehr auf standesgemäßes Verhalten
Krankheiten	?
Einstellung zur Schule	?
Erziehungsmethode	stark verzärtelnd
2. *Mutter.* Wesen	sehr streng, liebt den jungen Bruder mehr
Krankheiten	?
Einstellung zur Schule	?
Erziehungsmethode	sehr streng. Prügelt oft
3. Günstiges oder ungünstiges Eheleben	sehr ungünstig
4. Wirtschaftliche Verhältnisse	schlecht
5. Liebt es den Vater mehr oder die Mutter	Vater
6. Stiefkind — Pflegekind — unehelich	—
7. Wieviel Geschwister	1 Bruder
ältestes — zweites — jüngstes	ältestes
Verhältnis zu den Geschwistern	?
sind die Geschwister bessere oder schlechtere Schüler	noch nicht schulpflichtig.
8. Spitzname zu Hause	—
,, in der Schule	—
9. Wird es von den anderen viel geneckt weswegen	—
10. Geburt von Geschwistern	—
Todesfälle in der Familie	—
Änderung des Milieus	—

III. Situation in der Schule

Arbeit

realer Fortschritt			Umwege			
1. *Verhältnis zur Schule*						
kommt gern zur Schule	ja		kommt ungern z. Schule		—	
kommt pünktlich	ja		kommt oft zu spät		—	
fehlt selten	ja		fehlt oft		—	
mag den Lehrer gut leiden	ja		mag den Lehrer nicht leiden		—	

realer Fortschritt			Umwege		
2. *Allgem. Leistungen*					
mutig		—	entmutigt, feige	ja	
geduldig			ungeduldig		
ausdauernd			leicht nachlassend		
sachlich bei Arbeit und Spiel			ehrgeizig bei Arbeit und Spiel		
fleißig	z. T.		faul	z. T.	
aufmerksam	z. T.		unaufmerksam	z. T.	
intelligent	ja		dumm		—
geschickt	ja		ungeschickt		—
			empfindl., leicht gekr.		—
			hält sich f. ein. Pechvogel	ja	

	aktiv/aggressive			passive		
3. *Führung.*	lebhaft	ja		still		—
	sehr selbständig	ja		unselbständig		—
	unartig	ja		artig		—
	ungehorsam	ja		gehorsam		—
	vorlaut	ja		verträumt		—
	dreist	ja		ängstlich		—
	frech		—	anschmiegend	ja	
	weint selten, nie		—	weint leicht	ja	
	trotzig		—	sanft		
	eigensinnig		—	nachgiebig		
	bockig		—	schmeichlerisch	ja	
	Nasenbohren		—			
	Nägelbeißen		—			
	Grimassenschneiden		—			
	mit dem Fuß aufstampfen		—			

Mitmenschlichkeit

Kontakt			Abwege		
4. *Verhalten z. d. Mitschülern*					
schließt leicht Kameradschaft			schließt sich schwer an		
mitfühlend			ohne Mitgefühl		
hat Freunde	ja		hat keine Freunde		—
Mädchen		—			
Knaben	ja				
spielt mit den anderen	ja		isoliert sich		—
keine Führerrolle beim Spiel		—	Führerrolle beim Spiel	ja	
			quält Menschen od. Tiere		—

Kontakt	Abwege					
	aktiv/aggressive			passive		
	schadenfroh		—			
	boshaftes Lachen		—			
	ehrgeizig			indolent		—
	anspruchsvoll	ja		bescheiden		—
	überheblich	ja		servil		—
	herrschsüchtig	ja				
	übertreibt	ja		renommiert	ja	
	fanatisch wahrheitsliebend		—	lügt	ja	
	stiehlt		—			

5. *Fachleistungen* (mit Noten anzugeben).

Schreiben:	2	Schwimmen:	—	Geographie:	—
Rechnen:	2	Deutsch:	—	Geschichte:	—
Lesen:	2	Religion:	—	Mathematik:	—
Zeichnen:	2	Naturkunde:	—	Sprachen:	—
Turnen:	1/2				

Auffallende Leistungen auf anderen Gebieten: —

6. *Wendepunkte.*
Lehrerwechsel: — Wann? —
Veränderung der Stellung in der Klasse: —
Nachlassen in den Leistungen: — Seit wann? —
Sonstiges: —

IV. Neigungen und Wünsche

Lieblingsspiele:	Indianerspielen. Theaterspielen.
Lieblingsgeschichten:	
Lieblingslektüre:	liest wenig.
Was will es werden:	Weiß es noch nicht genau. Jedenfalls möchte sie sehr reich sein.

V. Sonstige Beobachtungen und Anhaltspunkte

1. Will immer und überall die erste sein, aber ohne die Bereitschaft zu entsprechender Anstrengung. Beim Schreiben z. B. schreibt sie nur den unteren Teil der Tafel voll, und zwar mit der zweiten Hälfte des Diktats, um nur ja als erste fertig zu sein.
2. Renommiert den Mitschülern gegenüber, um sich und ihrer Familie ein größeres Ansehen zu geben.
3. Macht den anderen Kindern gegenüber ihre Standesvorrechte geltend und glaubt, deshalb immer zuerst „drankommen“ zu müssen.
4. Reißt sich darum, bei allen Schulaufführungen mitzuwirken in einer möglichst prominenten Rolle.
5. Hat die Angewohnheit, den anderen immer ins Wort zu fallen.

2. Die beiden ersten Abschnitte des Fragebogens beziehen sich auf die in der Lebenssituation des Kindes verborgenen Schwierigkeiten.

Abschnitt I behandelt die körperliche Beschaffenheit und das Äußere des Kindes. Alle auffälligen Abweichungen und körperlichen Fehler (auch die nur eingebildeten!) können für das Kind eine Quelle für Gefühle des Verkürztseins und der Minderwertigkeit sein. Es sind Schwierigkeiten, die — wenn das Kind nicht mit ihnen fertig wird — häufig den Anlaß zur Entmutigung und damit die Ursache seiner Schwererziehbarkeit bilden.

Abschnitt II fragt nach der Familiensituation. Nach der Atmosphäre, die zu Hause herrscht, nach dem Wesen von Vater und Mutter, nach der Stellung zu den Geschwistern. Auch hier in der Kinderstube, dem ersten sozialen Lebensraum jedes Menschen, kann alles Auffällige, jedes Zuviel oder Zuwenig zu einer Schwierigkeit für das Kind werden.

Abschnitt III bezieht sich auf die Situation des Kindes in der Schule und verzeichnet seine Eigenschaften, also seine Leistungen bei der Arbeit und im Verkehr mit den Mitschülern. Auf der linken Seite stehen die positiven Eigenschaften, die Leistungen auf dem Wege des „realen Fortschritts“ — rechts die Minusleistungen, die Umwege, unterteilt nach den beiden Typen des Aktiv-Aggressiven und der Passivität. In fünf Unterabschnitten sind die Einzelzüge der Situation in der Schule übersichtlich und sinngemäß zusammengefaßt, von dem allgemeinen Verhalten zur Schule bis zu den Fachleistungen. Die Fragen des sechsten Unterabschnitts gehen auf eventuelle Ver-

änderungen im Klassenmilieu und gehören sachlich mit den drei letzten Fragen des Abschnitts II eng zusammen. Nicht nur die großen Wandlungen und Wendepunkte im Leben des Menschen können zu Krisen führen; auch die kleineren Veränderungen des Milieus sind oft kritisch, sind Schwierigkeiten, namentlich für ein Kind. In diesem Zusammenhange ist die Frage: seit wann haben die Leistungen nachgelassen, also: seit wann ist das Kind schwierig, besonders wichtig. Ihre Beantwortung weist zeitlich die Richtung, in der die seelischen Hintergründe dieser Wandlung zu suchen sind, denn erfahrungsgemäß liegt vor einer solchen Wendung zum Abwegigen fast immer eine Entmutigung durch eine Niederlage vor einer zu großen Schwierigkeit.

Abschnitt IV fragt nach Neigungen, Wünschen und Liebhabereien. Sie verraten meistens ziemlich deutlich das konkrete Ziel des heimlichen Strebens des Kindes.

Abschnitt V bietet Raum für Bemerkungen über die in den vorhergehenden Abschnitten verzeichneten oder auch andere, dort nicht besonders aufgeführte Lebensäußerungen des Kindes.

3. Die Beobachtungsbogen führt der *Klassenlehrer*. Er legt für jeden Schüler einen mit Name und Klasse zu versehenden Bogen an.

Die Antworten auf die einzelnen Fragen kann er gewinnen:

a) durch direkte Beobachtung des Äußeren und des Verhaltens und durch Schlußfolgerungen auf die ihm zugrunde liegenden seelischen Motive (Abschn. I, III),

b) durch Befragen des Schülers oder seiner Eltern (Abschn. II, IV),

c) eine dritte Möglichkeit für die Urteilsbildung bieten dem Lehrer die schriftlichen Äußerungen der Schüler über für diesen Zweck besonders ausgewählte Aufsatzthemen (z. B.: Was würde ich machen, wenn es keine Schule gäbe? — Was ich anders haben möchte. — Worin besteht der Wert des Lebens? — Welche Leute sind unglücklich? — Was mache ich mit meinem Taschengeld?).

Alle so gewonnenen Beobachtungen werden — entweder nach dem Gedächtnis oder nach kurzen Notizen — bei den entsprechenden Rubriken des Fragebogens mit „ja“ oder „—“ (= nein) eingetragen. Die nicht zu klärenden Punkte bleiben offen oder erhalten ein Fragezeichen. Auf den Konferenzen der Klassenlehrer werden die Eintragungen ergänzt und gegebenenfalls nach gründlicher Klärung vorhandener Widersprüche berichtigt.

Die Beobachtungsbogen werden vom ersten Schuljahr an geführt. Beim Erwachsenen ist die Leitlinie, die seine Persönlichkeit und seinen Charakter durchzieht, durch allerhand Überlagerungen und Variationen so gut getarnt, daß sie nur durch eine sehr tief schürfende Deutung freigelegt werden kann. Je jünger der Mensch ist, desto deutlicher ist die Richtung seines Strebens sichtbar. Die Charakterisierung der Schulanfänger ist also sachlich eine verhältnismäßig leichte Aufgabe; dafür ist sie aber eine besonders verantwortungsvolle, deshalb weil die erste Charakteristik immer eine wichtige Grundlage für alle späteren bilden wird. Zusammen mit der am Schluß des Schuljahres zu verfassenden Charakteristik wandert der Fragebogen mit den

Schülern von Klasse zu Klasse. Dem neuen Lehrer wird damit gleich zu Beginn des Schuljahres eine wertvolle Auskunft über die persönliche Eigenart seiner neuen Schüler gegeben. Gleichzeitig bieten ihm diese Unterlagen die Möglichkeit, die eigenen Beobachtungen seines für jeden Schüler wieder neu anzulegenden Bogens jedesmal mit denen seines Vorgängers zu vergleichen. Zeigen sich dabei unvereinbare Widersprüche — und es kommt sehr häufig vor, daß ein Schüler in der neuen Klasse auf einmal ein ganz anderer wird —, so ist immer jene Frage nach dem „seit wann" zu klären. Als Anlaß zu solchen Wandlungen zum Guten wie zum Schlechten wird sich dann erfahrungsgemäß fast immer der Lehrerwechsel herausstellen, ein Ereignis, das vom Schüler entweder als Erleichterung seiner Situation und als Ermutigung erlebt oder aber umgekehrt mit tiefer Entmutigung beantwortet wird.

Die allgemeine Durchführung der Schülercharakteristik gibt schließlich beim Abschluß der Schullaufbahn einen vollständigen Überblick über die seelische und geistige Entwicklung jedes Schülers, ein klares Bild seiner Persönlichkeit und seines Charakters, das für den ins Leben hinaustretenden jungen Menschen einen wertvollen Beitrag zur Selbsterkenntnis liefert und allen, bei denen er Anstellung und Arbeit sucht, ganz klar und deutlich zeigt, wer dieser Mensch hier ist.

III.

Die durch die Auswertung des Fragebogens gewonnene Charakteristik gliedert sich in vier Abschnitte: die Beschreibung des Charakters, eine Aufzählung der Schwierigkeiten, die das Kind hat, die eigentliche individualpsychologische Deutung und schließlich ein kurzer Hinweis auf die richtige Behandlung des Kindes.

1. Die Beschreibung der Charaktereigenschaften und Verhaltungsweisen folgt, vom Allgemeinen zu den Einzelheiten sinngemäß fortschreitend, den einzelnen Rubriken und Punkten des Abschnitts III des Fragebogens. Die im Abschnitt V enthaltenen Angaben sind an den entsprechenden Stellen einzufügen. Den Abschluß bilden Angaben über Lieblingsbeschäftigungen, besondere Neigungen und Zukunftswünsche.

Aus dem hier als Beispiel angeführten Fragebogen der Gerda von M. ergibt sich etwa folgendes Charakterbild:

Gerda kommt gern und pünktlich zur Schule. Sie fehlt selten und hat ein gutes Verhältnis zu ihren Lehrern. Im Unterricht ist sie nicht gerade fleißig und aufmerksam, aber auch kein ausgesprochener Faulpelz. Gerda ist ein lebhaftes, recht intelligentes, geschicktes und sehr selbständiges Kind. Ihrem Betragen nach gehört Gerda nicht zu den artigen Kindern. Sie ist dreist, vorlaut und sehr oft ungehorsam, aber ohne dabei trotzig und bockig zu sein. Den Unterricht stört sie oft durch Unruhe und Sprechen mit ihren Nachbarn, wie sie es überhaupt liebt, den anderen immer ins Wort zu fallen. Lob und Tadel machen auf sie nur geringen Eindruck. Ihre Schulsachen hält sie nicht besonders gut in Ordnung; sie verbummelt häufig Bücher, Hefte oder Schreibzeug und vergißt auch oft, ihre häuslichen Schularbeiten zu machen.

Mit ihren Schulkameraden unterhält Gerda eine ganze Reihe Freundschaften; dabei bevorzugt sie ganz offenbar Knaben, mit denen sie am liebsten Indianer spielt. Beim Spiel und im Verkehr mit den anderen ist Gerda anspruchsvoll und überheblich. Sie gefällt sich in der Führerrolle, sie liebt es zu herrschen, sie will überall die erste sein, und rechtfertigt diesen Anspruch mit ihren vermeintlichen Standesvorrechten. Dabei übertreibt sie manch-

mal stark, und diese Neigung verleitet sie oft zu bewußten Lügen und allerhand Versuchen, Tatsachen zu entstellen und Leistungen vorzutäuschen.

Gerdas Fachleistungen sind durchweg gut bis sehr gut. Bemerkenswert ist ihr Ehrgeiz, bei allen Schulaufführungen (möglichst in einer prominenten Rolle) mitzuwirken.

Besondere Liebhabereien und Neigungen hat sie — außer ihrer Vorliebe für Theaterspielen und das Indianerleben — nicht. Was sie werden will, weiß sie noch nicht genau, jedenfalls möchte sie aber recht reich sein.

2. Der zweite Teil der Charakteristik hat die Frage zu beantworten: welche Schwierigkeiten hat das Kind? Die wichtigsten Punkte, die für das Kind und seine Entwicklung Schwierigkeiten bilden können, sind folgende:

a) *Die Organminderwertigkeiten* (Fragebogen: Abschn. I). Dazu gehören alle körperlichen Fehler, Defekte und Anormalitäten. Jeder schwache Punkt des eigenen Körpers wird von dem sich ständig mit den anderen vergleichenden Kinde als Verkürztsein erlebt, als Minderwertigkeit gefühlt. Bei offen sichtbaren Gebrechen, die das Kind vielleicht am Mittun mit den anderen hindern, ist diese seelische Reaktion ohne weiteres verständlich. Aber die objektive Größe des Defekts bestimmt keineswegs die Stärke des Minderwertigkeitsgefühls. Entscheidend dafür ist vielmehr seine Einschätzung durch das Kind. So können objektiv ganz unwesentliche (oder auch nur eingebildete) Anormalitäten, Empfindlichkeiten und Mißbildungen dem Kinde als erhebliche Schwierigkeiten erscheinen. Dazu gehört z. B. auch die offene oder latente Linkshändigkeit. Schlechte Leistungen im Schreiben, Zeichnen und im Handfertigkeitsunterricht gehen fast immer auf die dem Kinde in seiner Linkshändigkeit gegebene, nicht zu überwindende Schwierigkeit zurück. Etwa 40 % aller Menschen sind latente Linkshänder. Ob jemand dazu gehört, läßt sich leicht beim Händefalten feststellen. Beim Linkshändigen liegt immer der linke Daumen über dem rechten.

b) Als eine zweite Gruppe lassen sich die aus dem *sozialen Milieu* des Kindes kommenden Schwierigkeiten zusammenfassen (Fragebogen: Abschn. II). Hierher gehören z. B.: niedriges soziales Niveau und dementsprechend schlechter Lebensstandard der Familie; eine ungünstige, durch schlechtes Harmonieren der Eltern geschaffene Familienatmosphäre; ferner: ein schlechtes Verhältnis zur Mutter oder die Stellung als ältestes oder jüngstes in der Reihe der Geschwister. Jeder dieser Fälle bedeutet eine Erschwerung der Lebensposition des Kindes. Das dunkle Bewußtsein seiner sozialen Minderwertigkeit und das Gefühl, den anderen gegenüber vom Schicksal ungerecht benachteiligt zu sein, werden seine Entwicklung hemmen und seinem Blick für die soziale Seite des Lebens einen schiefen Winkel geben.

c) Die dritte Gruppe bilden die Schwierigkeiten, die dem Kinde aus der *Einstellung seiner Eltern* und aus ihren *Erziehungsfehlern* erwachsen (Fragebogen: Abschn. II). Große Strenge, Übertreibung des Autoritätsprinzips, Lieblosigkeit oder gar Haß, wie man ihn häufig ungewollten, unehelichen oder Stiefkindern gegenüber beobachten kann, entmutigen notwendig jedes Kind. Das Gefühl der Zurücksetzung und des Unterdrücktseins macht es den Menschen gegenüber mißtrauisch und treibt es leicht in die Opposition zu dem als feindlich erlebten Leben.

Auch die gegenteilige Einstellung der Eltern, die Verzärtelung, kann zu einer Schwierigkeit für das Kind werden. Verzärtelte Kinder sind meistens einzige Kinder. Sie wachsen in einer Art Treibhaustemperatur auf. Sie haben immer eine Stütze, sie werden überall behütet und bemuttert, sie sind der geliebte und verwöhnte Mittelpunkt der Familie. Solange ein verzärteltes Kind in der gewohnten warmen Atmosphäre lebt, geht alles gut. Weht aber der Wind von einer anderen Seite, hat es andere Kinder als Konkurrenten neben sich, wird es vor Aufgaben gestellt, die es ohne fremde Hilfe lösen soll, dann ist es verraten und verkauft. Verzärtelung ist eine schlechte Vorbereitung auf das Leben; sie macht unsicher und unselbständig und setzt das Kind den schwersten und entmutigendsten Niederlagen im Leben aus.

Abschnitt I und II des Fragebogens geben Auskunft darüber, welche von diesen Schwierigkeiten das betreffende Kind hat. Sie werden im zweiten Teil der Charakteristik der Reihe nach aufgezählt. Gerda von M. hat folgende Schwierigkeiten:

1. Die Verzärtelung durch den Vater.
2. Die strenge, autoritative Mutter, die mit dem Kinde nur durch Prügeln fertig werden kann.
3. Ihr schlechtes Verhältnis zur Mutter (Vaterkind).
4. Das nicht glückliche Familienleben der Eltern und die ungünstige Familienatmosphäre.
5. Die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie bei großen Standesansprüchen.
6. Ihre Stellung als ältestes Kind.
7. Die Konkurrenz des jüngeren, von der Mutter bevorzugten Bruders.

3. Teil I der Charakteristik beschränkt sich auf die bloße Beschreibung des Charakters. Ihr dritter Teil bringt die eigentliche Deutung. Ihre Aufgabe ist es, jenen Zusammenhang zwischen Ziel, Schwierigkeiten und Charaktereigenschaften des Schülers zu begreifen und im einzelnen die Schwierigkeiten, die er macht, zu erklären aus den Schwierigkeiten, die er hat.

a) Die wesentlichsten *theoretischen Gesichtspunkte* für die Deutung dieses Zusammenhanges sind etwa folgende:

Das Kind ist klein, schwach, hilfsbedürftig und abhängig. Gemessen an der Position der Erwachsenen muß ihm die eigene Situation als ungünstig erscheinen. Es fühlt sich offenbar minderwertig und dem Erwachsenen unterlegen — denn alles, was es tut, verrät ganz unverkennbar ein Streben nach oben. Jedes Kind will gerne groß sein, jedes Kind strebt danach, seine Situation zu verbessern, Mittelpunkt zu sein, erwachsen und damit vollwertig zu werden. Jede auf dem Wege zu diesem Ziel auftretende Schwierigkeit verstärkt dieses primäre Gefühl der Schwäche und Minderwertigkeit, wirkt aber gleichzeitig wie ein Motor treibend auf jenes Streben nach oben. Gelingt es dem Kinde, seine Schwierigkeiten glücklich zu überwinden und trotzdem vorwärts zu kommen, so bedeutet dieser Sieg eine Kompensierung der Minderwertigkeitsgefühle und einen Zuwachs an Mut und Selbstvertrauen, der dem Kinde die Kraft gibt, auf dem geraden aber steilen Weg des realen Fortschritts vorwärts zu schreiten. Jeder neue Sieg gibt neuen Mut, und so lernt das Kind allmählich Geduld, Ausdauer und Vertrauen zur eigenen Leistung und Sachlichkeit im Denken und Handeln. Wird das Kind mit den Schwierigkeiten

nicht fertig, kann es seine Aufgaben nicht bewältigen, erleidet es immer wieder Niederlagen auf seinem Wege zum Ziel, so wird es entmutigt zurückfallen. Jeder neue vergebliche Versuch, jede neue Niederlage läßt sein Selbstvertrauen immer tiefer sinken, seine Entmutigung trübt seinen Blick, es überschätzt die Größe der Schwierigkeiten; das Leben erscheint ihm als gefährlich und feindlich, es wird immer weiter in die Opposition zu seinen Ansprüchen getrieben, bis es schließlich enttäuscht und entmutigt vor allen schwierigen Aufgaben auf die bequemeren aber krummen Wege auszuweichen beginnt und als Drückeberger auf Umwegen billig zu seinem trotz allem festgehaltenen Ziel des Obenseins zu kommen versucht.

Solcher Umwege gibt es unzählig viele. Jeder findet seine besonderen eigenen Schliche. Nach der dabei benutzten Technik lassen sich zwei Haupttypen unterscheiden: der aktiv-aggressive und der passive. Der aktiv-aggressive Mensch hat die Technik der Opposition. Widersetzlichkeit, Eigensinn, Ungehorsam und ehrgeiziges Herrschenwollen sind die wesentlichsten Merkmale solcher Charaktere. An ihrem äußersten Flügel steht der ausgesprochene Rebell, ein unter jüngsten Kindern besonders häufiges Produkt übertriebener Autoritätserziehung. Die Überbetonung des Autoritätsprinzips vergrößert die Distanz zwischen dem Erwachsenen und dem Kinde und entmutigt das Kind so, daß es sich nur mit ganz starken Mitteln behaupten zu können glaubt. So werden Trotz, Opposition und Aggressivität sein Lebensprinzip. Im fortwährenden Kampfe gegen die unerträgliche Autorität gilt jedes Mittel als erlaubt. Faulheit, Frechheit, Bosheit, Lüge und Unehrlichkeit sind die Waffen, mit denen solche Kinder sich gegen jede neue Zwangsmaßregel der Erzieher, gegen jedes Verbot und jede Strafe zur Wehr setzen.

Der Passive hat eine ganz andere Lebenstechnik; er ist weich, sanft, nachgiebig, gehorsam und unselbständig. Das Extrem dieses Stils sind die Musterkinder. Das Musterkind ist das Idealprodukt der Autoritätserziehung. Es ist das genaue Gegenstück zum Rebellen. Musterkinder sind meistens älteste Kinder. Der Musterknabe ist brav, eifrig, fleißig, er ist bescheiden, höflich und anschmiegend, er pariert aufs Wort, und man braucht sich nie über ihn zu ärgern. Der Rebell macht aus seinem Herzen keine Mördergrube; der Musterknabe liebt sozusagen die Hintertüren. Bei dem unermüdlichen Training von Gehorsam und Unterordnung leidet notwendig die innere Selbständigkeit des Kindes, sein Selbstvertrauen, sein Mut und seine Sachlichkeit. Ein Musterkind will nicht die Leistung um der Sache willen, es strebt nach persönlicher Anerkennung, nach Lob und guten Noten. Musterschüler werden selten Mustermenschen; viel eher die Rebellen, denn es ist für die Erziehung leichter, negativ gerichtete Aktivität in positive umzuwandeln als aus einem Passiven einen Aktiven zu machen.

So entwickelt jeder — ohne daß er etwas davon weiß — schon in den ersten fünf Lebensjahren seine eigene Lebenstechnik, die, durch fortwährende Übung mechanisiert, bei allen Aufgaben des Lebens unwillkürlich funktioniert und dem Menschen jene für seine Persönlichkeit charakteristische Note gibt.

b) Die Lebensaufgaben des Kindes liegen in der Schule. Hier muß es zeigen, wie es auf das Leben vorbereitet ist, was es leisten kann bei der Arbeit und als Mitmensch. Aus dem Beobachtungsbogen (Abschn. III) läßt sich deutlich ablesen, ob der betreffende Schüler auf der nützlichen oder der unnützen Seite steht, ob er real fortschreiten kann oder ob er auf Umwegen wandelt.

Gerda von M. hat eine positive Einstellung zu Schule und Lehrern. Sie hat Kontakt mit ihren Mitschülern, sie hat auch Freunde. Trotzdem bewegt sich aber dieses Kind ganz offenbar auf der unnützen Seite des Lebens. Große Selbständigkeit, Ungehorsam, vorlautes und dreistes Wesen, Stören des Unterrichts, anspruchsvolle Überheblichkeit, Herrschsucht und eine ausgesprochene Neigung zum Lügen — das alles sind deutliche Kennzeichen einer aktiv-aggressiven Lebenstechnik.

Gerda hält sich für einen Pechvogel. Sie ist also ein stark entmutigtes Kind, das offenbar in den zahlreichen Schwierigkeiten ihrer Lebenssituation steckengeblieben ist. Sieht man sich diese Schwierigkeiten (s. S. 309) im einzelnen an, so darf man vermuten, daß die zweite und siebente Schwierigkeit den eigentlichen Anlaß zur Entwicklung des feindseligen Lebensstils gebildet haben. Sein Sinn ist: Opposition gegen die Strenge der Mutter und gleichzeitig Protest gegen die Konkurrenz des von der Mutter bevorzugten jüngeren Bruders. Wer nämlich nicht im guten Sinne Mittelpunkt sein kann, der versucht es im schlechten zu werden. Auch durch Unarten läßt sich Aufmerksamkeit erzwingen. Und darauf allein kommt es ja jedem Kinde an.

Das Bild jedes Charakters ist bunt und aus vielen Farben gemischt. Kein Mensch ist ein reiner Typ. So stehen auch bei Gerda neben den aggressiven Zügen ein paar passive: sie ist nicht widerspenstig und bockig, sondern anschmiegend und lieb, nachlässig aus Vergeßlichkeit und sie weint sehr leicht. Dieser weiche Zug in dem sonst ziemlich spröden Charakter Gerdas mag sich entwickelt haben unter der Wärme der väterlichen Zuneigung und ist dann ganz zielgerecht zu Eigenschaften entwickelt worden, die sich als brauchbare Mittel erwiesen zur Gewinnung des in der nicht glücklichen Ehe der Eltern als Gegenspieler der (ungeliebten) Mutter erlebten Vaters.

Gerda liebt ihren Vater mehr als die Mutter, sie ist ein sogenanntes Vaterkind (Schwierigkeit 3). Der enge gefühlsmäßige Anschluß eines Kindes an jemand anders als die Mutter deutet immer darauf hin, daß die Mutter ihre Aufgabe, für das Kind die Brücke zur Gemeinschaft zu bilden, nicht erfüllt hat. Solche Kinder haben regelmäßig eine schiefe Stellung zur Gemeinschaft. Das ist auch bei Gerda der Fall. Sie hat zwar Kontakt mit den anderen, aber trotzdem isoliert sie sich von ihnen, und zwar isoliert sie sich nach oben. Sie liebt die Führerrolle, will überall herrschen und muß — im Bewußtsein ihres Standes — immer die erste sein. Dieses abwegige ehrgeizige Streben nach persönlicher Geltung bildet die eigentliche Determinante in Gerdas Charakter. Sie ist die aktiv-aggressiv formulierte Antwort Gerdas auf ihre Schwierigkeiten 6, 7 und 5.

Gerda ist das ältere der beiden Kinder. Durch die Ankunft des jüngeren wird das ältere Kind aus seiner so lange unbestrittenen Stellung im Mittelpunkt der Familie verdrängt. Die Konkurrenz des Jüngeren drängt es in die Defensive und zwingt es dazu, seine Stellung zu halten und wiederzugewinnen. Gerdas kleiner Bruder wird der Liebling der Mutter. Das bedeutet eine besonders starke Gefährdung ihrer Position und zwingt sie zu einer Überbetonung der Herrschaftsansprüche des Erstgeborenen in allen Lebenslagen. Auf die Rolle, die die Konkurrenz des Bruders bei der Entwicklung der Lebenstechnik gespielt hat, wurde vorhin schon hingewiesen; auch der enge Anschluß an den Vater wird von hier aus tiefer verständlich.

Als besonderer Kniff in diesem Abwehrkampf sind Gerdas Intelligenz und ihre guten Fachleistungen zu verstehen. Der jüngere Bruder ist noch nicht schulpflichtig; hier kann er noch nicht konkurrieren; der relativ große Altersunterschied bietet Gerda für die Zukunft die Sicherheit: in der Schule werde ich ihm immer über sein. Daß Gerda an der Schule tatsächlich kein sachliches Interesse hat, sondern mit ihren guten Leistungen nur ihr Prestige zu wahren bemüht ist, dafür gibt es eine ganze Reihe deutlicher Symptome: ihre gelegentliche Vergeßlichkeit, ihr geringer Leistungsehrgeiz, ihre oft mangelhafte Konzentration, ihre ziemliche Gleichgültigkeit gegen Lob und Tadel und ihre Versuche, Spitzenleistungen vorzutäuschen. Die guten Leistungen in der Schule sind nun gleichzeitig ein nützliches Mittel zu einem anderen unnützen Zweck. Eine Gerda von M. muß — mit den

Worten ihres Vaters zu reden — in der Schule unbedingt besseres leisten als die Arbeiter- und Bauernkinder dieser Einheitsschule. Der Schulerfolg wird damit für Gerda zu einer Klappe, mit der sich gleich noch eine zweite Fliege schlagen läßt: das Standesbewußtsein. Seine durch den Vater in Gerda hochgezüchteten Ansprüche stehen leider in bitterem Kontrast zu den täglichen Geldsorgen zu Hause (Schwierigkeit 5).

Armut ist immer eine schlechte Position im Leben. Der Arme ist dem Reichen nicht gleichwertig. Geld bringt Geltung. Geld ist Glück. Wer keins hat, hat eben Pech. Aber nicht nur das — Armut gilt auch heute immer noch als Schande, gerade in den Kreisen, aus denen Gerda stammt. Wäre Gerdas Schulerfolg eine ganz sachliche Leistung, so hätte er auch diese Minderwertigkeitsposition kompensieren können. Als Mittel im Kampf um das Prestige kann er das nicht. Das bohrende Gefühl sozialer Minderwertigkeit bleibt; je mehr es heimlich an Gerda frißt, desto höher wächst ihr Dünkel, desto mehr treibt es sie zu jenem ihren ganzen Charakter determinierenden Ziel übersteigerten Ehrgeizes. Zum offenen Ausdruck kommt dieses Streben nach sozialer Geltung in ihrer Sucht, bei allen Schulaufführungen an prominenter Stelle mitzuwirken.

Ganz in der Richtung dieser Leitlinie liegt schließlich auch Gerdas Zukunftswunsch, recht reich zu sein, ein Wunsch, der ganz deutlich auf die nicht überwundene Schwierigkeit 5 als einen wesentlichen seelischen Hintergrund für diesen Grundzug in Gerdas Charakter hinweist.

In dem dünkelhaften Streben nach sozialer Geltung produziert Gerda noch einen anderen Kunstgriff; sie lügt, renommiert und übertreibt, um sich und ihrer Familie größeres Ansehen unter den Schulkameraden zu geben. Diese Neigung zum Lügen ist wieder ein Zug, der — ein Gegenstück zu Gerdas schmeichlerischer Anschmiegsamkeit — auf der passiven Seite ihres Charakters liegt. Ursprünglich war für Gerda das Lügen wahrscheinlich nur ein bequemer Ausweg aus der ungünstigen Familienatmosphäre (Schwierigkeit 4), ein Mittel, sich zwischen den miteinander nicht harmonierenden Eltern geschickt hindurchzulavieren und mit den Auswirkungen ihrer gegensätzlichen Erziehungsmethoden fertig zu werden. Dann erst hat die Leitlinie auch diesen Zug in ihren Dienst gestellt und zu einem Mittel des Strebens nach Geltung gemacht.

Gerda bevorzugt männliche Spielkameraden und spielt mit ihnen gerne wilde Knabenspiele. Die Aussichten, dabei die führende Rolle zu spielen, sind für ein Mädchen ziemlich gering. Gerdas Herrschsucht dürfte hier also kaum dahinter stecken. Wenn Mädchen, anstatt mit Puppen zu spielen und damit ihren künftigen Beruf als Mutter zu trainieren, sich als Indianer kostümieren (ein solches Kostüm war Gerdas sehnlichster Weihnachtswunsch) und sich am liebsten mit den Jungen als Räuber und Gendarm herumbalgen, so heißt das doch offenbar: sie möchten lieber ein Junge als ein Mädchen sein. Sie sind also mit ihrer Geschlechtsrolle nicht zufrieden. In unserem Zeitalter der Männerkultur ist der Geschlechtsunterschied ein Wertunterschied. Das Männliche ist das Vollwertige, das Weibliche ist minderwertig. Und Gerdas Mutter bevorzugt ja auch den Bruder. Gerda möchte sicher gern mit ihm tauschen. „Wenn ich ein Junge wäre — vielleicht könnte ich dann wieder der Mittelpunkt sein!" Und so bemüht sie sich denn, den Jungen zu spielen. Mit Sexualität hat das natürlich noch gar nichts zu tun. Es ist einfach ein besonderer, fast möchte man sagen verzweifelter Versuch, der Schwierigkeit 7, deren zentrale Bedeutung für die Entwicklung von Gerdas Charakter hier wieder deutlich wird, Herr zu werden.

Die Ergebnisse der individualpsychologischen Deutung, die hier zum Zwecke der Anleitung für die Auswertung des Fragebogens ziemlich ausführlich entwickelt wurden, sind als Teil III der Charakteristik kurz etwa folgendermaßen zusammenzufassen:

1. Gerda hält sich für einen Pechvogel. Sie ist also ein durch ihre zahlreichen Schwierigkeiten stark entmutigtes Kind mit einer feindseligen, also falschen Einstellung zum Leben. Ihre Unarten: Dreistigkeit, vorlautes Dazwischenreden und Ungehorsam sind Kampf und Protest gegen die strenge Mutter (Schwierigkeit 2) und gleichzeitig Mittel, um sich gegen den von der Mutter bevorzugten jüngeren Bruder (Schwierigkeit 7) zu behaupten und ihre frühere Stellung im Mittelpunkte der Familie wiederzugewinnen (Schwierigkeit 6).

2. Gerda ist nicht widerspenstig und bockig, sondern anschmiegend und lieb, nachlässig aus Vergeßlichkeit und weint sehr leicht. Dieser weiche Zug in dem sonst ziemlich spröden Charakter Gerdas hat sich entwickelt unter der warmen Zuneigung des Vaters (Schwierigkeit 1) und ist dann zu einer Eigenschaft geworden, die sich als brauchbares Mittel erwies zur Gewinnung des in der nicht glücklichen Ehe der Eltern als Gegenspieler der Mutter erlebten Vaters.

3. Im Verkehr mit ihren Schulkameraden ist Gerda anspruchsvoll, überheblich und herrschsüchtig. Dieses Streben, überall die erste zu sein, bildet den Hauptzug in Gerdas Charakter und ist ihre Antwort auf die Schwierigkeiten 6, 7 und 5.

Die Ankunft des jüngeren Bruders bedeutete für Gerda eine Beeinträchtigung ihrer bisher unbestrittenen Alleinherrschaft. Seine Bevorzugung durch die Mutter zwingt

Gerda zu einer Überbetonung der Herrschaftsansprüche der Erstgeborenen in allen Lebenslagen. Auch ihre guten Schulleistungen und ihre Intelligenz sind nur ein Mittel gegen den jüngeren Konkurrenten. Daß Gerda mit ihren Schulleistungen nicht der Sache dienen, sondern nur ihr Prestige wahren will, beweisen ihre gelegentliche Vergeßlichkeit, ihr geringer Leistungsehrgeiz, ihre oft mangelnde Konzentration, ihre ziemliche Gleichgültigkeit gegen Lob und Tadel und schließlich ihre Versuche, gelegentlich Spitzenleistungen vorzutäuschen. Wäre Gerdas Schulerfolg eine sachliche Leistung, so hätte er auch die in dem Kontrast zwischen den hohen Standesansprüchen und den Geldsorgen zu Hause gegebene Schwierigkeit 5 ausgleichen können. So bleibt das damit verbundene heimlich bohrende Gefühl der sozialen Minderwertigkeit bestehen und treibt Gerda immer weiter hinein in ihren, den Charakter beherrschenden dünkelhaften Ehrgeiz. Ganz offen drückt sich dieses Streben nach sozialer Geltung darin aus, daß sie bei allen Schulaufführungen an prominenter Stelle mitwirken möchte. In der Richtung dieser Leitlinie liegt schließlich auch ihr Zukunftswunsch, recht reich zu sein.

Dem Wunschziel sozialer Geltung sucht sich Gerda noch auf einem anderen Umwege, der wieder ein Gegenstück zu ihrer schmeichlerischen Anschmiegsamkeit ist, zu nähern. Sie übertreibt, renommiert und lügt. Ursprünglich war für Gerda das Lügen nur ein bequemer Ausweg aus der ungünstigen Familienatmosphäre (Schwierigkeit 4) und ein Mittel, sich zwischen den miteinander nicht harmonierenden Eltern geschickt hindurchzulavieren. Dann erst hat die Leitlinie auch diesen Zug in ihren Dienst gestellt und zu einem Mittel des Strebens nach Geltung gemacht.

4. Gerda bevorzugt männliche Spielkameraden und spielt am liebsten wilde Knabenspiele. Diese Vorliebe ist ein weiterer Versuch Gerdas der Schwierigkeit 7 Herr zu werden. Sie ist offenbar mit ihrer, an der Bevorzugung des Bruders als minderwertig erlebten Geschlechtsrolle nicht zufrieden. Deshalb bemüht sie sich, in der Hoffnung, hier vielleicht etwas korrigieren zu können, den Jungen zu spielen.

IV.

Nur dem Lehrer, der die Charaktereigenschaften seiner Schüler durch die individualpsychologische Deutung als Leistungen zu bestimmten Zwecken ganz verstanden hat, wird es gelingen, jeden richtig zu behandeln und erfolgreich zu erziehen.

Erziehung ist nicht Dressur. Erziehen heißt: hineinwachsen lassen in die Bereitschaft zur Verantwortung. Deshalb ist alle Erziehung Selbsterziehung. Lehrer und Eltern können als Erzieher nichts anderes (aber auch nichts besseres) tun, als dem Kinde Hilfestellung geben bei seiner Arbeit am eigenen Charakter.

Niemand braucht bei seinem in der frühesten Jugend einmal gewählten Charakter zu bleiben; jeder kann ihn ändern. Alles Abwegige im Charakter, jede Form von Schwererziehbarkeit geht zurück auf eine in der Kinderstube gewonnene falsche Einstellung zum Leben. Es gehört zum Wesen des mechanisierten Lebensstils unverstanden zu bleiben. Die individualpsychologische Deutung des Charakters deckt jenen fundamentalen Irrtum auf, die Erziehung soll ihn korrigieren.

Das Kind über das Irrtümliche seiner Einstellung aufzuklären und ihm zu zeigen, daß sein Verhalten nur das Mittel zu jenem falschen Ziel ist, darin besteht die erste Hilfestellung, die ihm der Lehrer geben kann. Es gibt kaum ein Kind von fünf oder sechs Jahren, das seinen Irrtum nicht einsehen könnte und jenen zweckvollen Zusammenhang nicht verstünde — wenn man nur richtig mit ihm spricht. Jeder, der einmal schwererziehbare Kinder zu beraten hatte, weiß, daß man von ihnen immer am besten verstanden wird, wenn man sie wie Erwachsene behandelt. Spricht man mit Gerda bei jeder sich bietenden Gelegenheit in dieser Weise, so wird sie bald selbst dahinter-

kommen, wo ihr Irrtum liegt: nämlich in der Vorstellung, es komme im Leben nur auf das persönliche Ansehen an und sie sei durch ihre Herkunft berechtigt, immer im Mittelpunkte zu stehen. Die Erkenntnis dieses Irrtums unterbricht den mechanisierten Lebensstil. Gerda wird sich jetzt künftighin bei ihrem Tun auf die Finger schauen müssen und wird allmählich einsehen lernen, daß ihr Weg kein Ausweg ist, der sie vorwärtsbringt, sondern nur ein Umweg, auf den sie ihr Ehrgeiz treibt.

Zur Hilfestellung gehört dann weiter, daß der Erzieher alle Fehler vermeidet, d. h. in genauer Kenntnis des Charakters alles ausschaltet, was der bisherigen falschen Lebensweise des Kindes etwa Vorschub leisten könnte. Was in der Erziehungsmethode zu vermeiden und im Milieu des Kindes zu ändern ist, ergibt sich ohne weiteres aus der Art der Schwierigkeiten, die das Kind hat.

Bei Gerdas Erziehung wäre also zu vermeiden:

1. Jeder Appell an das Standesbewußtsein.
2. Jede Bevorzugung des jüngeren Bruders.
3. Eine zu strenge Behandlung durch die Mutter.
4. Jede Verzärtelung durch den Vater.
5. Jede Betonung des Kontrastes zwischen dem Lebensstandard der Familie und ihren Standesanprüchen.

Die Ausmerzung dieser Erziehungsfehler der Eltern und die Änderung des Milieus steht natürlich nicht in der Macht des Lehrers. Er kann dabei nur mithelfen durch eine entsprechende Aufklärung der Eltern. Kann er sich dabei auf die sachlichen Ergebnisse seiner Charakteristik berufen, so wird seine Meinung ein ganz anderes Gewicht haben als bisher. Sehr viele Vorurteile und sehr viel Animosität der Eltern gegen die Schule werden sich durch diese Stärkung der Autorität des Lehrers überwinden lassen und damit zu einer wesentlichen Besserung des heute allenthalben schlechten Verhältnisses zwischen Haus und Schule führen zum Segen der Lehrer wie der Schüler.

Die dritte Art der Hilfestellung ist die Ermutigung. Alle Schwererziehbaren sind entmutigte Kinder. Die Formel der Entmutigten lautet: „ich kann nicht", und ihr ganzes Leben ist ein fortwährender Versuch, die Gültigkeit dieses Satzes zu beweisen. Es genügt nicht, einem Kinde, das nach dieser Formel operiert, zu zeigen, was es alles kann oder könnte. Wichtiger ist es, ihm seine Entmutigung zu nehmen. Wer es versteht, mit Menschen zu sprechen, der weiß, daß das nicht heißt, dem Kinde seine Gründe ausreden, sondern vielmehr das Gespräch so zu führen, daß das Kind sich schließlich selber beweist, daß seine Unzulänglichkeit nur Aberglaube, sein Nichtkönnen nur eine Ausrede ist. „Jeder kann alles" — was die Schule von ihm verlangt (nicht was er von sich oder der Schule erwartet). Man mache einmal diesen Grundsatz zum Refrain jeder Schulstunde, und es wird sich sehr bald zeigen, daß die Schar der schwarzen Schafe immer kleiner wird, und daß auch die anderen mehr leisten werden als früher.

Gerda hält sich für einen Pechvogel. Die Mutter ist streng zu ihr. Der jüngere Bruder hat es besser als sie. Täglich hört sie von Geldsorgen. —

Niemand wird als Pechvogel geboren. Aber selbst wenn er so auf die Welt gekommen wäre — er kann ein Glückspilz werden. Glück haben ist eine Eigenschaft. Glücklichsein ist der Lohn für den realen Fortschritt, der subjektive Ertrag der sachlichen Leistung im Dienste der Gemeinschaft. Gerda hat auf diesem Wege keine schlechten Aussichten. Ihre Schulleistungen sind gut. Sie muß nur lernen, ihre hier bewiesene Aktivität in den Dienst der Sache zu stellen anstatt sie als Mittel im Kampf um ihr Prestige zu benutzen. Dann wird es ihr gelingen, mit ihren Schwierigkeiten fertig zu werden, denn jede überwundene Schwierigkeit bedeutet einen Zuwachs an Mut, einen Schritt vorwärts auf dem Wege zur Selbsterziehung und Selbstermutigung.

V.

Die vorliegende Anleitung zur Schülercharakteristik will nicht mehr sein als ein Vorschlag zur Diskutierung einer heute für die praktische Pädagogik sehr aktuellen Frage. Jede Diskussion lebt vom Gegeneinander der Argumente. Der hier gemachte Vorschlag ist namentlich auf zwei Einwände gefaßt: auf einen theoretischen aus dem Munde der Psychologen und auf einen praktischen aus der Schulstube des Lehrers.

1. Der Psychologe könnte einwenden: der Mensch ist eine lebendige Mannigfaltigkeit — der Fragebogen ein totes Schema. Seine Anwendung bringt die Deutung in die Gefahr, die Charaktere zu schematisieren, anstatt jeden einzelnen Menschen als etwas Einmaliges und Besonderes in seiner ganzen Fülle zu begreifen.

Menschenkenntnis ist eine Kunst. Jede Kunst hat ihre Technik. Die Beherrschung der Technik ist eine Voraussetzung für jeden Künstler. Zur Technik der Menschenkenntnis gehört die Beobachtung. Eins ihrer technischen Hilfsmittel ist der Fragebogen. Er ist ein System von Anhaltspunkten für den, der noch kein Künstler der Menschenkenntnis ist. Der Fragebogen soll kein Rezept sein, vielmehr eine Brille zur Schärfung des psychologischen Blicks, eine Anleitung zum Sehenlernen. Der wirkliche Künstler spielt ohne Noten — wer sehen gelernt hat, braucht keinen Fragebogen mehr auszufüllen.

2. Der Lehrer wird fragen: wo sollen wir denn die Zeit zu einer solchen Deutung hernehmen. Unsere Klassen sind überfüllt. Wir werden kaum mit unserer Lehraufgabe, mit dem Pensum fertig. Ja, wenn wir nur ein halbes Dutzend Schüler hätten . . . aber bei 40 oder 50 Kindern in der Klasse haben wir gar nicht die Möglichkeit, uns mit jedem einzelnen so eingehend zu beschäftigen. Niemand wird leugnen, daß hier Schwierigkeiten liegen. Aber — wenn es auch nicht möglich ist, gleich jeden Schüler zu charakterisieren — ist das ein Grund, nun überhaupt darauf zu verzichten? In jeder Klasse gibt es ein paar Schwererziehbare — mit diesen fange man an. Sie haben es am nötigsten, verstanden zu werden, und an ihnen wird man am raschesten die Kunst des Charakterisierens erlernen. Auch das wird natürlich schon eine ganze Menge Zeit und Arbeit kosten. Aber dieses Opfer wird nicht umsonst verlangt und gebracht. Menschenkenntnis ist die Voraus-

setzung für die Kunst der Menschenbehandlung. Solange ein Lehrer nicht versteht, wozu ein Schüler seine Untugenden braucht und seine Unarten treibt, so lange wird er sich bloß persönlich darüber kränken, aufregen und ärgern. Solange wird auch das Kind trotz aller Ermahnungen und Strafen unverbesserlich bleiben.

Verstehen ist ein Akt der Einfühlung, der Identifizierung. Wirklich verstanden haben wir den anderen erst dann, wenn wir uns so in ihn hineinversetzen können, daß wir wissen, wir würden an seiner Stelle genau so handeln wie er. Jede Veränderung bedingt eine Veränderung der eigenen gefühlsmäßigen Antwort auf das Verhalten des anderen. An die Stelle der persönlichen Affektreaktion tritt die sachliche Einstellung, die Geduld und das unerschütterliche Wohlwollen. Je objektiver der Lehrer seinen Schülern gegenüber sein kann, desto besser kann er ihm helfen, desto mehr wird er aber auch selbst davon haben. Verständnis und Sachlichkeit werden ihm nämlich sehr viel Verdruß ersparen und seine schwere Arbeit als Erzieher schließlich sehr viel leichter machen.

Verständnis ist ein Dienst, den man dem anderen erweist; aber gleichzeitig ist es auch ein Dienst an der eigenen Seele. Sein Wert ist für den Verstehenden nicht geringer als für den Verstandenen. Denn im anderen erkennen wir uns selbst. Sein Charakter wird zum Spiegel für unser eigenes Innere. Vielleicht kann sich ein Lehrer nirgends besser selbst erkennen als in seinen Schülern. Die Fehler der Kinder sind immer die Fehler im Lebensstil ihrer Erzieher. So kann für den Lehrer die Erforschung des Charakters seiner Schüler, zu der ihn der Erlaß des Ministers veranlaßt, ganz unwillkürlich ein Mittel werden zur Arbeit am eigenen Charakter.

Max Stirners nervöser Charakter[1]

Von Dr. rer. pol. MORITZ STOCKHAMMER (Wien)

> „Ich sah mein Ich immer über und außer mir und konnte niemals wirklich zu mir kommen. Ich glaubte nie an mich, glaubte nie an meine Gegenwart."
>
> „Jedes höhere Wesen über mir, sei es Gott, sei es der Mensch, schwächt das Gefühl meiner Einzigkeit und erbleicht erst vor der Sonne dieses Bewußtseins."
>
> *Stirner*

„Wer ist denn dieser Titan, den ‚keine Namen nennen', der ‚vollkommen' ist, dieser ‚Unaussprechliche', ‚Einzige'? Wer ist der Verfasser dieses ‚furcht-

[1]) Wegen Raummangels mußte die Darlegung vieler charakterologischer Einzelheiten unterbleiben, sowie das Belegmaterial auf ein Minimum eingeschränkt werden. — Eine verblüffende psychologische (und körperliche) Verwandtschaft besteht zwischen *Stirner* und dem Anarchisten *Suwarin*, einer Figur aus *Zolas* Roman „Germinal", worauf diese Arbeit überhaupt nicht eingehen kann.

barsten' Buches, dieses ,frechsten' von allen, der Verneiner jeder Autorität? Bei einer solchen Frage erheben sich vor unseren Augen Vorstellungen einer starken, ungebändigten Natur, eines stürmischen Lebens mit einem Überfluß an großartigen Begebenheiten. Die Wirklichkeit enttäuscht grausam alle solche Erwartungen" (*Ku.* 10)[1]). Diesen Kontrast zwischen *Stirners* Leben und schriftstellerischem Werk, zwischen Realität und Ideologie wollen wir im folgenden beschreiben und zeigen, daß es gerade ein ereignislos-harmloser Charakter war, der in einem außerordentlichen Buche explodierte.

Alles eher denn ein gewandter Lebensmeister, war *Stirner* eine innerlich schwache, eminent kontemplative, bis in ihre letzte Faser passive Natur. Auch *Stirners* Biograph *Mackay* spricht vom „wenig lebenspraktischen und passiven Mann" (*M.* 224)[2]), von dessen „ruhigem, passivem Wesen" (*M.* 127). *Stirner* ließ „die Dinge gehen, wie sie gingen, die Tage laufen, wie sie wollten" (*M.* 103). Seine Inaktivität war grenzenlos: der alle Werttafeln umstürzte, blieb bei der Revolution von 1848 zu Hause, „hat an den Märztagen von 1848, wie an der ganzen Bewegung, nicht den geringsten äußeren Anteil genommen" (*M.* 212), — wie dieser ewige Zuschauer sich überhaupt nie an einer Bewegung praktisch beteiligte: „*Stirner* hat am öffentlichen Leben nicht teilgenommen und nie in den Verlauf seiner Zeit tätig eingegriffen" (*M.* 18). Nur auf dem Papier, da ist er der Radikalste aller Radikalen; seine Gedanken bleiben „theoretisch", ohne Umsetzung in die Tat. „*Stirner* verhielt sich ausschließlich in der Sphäre der Ideen, die auch nicht einmal den Versuch machten, sich in wirkliches Leben zu verwandeln" (*Ku.* 141). Hierfür ist sehr charakteristisch: „Der Kandidat *Stirner* ging in eine Unterredung mit den Schülern nicht ein, sondern beschränkte sich auf einen zusammenhängenden Vortrag" (*M.* 53). *Stirner* war eben kein Mann der Praxis. Auch „soll er ungern philosophiert haben" (*M.* 106), — Reden strengt an und macht „familiär". *Meinecke* tadelt *Stirners* „geringe didaktische Geschicklichkeit und den geringen Grad von Fähigkeit, den Schülern den Sinn des Schriftstellers zu eröffnen, sowie das Matte und Einschläfernde des Vortrags" (*M.* 55). Der Leblose erweckt keinen Eindruck, kann nicht die besten Gedanken überzeugend vortragen. Und nach jener Art von Langmut, die sich vieles gefallen läßt, doch plötzlich aufbraust, dann wieder für lange Zeit abebbt, wird bei *Stirner* das Matte und Einschläfernde des Vortrages vom „Fluß der Rede, die man zu bewundern hatte" (*M.* 53), unterbrochen, — wird die Trägheit von einem — übrigens auch von der Not diktierten — „stupenden Fleiße" (*M.* 201) abgewechselt. Die dauernde Ebbe wird gleich von einer Hochflut ephemer abgelöst, ein Wolkenbruch überrascht die endlose Hitze der Sommertage. Es ist für *Stirner* symbolisch: sein Buch „Der Einzige" wirkt „sensationell" (*M.* 138), wird aber ebenso „schnell vergessen" (*M.* 141). Selbst *Stirners* Lebhaftigkeit ist maßlos, unnatürlich und einschläfernd: „Der Fluß der Rede überschlug sich fast selbst, so daß seine Gleichmäßigkeit, die wie fertig und gemacht erschien, fast ermüdete" (*M.* 53).

[1]) Bedeutet: *M. Kurtschinsky*: Der Apostel des Egoismus, 1923, S. 10.

[2]) Bedeutet: *John Henry Mackay*: Max Stirner, sein Leben und sein Werk, 1910, S. 224.

Man darf nicht in *Stirners* Distanz erzeugender Pedanterie die Steifheit, in seiner Korrektheit das Schablonenhafte, in beidem die unerfinderische, jungferliche Unbeholfenheit übersehen. So war seine Persönlichkeit: „Selbstbewußt, ruhig, ohne hastige und eckige Bewegungen, soll ihr ein leiser Zug von Pedanterie nicht gefehlt haben" (*M.* 100). *Stirner* wurde sogar „hier und da für einen Dandy erklärt" (*M.* 99). Auch Konsul *Buddenbrooks* muß auf sein Äußeres erhöhte Sorgfalt verwenden, je mehr es mit seiner seelischen Gesundheit und Rüstigkeit zur Neige geht. *Stirner* mit dem „glattrasierten Kinn" (*M.* 100) und den „wohlgepflegten Händen" (*M.* 100) war — was bei seiner Armut besonders auffallend ist — gleich *Dostojewski* „stets mit peinlicher Sorgfalt und Sauberkeit gekleidet" (*M.* 99). Der recht abstrakte Philosoph *Stirner* hatte Sinn für derlei weltliche Dinge und fand Geist in den kleinlichsten Äußerlichkeiten: „Wenn der junge Mensch an den kleinlichsten Äußerlichkeiten haftet (z. B. burschikosen und anderen Formalitäten), so geschieht es, weil er in ihnen Geist entdeckt" (*St.* 22)[1]. Der Gebrechliche bedurfte des Rückgrates der Selbstgefälligkeit, unangreifbaren Sauberkeit und Eitelkeit. So nahm er auch den schmeichelhaften Spitznamen „*Stirner*" — *J. C. Schmidt*, wie *Stirners* richtiger Name lautet, hatte eine hohe Stirn — ohne viel Federlesens selbst für sich in Anspruch. *Stirners* zarter Charakter suchte eine helfende Stütze in maßloser Selbstüberschätzung und in überheblicher Verachtung der gesamten Philosophie, die er zur „Dialektik vom Spuk" herabsetzte. *M. Hess*, *A. Ruge*, *L. Feuerbach* und *K. Fischer* werfen *Stirner* Eitelkeit, Renommage, Genie- und Verkleinerungssucht vor.

Kein Zufall, daß der Unpraktische es mit einer Stelle an einer Töchterschule fürlieb nahm. — „Und es glückte ihm das Geräuschloseste, das Unbestimmteste und gleichsam am wenigsten die eigene Haut Ritzende zu finden, nämlich Privatlehrer an einer höheren Töchterschule zu werden" (*R.* 26)[2]. Und hier wußte der wortkarge *Stirner* nichts Besseres, als seine Schülerinnen „viele und lange Aufsätze" (*M.* 61) schreiben zu lassen, womit er sich die Mühe des mündlichen Unterrichtes ersparte. Mangels anstrengender Konzentration verabsäumte es auch *Stirner*, Gymnasiallehrer und Doktor zu werden, was der Eitle (und intellektuell Hochbegabte) so gerne geworden wäre. Beide Titel legte er sich selbst bei — der Schriftsteller *Stirner*!

„. . . Aber dieser Mann ist ja ein Passiver. Dieser Mann stand ja von Anbeginn ganz dicht bei den Träumern und *Sichtreibenlassenden*, bis er wie alle Träumer zum Ankläger und Skeptiker wurde — dieser Mann hat ja auch bisher, soviel ‚Eifer' der Biograph auch gefunden haben will, die Arme nur gebraucht, um sich das Plätzchen, auf dem er stand, frei zu erhalten. So beschrieb der Mann schließlich folgerecht alle Wege, die nur je, nach dem Buchstaben nämlich, zu einem Ziele führen sollen, aber darüber hinaus — tat er nicht das Geringste" (*R.* 23f.).

Stirner beleuchtet sich selbst, wenn er — man ahnt seinen verhaltenen Schmerz — räsonniert:

„. . . so will ich mit jenem Professor der Rechte konkurrieren; der Mann ist ein Gimpel, und ich, der ich tausendmal mehr weiß, als er, werde sein Auditorium leer machen. ‚Hast du studiert und promoviert, Freund?' Nein, aber was tut das? Ich verstehe, was zu dem

[1]) Bedeutet: *Max Stirner*: Der Einzige und sein Eigentum, Reclam-Ausgabe, S. 22.

[2]) Bedeutet: *Anselm Ruest*: Max Stirner, 1906, S. 26.

Lehrfache nötig ist, reichlich. (Das hat *Stirners* Prüfungskommission, wie wir später sehen werden, nicht feststellen können. Hierbei dürfte auch der Umstand mitgespielt haben, daß *Stirner*, selbst wenn er den Prüfungsstoff glänzend beherrscht hätte, es nicht hätte zeigen können.) ‚Tut mir leid. Gegen deine Person ist nichts zu sagen, aber das Doktordiplom fehlt. Und dieses Diplom verlange ich, der Staat. Bitte mich erst schönstens darum, dann wollen wir zusehen, was zu tun ist'" (*St.* 306. — Diesen sentimentalen, unsachlichen Ton schlägt *Stirner* öfters an).

Aber was ein Gimpel zustande brachte, war für *Stirner* zu schwer! Vor den Prüfungen sich ängstlich zurückziehend, schmollte er im Winkel: „Wer promoviert, der macht doch gewiß kein schwierigeres Examen, als wer sich z. B. für den hohen Lehrerberuf prüfen läßt; jener gewinnt aber einen wohlklingenden Titel und dieser heißt schlechtweg — Kandidat" (*Kl.* 92)[1]). Das hat nicht der Doktor, sondern — z. B. — der höhere Mädchenlehrer und Kandidat *Stirner* geschrieben, der bei der Prüfung nicht vorzüglich entsprochen hat und seinen „Titelkitzel" (*Kl.* 92) nicht ernstlich überwinden konnte.

Schon in der Schule zeigte *Stirner* sein Pflegma: „Obwohl er stets zu den Besten zählte, mußte er doch fast jedes Jahr Privatunterricht nehmen" (*M.* 37). Paradox, aber verständlich. Die innere Unsicherheit nahm auch bedenkliche Formen an: *Stirner* griff in seiner Not zum Betrieb eines für einen Lehrer und Schriftsteller nicht gerade standesgemäßen Milchgeschäftes, und ließ als Vierzigjähriger, wo man gewöhnlich im Zenit der Manneskraft steht, in der „Vossischen Zeitung" eine flehende Bittannonce um ein Darlehen einschalten. Und sieben Jahre später „verkaufte er das Haus seiner Mutter — noch bevor es in seinen gesetzlichen Besitz überging" (*M.* 259). So sah das wahre Gesicht des Mannes aus, der im „Einzigen" als „Mächtiger und Vollkommener" auftrat. Der meteorhaft aufleuchtende Schriftsteller sank zuletzt zu einem bescheidenen Kommissionär herab. *Joel* schreibt:

„Wagt's nur die dichte Schale zu zerbrechen und seht — *sie ist hohl*! Der Mann, der sich *Stirner* nannte, *hat eigentlich gar nicht gelebt, er war gar kein Mensch und seine Seele war leer — er* war nur der Mann eines Buches; dieser ‚*Ureigene*' *war am allerwenigsten der Eigene, er war der hohlste und dunkelste Menschenschatten*; und der Mann läßt alles geschehen, läßt sein Weib ziehen, läßt die Revolution vorüberstürmen, läßt sich ins Schuldgefängnis führen. Unheimlich scheint es, wie er so laut und doch so stumm ist" (*J.* 261)[2]).

In allen Situationen die gleiche erduldende Tatenlosigkeit. Die Konkordanz von tiefer Stummheit und kompensierender Lautheit ist einleuchtend.

Wie im Beruf versagte *Stirner*, der „überhaupt in keinen Beruf taugte" (*R.* 22), auch auf dem Gebiete der Liebe und Freundschaft. Selbst dem *Hippelschen* Kreise schloß er sich nicht enger an: „Auf manche hat es den Eindruck gemacht, als ob er sich mehr der Geselligkeit, als einer inneren geistigen Gemeinschaft wegen zu ihm hingezogen fühlte. Diese Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir uns erinnern, wie feinfühlig (und sensibel) auch in bezug auf Äußerlichkeiten er war" (*M.* 105). Nur äußerlich hatte *Stirner* Frauen und Freunde, in Wirklichkeit ist er „einsam wie seine Gedanken durch das Leben gegangen" (*M.* 102). *Stirner* liebte nicht seine erste Frau — die erste Ehe „war eine stille, harmlose, leidenschaftslose Ehe" (*M.* 59) —, so fand er den Mut, kurz nach ihrem Tode den „Einzigen" der zweiten Gattin — *Marie Dähnhardt* — zu widmen, mit der er — wiederum

[1]) Bedeutet: *J. H. Mackay*: Kleine Schriften von Max Stirner, S. 92.

[2]) Bedeutet: *Karl Joel*, Philosophenwege, 1901, S. 261.

nicht glücklich wurde. Angenommen, daß *Stirner* anfänglich *Marie Dähnhardt* „vergöttert" hat, — das rasche Erkalten zu einer Frau, die dem Leblosen neben Klugheit und Geld vor allem schäumende, „natürliche Frische" (*M.* 126, 207) und pulsierendes Leben ins Haus brachte, macht die Sache nicht besser. Oder ließ *Marie Dähnhardt*, die „weibliche Zierde des *Hippelschen* Kreises" (*M.* 128), von *Stirner*, der sie nicht fesseln konnte und dessen Nüchternheit ihr unerträglich wurde? Denn: „Die Ehe blieb kinderlos. Sie war jedenfalls auch in dieser Beziehung eine große Enttäuschung für die junge Frau, die in der eigentümlichen Zurückhaltung, die *Stirners* ganzes Wesen charakterisiert, nicht die erhoffte Befriedigung fand" (*M.* 179). Nach ihrer eigenen Aussage hätte sie ihren Mann „weder geliebt, noch geachtet" (*M.* 13). Der Gedanke der Scheidung mag von beiden Eheleuten gleichzeitig erwogen worden sein, aber *Stirner* ergreift nie die Initiative: „Der erste Gedanke der Trennung ging von *Marie Dähnhardt* aus" (*M.* 205). Daß *Stirner* sein Buch dem „Liebchen *Marie Dähnhardt*" widmete, beweist nicht, daß er sie auch tatsächlich liebte. Die Widmung mag so eine tröstende Selbsttäuschung sein — seht, auch *Stirner* hat ein Liebchen! Es genügt zu wissen, daß eine derartige Widmung „für jene Zeit" kühn (*Ku.* 14) und daß das „Liebchen" bereits ein Jahr lang seine Frau war, um diesen Streich des sich immer „erkühnenden" *Stirner* zu verstehen. Vermutlich liebte nicht *Stirner* sein „Liebchen" *Marie Dähnhardt* mit jener gewissen Hingabe, sonst hätte der Jungvermählte ihre berechtigte und dringende Bitte, die Lehrerstelle bei Madame *Gropius* nicht zu kündigen, erfüllen müssen. Und dann: „Ringe waren, wahrscheinlich aus Vergeßlichkeit, überhaupt nicht bestellt worden" (*M.* 125). Man vergißt jedoch keine Eheringe, wenn man sich nach Vereinigung sehnt. Hat aber *Stirner* bewußt die Anschaffung der Ringe unterlassen, so enthüllt diese „Vorurteilslosigkeit" gegenüber einem allermenschlichsten Brauch nur eine erschreckende Nüchternheit des Gefühls, die kein Frauenherz auf die Dauer erträgt. Und nicht *Stirner*, sondern ein Dritter, „*Bruno Bauer* wählte den Pfarrer zum Vollzug der Trauung" (*M.* 124). Nach den eigenen Worten *Marie Dähnhardts* war diese Ehe „mehr ein Zusammenleben in demselben Hause als eine Ehe" (*M.* 197). Weit mehr, als selbst *Ruest* durchblicken läßt, ist für *Stirners* Psyche der Vorfall charakteristisch, „wonach er seine erste Frau, als diese sich einmal im Schlaf zufällig entblößt hatte, nicht mehr habe berühren können. Diese äußerste Sensibilität beim fernsten Anklingen von Dissonanzen charakterisiert das ganze Wesen des Mannes" (*R.* 25, *M.* 102). Daß dieser Mann keine Kinder hinterließ und nicht der Lebensgefährte *Marie Dähnhardts* bleiben konnte, versteht sich von selbst. *Stirner* mit seinem „schweigend-abweisenden Zug" (*M.* 102) besaß auch keine Freunde, weil er — nach Aussage *Marie Dähnhardts* — „zu selbstisch gewesen sei, um wahre Freunde zu haben" (*M.* 14). „Ohne Freunde, ohne Feinde, fast ohne Bedürfnisse und ohne Leidenschaft" (*J.* 232): so war der Leblose, der übrigens ausdrücklich das Erlebnis der Leidenschaft bekämpfte: „Wo dieser schlimme Fall eintritt, da sieht's um nichts besser mit der Liebe aus, als mit irgendwelcher anderen Leidenschaft, der ich blindlings gehorche" (*St.* 340).

In *Stirners* Bedürfnislosigkeit — „Bedürfnisse hatte er fast keine" (*M.* 103, 213, 225, 260) — mischen sich bürgerlich-behagliche Züge: er war „still-vergnügt und behaglich" (*M.* 106), „begnüglich-heiter" (*M.* 212). Mit kaum fünfzig Jahren wurde er — zum Eigenbrötler: „Er geht wenig aus. Keiner weiß, wovon er eigentlich lebt" (*M.* 210). „Man fand ihn nur bisweilen noch in abgelegenen Wirtshäusern, wo er krampfhaft in den Zeitungen sich von seinen Gedanken loszulösen suchte" (*M.* 212). Eigentlich war *Stirner* schon immer ein Gespenst, weshalb er auch in der Welt ein Nichts, nur eine spukhafte, gespenstische Chimäre sah. Gespenster können die Welt nicht erleben, und erniedrigen zwecks eigener Selbsterhöhung den Wert und das Sein der Dinge.

Stirners eigenwilliges, persönlichgebundenes, expressionistisches Denken macht sein Hauptwerk „Der Einzige" zu einer aufschlußreichen Autobiographie[1]). *Stirners Kindheitserinnerungen* sind unerfreulich:

„Von dem Augenblicke an, beginnt charakteristisch der ‚Einzige', wo er das Licht der Welt erblickt, sucht ein Mensch *sich* herauszufinden, und *sich* zu gewinnen. Doch wehrt sich wiederum alles, was mit dem Kinde in Berührung kommt, gegen dessen Eingriffe. Mithin ist, weil Jegliches auf sich hält und zugleich mit anderem in stete (!) Kollision gerät, der *Kampf der Selbstbehauptung* unvermeidlich. *Siegen oder Unterliegen,* — zwischen beiden Wechselfällen schwankt das Kampfgeschick. *Der Sieger wird der Herr, der Unterliegende der Untertan*; jener übt die ‚Hoheitsrechte', dieser erfüllt *in Ehrfurcht und Respekt* die ‚Untertanenpflichten'. *Aber Feinde bleiben beide und liegen immer auf der Lauer; sie lauern einer auf die Schwäche des anderen, Kinder auf die der Eltern und Eltern auf die der Kinder (z. B. ihre Furcht), der Stock überwindet entweder den Menschen oder der Mensch überwindet den Stock.*"

„Im Kindesalter nimmt die Befreiung den Verlauf, *daß wir ‚hinter die Dinge' zu kommen suchen: daher lauschen wir allen ihren Schwächen ab, wofür bekanntlich Kinder einen sicheren Instinkt haben, daher zerbrechen wir gerne. Sind wir erst dahinter gekommen, so wissen wir uns sicher; sind wir z. B. dahinter gekommen, daß die Rute zu schwach ist gegen unseren Trotz, so fürchten wir sie nicht mehr. Hinter der Rute steht, mächtiger als sie, unser Trotz, unser trotziger Mut. Wir kommen gemach hinter alles, was uns unheimlich schien, hinter die unheimlich gefürchtete Macht der Rute, der strengen Miene des Vaters,* und *hinter allem finden wir unsere — Ataraxie, d. h. Unerschütterlichkeit, Unerschrockenheit, unsere Gegengewalt, Unbezwingbarkeit. Was uns erst Furcht einflößte, davor ziehen wir uns nicht mehr scheu zurück, sondern fassen Mut. Hinter dem barschen Befehl der Eltern steht doch unser mutiges Belieben oder unsere überlistende Klugheit. Und je mehr wir uns fühlen, desto kleiner erscheint, was zuvor unüberwindlich dünkte*" (*St.* 17f.).

Man liest in offenen Karten: kein holdes, unschuldiges, friedliches Kind, sondern ein übergescheiter, listiger und „pfiffiger" (*St.* 233), schwer erziehbarer Knabe. Mit auch heute nicht zu überbietender psychologischer Finesse beschreibt *Stirner* das Milieu, die Verhaltungsweise und Lebensauffassung des nervösen Kindes, das er wohl selbst war. *Stirner* hatte „blondes, ins Rötliche spielendes" (*M.* 100) Haar, — Rothaarige sollen besonders empfindsam sein. Auch übte die nervöse Familientradition ihren Einfluß aus, — *Stirners* leiblicher Vater starb an Schwindsucht, die Mutter im Irrenhaus, der Stiefvater mit der „strengen Miene" war gewiß nicht der richtige Erzieher und forderte den Trotz des Knaben heraus.

Sind denn die menschlichen Beziehungen wirklich so furchtbar und von solch trockener Einförmigkeit, wie sie *Stirner* schildert? Aber *Stirner* erzählt uns von *seiner* Jugend, nur in *Stirners* Lebensplan ist der menschliche Verkehr so feindselig, entstellt und vergiftet. Das schwache Gemüt schwebt unaufhörlich in Furcht und Unsicherheit, lauert auf die Schwächen der Mitmenschen, pendelt zwischen Überängstlichkeit und Überheblichkeit, wittert überall mißtrauisch den Gegner, sein Geltungsstreben ist krankhaft gesteigert, seine einzige stets bereite und unversöhnliche Waffe ist negierender Trotz. „Die Woge seiner Jugend brach sich schließlich an Steinen, die nur diese hypersensible, allzu leicht überreizte Seele gesehen, zum Teil sogar nur vermutet hatte, und im Anprall zurückschäumend, murmelte sie dumpf, anklägerisch — skeptisch — auflösend . . ." (*R.* 34). Die verschlossene, trotzende Verbissenheit brüstet sich noch:

„*Wir nehmen keine Vernunft an. Durch Überzeugung bringt man uns zu nichts, und gegen die guten Gründe sind wir taub; Liebkosungen, Züchtigungen* (!) *und ähnlichem* (!) *widerstehen*

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei auch auf *Stirners* nervöse, zittrige, verzerrende, ungelenke und eigenwillige Handschrift verwiesen.

wir dagegen schwer" (*St.* 18), — ein seltsam aufrichtiges, trotzendes, „unerschrockenes" Geständnis. Eigenwillig-starrköpfig ist *Stirner* auch im Erleiden:

„Eigen war ich ganz und gar, innerlich und äußerlich. Von den Folterqualen und Geißelhieben ist mein Leib nicht ‚frei' unter der Herrschaft eines grausamen Gebieters; aber *meine* Knochen sind es, welche unter der Tortur ächzen, *meine* Fiebern zucken unter den Schlägen, und *ich* ächze, weil *mein* Leib ächzt. Daß ich seufze und erzittere, beweist, daß ich noch mein eigen bin. Mein Bein ist nicht ‚frei' von dem Prügel des Herrn, aber es ist *mein* Bein und ist unentreißbar. Er reiße mirs aus und sehe zu, ob er noch mein Bein hat! Nichts behält er in der Hand als den — Leichnam meines Beines" (*St.* 186).

Ein Bild der Quälerei, das *Stirner* dem Leser unzählige Male präsentiert.

Es paßt in *Stirners* Aspekt: entweder ist man „respektvoll untertan" — oder man „herrscht tyrannisch", — eine im Grunde gefühlsarme Phantasie verzerrt die Welt zu einem System von Extremen und Spannungen — *Stirner* „gerät mit anderen in stete Kollision" (*St.* 17) und „überall kommt ihm die Welt in den Weg" (*St.* 347) —, mangels der anpassungsfähigen Empfindung für Kompromiß und verträglichen Ausgleich. „Was soll sich nicht alles miteinander vertragen, ausgleichen, versöhnen!" (*Kl.* 11), höhnt er. Und der Jüngling, dem sich die Welt im Stock und in der Rute manifestierte, dessen Geist um Kinder kreist, die nur „*eine Stunde ohne Zuchtrute verleben*", er wird als „Eigner", d. h. Eigensinniger allen menschlichen Werten trotzen und trotzend untergehen. Denn *Stirners* „Gegengewalt und Unbezwingbarkeit" sind marklose Knochen, seine „Unerschrockenheit" kompensierte Angst, seine „Unerschütterlichkeit" Trotz, seine Kühnheit — nach seinen eigenen Worten — nur „trotzender" Mut. Der „bedächtige Schrankenhasser" (*En.* 18)[1] „*Max Stirner* war ein vorsichtiger Herr, wie sein Freund *Buhl* ausdrücklich bezeugt, und zog die Nutzanwendung seiner revolutionären Ideen am liebsten, wo er sicher war, nicht belangt zu werden"[2]). Er war sogar allzu vorsichtig: „Als *Stirner* einmal glaubt, die haschenden Hände möchten ihn doch erreichen, verwahrt er sich ausdrücklich gegen eine Kriminalklage: er hat das Wort „Empörung" nur wegen seines etymologischen Sinnes gewählt, und nicht in dem „vom Strafgesetz verpönten, beschränkten" gebraucht (*M.* 167). *Stirners* „Gewissen" entstammt ebenfalls bloß der Furcht: „Nicht die Strafrute des Vaters fürchten (!) wir, sondern das Gewissen schreckt (!) uns" (*St.* 19f.).

Das *nervöse Kind* ist es auch, das *Stirner* nach individualpsychologischen Grundsätzen *in seiner Art* „erziehen" will:

„*Wenn das Kind sich nicht fühlen lernt, so lernt es gerade die Hauptsache nicht. Man erdrücke seinen Stolz nicht, seinen Freimut; Furcht und Respekt fordern, das sind Dinge, die dem Rokokostil angehören*" (*Kl.* 254, 256).

Also: Hebung des Lebensmutes und Beseitigung jeder Verschüchterung. Während nun die individualpsychologische Pädagogik den kindlichen Trotz verhüten und sozial nützlich umgestalten will, möchte *Stirner* — und das ist für den antisozialen Opponenten sehr charakteristisch — „den Eigenwillen nicht gebrochen, sondern verklärt wissen" (*Kl.* 256); jener ungezogene, schwächliche Knabe wird als Erwachsener die Erziehung zur „Dressur" (*St.* 213, 389) degradieren, wird einst mit seinem Ich die Welt einrennen wollen.

Stirner kennt nur „listige, hinter die Dinge kommende, pfiffige Kinder" (*St.* 17). Darum traf — wie keiner sonst — *Marie Dähnhardt* den Nagel auf den Kopf, als sie *Stirner* als „very sly" (schlau, auf den Vorteil bedacht) (*M.* 15) bezeichnete. Eine bewußte, bäuerische Schlauheit war *Stirner* gewiß fremd, doch wird eine neurotische Schlauheit sein Gefühlsleben beherrscht haben. *Marie Dähnhardt* hätte auch *Stirner* nicht geheiratet, wenn sie geahnt hätte, was sich hinter dem Schleier der teilnahmslosen Ruhe und unerschütterlichen Wortkargheit verbarg. (Vermutlich war *Marie Dähnhardt* — und nicht *Stirner* — die aktive Ehepartnerin, spielte sie gegenüber dem Stillen und Ruhigen gemäß ihrem „raschen und energischen Wesen" (*M.* 126) die Männerrolle. Die Gegensätze zogen sich an, um sich bei näherer Fühlungnahme als hoffnungslos abzustoßen. Zu übereilt wurde die Ehe geschlossen, die Bekanntschaft des Brautpaares reichte nur wenige Monate zurück.)

Der Schwächling ist radikal: „Ihr lügt mit — Maß, wie ihr frei seid mit Maß, religiös mit Maß, alles hübsch temperiert, lau und flau" (*St.* 355)[3]). Die breite Mittellage der Emp-

[1]) Bedeutet: *Rolf Engert*: Das Bildnis Max Stirners, Heft 2 der „Neuere Beiträge zur Stirner-Forschung", S. 18. Diese „Beiträge" enthalten auch ein sehr charakteristisches Bildnis: man sieht *Stirner* stehend mit *verschränkten* Armen in Napoleon-Positur. Diese „scharf herausgearbeitete Linie in Haltung" (*Alfred Adler*) wird aber dadurch gebrochen, daß sich *Stirner* rückwärts an einem Tisch *anlehnt*. Das Bild zeigt so eindrucksvoll beide Seiten der Medaille.

[2]) *Gustav Mayer*: „Die Anfänge des politischen Radikalismus usw." in Zeitschrift für Politik, 1913, S. 83.

[3]) Diese und viele andere Redewendungen dürfte *Nietzsche* von *Stirner* übernommen haben.

findungen war dem exzentrischen, fanatischen *Stirner* nicht vertraut. Von keiner Liebschaft und Freundschaft, von nichts weiß *Stirner* im „Einzigen" zu berichten als vom *Machtverhältnis unter den Menschen*, von „Angst, Respekt, Anbetung, Zwang, Herrschen, Zittern, Erschauern, Trotzen, Quälen, Prügeln" usw. Auf diese nervösen Erscheinungen kommt er Seite auf Seite zwangsläufig zu sprechen. Dieser sozusagen luftleere Mensch hat nichts zu verlieren: so wird er alles Bestehende hemmungslos angreifen und entwerten können. *Stirner* kann sich seinen rücksichtslosen Nihilismus leisten, — er reißt sich damit keine Gefühle aus dem Herzen.

Wie in der Sache ist *Stirner* auch in der *Sprache* — das einzige Objekt, das er wirklich in seiner Gewalt hatte — exaltiert. Seine Bilder und Beispiele atmen Ekstase, der Leblose bedient sich starker, stimulierender Worte, unterstreicht den Sinn („erschauere und erzittere", „barscher Befehl", „unheimlich gefürchtet", „Ehrfurcht und Respekt", „Folterqualen und Geißelhiebe" usw.), verwendet immer den Superlativ. „*Stirners* Sprache kennt keinen Widerspruch und keine Halbheit. Sie begnügt sich nie mit Andeutungen und in allem, was sie sagt, geht sie auf das Ziel los, bis sie es erreicht. Er bevorzugt ferner die scharfe Gegenüberstellung der Gegensätze (*Stirners* in ihrer Art meisterhafte *antithetische* Denkweise des ‚entweder — oder', des ‚alles oder nichts' ist für den Nervösen bezeichnend), um ihre ganze Unversöhnlichkeit zu beweisen" (*M.* 169). Da fehlen auch nicht Gewalttätigkeit und herausfordernder Zynismus, z. B.: „*Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Der Lump* (?) *hat das Glück; er führt sie in sein Hauswesen ein und vernichtet* (!) *die Jungfrau*" (*St.* 321. — Derselbe *Stirner* widmete sein Buch dem „Liebchen *Marie Dähnhardt*"!). Solchen nicht zuletzt von Keuschheit, Sehnsucht und Groll getragenen Ausdruck leistete sich der Mann, der seine erste Frau nach jenem bekannten Vorfall nicht mehr berühren konnte. Hinter dem Kampfgeist der Diktion verbirgt sich die wunde *Stirner*-Seele. Hierzu kommt die Eigenwilligkeit des Stiles, die geläufigsten Gedanken auf die ungewöhnlichste Art zu formulieren. Nie feierte die sprachliche Aggressivität solche imperialistische Orgien wie beim hilflosen *Stirner*. „Sieg, Überwindung, Unterwerfung, Vernichtung" usw. sind seine Lieblingsausdrücke.

Wie ohnmächtig ist *Stirners* Ausweg: „Gilt mir das Gesicht des chinesischen Kaisers für heilig, so bleibt es meinem Auge fremd, und ich schließe dasselbe bei seinem Erscheinen" (*St.* 49). Ist dies die Handlungsweise eines Erwachsenen? Der innerlich unmündige *Stirner* ist es, der wiederholt die Abhängigkeit des Kindes von den Eltern aufs Korn nimmt, noch als 40jähriger in Trotzstellung zum Vater lebt und seine Beispiele vorwiegend der Kinder- und Jünglingswelt entnimmt. Das nervöse Kind macht sich „ganz und gar zum Mittelpunkt und zur Hauptsache" (*St.* 189). Und nur ein noch Unerfahrener verrät sich im Räsonnement: „Durch Arbeit kann ich die Amtsfunktionen eines Präsidenten, Ministers usw. versehen; es erfordern diese Ämter nur eine allgemeine Bildung oder überhaupt nur eine allen mögliche Geschicklichkeit" (St. 319, 314f.). Trotz der angeblichen Leichtigkeit hat *Stirner* keine dieser Amtsfunktionen ausgeübt und *nur* die zu ihnen erforderlichen Fähigkeiten unterwertet.

Bei *Stirner* überwuchert das Fiktive das Realistische. *Stirner hält z. B. den Machtrausch für tatsächliche Macht*:

„Sieh (!) dich als mächtiger an, als wofür man dich ausgibt, so hast (!) du mehr Macht; sieh (!) dich als mehr an, so hast (!) du mehr" (*St.* 422). Mit der ihm eigentümlichen „unerschrockenen" Offenheit lehnt sogar *Stirner* ausdrücklich das logische, sachgebundene, subjektiv „freie" Denken ab: „Von diesem (subjektiv) freien Denken total verschieden ist das eigene (Phantasie-) Denken, mein Denken, ein Denken, welches nicht mich leitet, sondern von mir geleitet wird, je nach meinem Gefallen" (*St.* 397). Und während für den normalen Standpunkt das rein subjektive Phantasiedenken krankhaft ist, sieht *Stirner* die Dinge anders: „Das (subjektiv) freie Denken ist Raserei" und „Verrücktheit" (*St.* 397).

Die Ablehnung der Logik ist die negativistischeste Konsequenz von *Stirners* hemmungsloser Entwertungstendenz, die die Ideale der Nächstenliebe und der Arbeit verwirft, das soziale Bindemittel der Sprache zersetzt und das Leben des Mitmenschen für vogelfrei erklärt. Der Erhöhung des eigenen Persönlichkeitsgefühls muß alles zum Opfer fallen, auch die allgemein gültige Logik, diese fundamentale Stütze jedes menschlichen Zusammenlebens.

Warum *Stirner*, sich zum Zentrum erhebend, den Menschen fortwarf? Dicke Bände ersetzt das Bekenntnis: „*Ich werfe auch den Menschen weg, weil ich fühle, daß auch er mir fremd ist und daß ich mir darauf nichts einbilden darf*" (*St.* 165). Ja, *gefühlt* hat er's! Wer niemals schenkt, die Menschen nur „verbrauchen und verspeisen" will, dem bleibt man auch die Gegengabe

schuldig. Der aggressive Fremdling mit der „stillen Geneigtheit zu Spott" (*M.* 100) — gleich allen Satirikern hatte *Stirner* eine „spitz auslaufende Nase" (*M.* 100) und einen „feinen, schmallippigen Mund" (*M.* 100) — sät keine Wärme und erntet wieder kühle Befremdung. Unermeßlich muß *Stirners* seelische Isoliertheit gewesen sein, da er schrieb: „*Morgen trägt man dich, o deutsches Volk, zu Grabe; ist die Menschheit begraben, bin ich der lachende Erbe!*" (*St.* 253). In diesem lebensfremden Apperzeptionsschema des „alles oder nichts", wonach die gesamte Menschheit den Wert des Einzelnen nicht aufwiegen kann, liegt das Unglück und die Groteske des Größenwahns. Der solipsistische Erbe aller Völker konnte sich in die menschliche Gemeinschaft nicht eingliedern und machte aus der Not eine Tugend: „*Geht über den Ordnungssinn nicht der Eigensinn verloren?* (*St.* 260). Der Outsider saugt gelassen fremdes Blut: „Das Beste an der Sache ist, daß man dem Treiben (der Menschen) ruhig zusehen kann mit der Gewißheit, daß die wilden Tiere der Geschichte sich ebenso zerfleischen werden, wie die der Natur; ihre verwesenden Kadaver düngen den Boden für — unsere Früchte" (*St.* 78). Wen gelüstet es nach solchen Massenopfern?

Die unseres Erachtens bedeutendste Stelle im „Einzigen", die *Stirners* Grundgefühl unverwässert ausdrückt, lautet: „*Für einen bloßen Teil, Teil der Gesellschaft, angesehen zu werden, erträgt der Einzelne nicht, weil er mehr ist; seine Einzigkeit wehrt diese beschränkte Auffassung ab*" (*St.* 308). Nicht das Individuum als Teil der Gemeinschaft, sondern der *Asoziale, der gesellschaftslose Einzelgänger, die unbeschränkte Antisozietät* sind *Stirners* Geschmack. Jener Grabgesang des solipsistischen Erben auf Deutschland und die Menschheit, dieser maßlose Triumph: „*Mir geht nichts über mich!*" (*St.* 14); „der Untergang der Völker wird mich zum Aufgange einladen" (*St.* 252); „*Der Einzelne ist der unversöhnliche Feind jeder Allgemeinheit, jedes Bandes*" (*St.* 251f.); „*Tod das Volk — wohlauf ich!*" (*St.* 253); „*Nein, die Gemeinschaft als das ‚Ziel' der bisherigen Geschichte, ist unmöglich; trachten wir darum nicht nach der Gemeinschaft, sondern nach der Einseitigkeit*" (*St.* 364, 365); „Wie könnt ihr wahrhaft einzig sein, solange auch nur ein Zusammenhang zwischen euch noch besteht?" (*St.* 159), diese rücksichtslose Freiheit des Individuums: „*Ich bin durch mich berechtigt zu morden, wenn ich mir's selbst nicht verbiete*" (*St.* 221) — sie alle zeugen von einem Fehlen jedes Gemeinschaftsgefühls, von krankhaftem Isolierungs- und exzentrischem Geltungsstreben. *Stirners* aggressive, die Gesellschaft auflösende Tendenz zerstört folgerichtig auch das soziale Verständigungsmittel der Sprache: „*Der Schritt darüber hinaus führt ins Unsagbare. Für mich hat die armselige Sprache kein Wort*" (*St.* 215). Noch krasser drückt sich *Stirners* Gesinnungsgenosse *G. Edward* (alias *Stirner*?) aus: „Ich bin schon nachgiebig (— nervöser Trotz mißt jeden Zoll seiner ‚Nachgiebigkeit' genau nach) —, wenn ich mich der Sprache bediene, *ich bin das ‚Unsagbare'. Ich verachte die Menschen und ihre Gesetze, die menschliche Gesellschaft und ihre Liebe, und schneide selbst die Sprache mit ihr ab*" (*Kl.* 412). Richtiger Wahnsinn und nihilistische Leerheit — welch tiefe Wahlverwandtschaft! Wie merkwürdig gleich ist die Ideologie beide

Stirner meint einmal: „Hast du die Körperstärke, so kannst du sie geeigneten Ortes anwenden und auf sie ein Selbstgefühl oder Stolz haben; hat hingegen dein starker Körper dich, so *juckt* es dich überall und am ungeeignetsten Orte: du kannst keinem die Hand geben, ohne sie ihm zu drücken" (*St.* 285). *Stirner* fand also auch den Händedruck, diese natürlichste soziale Verbindungsgeste, problematisch und wollte sich nicht ‚*jucken*' lassen. Indes wie wenig muß er sich wirklich gefühlt haben, wenn er im Händedruck „Selbstgefühl oder Stolz" suchte.

Stirners Leitmotiv, daß Gesellschaft, Liebe, Sprache usw. nur Spuk und Chimäre seien, enthält ein tiefes Selbstbekenntnis: *Stirners* Herz schlug nie ernstlich für die Mitmenschen; nur in oberflächlicher Berührung mit der Welt, fühlt er sie nur als Oberfläche, „Sparren und Gespenst"; nach *Stirner* ist „Gesellschaft nur Gemeinsamkeit des Saales" (*St.* 254) — die Welt war *Stirner* nur ein Wartesaal, in dem er mit niemand in engeren Kontakt trat, er kam und ging, ohne die reale, unwiderstehliche Macht der Liebe verspürt zu haben, die ihn eines besseren belehrt hätte. Insofern hat *Kronenberg* Recht, der mit Bezug auf *Stirner* schreibt: „Alle Ideen von staatlicher Ordnung, von Gesetzlichkeit und Moral sind soziale Funktionen und nichts als mehr oder minder vollkommener Ausdruck der Beziehungen von Mensch zu Mensch. Müssen also solche Ideen nicht als ein närrischer Spuk, als eine Farce allen denen erscheinen, die sozial völlig entwurzelt, von aller Besonderung menschlicher Gemeinschaft losgelöst, ruhelos auf dem Meere des Lebens umhertreiben[1]?"

Es ist vorauszusehen, daß diese kaum noch normale, dem Leben nicht gewachsene Seele zu außer- und übernormalen Taten kompensierende Zuflucht nehmen wird — (was am schönsten *Joel* herausgefühlt hat). Es entstand der bipolare „*Doppel-Stirner*" (*R.* 27), ein *tadellos funktionierender Kompensationsmechanismus.* Der Autor des „Einzigen" hatte zwei Namen — und zwei Seelen. Der natürliche, alltägliche, trockene *Schmidt* erschuf sich den künstlichen, phantastisch-abenteuerlichen *Stirner.*

Die Absicht, mit Börsespekulationen sein Glück zu versuchen, ist so ein klassischer Einfall des geschäftsuntüchtigen Mädchenlehrers. Der Börsespekulant *Stirner* war nämlich so ahnungslos, daß er sich erst „über die Art und Weise der auf der Börse üblichen Geschäfte erkundigen" (*M.* 205) mußte. *Stirners* gesamte Ideologie ist das Börsespiel eines ahnungslosen Stubengelehrten, der unrettbar sein ganzes Vermögen verliert. Ein *Stirner* brachte es trotzdem zum Rentier: der „von der Hand in den Mund lebt, nennt sich Rentier. Wohl nennt sich *Stirner* noch Gymnasiallehrer, Schriftsteller, Dr. phil. und Rentier. Aber in Wirklichkeit war er jetzt *Kommissionär,* der von Vermittlungsgeschäften lebt" (*M.* 218). Der Weltfremde wollte ein Milchgeschäft betreiben (das er nach kurzer Zeit aufgeben mußte, weil es nicht florierte). Das verängstigte, schüchternste Kind des Jahrhunderts, der „unauffällige, peinlich bescheidene Mann" (*M.* 106f.; — *Stirner* glänzte auch durch peinliche Bescheidenheit), verfaßte das „frechste", „keckste", ganz und gar nicht bescheidene, verblüffende Buch. „Der schweigsame bescheidene Lehrer eines Töchterpensionats schleuderte seine dreiste Herausforderung allen anerkannten Werten entgegen" (*Ku.* 13). Man glaubt es gerne: „Die Überraschung den stillsten der Ihren plötzlich so laut und vernehmlich reden zu hören, war allgemein" (*M.* 139). Der sich nie vernehmlich hervortat, schrieb ein Buch, das „Lust am Kampf durchweht von der ersten bis zur letzten Seite" (*M.* 165).

Der Individualpsychologe ist über den „blassen Renommist" (*M.* 182) nicht überrascht. Der „Sichtreibenlassende" (*Ruest*) wollte der „Ureigene" sein. Immer still-passiv im Hintergrunde der *Hippelschen* Stube verweilend, wollte er die Aufmerksamkeit auf sich lenken und sich vernehmbar machen: „*Wir brauchen eine Lehrfreiheit für alle Eigenheit, worin ich*

[1]) *M. Kronenberg*: Moderne Philosophen, 1899, S. 220.

zu einem Vernehmbaren (!) *werde und mich ungehemmt* (!) *kundgeben kann*" (*St.* 404). Selbst ohne inneren Halt — „Ich konnte niemals wirklich zu mir kommen, *ich glaubte nie an mich*" (*St.* 261) —, posaunte er aus: „*Komm zu Dir!*" (*St.* 193). Der nach Angabe *Marie Dähnhardts* „zu stolz und träge war für sie zu arbeiten" (*M.* 199) und auch für sich nicht arbeitete, vielmehr aus der Not eine Tugend machte: „*Die wahre Praxis ist nicht die, sich durchs Leben durchzuarbeiten*" (*Kl.* 252)[1]), erwärmte sich für die Maxime: „Verwerte Dich!" (*St.* 369). Selbst willenlos und ein beschaulicher Gelehrter, predigte er: „Das Wissen muß sterben, um als Wille wieder aufzuerstehen" (*Kl.* 257, 247). Der unlebendige *Stirner,* „dessen feste oft (!) geäußerte Zuversicht es gewesen war, daß er ‚steinalt' werden würde" (*M.* 218) — ein Sicherungssymptom seiner gesundheitlichen Abwärtsbewegung —, jubilierte: „Allein der Lebende hat Recht" (*St.* 253). Selbst wenig lebhaft, zählte er sich zu den Lebendigen: „Ich scheide aus dem Hause der Verstorbenen und kehre ein zu den Lebendigen" (*St.* 253). Machtlos und gewiß nicht vollkommen, rührte er die Trommel für sein „vollkommenes" (*St.* 429) und „allmächtiges Ich" (*St.* 194). Der Bescheidene maßte sich an, „Ich" immer mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben. Er war im tiefsten unsicher und konnte sein Ich nicht finden:

„*Ich sah mein Ich immer über und außer mir und konnte niemals wirklich zu mir kommen. Ich glaubte nie an mich, glaubte nie an meine Gegenwart*" (St. 261), so erkühnte er sich zum Ausruf: „*Jedes höhere Wesen über mir, sei es Gott, sei es der Mensch, schwächt das Gefühl meiner Einzigkeit und erbleicht erst vor der Sonne dieses Bewußtseins*" (*St.* 429). Dieser Geltungswahn der Allüberlegenheit und Gottähnlichkeit faszinierte den am Insuffizienzgefühl Leidenden. „Ohne selbst je den Mittelpunkt zu bilden" (*M.* 107), feuerte er an: „Warum wollt ihr den Mut nicht fassen, euch wirklich ganz und gar zum Mittelpunkt und zur Hauptsache zu machen?" (*St.* 189). Kein Lebensbeherrscher, brüstete er sich für den Fall des einmaligen Gelingens: „Die Druckerlaubnis hole ich mir nur von mir und meiner Kraft" (*St.* 331). Der Erfolglose rauchte leidenschaftlich — „Eine gute *Zigarre war der einzige Genuß* des bedürfnislosen Mannes" (*M.* 213) — und „*sah dem Rauch seiner Zigarre nach*" (*M.* 106): so träumte er mit leerem Magen seinen Machtrausch aus: „*Macht und Gewalt existiert nur in mir, dem Mächtigen und Gewaltigen*" (*St.* 245).

Stirner, von dem man keinen Eindruck männlicher Kraft hat, der mütterlich sorgende Quartierfrauen aufsuchte und „auf seinen Wunsch als Halbinvalide aus seinem Militärverhältnis entlassen" (*M.* 47) wurde, fabulierte vom „*Kriege aller gegen alle*" (*St.* 301, 303). Der Schwache gestand: „Du wirst bei den geringfügigsten Gelegenheiten jemand brauchen, der dir behilflich ist" (*St.* 320) — und gebärdete sich kriegerisch: „Allein die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht! Mit jedem Gegner wag ichs, der, selbst voll Mut, auch mir den Mut entflammt" (248). In Wirklichkeit kündigte der vorbeugende *Stirner* aus Vorsicht seine Lehrerstelle in Anbetracht des wegen seines „Einzigen" zu gewärtigenden Konflikts mit der Schulleitung. Immer „unten", wollte er „oben" sein und schwärmte für die Prestigepolitik: „Zuvörderst will ich siegen" (*St.* 403). „*Vernichten, verzehren, verspeisen, verbrauchen*" *usw. sind spezifisch Stirnerscher Wortschatz. Der harmlose Stirner erzählt uns immer ausschließlich vom Gewaltverhältnis unter den Menschen, als ob es sonst nichts auf der Welt gäbe, und preßt geschickt alle Gedanken in das Gleichnis der Gewalt.* Oft malt *Stirner* das grausige Bild vom „gegeißelten Sklaven und prügelnden Herrn", z. B.: „Die Fesseln der Wirklichkeit schneiden jeden (!) Augenblick in mein Fleisch die schärfsten (!) Striemen ... Da ich mich im Auge behalte, so fasse ich die nächste Gelegenheit beim Schopfe, den Sklavenbesitzer zu zertreten" (*St.* 186). *Stirner* zertritt oder wird zertreten, in seiner das vielgestaltige Leben unter den Zwangsbegriff schablonisierenden Ideologie gibt es keinen Platz für Toleranz und Kameradschaft.

[1]) „Ein anderes Beispiel des Uninteressanten ist die Arbeit, welche für eine Lebensaufgabe, einen Beruf des Menschen gilt" (*Kl.* 356). Für *Stirner* ist die Arbeit also keine interessante Lebensaufgabe.

Für einen Augenblick durchschaut sich *Stirner* selbst — wiederum in seiner Art krasser Formulierung — : „Sage ich: mir gehört die Welt, so ist das eigentlich auch leeres Gerede, das nur insofern Sinn hat, als ich kein fremdes Eigentum respektiere“ (*St.* 311). *Stirner* mußte sich beim Nichtrespektieren bescheiden. Weil ihm nichts gehörte, flüchtete er zum Ressentiment, zum Nichtrespektieren. Als echter Neurotiker, der an seiner starren Einstellung zur Umwelt festhält, hat *Stirner* den realistischen Leitspruch „Erkenne dich selbst“ abgelehnt (*St.* 269), weil ihm nichts an der Erziehung bzw. am selbsterzieherischen Wert der Selbsterkenntnis lag.

Dieser intellektuell begabte Träumer war ein Grübler: „In der Kindheit tummeln wir uns, ohne viel zu grübeln“ (*St.* 18). Als nämlich *Stirner* die Kinderschuhe auszog, bemächtigte sich seiner die Grübelsucht. Der disharmonische, grüblerische *Stirner* schwärmte für die „ungeheure Bedeutung des gedankenlosen Jauchzens“ (*St.* 175). Wie groß muß *Stirners* Bedürfnis nach Seelenfrieden gewesen sein, wenn er — der größte theoretische Anarchist — sogar den „Traum der Freiheit“ zurückwies (*St.* 193), weil dieser mit „rastlosem Werben“ (*St.* 313) verbunden und auch nur eine beunruhigende „Sehnsucht“ (*St.* 193) sei, welche nicht ohne Leiden und Mühsal zu verwirklichen ist. „*Endlich muß man überhaupt sich alles aus dem Sinn zu schlagen wissen, schon um einschlafen zu können*“ (*St.* 391). *Stirner* hatte also keinen gesunden und tiefen Schlaf. Der Exzentriker mit den hochgespannten Nerven vertrat sanfte stoische Anschauungen: „Mein eigen bin ich erst, wenn nicht die Sinnlichkeit, aber ebensowenig eine Idee mich in der Gewalt haben, sondern ich selbst“ (*St.* 199, 397, 406). Nach dem „gedankenlosen Jauchzen“ (*St.* 175), nach Überwindung der „Entzweiung“ (*St.* 41), d. i. der „Spannung zwischen Existenz und Beruf“ (*St.* 428), der Spannung zwischen Neigung und Pflichtgefühl, nach Freiheit von jeder idealen Zielstrebung lechzt der äußerlich so „ruhige und stille“? — nein, der schlaflose *Stirner.*

Der in Gedanken verlorene *Stirner* mußte durch starke Reize angespornt werden: er geht immer aufs Ganze los — und vollendet wenig. So entwarf er einen „ausgedehnten Studienplan“ (*M.* 47) — und wurde inzwischen krank. „In nicht weniger als fünf Fächern verlangte er die Prüfung“ (*M.* 49), aber der Kandidat wurde wieder krank, „vermochte kaum den hebräischen Text zu lesen“ (*M.* 53) und ließ es an „Umfang und Gediegenheit der grammatischen Kenntnisse fehlen“ (*M.* 55). (*Stirners* „länger dauernde Krankheit“ (*M.* 277) scheint Verschleppungspolitik zu sein. Diese Angst vor den Prüfungen dürfte auch der Grund gewesen sein, weshalb *Stirner* trotz seiner geringen Geldmittel eine „Pause in seinem Studium mit einer längeren Reise durch Deutschland“ (*M.* 46) einschaltete, statt dasselbe rasch zu beenden.) Wiederum ein großzügiger Griff ist *Stirners* Milchgeschäft, welches „auf größerer und konzentrierterer Basis aufgebaute, seltsame Unternehmen“ (*M.* 203) bald einging. Der „würdevolle Mädchenlehrer“ *Stirner* wollte ohne Anstrengung über Nacht reich werden, so verfiel er auf die phantastische Idee, Börseaner zu werden. *Stirner* war nie kleinlich, er unternahm es, gleich „die Nationalökonomen der Franzosen und Engländer“ zu übersetzen (*M.* 201), aber das „groß angelegte

Sammelwerk" (*M.* 201) endete damit, daß er nicht einmal die versprochenen Anmerkungen zu *Smith* und *Say* lieferte. Er plante auch eine „Reaktionsbibliothek" (*M.* 213) in zwei Abteilungen; „zustande gekommen sind je der erste Band beider Abteilungen" (*M.* 213). Der „Inhalt der beiden erschienenen Bände ist zum geringsten Teil *Stirners* Eigentum" (*M.* 214). Zuletzt „faßte er noch einmal einen großangelegten Plan, eine Art universellen Gelehrtenlexikons, aber er fand keinen Verleger" (*M.* 216). Die Verleger scheinen begriffen zu haben, daß sie es mit einem Manne zu tun hatten, der nach überspanntem Anlauf das Begonnene unfertig zurückläßt.

Es ist zur Tradition geworden, *Stirners* Leben tragisch aufzufassen. „Es liegt eine seltsame Tragik darin, meint z. B. *Kreibig*, daß der Mann, dessen Lehre auf die Spitze zulief, ‚*die Welt ist mein Eigentum und ich benutze sie als Selbstgenuß*' in Dürftigkeit zugrunde ging" (*Kr.* 101)[1]). Aber gerade das Gegenteil trifft zu: erst der Mann „von großer Bedürfnislosigkeit" (*M.* 225) wollte alles haben und erklärte die Welt als Selbstgenuß, — was vielleicht nicht weniger tragisch ist, aber mehr dem psychologischen Tatbestand entspricht.

An die im vorhergehenden dargelegte Kette reiht sich ein erschütterndes Schlußglied. Der pedantische Philosoph, der „hagere" und nüchterne Mann, welcher seine erste Frau nach jenem bekannten Vorfall nicht mehr berühren konnte, schwelgte in zweideutigen, erotischen Phantasien:

> „Über der üppigen Gestalt neigt sich ein todmüdes Haupt, und bleiche Wangen verraten die langsame Verblutung ihrer Jugend. Wie oft mögen die Leidenschaften an dein Herz geschlagen haben! Wenn dein Haupt sich in den weichen Kissen wühlte, wie zuckte die erwachende Natur durch deine Glieder, spannte das Blut deine Adern, und gossen feurige Phantasien den Glanz der Wollust in deine Augen . . . Jetzt kühlt die Gewohnheit der Entsagung die Hitze deines Verlangens und die Rosen deiner Jugend erblassen in der — Bleichsucht deiner Seligkeit. Die Seele ist gerettet, der Leib mag verdorren! O Laios, o Ninon, wie tatet ihr wohl, diese bleiche Tugend zu verschmähen. Eine freie Grisette gegen tausend in der Tugend grau gewordene Jungfern" (*St.* 76)[2]); „Die Liebe des Egoisten quillt aus dem Eigennutz, flutet im Bette des Eigennutzes und mündet wieder in den Eigennutz" (*St.* 344).

Der Stillstand der Schöpferkraft verurteilte zuletzt den grübelnden, eigenwilligen Denker zum —lediglich rezeptiven —Übersetzer und Zitatensammler. Darüber webt wirkliche Tragik: der Geist wurde das Opfer des Charakters. Denn *Stirners* Intellekt — jener göttliche Blitz, der in einen morschen Baum einschlug — erreichte philosophische Höhe und Meisterschaft des Wortes. „Bevor die Idee in ihm sprach, schreibt derselbe *Joel*, der so wenig von *Stirners* seelischer Bereitschaft hält, und bekundet damit seine vorurteilslose Objektivität, blieb er stumm und er blieb stumm, nachdem sie gesprochen. Aber solange die Idee in ihm sprach, war er einer der tiefsten deutschen Denker und einer der glänzendsten Schriftsteller" (*J.* 261). Neben einem abstrakten Denker von Format — die wegen seiner Lebensferne oft stärkere, trainierte Fähigkeit des Nervösen zur Abstraktion ist bekannt — steckte in *Stirner* ein großer Dichter. Beide Eigenschaften kennzeichnen den *formal* eingestellten, unpraktischen *Stirner*.

[1]) *J. Kreibig*: Geschichte und Kritik des ethischen Skeptizismus, 1896, S. 101.

[2]) Man beachte *Stirners* Sprachkunst. — *Stirners* früher dargelegte Ablehnung der Sinnlichkeit als Leidenschaft ist ebenfalls Ausdruck seiner Nüchternheit.

So glauben wir den Schlüssel zum Verständnis seines einförmig-harmlosen Daseins und seiner kühnen Ideologie gefunden zu haben. Diesen „gröbsten Gegensatz zwischen Denken und Leben, Theorie und Praxis" (*R.* 26) wollte schon *Ruest* aufhellen: „Unsere Biographie hat ihre einzige Aufgabe nur darin gesehen, diese mit dem (exzentrischen) Werk kontrastierende ‚Normalität' (von *Stirners* Leben) auf ihre Ursachen zu prüfen" (*R.* 86). Der „stille, stets sich gleichbleibende, höfliche und ruhige Mädchenlehrer" (*M.* 61), der „peinlich bescheidene Mann" (*M.* 106), „unauffällig in jeder Weise, ohne jede äußere Prätention" (*M.* 99), im täglichen Umgang „unaufdringlich in Wort wie in Tat" (*M.* 101), — er lebte sich aus nach romantischem, „freiem Belieben" (ein Lieblingsausdruck *Stirners*) in einer ganz und gar nicht höflichen, unbescheiden-frechen, abenteuerlichen und draufgängerischen Idee. Der „Einzige" ist „sein ‚Ich' im Pulte, auf das er zuweilen zu deuten" (*M.* 135) pflegte, ist der erträumte *Stirner*, der paralysierende Gegenpol und kompensatorische Überbau des realen *Stirner*. Der „Einzige" ist der ungehemmte, nicht mehr Entbehrungen erduldende und im Schuldarrest sitzende, ist der voll entfaltete, entfesselte, knallende, bluffende *Stirner*, der die schweren Ketten der lähmenden Neurose vergoldet und sprengen will. *J. C. Schmidt* will sich von seiner kleinbürgerlichen, dumpfen und trostlosen Alltäglichen befreien, er tanzt und fliegt, wahnwitziger und halsbrecherischer, als es später *Nietzsche* tun wird. Der „Einzige" ist die größte herostratische Tat der Geistesgeschichte: *der im Leben sich nicht bemerkbar machende Stirner muß berühmt werden, und sei es um den Preis der Vernichtung aller Werte, die jemals von Menschen aufgestellt worden sind.* Der Orkan des „Einzigen" hat den Zarten „ausgebrannt" (*Ku.* 16) und entwurzelt, — seinen Namen wird er tatsächlich in alle Zeiträume tragen[1]).

[1]) *Stirners* Körperformen: „Äußerlich von Mittelgröße — war *Max Stirner* ein gutgewachsener, schlanker, fast hagerer Mann" (*M.* 199. — Dieser hagere Mann trat im „Einzigen" für die „Leibhaftigkeit" (*St.* 425) ein). *Stirner* hatte das „schmale, feingebaute Gesicht eines schlanken Menschen" (*En.* 15), die *hohe* Stirne „wich stetig nach hinten zurück" (*En.* 9), „die Nase war mäßig groß, kräftig, spitz zulaufend" (*M.* 100), „die Oberlippe wurde durch die Zähne nach vorn gedrängt" (*En.* 15). Dieses typische „Winkelprofil" (*Kretschmer*) wird — zufolge der *Engelschen* Porträtskizze von *Stirner* — nur durch ein „Kinn von energischer Form" (*M.* 100) gestört. Nach dem Urteil der Zeitgenossen über diese Skizze soll aber das „Kinn nicht so scharf hervortretend gewesen sein" (*M.* 278). *Stirners* Stirn „war schmal, d. h. ungleich höher als breit und die Maße, die gemeinhin im menschlichen Gesicht gleiche Größe haben: vom Kinn bis Nasenspitze, von Nasenspitze bis Nasenwurzel und von Nasenwurzel bis Haaransatz, wuchsen hier ständig an, so daß die Stirn in diesem Gesicht in der Tat den Eindruck auffallender Höhe machte" (*En.* 15). Es handelt sich also um ein „ovales und eiförmig verkürztes Gesicht" (*Kretschmer*). Hinzu kommen der „feine, schmallippige Mund" (*M.* 100) und die „weißen schlanken Hände" (*M.* 100). Nach *Kretschmers* Terminologie wäre *Stirner* mit seinem „schwächlichen, asthenischen oder leptosomen Körperbau" ein Prototyp für den „schizotymen bzw. schizoiden Formkreis". Er war der einzigartige Idealtypus eines wegen des höchst intellektuellen und radikal negativistischen Einschlags in solcher Reinkultur sehr selten vorkommenden „Schizoiden", belastet mit der Erbmasse seitens der geisteskranken Mutter. — Die Frage, ob Stirner geisteskrank war, ist u. E. mangels eines untrüglichen Anhaltspunktes zu verneinen.

Buchbesprechungen

HAVELOCK ELLIS: *Marcel Jouhandeau.* In „Life and Letters". Chalbo ad Wind. London, May 1933.

Ein im Kriege zurückgestellter Major lebt nun als ein Eremit, entschlägt sich aller Lebensnotwendigkeiten und ist begeistert, wenn Jungens ihn mit Steinen und Sand bewerfen. Er hat mit Gott die Rolle gewechselt. Die Verunglimpfungen gelten Gott, er selbst thront im Himmel.

Ein häßlicher, dummer Friseur liebt ein Mädchen, das einen hübschen Jüngling nächstens heiraten will. Der Bräutigam kommt vor der Hochzeit zu ihm, um sich rasieren zu lassen. Der Friseur ist entflammt von dem Gedanken seinem Kunden die Gurgel durchzuschneiden. Da erscheint die Schwester und es bleibt bei dem Vorsatz. Aber der arme, verlachte Friseur kommt sich seither wie ein Held vor; er war in seinem Gefühl aufgepeitscht, er konnte sogar einen Mord begehen.

Diese wundervollen, dem tiefsten Bereich menschlicher Tragik entnommenen Erzählungen *Jouhandeaus* geben dem von uns verehrten Forscher *Havelock Ellis* Gelegenheit, der Individualpsychologie lächelnd mit dem Finger zu drohen. Wenn auch mit mehr Verständnis und mit würdigerer Geste als *Freud* es getan hätte, unterliegt auch er, der um *Jouhandeaus* Persönlichkeiten „weiß", dem Mangel seines „Verstehens" desselben. Er schreibt: „It is a pattern of life which an Adlerian psychoanalyst might well invoke for his vindication: the constitution of organic inferiority leadings up to the reaction of a triumphant masculine protest. For *Jouhandeau* however, who is not concerned with theories, that culmination may sometimes take on the shape of solemn buffoonery, which would hardly be approved by the worthy Dr. *Adler.* But *Jouhandeau* is not tied to this pattern."

Wir haben das Möglichste getan, um nicht mit den Psychoanalytikern verwechselt zu werden. Daß letztere alles tun um die grundlegenden Unterschiede zu verhüllen, geradezu individualpsychologische Anschauungen en masse in ihr wankendes System umgemodelt aufnehmen, ist bei ihrem ängstlichen Bestreben das wankende Kartenhaus zu stützen, nicht gerade verwunderlich. Außerhalb der Psychoanalyse dürfen wir ruhig annehmen, daß Männer wie *Ellis,* die uns zu Stubengenossen der Psychoanalytiker machen wollen, damit nur ihr erweiterungsbedürftiges Verstehen der Individualpsychologie verraten. Der weitere Beweis dafür kann in diesem Falle leicht erbracht werden. Warum sollte sich der „werte Dr. *Adler*" dagegen wehren, den männlichen Protest (besser: das Streben nach persönlicher Überlegenheit, von dem der männliche, in der *Freud*schen Mimicry als Kastrationskomplex verunstaltete Protest einen der Millionen Fälle darstellt) „in the shape of solemn buffoonery" zu finden? Sind für ihn nicht alle Kompensationsversuche in der Richtung nach persönlichem Schein „buffoonery?"

Und dann: wir sind weit davon entfernt anzunehmen, daß die Individualpsychologie die Phantasie wirklicher Dichter leitet. Ebenso sind wir überzeugt, daß die überwältigende Mehrheit der Menschheit ihre buffooneries nicht der Individualpsychologie zuliebe durchführt. Wir sind bescheiden genug festzustellen, daß wir sie verstanden haben. *Peregrin.*

Prof. AUGUST MESSER: *Mein Weg.* Aus „Lebenserfolg". Homburg 1933.

„Nicht Armut und Not", sagt der hervorragende Philosoph *Messer,* „wirkten auf mich antreibend und zur Tätigkeit spornend, wohl aber in Kindheit und Jugend ein starker Ehrgeiz. Wenn die heutige Psychologie (er meint wohl die Individualpsychologie) im Streben nach Geltung eine der stärksten, wenn nicht die stärkste bewegende Kraft im Menschen entdeckt zu haben glaubt, so kann ich dem auf Grund der Beobachtungen meines eigenen Werdeganges nur beistimmen. Ich kann nur eine unpsychologische, lebensfremde Verstiegenheit darin sehen, wenn heute in der Pädagogik vielfach die Anschauung herrscht, man dürfe nicht an den Ehrgeiz der Kinder und Jugendlichen appellieren, dürfe ihm keinerlei Nahrung geben. Gewiß erkenne auch ich es als sittliche Aufgabe an, *daß der Mensch über das Getriebensein durch bloßen Ehrgeiz innerlich hinauswachse,* daß sein Streben nach Ehre sich immer mehr sublimiere, vergeistige, versachliche. Aber man sollte nicht die zweite Stufe vor der ersten zu erreichen suchen. Das „Bessere" kann sonst „der Feind des Guten werden".

Bis auf „die erste und zweite Stufe" ist es unsere Sprache. Und *Messer* ist nicht der erste beste. Was er als Ehrgeiz gut heißt, ist für uns das Streben nach Vollkommenheit, ein individueller Anteil der Evolution, der abgesehen von Schwachsinnigen bei jedem Menschen zu finden ist. Den Unterschied vom „falschen" Ehrgeiz finden wir in dem gleichzeitigen Mangel eines zureichenden Gemeinschaftsgefühls, welch letzteres, wenn auch in anderen

Worten, dem Autor als der wesentliche Faktor erscheint.

Daß ihm selbst sein sicherlich starker Ehrgeiz auffiel, könnte in der Tatsache seine Begründung finden, daß er ein Jüngster war. (Siehe *Adler*: Über die Geschichte Josefs und seiner Brüder.)

Messer sagt: „Was ich (an der Erreichung des Ordinariats) schätzte, war in erster Linie: Sicherung. Kein Vorgesetzter mehr ...“ Der wahre Sinn des Lebens ist „nicht mehr an den egoistischen Erfolg zu denken, sondern in Hingabe an sachliche Aufgaben seinem Volke und der Menschheit zu dienen“. *Messer* sieht da sicherlich tiefer und ist dadurch den Anschauungen der Individualpsychologie viel näher als jene Schule, „die nicht versteht, warum man seinen Nächsten lieben soll“.

Roland Horn (New York).

DER MENSCH UND DIE RATIONALISIERUNG. Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit. Verlag Gustav Fischer, Jena 1931.

Dieses Buch ist ein Bericht des Reichskuratoriums für Wirtschaftlichkeit über die in Deutschland vorhandenen arbeitspsychologischen Forschungsstellen und ihre Tätigkeit. Es handelt sich also nicht um eine Auseinandersetzung mit den Formen der Arbeitspsychologie oder die Einwirkung der Rationalisierung auf den Arbeiter, wie es vielleicht der Titel vermuten ließe, sondern vor allem um eine Übersicht über die in Deutschland vorhandenen Stellen, die sich mit arbeitspsychologischen Forschungen befassen, wobei die Stellungnahme der jeweiligen Referenten kurz und allgemein auseinandergesetzt wird.

Es ist für die Individualpsychologie nicht uninteressant, einiges über den Stand der arbeitspsychologischen Forschungen, die mit so viel Eklat in die Welt gesetzt wurden, aus dem Munde ihrer eigenen Vertreter zu hören.

Vor allem springt bei der Lektüre dieses Buches ins Auge, daß die Zahl dieser Stellen, insbesondere angesichts der relativen kurzen Zeitdauer der arbeitspsychologischen Forschung in Deutschland außerordentlich hoch ist: sowohl vom Reich, von den Ländern, Gemeinden und Städten, als auch von zahlreichen großen Privatunternehmungen werden derartige Stellen unterhalten. (Es handelt sich allerdings um den Zeitraum 1930/31; seither wurden viele derartige Gründungen liquidiert.) Der Aufgabenkreis dieser Stellen ist durchaus verschieden: teils handelt es sich um Untersuchungen über die Fragen der zweckmäßigsten Arbeitsgestaltung in einem bestimmten Unternehmen oder in einem bestimmten Industriezweig, teils sind diesen Stellen unmittelbar eine Arbeitsvermittlung angegliedert, wie z. B. bei den Berufsberatungsstellen der Arbeitsämter, teils handelt es sich lediglich um Berufsberatung auf Grund von Eignungsprüfungen, teils um ordnungsgemäße Berufsschulung zur Ausbildung für einen bestimmten Beruf. Im Reichsamt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung werden nach diesem Bericht jährlich ca. 60000 Eignungsprüfungen vorgenommen, von der Deutschen Reichsbahngesellschaft ca. 18000 usw. Eine ganze Reihe industrieller Betriebe stellen heute ihre Angestellten und Arbeiter nur nach abgelegter Eignungsprüfung an.

Der Wert dieses Buches besteht aber nicht allein in der Aufzählung und Beschreibung dieser Stellen, sondern vor allem darin, daß es mit ziemlicher Offenheit kritisch über die an den einzelnen Stellen angewandten Methoden und Resultate berichtet. Faßt man all das darüber Gesagte zusammen, so gewinnt man den deutlichen Eindruck, daß sich dieser Wissenschaftszweig erst in den allerersten tastenden Anfängen befindet, wobei die eben erst gewonnenen Resultate und Methoden im nächsten Augenblick wieder zurückgenommen werden, um völlig aufgegeben zu werden. Vor allem kann, wie von den Berichterstattern selbst zugegeben wird, von einer Einheitlichkeit oder Planmäßigkeit der Forschung, der Methoden, des organisatorischen Aufbaues überhaupt nicht die Rede sein; jede Stelle arbeitet — vielfach völlig isoliert von ähnlichen Institutionen — nach den ihr am geeignetsten scheinenden Methoden, wendet bei den verschiedenen Untersuchungen und Prüfungen die ihr am zweckmäßigsten erscheinende Technik an; nun ist dies ja bei einer neuen Wissenschaft keineswegs ein Unglück, wenn wenigstens über die Aufgaben, die Problemstellung der arbeitswissenschaftlichen Forschung einigermaßen ein Einverständnis vorhanden wäre. Aber auch hier zeigen sich große Differenzen: So sucht z. B. das DINTA (Deutsches Institut für technische Arbeitsschulung), eines der bedeutendsten Institutionen dieser Art in Deutschland mittels Arbeitsanalyse festzustellen, welche „spezifische Körperbefähigung, handwerkliche Anlage, Intelligenz oder arbeitscharakterliche Eigentümlichkeit“ für einen *bestimmten* Posten im Betrieb befähigen. Das DINTA erstrebt also abgesehen von der Errichtung zahlreicher Berufsschulen mittels psychotechnischer Methoden den für einen bestimmten Posten *bestgeeigneten* Arbeiter zu finden. Dieser Gesichtspunkt einer möglichst spezialisierten Berufsbestimmung der auch bei anderen Institutionen der leitende Gesichtspunkt ist, wird in den einleitenden Kapiteln abgelehnt. An seine Stelle tritt das Problem, die *durchschnittliche Eignung* der Berufsanwärter für die verschiedensten Arbeitsanforderungen festzustellen.

Damit verschiebt sich aber die ganze Fragestellung und mit ihr die gesamte Methodologie der Arbeitspsychologie grund-

sätzlich. Damit fällt auch der Sinn der bisher meist angewandten Leistungsprüfungen, die ja auf einen bestimmten Beruf, vielfach sogar auf einen bestimmten Handgriff abgestellt waren, in sich zusammen. Ja, es fragt sich, ob wir die heute üblichen Leistungsexperimente überhaupt brauchen können, um die „*durchschnittliche allgemeine Berufseignung*" festzustellen. Tatsächlich wird in letzter Zeit bereits vielfach an diesen Methoden gerüttelt und an Stelle des Leistungsexperiments die *Beobachtung und Beurteilung des Gesamtverhaltens* gesetzt (z. B. von *Giese*).

Ist also weder von einer Gemeinsamkeit der Zielsetzung noch der Methoden die Rede, so sind die Prüfungsresultate auch nicht gerade eine Bestätigung der Richtigkeit der angewandten Methoden; auch darüber bringt der Bericht ziemlich umfangreiches Material. Wenn auch in vielen Fällen das Ergebnis der Prüfung mit der Bewährungskontrolle übereinstimmt, so zeigt sich doch auch in einer großen Zahl von Fällen, daß Prüflinge, die schlecht abgeschnitten haben, sich bei der Arbeit bewährten, während hingegen gute Prüflinge bei der Arbeit versagten. Auch diese Fälle zeigen das Problematische des Leistungsprüfungssystem; seine Problematik besteht eben darin, daß die psychologischen Voraussetzungen, die das Bestehen einer einmaligen Prüfung mit evtl. Spitzenleistung ermöglichen, durchaus andere sind, als diejenigen, die das Ausharren auf einem Arbeitsposten und die täglich geforderte Leistung bedingen. Und wenn selbstverständlich der psychisch gesunde Mensch unter der Voraussetzung, daß er die erforderlichen Kenntnisse besitzt, beiden Situationen gewachsen sein wird, so stimmt dies keineswegs für einen labilen Menschen, der sehr wohl nicht Herr über eine dieser beiden Situationen sein könnte. Und da es sich bei Prüfungen gerade um die Beurteilung und Ausscheidung der schwachen Existenzen handelt, werden diese Prüfungen wohl nicht sehr aufschlußreich sein. Es zeigt sich auch, daß von den Eignungsuntersuchungen viel mehr als „schlecht" klassifiziert werden, als sich bei späterer Bewährungskontrolle ergibt. Fügt man zu diesen Erfahrungen noch die Zahl derjenigen hinzu, die infolge Ungeeignetheit überhaupt ausgeschieden wurden und daher naturgemäß einer Bewährungskontrolle nicht unterzogen werden konnten, ist der Fehlerkoeffizient dieser Prüfungen noch größer.

Die starke Skepsis, die die Individualpsychologie von Anfang an der herrschenden Richtung der Arbeitspsychologie entgegengebracht hat, findet in ihrer Entwicklung ihre Bestätigung. Unter anderem wird z. B. auch mitgeteilt, daß nach Untersuchungen des Sozialhygienischen Untersuchungsamtes festgestellt wurde, daß ein Einfluß der *Körpergestalt* auf die spezifische Berufseignung, wie bisher vielfach angenommen wird, nicht vorhanden ist. Daß hierbei von abnormalen Fällen abgesehen werden muß, ist selbstverständlich. Aber daß die Grenzen der „Abnormität" außerordentlich weit liegen, ergibt sich u. a. auch daraus, daß erfahrungsgemäß Kriegsinvalide sich als ausgezeichnete Arbeiter bewährt haben, was ja auch bei den heutigen technischen Möglichkeiten der Anpassungsmöglichkeiten des Arbeitsprozesses durchaus plausibel ist.

Es ist außerordentlich interessant an diesem Buch, festzustellen, daß alle Einwendungen, die gegen die mechanische Anwendung der Arbeitspsychologie gemacht werden, nicht ohne Eindruck geblieben sind: So wird hier, was auch von der Individualpsychologie längst betont wurde, auf die psychologische Veränderbarkeit der Persönlichkeit und damit ihrer Leistung hingewiesen, ferner auf die Wichtigkeit der Übung und des Trainings, durch das *ursprüngliche „Begabungsunterschiede" völlig nivelliert werden* können und schließlich auch auf die Rolle, die *die Gesamteinstellung des Menschen* zu seinem Beruf und seiner Arbeit spielt und daß es hier zu ändern gilt, wenn man höhere Leistungen zu erzielen wünscht.

Überblickt man also die Erfolge der arbeitswissenschaftlichen Forschungen an Hand dieses Buches, so kann man feststellen, daß auch die offiziellen Stellen den bisherigen Methoden ziemlich zurückhaltend gegenüberstehen. An Stelle der Feststellung der bestimmten Eignung eines Menschen für einen bestimmten Beruf — was es ja überhaupt nicht gibt — treten andere Aufgaben wie: Training für bestimmte Arbeiten, wodurch auch eine sehr starke Leistungssteigerung erreicht werden kann; ferner Fragen der Arbeitshygiene, der Arbeitsbestgestaltung in bezug auf Anpassung der Maschine an den speziellen Arbeiter, Bestgestaltung des Arbeitsplatzes, Einschiebung von Pausen usw.

Die Entwicklungsmöglichkeiten dieses Komplexes der Arbeitswissenschaft, der im allgemeinen unter dem Namen Arbeitsphysiologie zusammengefaßt wird, könnten sehr groß sein. Die arbeitspsychologischen Forschungen nach Feststellung der Leistungsfähigkeit eines Menschen scheinen hingegen in eine Sackgasse hineingeraten zu sein, da sie auf unrichtigen psychologischen Voraussetzungen basieren.

Dr. *V. Veit* (Berlin).

D. PAUL BLAU: *Seelsorge an den Jugendlichen.* II. Band, Gemeinde und Seelsorge. 1. Halbband, Seelsorge in Einzelbildern aus ihrer Arbeit. Herausgegeben von *D. Paul Blau.* Generalsuperintendent. Gütersloh 1930. C. Bertelsmann. 232 S. Geh. RM. 6.50, geb. RM. 8.—.

Der bekannte und verdiente Posener Generalsuperintendent gibt hier neun Mit-

arbeitern das Wort, aus ihren Erfahrungen in der Seelsorge zu berichten, vom Vorsteher des Diakonissenmutterhauses über „Praktische Seelsorge am Kleinkind" bis zum Studentenseelsorger an einer technischen Hochschule. Der Seelsorger wird für seine Praxis sich hier Rat beim Fachmann holen dürfen. Die schlichte überzeugende Art der Darstellung nimmt den Leser für dieses Buch ein.

Zwei kritische Notizen möchten wir hinzufügen. *P. Hanse* halte das Fabulieren des Kleinkindes nicht immer für „Lüge", sondern sehe darin eine Ausdrucksbewegung einer bestimmten Altersstufe, für die die „reale" Wirklichkeit noch nicht im Sinn des Erwachsenen existiert.

Dann vermissen wir den Anteil der Individualpsychologie. Aus psychotherapeutischer Arbeit an Kindern aller Altersstufen, an Jugendlichen und Studenten beider Konfessionen, auch an Theologiestudenten müssen wir sagen, daß seelsorgerliche Arbeit ohne Individualpsychologie uns unmöglich erscheint. Nicht pro domo, sondern zur Sache gesagt, gibt der gleiche Verlag in unserer „Einführung in die Psychotherapie für Pfarrer" die notwendige Ergänzung.

Dr. *Johannes Neumann* (Gießen).

JOSEPH FRÖBES, S. J., Professor der Philosophie an der philosophisch-theologischen Lehranstalt zu Valkenburg: *Lehrbuch der experimentellen Psychologie. 2. (Schluß-) Band.* 3., stark umgearbeitete Auflage. Mit 19 Textfiguren und 1 Tafel. gr. 8°. Freiburg i. Br. 1929. Herder & Co. 646 S. RM. 20.—, geb. RM. 22.—.

Dieses erstaunlich gelehrte Werk kann nicht nachdrücklich genug empfohlen werden. Es muß größte Achtung und Beachtung erwecken, mit welchem Fleiß und welcher Übersicht über die Fülle des Stoffes und welcher Übersichtlichkeit dieser Polyhistor der Psychologie zusammengetragen und verarbeitet hat, was im Gesamtgebiet der Psychologie an Ertrag zu verzeichnen ist. Dabei beschränkt *Fröbes* sich nicht auf die Themen der „Fach"psychologie, sondern bearbeitet auch Grenzgebiete, die von psychologischer Betrachtung durchdrungen wurden.

Allein das Inhaltsverzeichnis umfaßt — 15 Seiten. Es werden in diesem zweiten Band des Werkes die Zweige der Psychologie behandelt, die den geisteswissenschaftlich Interessierten und den Praktiker angehen. Nach Behandlung der „Assoziationsstörungen und Großhirnlokalisation" werden die sog. „höheren" psychischen Prozesse behandelt. Aufmerksamkeit, Ich, Gedächtnis, Verstandestätigkeit, produktive Geistestätigkeit oder schöpferische Phantasie, des Willens; Psychologie der Sprache, der Kunst, der Religion; Psychologie des „Ichs" (wobei wir die betonte Einheit des Ichs besonders hervorheben), Entwicklungspsychologie, Sozialpsychologie, umfangreich werden, was an dieser Stelle besonders interessiert, die „Anomalien des Bewußtseins" (über 100 Lexikonseiten! noch dazu großenteils in Petit) behandelt. Die Unterordnung von Schlaf und Traum unter die „Anomalien des Bewußtseins" ist nicht glücklich.

Wir vermissen sehr die Beachtung der *Individualpsychologie*, die nicht einmal als besondere Rubrik erscheint; *sie hat volle 24* (!) *Zeilen*. So kann *Fröbes* ihr nicht gerecht werden in Theorien und Praxis; wie denn auch in der Religionspsychologie die Bedeutung, die die Psychotherapie einnimmt, leider nicht die hinreichende Beachtung gefunden hat. In einer neuen Auflage ließen sich diese Lücken ausfüllen.

Man sollte das Buch dann nicht mit dem jetzigen Titel (der schief und zu eng ist) versehen, sondern „Lehrbuch der Psychologie" nennen, um dem Ausdruck zu geben, was es birgt. Jeder, der sich über eines der genannten Gebiete unterrichten will, wird kein Werk finden, das ihm „den *Fröbes*" auch nur irgendwie ersetzen kann. Das Buch darf in der Bibliothek keines Psychologen fehlen!

Dr. *Johannes Neumann* (Gießen).

G. PAUL-BONCOUR: *Quelques considérations sur la prostitution des Mineures.* (Einige Betrachtungen über die Prostitution Minderjähriger.) L'Hygiène mentale, 1932, Nr. 4.

Boncour behandelt das Problem vom Standpunkt der biologischen Betrachtung constitutioneller psychomoraler Defektivität und steht damit der Ansicht Lombrosos nicht fern, daß die Prostitution das weibliche Äquivalent der angeborenen Kriminalität der Männer ist. Immerhin anerkennt er, daß es besserungsfähige Fälle gibt, die unter dreifacher Erziehungseinwirkung — intellektueller, beruflicher und moralischer — den Rückweg in die Gesellschaft anzutreten geeignet sind. Wenn *Boncour* auch selbst auf dem Standpunkt steht, daß es keine Prostitution, nur Prostituierte gibt, wäre es doch für ihn nur ein Schritt, von der Kriminologie, die er vertritt, zur Psychologie der Prostitution zu gelangen, zumal er im Rahmen des von ihm vorgeschlagenen Moralunterrichts selbst auf Förderung der gegenseitigen Hilfe, der Solidarität und der Anständigkeit und Abbau von Betrug, Immoralität und Egoismus dringt. Ein kleiner Schritt in das Gebiet des Gemeinschaftsgefühls und der Kooperation und es wäre zum Verständnis der Prostitution ein großer Schritt geschehen.

Dr. med. et phil. *L. Sicher* (Wien).

P. MEIGNANT: *„Le point de vue de l'Individualpsychologie" Adlérienne sur le crime et la délinquance spécialement sur la délinquance juvénile.* (Der Standpunkt der *Adlerschen* Individualpsychologie bezüg-

lich der Verbrechen und Vergehen, speziell bezüglich der Delinquenz Jugendlicher.) L'Hygiène mentale, 1932, 6.

Meignant gibt in kurzen Zügen die Umrisse der Individualpsychologie, wie sie aus der Lektüre der Arbeiten *Adlers, Wexbergs* und seines Mitarbeiters am Handbuch *Bohnes* sich ihm ergeben, und bespricht auch die prophylaktisch-erzieherische Tätigkeit der individualpsychologischen Beratungsstellen. Wenn er zum Schlusse seiner Ausführungen in den Ruf ausbricht: „Großes und schönes Programm, das eine Fülle von Tätigkeit enthält und das zu seiner vollen Entfaltung eine totale und leider zweifellos noch sehr weit entfernte Umbildung der menschlichen Gesellschaft voraussetzt!" so kann man ihm nur *Adlers* Ausspruch entgegenhalten, daß, wenn zur Zeit der Hexenverbrennungen nicht da und dort Menschen aufgestanden wären, die, überzeugt von der Nichtexistenz von Hexen, an der Umbildung der menschlichen Gesellschaft, also für eine ferne Zukunft gearbeitet hätten, noch heute auf der ganzen Welt Hexen verbrannt würden.

Dr. med. et phil. *L. Sicher* (Wien).

HANS LEITNER: *Psychologie jugendlicher Religiosität innerhalb des deutschen Methodismus.* Arbeiten zur Entwicklungspsychologie, herausgegeben von *Felix Krüger.* 9. Stück. München 1930. Becksche Verlagsbuchhandlung. 140 S.

Nach der trotz ihrer Mängel klassischen Untersuchung *Starbucks* ist es wieder eine Untersuchung an Methodisten, die *Leitner*, selbst Methodistenprediger, hier vorlegt. — Es lassen sich die Untersuchungen *Starbucks* sowohl wegen des amerikanischen Materials wie wegen der oft summarischen und darum nicht tief genug gehenden Methodik nicht auf die deutschen Verhältnisse übertragen. Deshalb verdient diese Untersuchung schon in der Geschichte der Religionspsychologie Beachtung. Methodisten eignen sich wegen der besonders intensiv gepflegten Frömmigkeit besonders zu Untersuchungen über das Bekehrungsproblem. Die eigentümliche Spannung, die sich aus dem soziologischen Verankertsein in der Gemeinde und der dennoch notwendigen persönlichen religiösen Entscheidung ergibt, wird vom Verf. gut gewürdigt und methodisch ausgewertet. — Seine Methode ist die *Girgensohns*, erweitert durch das Gesichtsfeld der Gestaltspsychologie in der *Krügerschen* Ausprägung, wie denn *Krüger* selbst Pate gestanden hat bei dieser Dissertation. Über die Methode läßt sich Verf. übermäßig breit, aber schulmäßig sorgfältig aus. Die Untersuchungen sind an 17 Jugendlichen aller sozialen Schichten, besonders aber an der sog. werktätigen Jugend gemacht. In seiner Stellung selbst führend zur Gemeinde gehörig, hat Verf. das ganze Vertrauen dieser Jugendlichen, so daß er sein Material wirklich voll erfassen nnd auswerten kann.

Verf. geht mit aller Sorgfalt schulischer Arbeit der Frömmigkeit der jugendlichen Methodisten nach, besonders dem Bekehrungserlebnis. Die oft recht enge Einstellung des gelebten Methodismus verschiebt die Problematik in den Protokollauszügen auf Nebengeleise gelegentlich, schafft „Bekehrungserlebnisse", die echtes religiöses Erleben der Jugendlichen sind, aber so wenig in unsere Zeit passen, daß den Jugendlichen manch unnötige Qual gemacht wird. — Obwohl Verf. oft von Tiefenerleben spricht, ist der Begriff der Tiefe nicht eindeutig und stimmt nicht überein mit den Problemen anderer Untersuchungen über diesen Begriff.

Der Psychotherapie gehen diese Untersuchungen doch nicht „tief" genug. Es ist schade, daß der gründlichen und sympathischen Arbeit *Leitners* ganz die Beobachtung individualpsychologischer Methodik abgeht. Wie immer wieder betont werden muß, reicht die Schulpsychologie mit ihrem Anspruch der Ganzheitsbetrachtung nicht aus. Die lebendige ganzheitliche Betrachtung der Individualpsychologie reicht weiter und tiefer. Daß das Bekehrungserlebnis nicht mehr ohne Individualpsychologie hinreichend erfaßt werden kann, hat auch die Kritik bereits zugegeben.

Dr. *Johannes Neumann* (Gießen).

Dr. med. et phil. GERHARD VENZMER: *Sieh dir die Menschen an*! Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. 1931. Geb. RM 3.50.

Man vermutet, etwas über Menschenkenntnis im Sinne der Ausdrucksbewegungen, wie Gang, Haltung usw., zu lesen. Tatsächlich bringt das Buch die bekannte *Kretschmersche* Typenlehre in populärer Darstellung, wobei der flüssige Stil und die Auswahl der angeführten Beispiele den Leser bis zum Ende in Spannung halten.

Der Standpunkt der Individualpsychologie zur Beziehung Körperbau—Charakter ist ja durch die Lehre von der Organminderwertigkeit mit ihrer Auswirkung ins Seelische präzisiert. Man sieht u. a., daß sich ein Astheniker wie ein Pykniker verhält, oder umgekehrt, wenn man ihm entsprechende Bedingungen schafft. Es ist eben eine Positionspsychologie, die das Angeborene bloß als Teilfaktor im Gesamten der Persönlichkeit ansieht, viel lebenswahrer als eine Dispositionspsychologie, die von seelischen Anlagen spricht, deren Nachweis mit naturwissenschaftlichen Methoden bisher nicht gelungen ist. In diesem Sinne warnt auch der Autor davor, die Ergebnisse der Charakterforschung in ihrer Beziehung zum Körperbau als bereits gesichert und feststehend zu betrachten, was den Leser mit einigen Schlußbemerkungen des Verfassers — wie z. B. eine gute Ehefrau sei vornehmlich in der pyknischen Frau zu finden — aussöhnt.

Dr. med. *Paul Wenger* (Wien).

MARTIN KEILHACKER: *Der ideale Lehrer nach der Auffassung der Schüler.* Eine experimentelle Untersuchung. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1932. RM 3.—.

4000 Schüler zwischen 10 und 19 Jahren (leider fast keine Volksschüler sondern ganz überwiegend Schüler höherer Lehranstalten) beantworteten schriftlich die Frage: „Wie wünsche ich mir meinen Lehrer?" Der Verfasser wertete die Antworten experimentell gründlich nach allen Seiten aus.

Dabei werden zur Hauptsache — wie es wohl nicht anders sein kann — sehr viele schon bekannte und selbstverständliche Urteile bestätigt, wie etwa die, daß der Lehrer der mittleren Jahre lieber gesehen ist als der ganz junge und der alte, daß der würdevolle Erziehungsbeamte der letzten Jahrzehnte scharf abgelehnt wird u. ä.

Überraschender ist schon, daß nach den Ergebnissen des Verfassers auch die heutige Schülerschaft der höheren Lehranstalten, die doch sonst sehr viel von den Urteilen und Vorurteilen ihrer Väter über Bord geworfen hat, in manchen einschneidenden Fragen sich noch ganz abhängig von den Meinungen ihrer Vorgeneration zeigt. S. 50: „Wenn man die Aufsätze unbefangen liest, ist man immer wieder erstaunt, wie positiv die Mehrzahl der Schüler, auch die Mädchen zum Strafen steht, wie sie es als selbstverständlich ansehen, daß man für Vergehen bestraft wird, ja sich nicht selten geradezu ein Bedürfnis nach Strenge im Sinne der Wiedergutmachung und Erledigung einer vorangegangenen Verfehlung bemerkbar macht." Sogar die Urteile über die körperliche Strafe fallen überwiegend „positiv" aus. (Wir würden dazu sagen: die Strafe ist eben immer noch ein leichterer Weg für Lehrer *und* Schüler als die Bemühung auf beiden Seiten, den tiefsten Wurzeln der Verfehlung nachzugehen und die Gesamthaltung zu ändern, die den Schüler in die Verfehlung und den Lehrer in die „Notwendigkeit, zu strafen", geführt hat.)

Die interessantesten Abschnitte behandeln die Frage, wie sich im Laufe der neun Schuljahre das Lehrerideal verändert, wie von den Kleinen z. B. ein Lehrer gewünscht wird, der „Ordnung" zu halten versteht, wie die Mittelstufe sich „Disziplin" wünscht, während die Oberstufe von „Achtung" spricht, die man auch ihr entgegenzubringen habe.

Das Verdienstlichste an der Arbeit ist, daß auch einmal den Lehrern Gelegenheit gegeben wird, sich im Spiegel zu sehen. Für Lehrer an mittleren und höheren Lehranstalten, die täglich nicht bloß zwischen verschiedenen Klassen, sondern vielleicht sogar auch noch zwischen verschiedenen Altersstufen hin- und herzupendeln haben, ist das Buch kaum entbehrlich.

Sie bekommen aus ihm Einblick in die Erwartungen, die ihre Schüler ihnen entgegenbringen. Sonst aber beweist das Buch wieder die Fragwürdigkeit solcher experimenteller Untersuchungen: es bleibt wie die meisten der Gattung nach unserer Meinung mit seinen Auswertungen ganz an der Oberfläche und erschöpft sich in Zusammenstellungen und Beschreibungen, während wir Sinndeutungen und Aufhellung der inneren Zusammenhänge und Wege zur Änderung des heutigen Zustandes nötig haben.

Alfons Simon (München).

RICHARD WILHELM: *Der Mensch und das Sein.* Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1931.

Ein so verheißungsvoller Titel bereitet dem Leser oft eine Enttäuschung vor. Hier ist das nicht der Fall; das Buch wird der großen Aufgabe, die ihm gestellt ist, in vollem Umfang gerecht. Man kann über dieses ewig aktuelle Thema schwerlich Tieferes und Wahreres sagen. Es ist in klarer und knapper Form rein Metaphysisches in engster Verbindung mit praktischen und nahen Lebensfragen. Vieles was meist nur dunkel geahnt, vom „Scheinwerfer des Bewußtseins" uns für Bruchteile von Sekunden erhellt wird, ist hier im treffendsten und bezeichnendsten Ausdruck eingefangen. Das Buch hat merkwürdig viel Gemeinsames mit der *Adlerschen* Individualpsychologie.

Auch in den Schlußfolgerungen zeigt sich eine frappante Übereinstimmung. Was *Richard Wilhelm* über die Freiheit des Menschen, über Erleben und Gestalten des Schicksals, über die Voraussetzungen, unter denen der Mensch Maß und Mitte aller Dinge sein kann, sagt, deckt sich genau mit der *Adlerschen* Auffassung. Es ist eine erfreuende Bestätigung, diese Erkenntnisse als letzte Wahrheit von einem andern verkünden zu hören, der sich durch ganz andere Erfahrungen zu ihnen durchgerungen hat, dessen Horizont tiefste Geistigkeit des Westens *und* des Ostens umfaßt. *Richard Wilhelm* hat auf seinem Weg Weltanschauungen miteinander verbunden, die sonst abgrundtiefe Kluften trennen, in die starren Eiswände des Dogmas hat er gangbare Stufen gehauen. Aus uralten chinesischen Überlieferungen versteht er wie aus einem Petrefakt den lebendigen Sinn herauszulesen und uns darin das Wissen um eine ewige Wahrheit, um eine „Dauer im Wechsel", um ein immer gültiges und alles Sein umfassendes kosmisches Gesetz zu zeigen. So führt uns dieser Brückenbauer durch die Orakel des „Buchs der Wandlungen", durch die Weisheit eines *Konfuzius* eines *Laotse*, eines *Buddha*, durch *Goethesche* Lebenserfassung bis hin zum Wesen heutiger psychotherapeutischer Bestrebungen. Jedoch scheint *Richard Wilhelm* die verschiedenen psychotherapeutischen Richtungen nicht genau gekannt zu haben. Was er als das Wertvolle an der Psychoanalyse bezeichnet, die Forderung, daß der Mensch sich als Ganzes, in seinem Bewußten wie im Unbewußten als Einheit bejahe — das ist eigentlich Individualpsychologie.

Leider lebt der Autor nicht mehr. Das Buch ist eine Sammlung von Vorträgen, die aus seinem Nachlaß herausgegeben wurden.

Dr. *A. Horvat* (Abbazia).

MAX PICARD: *Das Menschengesicht.* Delphinverlag, München 1929.

Der Autor hat sich eine eigenartige Betrachtungsweise zurechtgelegt, die im Religiösen wurzelt und dem Theologen wie dem Philosophen oft sinn- und wertvolle Vergleiche bietet. Eine Randbemerkung zu Beginn des ersten Kapitels begründet den Titel: „Wir wissen wohl, daß Gott nicht nur am Menschengesicht, sondern an der ganzen Gestalt des Menschen sich offenbart. Aber da das Bild Gottes im Menschengesicht am sichtbarsten ist, behandeln wir vor allem das Menschengesicht.“ Wollte man sich der Mühe unterziehen, das gegebene Material ins Reale zu übertragen und damit praktische Psychologie zu betreiben, es wäre immerhin eine mögliche Aufgabe. Einfacher jedoch erscheint es — wie ja der Autor auch zeitweise versucht — im Sinne der Totalität des Menschen mit Hilfe der übrigen Ausdrucksbewegungen (Körperhaltung, Schriftbild usw.) auf das Physiognomische zu schließen. Damit kämen wir zu Ableitungen die jedem Psychologen und Arzt praktisch leicht verwertbare Dienste leisten könnten. Bemerkenswert ist ein Kapitel, das durch seine konkrete Einstellung zum Leben auffällt. Es zeigt den Einfluß der Außenwelt, wie Klima, Landschaft, Rasse, Beruf, wirtschaftliche Situation, auf die Gestalt des Menschen und den Ausdruck des Gesichtes. Mit Recht wird der Mangel an Gemeinschaftsinn resp. des Göttlichen, wie es der Verfasser bezeichnet, im Menschen vermißt.

Josefine Wenger-Hornik (Wien).

OTTO LUDWIG: *Zwischen Himmel und Erde.* Erzählung. Verlag Deutsche Bibliothek. 1926.

Der Verfasser ist nicht mehr „Mode“; wie modern aber seine Auffassung des menschlichen Seelenlebens ist, zeigt uns besonders diese Erzählung. Man glaubt, er hätte die Individualpsychologie in allen Einzelheiten gekannt. Er schildert die Entwicklung zweier Brüder unter der Autoritätserziehung eines streng rechtlichen, aber innerlich verhärteten Vaters. Die Mutter ist früh gestorben. Der Vater drängt jede Regung des Gefühls zurück und läßt kein individuelles Streben seiner Kinder hochkommen. Das führt bei dem Älteren dazu, auf Eigenwünsche zu verzichten und seinen Selbstwert ganz im Dienst für die Familie und die Vaterstadt zu suchen, sein reiches Gemüt aber vor anderen zu verschließen. Das Ergebnis ist etwas seltsamer und pedantischer, in sich gekehrter Mensch, der aber als ehrenfester, tüchtiger und aufopfernder Bürger hoch geachtet ist.

Dieser Weg, im Dienst an der Gemeinschaft Entschädigung für die Behinderung seines individuellen Lebens zu suchen, ist für den Jüngeren schwerer, denn der ältere, dazu noch kräftigere und schönere Bruder ist im Vorsprung. So gibt er den Versuch auf und stellt sein gekränktes Ich in den Mittelpunkt alles Sinnens und Trachtens. Die Härte und Kälte der Erziehung führt bei ihm zur Verrohung des Gemüts, so daß jede Liebe zu den Angehörigen erstickt wird, der auf ihm lastende Druck erzeugt Verstocktheit und Heimtücke. Sein Weg führt in Verwahrlosung und Verbrechen.

Diese z. T. recht stürmisch verlaufende Entwicklung entspricht in allen Einzelheiten den Erfahrungen der Individualpsychologie. „Was die Menschen Glück oder Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er's formt.“

Johanna Hoppe (Wetzlar).

LOUIS FAIVRE: *Les jeunes vagabondes prostituées en prison.* (Die jungen prostituierten Vagabundinnen im Gefängnis.) L'Hygiène mentale, 1932, Nr. 4.

Die Arbeit *Faivres* weist vor allem ein Faktum seiner Beobachtungen auf, das die Individualpsychologie schon längst als wesentlich für die Prostitution erkannt hat: den männlichen Protest, der sich aus der ungemein verbreiteten Homosexualität unter Prostituierten erkennen läßt. Je jünger die Kinder sind, wenn sie dieses Delikts wegen ins Gefängnis kommen, desto besser soll sich nach *Faivre* die Prognose stellen, wobei erfreulicherweise *Faivre* auf dem Standpunkt steht, daß man mit Güte mehr erreicht als mit Strafen und Isolierung und daß nur dann eine Möglichkeit der Besserung besteht, wenn man das Vertrauen des betreffenden Kindes besitzt, oder wie man sagen könnte, wenn man aus der Rolle von Kerkermeister und Gefangener in die Rolle von Arzt und Patient, von Erzieher und Zögling übergeht, womit schließlich wieder die biologische und soziologische Frage der Prostitution in die medizinisch-pädagogische übergeführt erscheint.

Dr. med. et phil. *L. Sicher* (Wien)

Zum Leib-Seele-Problem

Von Prof. Dr. ALFRED ADLER

Es kann heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß alles, was wir als Körper bezeichnen, ein Streben zeigt, ein Ganzes zu werden. Im allgemeinen kann das Atom in dieser Hinsicht mit der lebenden Zelle verglichen werden. Beide besitzen latente und manifeste Kräfte, die teils zur Abrundung und Begrenzung, teils zur Ansetzung anderer Teile Anlaß geben. Der hauptsächliche Unterschied liegt wohl im Stoffwechsel der Zelle gegenüber der Selbstgenügsamkeit des Atoms. Nicht einmal die Bewegungen innerhalb oder außerhalb von Zelle und Atom bieten grundlegende Unterschiede. Auch die Elektronen sind nie im Ruhezustand und ein Streben danach, wie *Freud* es für seine Anschauungen vom Todeswunsch postuliert, kann nirgendwo in der Natur gefunden werden. Was beide am deutlichsten unterscheidet, ist der Assimilations- und Ausscheidungsprozeß der lebenden Zelle, die zum Wachstum, zur Erhaltung der Form, zur Vermehrung und zum Streben nach einer idealen Endform Anlaß gibt[1]).

Wäre die lebendige Zelle, gleichgültig woher sie gekommen ist, in ein ideales Milieu gesetzt gewesen, das ihr mühelos die ewige Selbsterhaltung garantiert hätte, ein freilich undenkbarer Fall, so wäre sie sich stets gleich geblieben. Unter dem Drucke von Schwierigkeiten, die man sich im einfachsten Falle nahezu physikalisch denken kann, mußte das, was wir unverstandenermaßen den Lebensprozeß nennen, zu irgendwelchen Abhilfen gedrängt werden. Die in der Natur gegebenen, sicherlich auch in der Amöbe vorliegenden tausendfachen Verschiedenheiten bringen günstiger gelagerte Individuen näher zum Erfolg und lassen sie die bessere Form und somit die bessere Anpassung finden. In den Billionen von Jahren, da Leben auf dieser Erde besteht, war offenbar Zeit genug, aus dem Lebensprozeß der einfachsten Zellen den Menschen zu gestalten, ebenso Myriaden von Lebewesen untergehen zu lassen, die der Wucht der Angriffe ihrer Umgebung nicht gewachsen waren.

In dieser Auffassung, die grundlegende Anschauungen *Darwins* und *Lamarcks* verbindet, muß der ,,Lebensprozeß" als ein Streben gesehen werden, das seine Richtung im Strome der Evolution durch ein ewiges Ziel der Anpassung an die Forderungen der Außenwelt erfährt.

In dieser Zielstrebigkeit, die niemals zu einem ruhenden Ausgleich kommen kann, da offenbar das Gebiet der fordernden und fragenden Kräfte der Außen-

---

[1]) S. *Smuts*: Holism and Evolution. London, McMillan Co.

welt von Wesen, die von ihr geschaffen wurden, nie vollkommen beantwortet werden können, muß sich auch jene Fähigkeit entwickelt haben, die wir, von verschiedenen Seiten betrachtend, Seele, Geist, Psyche, Vernunft nennen, die alle anderen ,,seelischen Fähigkeiten" einschließen. Und obwohl wir uns bei Betrachtung des seelischen Prozesses auf transzendentalem Boden bewegen, dürfen wir, in unserer Anschauung fortfahrend, behaupten, daß die Seele, als dem Lebensprozeß zugehörig, und was immer wir unter diesem Prozeß zusammenfassen, den gleichen Grundcharakter aufweisen muß wie die Matrix, aus der sie hervorgegangen ist, die lebende Zelle. Dieser Grundcharakter ist in erster Linie zu finden in dem fortdauernden Streben, sich mit den Forderungen der Außenwelt siegreich auseinanderzusetzen, den Tod zu überwinden, einer idealen Endform zuzustreben, die dazu geeignet ist, gemeinsam mit den dazu in der Evolution vorbereiteten Kräften des Körpers, in gegenseitiger Beeinflussung und Hilfe, ein Ziel der Überlegenheit, der Vollkommenheit, der Sicherheit zu erreichen. So wie in der evolutionären Entwicklung des Körpers, so ist auch in der seelischen Entwicklung dauernd die Richtung angegeben, durch richtige Lösung der Aufgaben der Außenwelt zur Überwindung ihrer Schwierigkeiten zu gelangen. Jede unrichtige Lösung, sei es durch eine unzweckmäßige körperliche oder seelische Entwicklung, zeigt ihren Mangel an Eignung durch die Niederlage, die bis zur Ausmerzung und Austilgung des irrenden Individuums gehen kann. Der Prozeß der Niederlage kann über die Einzelperson hinausgreifen und Teilglieder derselben, die Nachkommenschaft, schädigen, Familien, Stämme, Völker und Rassen in größere Schwierigkeiten verwickeln. Oft, wie immer in der Evolution, können diese Schwierigkeiten in ihrer Überwindung zu größeren Erfolgen, zu größerer Widerstandskraft führen. Hekatomben von Pflanzen, Tieren und Menschen sind aber diesem grausamen Selbstreinigungsprozeß zum Opfer gefallen. Was derzeit im Durchschnitt widerstandsfähig erscheint, hat die Probe vorläufig bestanden[1]).

Aus dieser Anschauung geht hervor, daß wir es im körperlichen Prozeß mit einem Streben zu tun haben, das den Körper in Beziehung zu seinen Leistungen ungefähr im Gleichgewicht zu halten hat, um den Anforderungen der Außenwelt, ihren Förderungen und Nachteilen, siegreich entgegentreten zu können. Betrachtet man einseitig diese Prozesse, so kommt man zu der Auffassung von der ,,Weisheit des Körpers[2])". Aber auch der seelische Prozeß ist gezwungen, sich zu dieser Weisheit zu entschließen, die ihn instand setzt, siegreich die Fragen der Außenwelt zugunsten eines stets aktiven Equilibriums von Leib und Seele zu lösen. Für das Equilibrium sorgt in gewissen Grenzen die erreichte evolutionäre Stufe, für die Aktivität das in der Kindheit gefundene Ziel der Überlegenheit, der Lebensstil, das Bewegungsgesetz des Einzelnen.

Grundgesetz des Lebens ist demnach Überwindung.

---

[1]) S. *Adler*: in ,,Heilen u. Bilden". III. Aufl. Bergmann, München.

[2]) S. *Cannon*: The wisdom of the body. Norton and Co., New York.

Ihr dient das Streben nach Selbsterhaltung, nach körperlichem und seelischem Gleichgewicht, das körperliche und seelische Wachstum und das Streben nach Vollendung.

Im Streben nach Selbsterhaltung ist eingeschlossen das Verständnis und die Vermeidung von Gefahren, die Fortpflanzung als evolutionäre Bahn zur Fortdauer eines leiblichen Anteils über den persönlichen Tod hinaus, die Mitarbeit an der Entwicklung der Menschheit, in der der Geist der Mitarbeiter unsterblich ist und die vergesellschaftete Leistung aller Beitragenden zu allen den genannten Zwecken.

Wie der Körper stets bestrebt ist, alle lebenswichtigen Teile gleichzeitig zu erhalten, zu ergänzen, zu ersetzen, zeigt das Wunderwerk der Evolution. Die Blutgerinnung anläßlich von blutenden Wunden, die in weiten Grenzen gewährleistete Erhaltung von Wasser, Zucker, Kalk, Eiweißstoffen, von Blut- und Zellregeneration, das Zusammenwirken der endokrinen Drüsen sind Produkte der Evolution und beweisen die Widerstandskraft des Organismus gegenüber den äußeren Schädlichkeiten. Die Erhaltung und Steigerung dieser Widerstandskraft ist die Folge einer weitgehenden Blutmischung, in der Mängel verkleinert, Vorteile festgehalten und vergrößert werden können. Auch hier hat die Vergesellschaftung der Menschen, die Gemeinschaft, helfend und siegreich durchgegriffen. Die Ausschaltung des Inzests war demnach kaum mehr als eine Selbstverständlichkeit im Streben nach Gemeinschaft.

Das seelische Gleichgewicht ist fortdauernd bedroht. Im Streben nach Vollendung ist der Mensch immer seelisch bewegt und fühlt seine Unausgeglichenheit gegenüber dem Ziele der Vollkommenheit. Einzig das Gefühl, eine zureichende Stelle im Streben nach aufwärts erreicht zu haben, vermag ihm das Gefühl der Ruhe, des Wertes, des Glückes zu geben. Im nächsten Augenblick zieht ihn sein Ziel wieder hinan. In diesem Augenblick wird es klar, daß *Menschsein heißt, ein Minderwertigkeitsgefühl zu besitzen, das ständig nach seiner Überwindung drängt.* Die Richtung der gesuchten Überwindung ist ebenso tausendfach verschieden wie das Ziel der gesuchten Vollkommenheit. Je größer das Minderwertigkeitsgefühl ist und erlebt wird, um so heftiger der Drang zur Überwindung, um so stärker die Bewegung der Gefühle. Der Ansturm der Gefühle aber, die Emotionen und Affekte bleiben nicht ohne Wirkung auf das körperliche Gleichgewicht. Der Körper gerät auf den Wegen des vegetativen Nervensystems, des Nervus Vagus, der endokrinen Veränderungen in Bewegungen, die sich in Änderungen der Blutzirkulation, der Sekretionen, des Muskeltonus und fast aller Organe äußern können. Als vorübergehende Erscheinungen sind diese Veränderungen natürlich, zeigen sich nur verschieden in ihrer Ausgestaltung je nach dem Lebensstil des Befallenen. Dauern sie an, so spricht man von funktionellen Organneurosen, die, wie die Psychoneurosen, ihre Entstehung einem Lebensstil verdanken, der eine Neigung zeigt, im Falle eines Versagens, bei stärkerem Minderwertigkeitgefühl, einen Rückzug vom vorliegenden Problem anzutreten und diesen Rückzug durch Festhaltung der entstandenen Schocksymptome körperlicher oder seelischer Art zu sichern. So wirkt sich der seelische Prozeß auf den Körper aus. Aber auch

im Seelischen selbst, indem er dort Anlaß gibt zu allen seelischen Fehlschlägen, zu Handlungen und Unterlassungen, die den Forderungen der Gemeinschaft feindlich sind.

Desgleichen wirkt sich der körperliche Bestand auf den Seelenprozeß aus. Der Lebensstil wird nach unseren Erfahrungen in der frühesten Kindheit ausgestaltet. Der angeborene körperliche Bestand hat dabei den größten Einfluß. Das Kind erlebt in seinen anfänglichen Bewegungen und Leistungen die Validität seiner körperlichen Organe. Erlebt sie, hat aber noch lange keine Worte, noch Begriffe dafür. Da auch das Entgegenkommen der Umgebung durchaus verschieden ist, bleibt dauernd unbekannt, was das Kind etwa von seiner Leistungsfähigkeit verspürt. Mit großer Vorsicht und im Besitz einer statistischen Wahrscheinlichkeitserfahrung ist der Schluß gestattet, aus unserer Kenntnis der Minderwertigkeit von Organen, des Verdauungsapparates, der Blutzirkulation, der Atmungsorgane, der Sekretionsorgane, der endokrinen Drüsen, der Sinnesorgane zu folgern, daß das Kind seine Überbürdung zu Beginn seines Lebens erlebt. Wie es aber damit fertig zu werden trachtet, kann man nicht anders als aus seinen Bewegungen und Versuchen ersehen. Denn hier ist jede kausale Betrachtung vergebens. Hier wirkt sich die schöpferische Kraft des Kindes aus. Aus Versuch und Irrtum, gleichzeitig aber strebend im unausrechenbaren Raum seiner Möglichkeiten ergibt sich dem Kinde ein Training und ein genereller Weg zu einem Ziel der Vollkommenheit, das ihm Erfüllung zu bieten scheint. Ob aktiv strebend oder in Passivität verharrend, ob herrschend oder dienend, ob kontaktfähig oder egoistisch, mutig oder feig, der Rhythmus, das Temperament, ob leicht bewegbar oder stumpf, — das Kind entscheidet im vermeintlichen Einklang mit seiner Umgebung, die es in seinem Sinne auffaßt und beantwortet, für sein ganzes Leben und entwickelt sein Bewegungsgesetz. Und alle die Richtungen nach einem Ziel der Überwindung sind für jedes Individuum anders und in tausend Nuancen verschieden, so daß uns die Worte fehlen in jedem Falle mehr als das Typische zu benennen, und daß wir gezwungen sind, zu weitläufigen Beschreibungen unsere Zuflucht zu nehmen.

Wohin sein Weg geht, kann das Individuum selbst ohne individualpsychologische Einsicht kaum je deutlich sagen. Oft sagt es das Gegenteil. Erst das erkannte Bewegungsgesetz gibt uns Aufschluß. Dabei stoßen wir auf den Sinn, auf die Meinung der Ausdrucksbewegungen, die Worte, Gedanken, Gefühle und Handlungen sein können. Wie sehr aber auch der Körper unter diesem Bewegungsgesetz steht, verrät der Sinn seiner Funktionen, eine Sprache, meist ausdrucksvoller, die Meinung deutlicher aufzeigend als Worte es vermögen, aber immerhin eine Sprache des Körpers, die ich Organdialekt genannt habe. Ein Kind zum Beispiel, das sich fügsam benimmt, aber des Nachts das Bett näßt, gibt dadurch deutlich seine Meinung kund, sich der angeordneten Kultur nicht fügen zu wollen. Ein Mann, der mutig zu sein vorgibt, vielleicht sogar an seinen Mut glaubt, zeigt doch durch sein Zittern und Herzklopfen, daß er aus dem Gleichgewicht gekommen ist.

Eine 32jährige verheiratete Frau klagt über linksseitigen, heftigen Schmerz

um das linke Auge herum und über Doppelsehen, das sie zwingt, das linke Auge verschlossen zu halten. Solche Anfälle hatte die Patientin seit elf Jahren: den ersten, als sie sich mit ihrem Manne verlobte. Der diesmalige Anfall kam vor sieben Monaten, die Schmerzen blieben zeitweilig aus, doch das Doppelsehen blieb konstant. Sie führt diesen letzten Anfall auf ein kaltes Bad zurück und glaubt die Erfahrung gemacht zu haben, daß Zugluft auch sonst die Anfälle hervorgerufen habe. Ein jüngerer Bruder leidet an ähnlichen Anfällen mit Doppelsehen, die Mutter an den Folgen einer Kopfgrippe. Die Schmerzen konnten in früheren Fällen angeblich auch um das rechte Auge herum auftreten oder wechselten von einer Seite auf die andere.

Vor ihrer Ehe unterrichtete sie Violinspielen, trat auch in Konzerten auf und liebte ihren Beruf, den sie seit ihrer Ehe aufgegeben hatte. Sie lebt derzeit, wie sie meint, um näher beim Arzte zu sein, in der Familie ihres Schwagers und fühlt sich da glücklich.

Sie schildert ihre Familie, besonders den Vater, sich selbst und mehrere Geschwister als aufbrausend und jähzornig. Fügen wir noch hinzu, was bei Befragen bestätigt wird, daß sie herrschsüchtig sind, so haben wir es mit jenem Typus zu tun, den ich als zu Kopfschmerz, Migräne, nervöser Trigeminusneuralgie und zu epileptiformen Anfällen geneigt beschrieben habe (s. besonders in „Praxis und Theorie der Individualpsychologie“, 4. Aufl. Verlag J. F. Bergmann, München).

Patientin klagt auch über Harndrang, der stets auftritt, sobald sie in nervöser Anspannung ist, anläßlich von Besuchen, Zusammentreffen mit fremden Personen usw.

Ich habe in meiner Arbeit über die psychische Wurzel der Trigeminusneuralgie darauf hingewiesen, daß man bei nicht organisch fundierten Fällen immer eine erhöhte emotionelle Spannung findet, die sich leicht in allerlei nervösen Symptomen äußert, wie sie auch oben festgestellt sind, und die auf dem Wege der vasomotorischen Erregung sowie der Erregung des Sympathico-Adrenalinsystems an Prädilektionsstellen mit großer Wahrscheinlichkeit durch Veränderung der Blutgefäße und der Blutzufuhr Symptome wie Schmerz, aber auch Lähmungserscheinungen hervorrufen kann. Ich habe damals auch die Vermutung geäußert, daß Asymmetrien des Schädels, der Gesichtshälften, der Kopfvenen und -arterien verräterische Zeichen dafür sind, daß auch innerhalb der Schädeldecke, in den Hirnhäuten und wohl auch im Gehirn solche Asymmetrien sich finden dürften, die wahrscheinlich den Verlauf und das Kaliber der dortigen Venen und Arterien, vielleicht auch die begleitenden und naheliegenden Nervenfasern und Zellen auf einer der beiden Hälften in schwächerer Ausbildung zeigen könnten. Besonderes Augenmerk wäre dann dem Verlauf der Nervenkanäle zu schenken, die, sicher ebenfalls asymmetrisch, sich bei Erweiterung der Venen und Arterien auf einer Seite als zu eng erweisen könnten. Daß bei Emotionen, besonders bei Ärger, aber auch bei Freude, Angst und Kummer die Füllung der Gefäße sich verändert, kann man an der Gesichtsfarbe, und im Ärger, an den hervortretenden Venen des Schädels sehen. Es liegt nahe, solche Veränderungen auch in den tiefer liegenden

Schichten anzunehmen. Es bedarf wohl noch vieler Untersuchungen, um alle die Komplikationen aufzuklären, die dabei im Spiele sind.

Gelingt es uns aber, auch in diesem Falle, nicht nur die durch den herrschsüchtigen Lebensstil bereitgestellte Zornmütigkeit zu erweisen, sondern auch das exogene Moment vor dem Anfall, der unter den bisherigen der stärkste war, können wir die dauernde seelische Spannung feststellen seit frühester Kindheit, den Minderwertigkeitskomplex und den Überlegenheitskomplex, den Mangel an Interesse für andere, Eigenliebe sowohl in ihrem jetzigen Leben als auch in Erinnerungen und aus Träumen, haben wir auch noch dazu Erfolg mit der individualpsychologischen Behandlung, etwa gar einen Dauerfolg, so ist dadurch ein weiterer Beweis geliefert, daß Erkrankungen, wie nervöser Kopfschmerz, Migräne, Trigeminusneuralgie und epileptiforme Anfälle, soferne keine organischen Erkrankungen nachzuweisen sind, durch eine Veränderung des Lebensstils, durch Herabsetzung der seelischen Spannung, durch Erweiterung des Gemeinschaftsgefühles möglicherweise einer dauernden Heilung zuzuführen sind.

Der Harndrang bei Besuchsgelegenheiten gibt uns schon ein Bild einer allzu leicht aufgeregten Person, wobei die Ursache des Harndranges, wie beim Stottern und anderen nervösen Störungen und Charakterzügen, wie auch beim Lampenfieber exogen ist, in der Begegnung mit anderen Personen liegt. Dabei ist auch das erhöhte Minderwertigkeitsgefühl zu sehen. Wer individualpsychologische Einsicht besitzt, wird dabei auch leicht die Abhängigkeit vom Urteil der anderen, demnach das erhöhte Streben nach Anerkennung, nach persönlicher Überlegenheit wahrnehmen. Die Patientin selbst erklärt, an anderen kein besonderes Interesse zu haben. Sie behauptet nicht ängstlich zu sein, auch ohne Anstrengung mit anderen sprechen zu können, geht aber im Vielreden weit über das gewöhnliche Maß hinaus und läßt mich kaum zu Worte kommen, was ein sicheres Zeichen ihrer Neigung zu krampfhafter Selbstdarstellung ist. In ihrer Ehe ist sie wohl die regierende Person, scheitert aber an der Indolenz und an dem Ruhebedürfnis ihres Gatten, der angestrengt arbeitet und spät am Abend müde nach Hause kommt, nicht geneigt, mit seiner Frau auszugehen oder mit ihr Unterhaltungen aufzusuchen. Wenn sie vorspielen sollte, litt sie an starkem Lampenfieber. Die von mir als bedeutsam empfohlene Frage, was sie tun würde, wenn sie gesund wäre — eine Frage, deren Beantwortung deutlich zeigt, wovor die Patienten zurückschrecken —, beantwortet die Patientin ausweichend mit dem Hinweis auf die dauernden Kopfschmerzen. An der linken Augenbraue befindet sich eine tiefsitzende Narbe nach einer Operation der Ethmoidhöhle, eine Operation, auf die sehr bald wieder der Migräneanfall folgte. Daß ihr Kälte in jeder Form schadet und Anfälle hervorrufen kann, behauptet die Patientin steif und fest. Nichtsdestoweniger ging sie vor dem letzten Anfall in ein kaltes Bad, das, wie sie meint, den Anfall prompt auslöste. Die Anfälle sind nicht durch eine Aura eingeleitet. Übelkeiten im Beginne des Anfalles treten gelegentlich auf, nicht immer. Sie ist von verschiedenen Ärzten gründlich untersucht worden, ohne daß eine organische Veränderung gefunden worden wäre. Röntgenuntersuchung des

Schädels, Blut- und Harnuntersuchungen waren negativ. Uterusbefund: infantil, Anteversio und Anteflexio. Ich habe in meiner „Studie über Minderwertigkeit von Organen" darauf hingewiesen, nicht nur, daß man häufig Organminderwertigkeiten bei Neurotikern findet, wofür die Ergebnisse der *Kretschmerschen* Untersuchungen eine gute Bestätigung abgeben, sondern auch, daß man bei Organminderwertigkeiten stets auch Minderwertigkeiten der Sexualorgane zu erwarten hat, was durch *Kyrle*, der leider zu früh verstorben ist, bestätigt wurde. Hier ist ein solches Beispiel!

Es stellte sich heraus, daß Patientin seit jeher, seit sie die Geburt eines jüngeren Geschwisters unter größtem Schrecken erlebt hatte, vor dem Gebären eine wahnsinnige Angst hatte. Dies bestätigt meine Warnungen, Kindern sexuelle Fakten zu früh nahezulegen, solange man nicht sicher ist, daß sie sie richtig verstehen und verdauen können. Als sie elf Jahre alt war, beschuldigte sie ihr Vater mit Unrecht, daß sie sexuellen Umgang mit einem Nachbarsohn gehabt hätte. Auch dieses mit Schreck und Angst verknüpfte Nahebringen der Sexualbeziehung verstärkte ihren Protest gegen die Liebe, die sich während ihrer Ehe als Frigidität darstellte. Vor Eingehen ihrer Ehe verlangte sie die bindende Erklärung von ihrem Bräutigam, daß er auf Kinder dauernd verzichten müsse. Ihre Migräneanfälle und die dauernd festgehaltene Furcht vor solchen setzen sie leicht in die Lage, den ehelichen Verkehr auf ein Minimum zu reduzieren. Wie man oft bei sehr ehrgeizigen Mädchen findet, gestalten sich ihre Liebesbeziehungen irgendwie schwierig, weil sie diese in einem schweren Minderwertigkeitsgefühl, dem unsere kulturelle Zurückgebliebenheit Vorschub leistet, mißverständlich als Zurücksetzung der Frau erlebte.

Das Minderwertigkeitsgefühl und der Minderwertigkeitskomplex, diese fundamentale Anschauung der Individualpsychologie, einst als das rote Tuch von den Psychoanalytikern betrachtet, ebenso wie der männliche Protest, sind heute von *Freud* vollkommen aufgenommen und nur ganz schwächlich in sein System eingezwängt worden. Was aber bis heute von dieser Schule noch nicht verstanden ist, ist die Tatsache, daß ein solches Mädchen unter fortwährenden protestierenden Emotionen steht, die den Körper und die Seele vibrieren machen und sich jedesmal nur im Falle eines exogenen Faktors, im Falle einer Prüfung auf das vorhandene Gemeinschaftsgefühl als akute Symptome äußern.

In diesem Falle sind die symptomatischen Äußerungen Migräne und Harndrang. Als Dauersymptom besteht seit ihrer Ehe Furcht vor Kindersegen und Frigidität. Ich glaube, ein gutes Stück zur Erklärung der Migräne bei dieser herrschsüchtigen und jähzornigen Person — und es scheint, daß nur solche Personen unter Hinzukommen der oben beschriebenen Asymmetrie an Migräne und ähnlichen Schmerzen erkranken könnten — beigebracht zu haben, habe aber noch jenen exogenen Faktor nachzuweisen, der den letzten, so außerordentlich schweren Anfall erzeugt hat. Ich kann nicht ganz leugnen, daß in diesem Falle das kalte Bad den Anfall ausgelöst hat, bin aber stutzig darüber, daß die Patientin, die so genau und so lange schon über den Schaden der Kälte

Bescheid weiß, vor sieben Monaten ohne weiteres bereit war, ins kalte Wasser zu steigen, wie sie sagt, ohne an die Gefahr zu denken. Sollte damals ihre Zornwelle gestiegen sein? Kam ihr damals vielleicht ein Anfall gelegen? Hatte sie einen Gegenspieler, wie etwa den ihr in Liebe ergebenen Gatten, den sie damit treffen wollte, und ging sie ins kalte Wasser etwa wie einer, der Selbstmord aus Rache, zur Bestrafung einer anhänglichen Person begehen will? Wütet sie noch immer gegen sich, weil sie gegen einen anderen wütet? Vertieft sie sich in die Lektüre über Migräne, geht sie zu Ärzten und erfüllte sie sich mit der Überzeugung, nie gesund werden zu können, um die Lösung ihrer Lebensprobleme, vor denen sie sich aus mangelhaftem Gemeinschaftsgefühl fürchtet, hinauszuschieben?

Sie schätzt wohl ihren Gatten, ist aber von Liebe weit entfernt, hat auch niemals wirklich geliebt. Auf die Frage, die wiederholt an sie gestellt war, was sie täte, wenn sie dauernd geheilt wäre, antwortet sie endlich, sie würde aus der Provinz in die Großstadt gehen, dort Violinunterricht geben und in einem Orchester mitspielen. Wer die individualpsychologische Kunst des Erratens erworben hat, wird unschwer heraushören, daß dies die Trennung von ihrem Gatten bedeuten würde, der an den Provinzort gebunden ist. Bestätigung siehe oben: wie wohl sie sich im Hause der Schwägerin fühlt, sowie die Vorwürfe gegen den Gatten. Da der Gatte sie sehr verehrt, ihr auch die unvergleichlich beste Gelegenheit gibt, ihrer Herrschsucht die Zügel schießen zu lassen, so ist es natürlich sehr schwer für sie, sich von ihm zu trennen. Ich würde davor warnen, ihr den Weg der Trennung durch Rat und gute Worte zu erleichtern. Ich muß besonders davor warnen, in einem solchen oder ähnlichen Falle einen Liebhaber zu empfehlen. Solche Patienten wissen wohl, was Liebe ist, verstehen es aber nicht, und würden sich nur schwere Enttäuschungen holen, die Verantwortung für alles aber dem Arzt aufladen, wenn sie seinem Rat folgen. Die Aufgabe in diesem Falle besteht darin, diese Frau für ihre Ehe tauglicher zu machen. Zuvor aber müssen die Irrtümer in ihrem Lebensstil hinweggeräumt werden.

Feststellung nach genauer Untersuchung: Die linke Gesichtshälfte ist etwas kleiner als die rechte. Deshalb ist die Nasenspitze etwas nach links gerichtet. Das linke, derzeit erkrankte Auge zeigt eine engere Augenspalte als das rechte. Warum Patientin auch gelegentlich auf der rechten Seite das Symptom zeigt, vermag ich derzeit nicht zu erklären. Vielleicht irrt sich die Patientin in dieser Angabe.

Ein Traum: „Ich war mit einer Schwägerin und einer älteren Schwester im Theater. Ich sagte ihnen, sie sollten ein bißchen warten, ich werde mich ihnen auf der Bühne zeigen." Erklärung: Sie sucht sich immer vor ihren Verwandten hervorzutun. Möchte auch in einem Theaterorchester spielen. Glaubt von ihren Verwandten nicht genug geschätzt zu werden. Auch die von mir begründete Organminderwertigkeitslehre mit seelischer Kompensation, ein Befund, der wie einmal festgestellt werden soll, den Ergebnissen *Kretschmers* und *Jaensch* zugrunde liegt, kommt zu ihrem Recht. Es ist kaum zu bezweifeln, daß im Sehapparat dieser Frau etwas nicht richtig sitzt. Auch bei ihrem an

der gleichen Krankheit leidenden Bruder nicht. Ob es mehr ist als Gefäßanomalien oder Weganomalien, kann ich nicht entscheiden. Der Visus soll normal sein, ebenso der Grundumsatz. Die Schilddrüse ist äußerlich nicht verändert. Der Traum vom Theater und vom Sich-Zeigen auf der Bühne sprechen deutlich für einen visuellen, auf die äußere Erscheinung bedachten Menschentypus. Ihre Ehe, ihr Wohnort in der Provinz hindern sie, sich zu zeigen. Das gleiche Hindernis wäre Gravidität und ein Kind.

Die vollständige Heilung vollzog sich innerhalb eines Monats. Vorher kam die Erklärung des exogenen Faktors, der zur letzten Attacke geführt hatte. Sie fand in der Rocktasche ihres Mannes den Brief eines Mädchens, der nur einen kurzen Gruß enthielt. Ihr Mann konnte ihren Argwohn zerstreuen. Nichtsdestoweniger verblieb sie in argwöhnischer Stimmung und nährte die bisher nie gefühlte Eifersucht, überwachte auch ihren Mann seit dieser Zeit. In diese Periode fiel ihr kaltes Bad und der Beginn ihres Anfalls. Einer der letzten Träume, schon nach der Feststellung ihrer Eifersucht und ihrer verletzten Eitelkeit geträumt, zeigt noch das Festhalten an ihrem Verdacht und zielt auf Vorsicht und Mißtrauen dem Gatten gegenüber. Sie sah, wie eine Katze einen Fisch fing und mit ihm davonlief. Eine Frau lief hinterdrein, um der Katze den Fisch abzujagen. Die Erklärung ergibt sich, ohne daß man viel Wesens machen müßte. Sie sucht sich in metaphorischer Sprache, in der alles stärker klingt, für einen ähnlichen Raub ihres Gatten scharf zu machen. Eine Auseinandersetzung ergibt, daß sie nie eifersüchtig gewesen sei, da ihr Stolz ihr diese Unart verboten hatte, daß sie aber seit der Auffindung jenes Briefes die Möglichkeit einer Untreue ihres Mannes in Betracht gezogen habe. Indem sie damit rechnete, steigerte sich ihre Wut — gegen die vermeintliche Abhängigkeit der Frau vom Manne. Ihr kaltes Bad war demnach wirklich die Rache ihres Lebensstils gegenüber der nun, wie sie glaubte, sichergestellten Abhängigkeit ihres Wertes von ihrem Manne und gegenüber seiner mangelhaften Anerkennung ihres Wertes. Hätte sie ihren Migräneanfall nicht, die Folge ihres Schocks, so müßte sie sich wertlos vorkommen. Dies aber wäre das Schrecklichste von allem.

Bemerkungen über biologistische Tendenzen

Von HEINZ JACOBY (Berlin)

Zu den wesentlichsten praktischen Erfolgen der Individualpsychologie gehört ihr Einwirken auf die Sozialpädagogik. Wenn auch deren Institutionen noch nicht von der Erkenntnis der Individualpsychologie beherrscht werden, so ist ihre Richtung doch weitgehend von ihr beeinflußt worden. Ja, der pädagogische Optimismus der Individualpsychologie hat vielfach sozialpäda-

gogische Bemühungen erst ermöglicht. Diese Erfolge sind in letzter Zeit durch das Erstarken biologistischer Tendenzen gefährdet worden. (Wir sagen biologistisch und nicht biologisch, weil es sich bei den von uns gemeinten Tatbeständen um Anwendung einer Betrachtungsweise über ihr Anwendungsgebiet hinaus handelt.) Obwohl es das Ergebnis der Individualpsychologie *Alfred Adlers* ist, daß die biologischen Gegebenheiten zwar eine Ausgangsposition des Seelenlebens darstellen und Verlockungen zu bestimmten Bewegungsweisen bilden, nicht aber die Bewegungen des Individuums im sozialen Raum festzulegen vermögen, wird dennoch von der Seite solcher Biologen, die sich mit eugenischen Fragen beschäftigen und ihre Aufmerksamkeit daher auch Qualitäten und Wertungen der zwischenmenschlichen Beziehungen zugewandt haben, behauptet, daß die psychischen Funktionen in erster Linie biologisch determiniert seien. Es sind insbesondere die auf Prof. *Lenz* fußenden Eugeniker wie *Muckermann*, *Just*, *Bavink* usw., die die erbliche Bedingtheit der psychischen Struktur als gegeben ansehen und eine erst in vielen Generationen sich auswirkende Rassenverbesserung für wichtiger halten als die sozialpädagogische und sozialtherapeutische Befürsorgung der gegenwärtigen Generation. Eine Auseinandersetzung mit dieser Auffassung erscheint notwendig, weil ihre Vertreter nicht dabei geblieben sind, sie als Arbeitshypothese zu benutzen, sondern ihre Ansichten auch durch eine große Anzahl billiger Schriften zu popularisieren suchen. Dadurch verhelfen sie möglicherweise erneut dem pädagogischen Pessimismus zum Durchbruch. Aber ,,keine rassenmäßige Hebung des künftigen Geschlechts kann der Gesamtheit den Verlust wieder einbringen, den sie sich selbst zufügt, wenn sie die Chance der lebenden Generation vertut" (Prof. *Geiger*, Soziale Praxis, 1933, Nr. 3). Und letzteres ist zu befürchten, wenn von den Eugenikern Auffassungen vertreten werden wie die, daß in bezug auf die Masse der Bevölkerung ,,an erblich bedingter Unterwertigkeit durch pädagogische Maßnahmen welcher Art auch immer nichts zu bessern ist" (*K. V. Müller* in Just ,,Eugenik und Weltanschauung", Berlin 1932). Wäre *K. V. Müller* die *Adler*sche Lehre von der Organminderwertigkeit bekannt — was mit Fug und Recht verlangt werden könnte — so würde er wissen, daß das Leben durch Kompensationsprozesse mit ,,erblich bedingter Unterwertigkeit" weitgehend fertig wird, ja daß ,,die minderwertigen Organe das unerschöpfliche Versuchsmaterial darstellen, durch dessen fortwährende Bearbeitung, Verwerfung, Verbesserung der Organismus mit geänderten Lebensbedingungen in Einklang zu kommen sucht" (*Adler*). Dieser Prozeß der Kompensation, ohne den Leben kaum vorstellbar ist, kann durch menschliche Erkenntnis gefördert werden, wie die individualpsychologische Praxis bewiesen hat.

Hat die Individualpsychologie ihren Ausgangspunkt von den Erfahrungen der Psychotherapie genommen, so stützt der Biologismus sich wesentlich auf Material der sog. Kriminalbiologie, bezieht seinen Pessimismus aus den schlechten Erfahrungen mit Verbrechern. — Die Individualpsychologie braucht keine Bedenken zu haben, sich in dieses Erfahrungsbereich zu begeben, sie vermag, die psychische Funktion zu erfassen, wo und wie sie sich

auch immer manifestiere. Die Individualpsychologie kann an dem Phänomen „Kriminalität" das Unzutreffende und pädagogisch Unfruchtbare des Biologismus nachweisen.

Viernstein, der Leiter der bayrischen kriminalbiologischen Sammelstelle hat seine (sonst hauptsächlich in den „Mitteilungen der kriminalbiologischen Gesellschaft" veröffentlichte) Ansicht in den Monatsblättern für Gerichtshilfe (Dezember 1932) in dem Satz deutlich gemacht: „Die Erfahrung lehrt, daß zahlreiche Verbrecher aus überwiegend anlagemäßigen Bedingungen . . . nicht freiheitstauglich sind. Nach unseren bayrischen Erfahrungen sind hierzu mindestens 50% der Anstaltsinsassen zu rechnen. Sie kommen als Objekte der planmäßigen Entlassenenfürsorge nicht in Frage . . ." — Es würde zu weit führen (und erscheint an diesem Ort auch überflüssig), wollten wir wiederholen, was Theorie und Praxis der Individualpsychologie über Ursachen des Verbrechens und Therapie des Verbrechers aussagen, die Veröffentlichungen hierüber sind ausführlich; der Gegensatz zu der Auffassung *Viernsteins* ist greifbar. Dagegen ist es von Interesse, sich zu vergegenwärtigen, daß amerikanische Forscher, denen ein zeitlich und zahlenmäßig umfangreicheres Material zur Verfügung steht (die bayrische Stelle arbeitet erst zwölf Jahre), zu anderen den Ergebnissen der Individualpsychologie ähnlichen Folgerungen kommen. Während der „deutsche Biologismus" sowohl der Eugeniker wie der Kriminalbiologen den direkten Kausalzusammenhang zwischen biologischer Beschaffenheit und Handlungen des Individuums annimmt, hat *I. R. Kantor* (Indiana) darauf hingewiesen, „daß die biologische Beschaffenheit des Organismus die Handlungen nicht herbeiführt, sondern die Möglichkeiten der Ausführungen begrenzt". *Viernstein* bezeichnet 50% der inhaftierten Kriminellen als anlagemäßig freiheitsuntauglich und die Rassenhygieniker glauben die Degeneration für die Zunahme von Verwahrlosung und Verbrechen verantwortlich machen zu können. Demgegenüber *J. L. Gillin* (Wisconsin): „Sorgfältigere Untersuchungen an Verbrechern, Verwahrlosten und Prostituierten ließen berechtigten Zweifel darüber aufkommen, ob tatsächlich der Anteil der Degenerierten bei ihnen soviel größer als innerhalb der Gesamtheit sei. Überdies zeigten sorgfältigere Untersuchungen von ganzen Familienstämmen, daß für geistige Minderwertigkeit und Geisteskrankheit im größeren Teil der Fälle keine Vererbung nachzuweisen war.".

Die praktischen Forderungen der Individualpsychologie sind heilpädagogischer Natur, die Biologisten verlangen Sterilisation oder Dauerbewahrung. Die Amerikaner, die auch hier bereits Praxis haben, haben in einer umfangreichen Publikation (*I. H. Landmann*, Human sterilization. New York, 1932) den Standpunkt eingenommen, daß die Erblichkeitsforschung wesentliche Fortschritte machen muß, ehe die Sterilisation als Waffe gegen Degeneration und Verbrechen angesehen werden kann. Die pessimistischen Folgerungen *Viernsteins* können aber nicht verwundern, wenn man weiß, daß das Ziel der bayrischen Untersuchungen nicht war, herauszufinden, wie der Verbrecher resozialisiert werden könne, sondern die unerziehbaren Gefangenen festzustellen, um den mit dem Strafvollzug „betrauten Beamten nutzlose Auf-

wendung von Zeit und Mühe" zu ersparen („Der Stufenstrafvollzug usw. in den bayrischen Strafanstalten", Bd. I, 1926). Ungeklärt bleibt nur, wie *Viernstein* gerade auf die Ziffer von 50% Unerziehbaren kommt; Erziehungsversuche sind mit den Gefangenen nicht gemacht worden, denn daß der Stufenstrafvollzug (das System der kleinen Belohnung für anstaltsgemäßes Verhalten) keine sozialpädagogische Institution ist, bedarf hier keiner erneuten Darstellung. *Viernstein* stützt seine Angaben über die Prozentzahl der unverbesserlichen Verbrecher erstens auf das Untersuchungsmaterial, das sich in den Akten seiner Sammelstelle befindet, und zweitens auf die Erfahrungen der Strafvollzugsbeamten, die „aus seelischer Schau und nicht trügender Berufserfahrung" dies schon erkannt hätten, als es noch keine kriminalbiologische Untersuchung gab. Die zweite Quelle erscheint uns wissenschaftlich wertlos, da die Beamten des Strafvollzuges keine pädagogischen Aufgaben haben, sondern Wachbeamte sind, außerdem weiß die Individualpsychologie, daß die Menschen tatsächlich ihre Erfahrungen „*machen*"; ohne die von *Viernstein* genannte „Erfahrung" hätten die Beamten kaum das für die gegenwärtige Art der Ausübung dieses Berufes notwendige „gute Gewissen". Die anlagemäßige Unerziehbarkeit folgern sie, weil sie ein Versagen der Strafvollzugsmethode nicht folgern dürfen. Aber auch das Material der kriminalbiologischen Sammelstelle scheint nicht die Berechtigung für Schlußfolgerungen zu enthalten. Dieses Material besteht aus Bogen, die die Ergebnisse ärztlicher Untersuchungen mitteilen, oder aus soziologisch-psychologischen Fragebogen, die von den nichtärztlichen Oberbeamten ausgefüllt werden, und die ebenfalls dazu dienen sollen, die Unerziehbaren herauszufinden. Gegen den Wert dieses Materials ist vieles einzuwenden. Untersuchungen und Fragebogen sind ein wertvolles Hilfsmittel, um die Ursachen einer bestimmten Charakterhaltung zu erforschen und um die wissenschaftlichen Ergebnisse pädagogisch-therapeutischer Bemühungen festzuhalten, niemals aber können sie das Erfahrungsmaterial dieser praktischen Bemühungen ersetzen und haben sie gar von vornherein die Aufgabe, die „Unerziehbaren" zu ermitteln, so müssen ihre Ergebnisse negativ tendieren und unfruchtbar sein. „Unerziehbar" ist ein Urteil, das es am Ende der Bemühungen und nicht an ihrem Anfang geben kann, und selbst am Ende müßte noch die Frage geklärt werden, ob nicht die Unzulänglichkeit unserer Bemühungen das Ergebnis verschuldete. Eine große Anzahl von Kriminalisten, die z. T. Anhänger der kriminalbiologischen Untersuchungsmethoden sind, wie *Petrzilka*[1]), *Rosenfeld*[1]), *v.Hentig*[2]), *Sieverts*[2]) haben schärfste Kritik an der Arbeitsweise der bayrischen Sammelstelle geübt. Sie stellen u. a. fest: Unzureichende kriminalbiologische Vorbildung der Strafanstaltsärzte, ebenso unzureichende soziologisch-psychologische Ausbildung der Oberbeamten, die an den Untersuchungen beteiligt sind. Der gesamten Untersuchung liegt kein Schema zugrunde, nicht einmal „ein Minimalschema, durch welches der Untersucher doch gezwungen wäre, wenigstens ein Mindestmaß von Fest-

[1]) *Petrzilka*: Persönlichkeitsforschung und Differenzierung im Strafvollzug, 1930.
[2]) Monatsschrift für Kriminalpsychologie, Sept. 1932.

stellungen in einer bestimmten Ordnung zu machen. Dadurch ist eine vergleichende Bearbeitung der Fälle erschwert" (*Rosenfeld*). *Sieverts* sagt schließlich mit Recht: „Die Frage der Erziehbarkeit ist eben nicht nur eine Angelegenheit der Persönlichkeitsdiagnose, sondern eben auch der Tauglichkeit des angewandten Erziehungsmittels. Darüber hat die Pädagogik, bei anlagemäßig belasteten Menschen insbesondere die Heilpädagogik zu entscheiden. Von dieser Instanz ist aber bei *Viernstein* keine Rede. Man findet bei ihm nicht die geringste Andeutung davon, daß man in Bayern dieser therapeutischen Ergänzung der Kriminalbiologie den gleichen Forschungseifer widmet wie der Persönlichkeitsforschung."

Was bedeutet es aber, wenn *Viernstein* sagt, daß die meisten Verbrecher aus überwiegend *anlagemäßigen* Bedingungen freiheitsuntauglich sind? Es bedarf in der gesamten „Wissenschaft vom Menschen" einer Rebellion gegen den Mißbrauch des Begriffes „Anlage" als ein „asylum ignorantiae" (*Adler*) und einer Sperre gegen heilpädagogische Bemühungen. *Sieverts* sagt treffend: „Es ist ja merkwürdig: In der Medizin würden Erkenntnisse wie die *Viernsteins*, daß die Hälfte der Gefangenen psychophysisch anlagemäßig angekränkelt ist, einen lebhaften Impuls zur Auffindung entsprechender Heilmethoden hervorrufen; im Strafvollzug aber nimmt man vielfach die gleiche Feststellung mit zum Teil unverhohlener Befriedigung zum Anlaß, diesen Gefangenen gegenüber ja keine Kraft, Mühe und Geld mehr zu verschwenden und sich nur noch um solche Gefangene zu bemühen, die in ihrer individuellen Veranlagung so anormal gesund sind, daß ihnen erfahrungsgemäß selbst der alte Strafvollzug nicht schadete." D. h. der mißbrauchte Anlagebegriff dient einzig Bestrebungen, die sich nach *von Hentig* als die „gefühlsmäßige Überspannung eines Unverbesserlichkeitsideals" erweisen. Jene Forscher, die mit biologistischen Auffassungen in die Psychologie und ihre praktischen Anwendungsgebiete eindringen, müssen sich wieder des hypothetischen Charakters des Anlagebegriffes bewußt werden. Derselbe kann nicht ausreichen, um die Bewegungen des vergesellschafteten Lebens zu erfassen. Diejenigen, die von der Anlage als Ursache ausgehen, haben es unterlassen, diesen Begriff zu begrenzen. Verstehen sie darunter nur das Erbe des Individuums oder alles Eingeborene (was nicht alles ererbt ist) oder einfach alles, was sich bei dem betreffenden Individuum im untersuchten Stadium endogen vorfindet? Welche Schlüsse ziehen sie für Veranlagung und Vererbung aus dem somatischen Zustand, den sie bei Neurotikern, Asozialen oder Geisteskranken vorfinden? Diese Fragen sind um so wichtiger als *Gillin* davon spricht, daß amerikanische Forschungen für die Geisteskrankheiten ergeben hätten, „daß schwere Erkrankungen der Mutter während der Gravidität, Zwischenfälle bei der Geburt und Kinderkrankheiten für einen gewissen Teil der Fälle Erklärungsgrundlage abgeben". Offen bleibt auch immer, ob nicht ein Teil von dem, was heute noch als Anlage angesehen wird, zum Phänotyp gehört, dessen physische Struktur auch bereits durch seine psychische Bewegung verändert worden ist. (Es bedeutet nichts als einen Rückfall in bereits überwundene mechanistische Anschauungen, wenn *Muckermann* schreibt: „Das

Seelische wird durch das Körperhafte bedingt[1])." Auch die Erblehre müßte noch auf eine große Anzahl von Fragen Antwort geben können, auf die sie heute diese schuldig bleibt, ehe jene Auffassung gerechtfertigt wäre, daß weniger therapeutische Maßnahmen als die Ausscheidung eines bestimmten Erbgutes aus der Gesellschaft zur Überwindung insbesonders der asozialen Charaktererhaltungen notwendig sei. Die immer wieder (vor allem in der popularisierenden Literatur der Rassehygieniker) angeführten Familien mit häufigem Vorkommen von Verbrechern in vielen Generationen, sind keine beweiskräftigen Beispiele. Die Individualpsychologie hat die Bedeutung des Familientrainings nachgewiesen. Außerdem ist neuerdings aufgefallen, daß jene als Beweisbeispiele berühmten Verbrecherfamilien, wie die der *Zéro* und *Juckes* Berufe betrieben, in denen auch sonst eine erhöhte Kriminalität üblich ist. Es kann nicht als anormal gelten, wenn Kinder, die in einer antisozialen Familie aufwachsen, eine antisoziale Verhaltungsweise annehmen. Die Hypothese der Anlage und Vererbung ist zur Erklärung dieses Umstandes überflüssig. Erst wenn das antisoziale Familientraining durch einen ernsthaften sozialpädagogischen Eingriff unterbrochen wäre und die „Anlage" dennoch überdurchschnittlich zum Vorschein käme, könnte ein pädagogisch-therapeutischer Pessimismus berechtigt sein. Noch aber ist kein biologischer Faktor gefunden, der — um es nach einem Wort *Alfred Adlers* auszudrücken — nachweisbar einen Menschen zu einer bestimmten Verhaltungsweise *verpflichtet.*

Wege zu besonderen Fähigkeiten („Begabung")

Fragebogen und Erläuterungen

Von Dr. med. ARTHUR HOLUB (Wien)

unter Mitwirkung von Dr. med. *Rudolf Dreikurs* (Wien) und Fachlehrer *Ferdinand Birnbaum* (Wien)

Fragebogen

I.

Name: Alter und Beruf:
Geschwisterreihe:
Wofür besonders begabt (Schulgegenstände, Betätigungen):
Wofür ausgesprochen unbegabt (wie oben):
Wofür Vorliebe?
Wogegen Abneigung?

---

[1]) *Muckermann*: Rassenforschung und Volk der Zukunft.

II.

	Interessenansatz:		*Interessenverkümmerung:*
1.	Überkompensation	Organminderwertigkeit	Resignation
2.	a) Nachstreben b) Streben auf anderem Tätigkeitsgebiet	Dominierende Person oder Idealperson	Opposition oder Resignation
3.	a) Nachstreben b) Streben auf anderen Gebieten	Familientradition (Nationale oder religiöse Minorität)	a) Erdrückende Wirkung b) Traditioneller Glaube an Unbegabtheit auf gewissen Gebieten
4.	a) Nachstreben b) Streben auf anderen Gebieten	Geschwisterkonstellation	Opposition oder Resignation
5.	Betonung oder Ablehnung	Geschlechtsrolle	Männlicher Protest
6.	a) Förderung b) Herausstreben Überwinden	Soziales Milieu	a) Verzärtelung b) Resignation
7.	Überwindung	Protest (gegen Zwang)	Opposition
8.	Überkompensation sonstiger Schwierigkeiten	Zufallskonstellation	als Kontrastmittel gegen Leistungen auf anderen Gebieten im allgemeinen als Enthebungsmittel

III.

Entwicklung:

1. Erste Manifestation:
   a) Alter:
   b) Allgemeine Lebenssituation (allgem. Schwierigkeiten, Änderungen der Lebenssituation, z. B. Schuleintritt, Lehrerwechsel, Geburt

eines Geschwisters, Todesfälle, Milieuwechsel, besondere Aufgabenstellung):

c) Spezielle und unmittelbare Auslösung (bei welcher Gelegenheit, z. B. Flucht vor der Realität, Entmutigung, Positionserleichterung, Erfolgsmöglichkeit, Nachahmung oder Opposition, Auftauchen einer Idealperson):

2. Etwaige Wandlung des Interesses und der Befähigung:
   a) Alter:
   b) Allgemeine Lebenssituation (siehe 1b und c):
3. Fortsetzung des Trainings (Wege und weitere Ausbildung der Begabung oder Unbegabtheit, z. B. Erfolge oder Mißerfolge, besondere Technik; selbständig oder abhängig):

Erläuterungen:

A. Wege zur Begabung:

1. Organminderwertigkeit.
2. Der Eindruck einer dominierenden Person in der Umgebung des Kindes, der es in allen Beziehungen nachstreben will, kann bestimmend werden für die Entwicklung bestimmter Fähigkeiten.
3. Die familiäre Tradition, die bestimmte Fähigkeiten und Künste besonders schätzt und vorzieht, kann das Kind in eine bestimmte Richtung drängen. Der Weg zur Geltung scheint durch den Beruf und das Ansehen z. B. des Vaters gewährleistet und erleichtert (Ärztefamilien, besonders in Kurorten, Mathematiker, Gastwirtdynastien, Schauspielerberuf in Oberammergau, Uhrmachergewerbe in Schaffhausen usw.). Hierher gehören auch nationale und konfessionelle Minoritäten, die sich innerhalb der Mehrheit erst durchsetzen und um ihre Anerkennung kämpfen müssen und so oft auffallend viele sog. Talente entwickeln (Nachkommen der Hugenotten in Deutschland).
4. Ausweichen auf ein anderes Gebiet, wo es keine Vergleichsmöglichkeit gibt, wenn z. B. der Vater durch seine überragende Tätigkeit entmutigend wirkt (Vater Geschichtsforscher, Sohn glänzender Mathematiker).
5. a) Dasselbe Ausweichen wie unter 4 gegenüber dem Gebiet des Geschwisters. — b) Erstgeborene: „Talente“ für Beamtenlaufbahn. Zweitgeborene und Jüngste oft auffallend „talentiert“, öfters bahnbrechend wirkend.
6. Geschlechtsrolle. Antrieb für den Buben, wenn hinter ihm Mädchen stehen; Antrieb bei Mädchen, ebenfalls aus männlichem Protest. Einzige Knaben unter Mädchen „begabt“ für Damenschneider, Friseur, Koch.
7. Flucht vor der Realität kann zur Begabung für Geschichte und tote Sprachen führen.

B. Wege zur Unbegabtheit

1. Organminderwertigkeit.
2. Entmutigung durch die Fähigkeiten der dominierenden Person (Söhne großer Männer).
3. Erdrückende Wirkung der Familientradition, wenn das Kind sieht, was alles von ihm erwartet wird oder wenn es in Opposition steht.
4. Traditioneller Glaube an die Unbegabtheit, z. B. Unmusikalität, Ablehnung der Mathematik.
5. Verzärtelnde Erziehung (Rechnen).
6. Entmutigung durch die Geschlechtsrolle, wenn die Familie die männliche Rolle überschätzt.
7. Unbegabtheit als Protest, als Opposition gegen die Erzieher.
8. Unbegabtheit als Kontrast gegen höhere Leistungen auf anderen Gebieten und dadurch bewirkte Ausnahmsstellung.
9. Unbegabtheit als Enthebungsmittel im allgemeinen.

*

Dieser Fragebogen kann und soll sich nur darauf beschränken, Ärzten und Pädagogen durch Fixierung gewisser Anhaltspunkte, die nach individualpsychologischen Erfahrungen bei der Entwicklung von besonderen Fähigkeiten („Begabung“) eine große Rolle spielen, die Sammlung von Material zu erleichtern. Die Individualpsychologie nimmt in dieser Frage eine exponierte, viel angefeindete Stellung ein; um so mehr wäre es eine verdienstvolle Aufgabe, das große Material, das sich unseren Ärzten und Erziehern in der Sprechstunde und Beratungsstelle immer wieder zeigt, das aber bisher leider nur durch gelegentliche Mitteilungen von Mund zu Mund ging, zu sammeln und zu publizieren.

Zur Psychologie der Jugendbewegung,

namentlich in ihrer Ausdrucksform als Wandervogelbewegung

Von Dr. med. FRANZ PLEWA (Wien)

Wir finden heute schon Jugendgruppen in jeder Parteirichtung, in jedem kulturellen oder sozialen Zweckverband. Man wird aber zugeben, daß Jugendgruppen mit Zielen, die irgendwie von außer der Jugend gelegenen Einflüssen bestimmt sind, nicht in das Gebiet der Jugendbewegung im strengeren Sinne gehören. Diesen Namen führt mit Recht wohl nur eine solche, die sich ganz aus der Jugend selbst herausgebildet hat, gewissermaßen aus einem inneren Zwang der Jugend geboren wurde. Und nur eine solche kann

auch für eine psychologische Betrachtung genug unverfälschtes Material liefern. Demnach scheiden aus dem Bereiche meiner Auseinandersetzung alle jene Jugendbünde und -gruppen aus, die durch ein parteipolitisches Programm, durch eine kulturelle oder weltanschauliche Idee ins Leben gerufen wurden, wenngleich so manches, was hier vorgebracht werden soll, sich auch in letztbezeichneten Verbänden finden läßt, weil dort vielfach das Programmschild nur äußere Etikette ist oder mit in den Lebensplan hineingezogen wird.

Auch ein Bedenken möchte ich erwähnen, das sich dem von der individualpsychologischen Schule kommenden Betrachter bei der psychologischen Auswertung einer größeren Lebensgruppe aufdrängen mag. Denn die Aufgabe der Individualpsychologie ist die Erfassung eines Einzelmenschen in seiner Einmaligkeit und in seiner individuellen Sonderheit, *seine* Einstellung zu der Gemeinschaft. Wählt man daher bei der Beurteilung einer größeren Lebensgruppe die individualpsychologischen Anschauungen als Basis, so muß man von vornherein darauf verzichten, eine endgültige Formulierung und Festlegung dieser Gruppe zu schaffen, und sich bewußt sein, daß nur einzelne Züge in ihrer Beziehung zum allgemeinen Leben dargestellt werden können, die aber wieder durch individuelle Varianten, wie sie eben dem betreffenden Individuum gemäß sind, in ihrer Beweiskraft eingeengt werden. Ebenso ist es unmöglich, das zumeist unbewußt vorschwebende Ziel als einen gemeinsamen Ausdruck der Lebensgruppe zur Anschauung zu bringen, weil gerade dieses am stärksten aus den rein persönlichen Erlebnissen des Einzelnen gesetzt wurde und so am meisten individuellen Schwankungen unterliegt. Und nur darin, daß gewisse Gemeinsamkeiten in den *Strebenslinien* der einzelnen Mitglieder anzunehmen sind, die sie eben zu Mitgliedern der betreffenden Gruppe werden ließen, da sie durch diese eine Förderung und Stärkung der persönlichen Linie erfahren, widrigenfalls sie ihr ausgewichen wären, liegt wohl die Berechtigung, eine Lebensgruppe teilweise als eine psychologische Einheit aufzufassen und deren individuelles Gepräge vom Standpunkte der Individualpsychologie aus zu beleuchten.

Als eine Jugendbewegung nun in dem vorhin dargelegten Sinne hat *der Wandervogel* zu gelten, und ich kann mich um so mehr namentlich an seine Erscheinungsformen halten, als er nicht nur die erste Jugendbewegung überhaupt war, sondern alle anderen Bewegungen sich auch geistig von ihm als abhängig erweisen und, mochten sie welchen Namen immer führen, eigentlich *sein* Schicksal erlebten.

Von der Geschichte der deutschen Wandervogelbewegung will ich nur erwähnen, daß sie um die Wende unseres Jahrhunderts ihren Ausgang von einem Vorortegymnasium Berlins nahm, sich aber bald über das ganze Reich verbreitete, was allein schon zeigte, wie stark unter der Jugend das Bedürfnis nach einer solchen Bewegung war. Streitigkeiten, Eifersüchteleien unter den Führern, auch Mißwollen und Mißverständnis auf seiten der Eltern und Lehrer ließen zeitweise die Bewegung bis auf wenige Gruppen zusammenschrumpfen, doch konnte ihr Bestand nie völlig ausgerottet werden und sie lebt auch jetzt noch weiter, wenn auch vielfach in teilweise andersbenamte

und andersinteressierte Gruppen gespalten. Ihr Grundcharakter aber ist immer derselbe geblieben.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß man mehrfach Anlaß nahm, den Ursachen und psychologischen Gründen einer Bewegung nachzuforschen, die sich scheinbar so losgetrennt und fern von dem Leben der übrigen Welt abspielte, die so fremd zu den Kulturerscheinungen der übrigen Welt zu stehen schien. Wegen ihrer Bedeutung gerade für die Jugendbewegung sei da vor allem auf das Werk des Psychologen *Hans Blüher* hingewiesen: ,,Die Geschichte der deutschen Wandervogelbewegung", der in einem eigenen Band: ,,Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen" auch eine psychologische Begründung dieser Bewegung versuchte. Es scheint mir zweckmäßig, auf seine Anschauungen kurz einzugehen, weil es sich nicht vermeiden lassen wird, zu seiner Auffassung Stellung zu nehmen. Vorausschicken möchte ich, daß *Blüher*, der selbst fünf Jahre Wandervogel gewesen ist, die Psychoanalyse *Siegmund Freuds* zur Grundlage seiner Ausführungen machte, seine Schlußfolgerungen also in den Anschauungen dieser Schule begründet liegen.

Blüher geht nun davon aus, daß im Wandervogel immer eine Reihe echter Invertierter (d. s. Homosexueller nach der Nomenklatur der Psychoanalyse) eine bedeutsame Rolle spielte, und daß die im Wandervogel gepflegte Freundschaft um ein Beträchtliches an Zärtlichkeit darüber hinausginge, was man sonst bei Freundschaft zu sehen gewöhnt wäre. Für ihn liegt darin nicht eine Zufälligkeit, insofern ja in jedem Verein auch Invertierte vorkommen können, sondern er leitet eine grundsätzliche Notwendigkeit von dem Vorhandensein des Typus inversus und der Entstehung, ja dem Bestehen des Wandervogels ab: Gäbe es keinen Typus inversus, wäre es auch nie zu einer Wandervogelbewegung gekommen. Er darf da nicht mißverstanden werden: Nicht jeder Wandervogel ist invertiert im vollen Sinne des Wortes. Die Inversionskomponente soll bloß die Causa movens zur männlichen Vergesellung sein, und diese Inversionskomponente sei nun in jedem Manne vorhanden, mag er auch in seinen Liebesbeziehungen sonst heterosexuell eingestellt sein. *Blüher* stützt sich hierbei auf die Annahme einer angeborenen Bisexualität des Mannes, die namentlich *Magnus Hirschfeld* in seiner Zwischenstufentheorie aussprach, die man aber, unter anderen Bezeichnungen, schon viel früher zur Erklärung der Homosexualität erörtert hatte. Daß die Inversionskomponente in einem Falle gar nicht zum Bewußtsein komme, in einem anderen die überwiegende Form der Geschlechtlichkeit darstelle, leite sich von der verschieden stark vererbten Masse der Sexualkomponente ab. Andererseits könne freilich auch die Inversionskomponente ziemlich gewichtig sich geltend machen, aber die Gesellschaftsmoral und kulturelle Bedenken, nicht zum wenigsten auch persönliche Peinlichkeitsaffekte können sie ins Unterbewußtsein verdrängen. *Blüher* folgert weiter, daß alle Sympathieregungen zwischen Mann und Mann auf dem Anklingen der ins Unterbewußtsein verdrängten Inversionsneigung beruhen. Diese könne dann unter Umständen so mächtig werden, daß sie für den betreffenden geradezu ,,Schicksal" werde, daß er

dem Manne ,,verfallen“ sei. Und wo die Inversionskomponente die heterosexuelle Neigung überwältigen konnte, würde sie Kristallisationspunkt für die Gründung von Jugendbewegungen und weiterhin von Männerbünden überhaupt. In seinem Hauptwerk: ,,Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft“ behauptet er nämlich, daß die Inversion die Ursache jeglichen Männerbundes, jeder staatlichen Betätigung sei. Die siegreich durchgedrungene Inversionskomponente wäre dann imstande, in jedem Manne die Saite der Inversion zu stärkerer Schwingung zu bringen und ihn damit an sich zu fesseln. Dort aber, wo diesem Bestreben ein innerer Widerstand entgegengesetzt wird, zeigten sich die Erscheinungen der Neurose, und *Blüher* weist auch auf die zahlreichen Neurosefälle gerade in der Jugendbewegung hin; doch hätten die Aufklärungen, die er in seinen Büchern aussprach, hier vielfach Heilung gebracht. Das war allerdings ein Trugschluß, den ich noch aufzuzeigen haben werde.

Doch ich will hier nicht noch mehr von den Ansichten *Blühers* bringen, so interessant sie auch für uns sein mögen, da wir darin deutlich genug die Sicherungen eines schweren Neurotikers erkennen können, der sein starr gefaßtes Ziel, das jeder gemeinschaftsfördernden Logik Hohn spricht, nun durch die verschiedensten Behauptungen zu sichern trachtet, wie er z. B. die Höherwertigkeit des Homosexuellen gegenüber dem Heterosexuellen behauptet, wie er in der Homosexualität die Triebkraft zur Staatenbildung sieht, wie ihm der Heterosexuelle nur als Maßstab dient, woran der Homosexuelle sein höheres Niveau messen kann. Man wird unschwer hier einerseits die maßlose Überheblichkeit des Neurotikers erkennen, seine Entwertungstendenz des Normalen, andererseits aber auch den Kniff mit der Staatenbildung, womit er gegen das Verantwortungsgefühl aufkommen will, das ihm die Forderungen der Gemeinschaft entgegenhält. Ich wollte damit nur die Aufmerksamkeit auf die Tatsache homosexueller Vorkommnisse innerhalb der Jugendbewegung lenken. Nun zeigte uns *Adler* ein wie überstiegener Ehrgeiz gepaart mit einer ausgesprochenen Feigheit gegen die gesellschaftlich notwendigen Forderungen sich hinter der Homosexualität verbirgt, ein wie hoher Grad von Entmutigung, die aber niemals Züge von feindseliger Gehässigkeit vermissen läßt. Doch sei vielleicht das sexuelle Problem vorläufig zurückgestellt und nur der feindselige Zug aufgegriffen, der sich zweifellos auch noch in den anderen Beziehungen des Lebens geltend machen muß.

Und da will ich darauf hinweisen, daß der Wandervogel von allem Anfang an *gegen Schule, Gesellschaft und Elternhaus* gebildet wurde, daß er zur Kultur seiner Väter eine gegnerische Attitüde einnahm. Nun, es ist ja das Vorrecht der Jugend, gegen die alte Generation zu revoltieren und dadurch neue Wege zur Vorwärtsentwicklung unserer Kultur zu bahnen. Wenn wir aber hier sehen, daß der Wandervogel in dem reinen Negativismus erstarrt, daß er nicht die Kraft findet, daraus zu einer positiven Leistung zu kommen, daß die Kampfansage gegen Schule und Elternhaus, gegen die Gesellschaft bis heute noch immer in seinen Zeitschriften auftaucht, so zeigt uns das doch deutlich eine feindselige Haltung gegen die Forderungen der Gemeinschaft,

die jeder Mensch irgendwie positiv lösen muß, aber auch die zögernde Attitüde, die aus einem tiefen Gefühl der Entmutigung heraus den Zeitpunkt der Leistung nach Möglichkeit hinausschieben möchte. Nun hätte der Wandervogel durch sein Gruppenleben den Wert des Zusammenwirkens eines organischen Gefüges, wie es die Gesellschaft ist, erkennen müssen. Aber die Entmutigung erstreckt sich ja gerade darauf, was die Gemeinschaft zu ihrem Bestande von jedem fordert. Wenn sich nun regelmäßig mit der Entmutigung ein überspanntes Persönlichkeitsstreben verbindet, so muß sich das irgendwo auf einem Gebiete außerhalb des allgemeinen Lebens auswirken. Und so sehen wir denn auch hier bei der Jugendbewegung nicht eine Anpassung der persönlichen Linie an eine gedeihliche Zusammenarbeit mit den übrigen Menschen, sondern das entmutigte Zurückweichen und Abbiegen von den anderen, deren Konkurrenz man scheut, und sich auf diesem Wege in der Jugendbewegung gewissermaßen den Nebenkriegsschauplatz schaffen, wo der Wandervogel nun die Rolle spielen kann, zu der ihn sein Persönlichkeitsgefühl drängt, die aber er sich in der normalen Wirklichkeit nicht zu spielen zutraut. Und wie auch sonst der Neurotiker den Kreis seines Kontaktes mit der Umwelt mehr und mehr einengt, um die Gefahren einer Erprobung seiner Kräfte möglichst zu unterbinden, so beschränkt sich auch der echte Wandervogel ganz auf seine Gruppe, und selbst da wählt er sich einen oder zwei aus, mit denen er besonderen Umgang pflegt, wenn er nicht gar sich zum Alleingeher entwickelt.

Im allgemeinen wirkte sich die Feindseligkeit gegen die Gesellschaft und ihre Forderungen nicht so sehr durch eine aggressive Haltung aus, als vielmehr durch die Isolierung, durch die Ignorierung der Gesellschaft. Nur selten nahm die feindselige Haltung aggressivere Formen an, wenn z. B. die erstgegründeten Gruppen des Wandervogels Räubereien in den Villen ihrer Väter ausführten, also den Weg des Verbrechens beschritten. Nun entspringt ja das Verbrechen aus dem Gefühl einer Verkürztheit und Vernachlässigung bei Menschen, die irgendwie, gewöhnlich ziemlich brüsk, aus einer Position gerissen werden, in der sie viele private Vergünstigungen genossen. Wenn ihnen diese nun entzogen werden, wenn sie plötzlich die Erkenntnis gewinnen, daß die Umgebung nicht mehr so viel Wesens aus ihnen macht, daß man sie vernachlässigt, suchen sie sich durch die Schädigung eines Mitmenschen schadlos zu halten, aus einer trotzigen Wut heraus, um ihre alte Vorrechtstellung zu behaupten. Zweifellos werden sie darin auch eine Art Rache zu befriedigen trachten, wodurch ihr beleidigtes Persönlichkeitsgefühl wieder gehoben wird. Eine genauere Analyse von Lebensgeschichten der Mitglieder von Jugendgruppen würde wahrscheinlich imstande sein, viele derartige Züge der Verkürztheit und Vernachlässigung aufzudecken. Die Rache und den Triumph der Persönlichkeit zuungunsten eines anderen glaube ich darin zu sehen, daß bei den erwähnten Raubzügen weniger Gegenstände von materiellem Wert mitgenommen wurden, als anscheinend Wertlosigkeiten, deren Raub aber den Besitzer aus ideellen Gründen um so tiefer traf. Ähnlich nun wie die Verbrecher Komplotte bilden, unter Aufstellung von seltsamen Ehr-

begriffen, um die Linie ihrer privaten Logik gegen den Angriff der Gesellschaft zu sichern, so erscheint auch die Jugendbewegung als eine Art Komplott, gebildet als ein trotziger Kontrapunkt zur allgemeingültigen Logik.

Freilich konnte die Vogel-Strauß-Taktik, wonach man die Gesellschaft einfach ignorierte, als nicht vorhanden betrachtete, sie nicht aus der Welt schaffen, und man stieß immer wieder auf sie und ihre Forderungen, mit einem Wort: sie blieb Gegenspieler. Um sich nun gegen diesen Gegenspieler, den man im Geheimen fürchtete, dennoch irgendwie behaupten zu können, mußte man ihn zu entwerten trachten, denn mit der Verächtlichmachung des Gegners steigt automatisch das Niveau der eigenen Persönlichkeit. Vielleicht drückt sich die Entwertungstendenz schon am stärksten in der Abkehr von der Gesellschaft an und für sich aus, in dem Eintritt in den Wandervogel. Man führte damit gewissermaßen den anderen vor Augen, daß sie einem nicht genügten, daß man sich gezwungen sehe, sich eine eigene Umwelt zu schaffen. In der weiteren Folge davon ergeben sich natürlich die Verachtung und Ablehnung der Formen des gesellschaftlichen Zusammenspiels von selbst. So schuf sich der Wandervogel eine eigene Tracht, die vorerst nur für seine Wanderungen bestimmt war, aber späterhin auch sonst getragen wurde, womit er noch mehr seine Sonderstellung betonen konnte, ebenso wurde nicht sehr viel Wert auf ein sauberes und gefälliges Äußeres gelegt, man wollte damit gewissermaßen seine Individualität und Originalität erweisen. Daß diese äußere Ausdrucksform der Bewegung aber wieder nur dazu diente, die Distanz zwischen sich und der Welt zu vergrößern, ist wohl klar. Es handelt sich dabei zweifellos um Sicherungen gegen den Zwang, in Kontakt mit der übrigen Welt treten zu müssen. Ebenso ist es als eine Sicherung aufzufassen, wenn der Wandervogel, der doch überall seine Feindseligkeit gegen die Welt zeigt, diese als ,,feindselig'' betrachtet und in ihr nur das Feindselige sieht und hervorhebt. Seine Lebensfremdheit, die fortwährend mit der Realität in Konflikt gerät, läßt ihn natürlich nur Feindliches erleben und bestärkt ihn in seiner Auffassung. Daraus entwickelt sich dann ein tiefer Weltschmerz, der nirgends vielleicht eine solche Pflege findet wie gerade in der Jugendbewegung. Und immer nur mit einem starken inneren Antrieb ist es dem Wandervogel möglich, sich über die Tage, wo er notgedrungen mit den anderen Menschen zusammenkommen muß, hinwegzusetzen. Diesen innern Schwung aber holt er sich auf seinen Fahrten, die deswegen immer zu einem ,,Erlebnis schwerster Gefühlserschütterung'' forciert werden. Wie sich oft die psychische Attitüde eines Menschen im äußeren Habitus ausdrückt, so bietet auch der Wandervogel mit seinen Augen, die völlig unbeteiligt am Leben seiner Umwelt irgendwo in die Ferne gerichtet scheinen, mit den mißmutig nach abwärts gezogenen Mundwinkeln, mit einer gewissen abweisenden Arroganz im Auftreten das typische Bild eines fremden Gastes in der Wirklichkeit. Ziemlich kraß kennzeichnete dieses Verhältnis zu den übrigen Menschen der Ausspruch eines Wandervogelführers: ,,Nur die Wandervögel sind Menschen, alle andern sind Würmer.''

Bei einem solchen Standpunkt ist es nur selbstverständlich, daß bald das

Um und Auf der Betätigung des Wandervogels seine Gruppe wird. Sie bietet ihm nicht nur den erstrebten Nebenkriegsschauplatz, sie kann ihm auch als Entschuldigung dienen, womit er die von ihm verlangten Aufgaben abschiebt, bei deren Lösung er eine Niederlage fürchtet. Schon die Kampfansage gegen die Schule gibt einen deutlichen Hinweis, daß er sich den dort an ihn gestellten Anforderungen nicht gewachsen fühlt. Gelingt es ihm dabei, durch diese Kampfstellung die Schule ins Unrecht zu setzen oder ihre Schwierigkeiten zu überhöhen, so kann ihm niemand sein Versagen vorwerfen, und er rettet auch sein Persönlichkeitsgefühl. Jeder Erfolg aber in der Schule wird ihm doppelt angerechnet werden müssen, da er trotz allen Widernissen zustande gekommen ist, er kann sich als Held fühlen. Es wundert uns da nicht, daß sich in der Jugendbewegung so viele ausgesprochen schlechte Schüler finden. Ein schlechter Schüler ist ja irgendwie schlecht auf die Prüfungen vorbereitet, aber nicht nur auf die in der Schule, sondern auch auf die im Leben. Und wie der Schüler gern vor der Schulprüfung auszukneifen sucht, so tut er das auch im Leben, auf welchem Wege er dann in der Jugendbewegung ein willkommenes Werkzeug seiner Strebenslinie findet. Daß er sein Persönlichkeitsgefühl rettet mit der Berufung auf berühmte Männer, die ebenfalls schlechte Schüler gewesen sein sollen, sei bloß erwähnt. Im späteren Leben macht sich die Tendenz zum Ausweichen vor der bindenden Festlegung in einem Berufe durch das Schwanken in der Berufswahl, das nicht völlige Erkennen seiner Fähigkeiten, durch häufiges Berufswechseln usw. geltend. Oder der Wandervogel entdeckt plötzlich Interessen, die, wenn auch völlig abseitig von dem Wege zu seinem Berufe, seine ganzen Gedanken beanspruchen. Z. B. glaubt er sich auf einmal politisch begabt, hält es nun für eine Notwendigkeit, diese Begabung weiter zu entwickeln, inskribiert Staatswissenschaften — und das alles in dem Augenblicke, wo er vor den Prüfungen steht. In dieselbe Linie gehört auch eine Erscheinung, die sich häufig genug innerhalb der Jugendgruppen beobachten läßt. Es ist das ,,Probleme-Wälzen". Über irgendeinen Gegenstand entspinnen sich endlose Debatten, er wird zu einem Problem emporgeschraubt, dessen Schwierigkeiten und Möglichkeiten dargestellt werden. Es läßt sich leicht die Parallele erkennen, wenn man sich an die Grübelsucht des Neurotikers erinnert. Auch der überlegt alles, vor allem die Schwierigkeiten, und die Folge davon ist, daß er entmutigt schon auf dem Wege steckenbleibt. Was er aber erreicht hat, ist der Aufschub oder die gänzliche Umgehung einer Leistung. Außerdem zeigte er seinen guten Willen und konnte dabei die Zeit, seine ärgste Feindin, vertrödeln. Zudem gewann er wieder die Erkenntnis, daß das Leben und seine Aufgaben sehr schwer seien, und das muß sich der Wandervogel schließlich immer beweisen, wenn er seinen angenommenen Lebensstil rechtfertigen soll. Wie sehr sich der Wandervogel um eine positive Auseinandersetzung mit den gegebenen Umständen drückt, erhellt auch daraus, daß nicht selten der eine oder der andere sich plötzlich mit Auswanderergedanken oder Besiedlungsplänen irgendwo fern in Asien oder der Sahara beschäftigt. Wer da genauer zuhört, wird nicht als leisen Unterton den neurotischen ,,Wenn . . ."-Satz

vermissen, diesen merkwürdigen Konditionalis, den sich der Lebensflüchtling aufstellt, um sein Versagen in der Realität zu verschleiern. „Wenn ich dort wäre, dann würde man erst sehen, was ich alles leisten kann." ... Er wird aber sicherlich nicht zugeben wollen, daß er mit demselben Aufwand von Kräften, die er dort hergeben müßte, auch hier zu einem positiven Resultat käme. Aber es handelt sich ihm ja nicht darum, positiv in der Allgemeinheit mitzuwirken, sondern er träumt nur, daß er dort die Führerstelle einnehmen könnte, daß er also sich deutlich über die anderen erheben könnte. Alles dies aber sind im Grunde nur Kunstgriffe, um die Distanz zur sozialen Aktivität zu halten.

Es soll aber bei dieser Betrachtung nicht übergangen werden, daß mehrere Male der Versuch unternommen wurde, die Jugendbewegung mit einem positiven Inhalt zu erfüllen. Ich möchte da weniger die Zusammenkunft der Jugendgruppen auf dem Hohen Meißner im Jahre 1913 betonen, wo man durch eine Programmaufstellung der Ziele und Zwecke der Jugendbewegung diese aus dem reinen Negativismus zu befreien versuchte. Denn die überscharfe Betonung des individuellen Lebens der Bewegung, die allzu ideal und abstrakt gefaßten Ziele dienen doch nur wieder dazu, daß die alten Strebenslinien gewahrt bleiben. Erst das eingreifende Erlebnis des Krieges zwang alle, irgendeine Stellung zum unmittelbaren Leben zu nehmen. Namentlich mehrere Führer, die aus dem Felde zurückkehrten, wollten die Jugendbewegung zu einem tätigen Werkzeug an den Wiederaufbaubestrebungen der Nachkriegszeit machen. Doch gerade die Schwere der Zeit ließ die Entmutigung zu verstärkten Sicherungen ihrer neurotischen Lebenslinie greifen. So mußten die Führer, die die wahre Sachlage nicht durchschauten, mit ihren Bestrebungen Schiffbruch erleiden. Aber ein Ansatz war gegeben, und tatsächlich wurden auch verschiedene Richtungen aus dem Leben der übrigen Welt übernommen. Und bezeichnend ist es, daß man vor allem solche Richtlinien aufgriff, die dem Wandervogel wieder eine Sonderstellung sicherten, also keine Abänderung seiner zu persönlich gefaßten Zielsetzung verlangten. Der feindseligen Stimmung wurde insofern Rechnung getragen, als man sich an Programme hielt, die irgendeinen Kampf gegen etwas führten, wie z. B.: Antialkoholismus usw.

Damit löste sich natürlich nicht die neurotische Spannung, und jeder verbog die übernommenen Ideen nur zu Mitteln, um seine private Linie zu stärken. Ja noch mehr: er machte aus ihnen eine conditio sine qua non, nach der er die anderen Menschen bewertete. Wer seinen Anschauungen nicht nachfolgte, kam für ihn nicht in Betracht, wenn er nicht gar bekämpft wurde. Man gewinnt hierbei einen Einblick in die wahre Anschauung des Wandervogels von der Individualität des Einzelnen. Man sieht, er meinte damit nur seine Individualität, nach der sich die übrige Welt zu drehen hätte. Und mit der Intoleranz des Neurotikers verdammte er jeden Andersgläubigen. Dieses erbitterte Anklammern an ein Ziel, das im Grunde genommen völlig nebensächlich für die Menschheit ist, und das egoistische Streben nach Anerkennung führten in vielen Gruppen eine Zersplitterung herbei, weil darin

oft jedes Mitglied ein anderes Programm verfolgte, das ihm als Heil erschien. Geradezu grotesk klingt es, wenn dieselben Wandervögel, die sich so selbstbewußt abseits, ja gegensätzlich zur Gesellschaft stellten, urplötzlich die Ansichten des Ehrenkodex der Couleurstudentenschaft in ihre Satzungen aufnahmen und nun ihre Ehre mit der Waffe verteidigen zu müssen glaubten. Wir können nur immer das krampfhaft neurotische Streben feststellen, sich doch irgendwie über den natürlichen Wirkungskreis zu erheben, wobei der Schein oft für das Sein genügt, das Theater für die Wirklichkeit. Die Annäherung an die Umwelt löste also nicht die Spannung, in der der Wandervogel lebte, sondern sie wurde nur verbogen, um wieder sein Geltungsbedürfnis zu befriedigen. Er brachte nicht seine Linie irgendwie in ein harmonisches Verhältnis zu der Linie des allgemeinen Lebens, vielmehr unternahm er den freilich ohnmächtigen Versuch, die Wirklichkeit seinem Streben anzupassen. Das führte in weiterem Verlaufe dazu, daß er wieder Ursache fand, die ihm so fremd erscheinende Realität zu fliehen, und er flüchtete ins Reich der Abstraktion.

Seine ungebändigte Unruhe nach immer neuen Höhen, um nur ja über die anderen zu stehen, ohne aber dabei irgend den Beweis einer Leistung liefern zu müssen, ließ ihn überdimensionale Ziele, Welterlösungsideen, Religionspläne usw. fassen. Er rückte seine Zielsetzung hinaus in eine Sphäre des Unerreichbaren. Zugleich erlebte er aber das Gefühl einer wahren Gottähnlichkeit, die nahezu an Größenwahnsinn grenzte. Denn daß ihm eine solche Idee gekommen war, mußte ihn als Beweis einer außergewöhnlichen Genialität dünken. Wenn er seine Idee nicht ins Leben brachte, konnte er die anderen Menschen beschuldigen, die dafür noch nicht reif seien. Bekanntlich arbeitet ja jedes Genie immer erst für eine kommende Generation. In seiner Gruppe bildete er natürlich den begreiflichen Mittelpunkt, die voll Bewunderung zu einem solchen Mitglied aufblickt. Überhaupt sprechen die Mitglieder gern von den besonderen Talenten ihrer Gruppe. Es geschieht das schon, wie bei jeder Clique, aus gewissen Gegenseitigkeitsgründen. Außerdem steigt man in Karat, wenn man mit einer genialen Persönlichkeit verkehrt, ohne daß man etwas aus Eigenem dazuzutun braucht. Wir freilich erkennen in der Überdimensionalisierung und Größenphantastik der Ziele wieder nur einen Trick, um sich vor der wahren Entscheidung zu drücken. Ich glaube, nicht erst näher ausführen zu müssen, daß die Arbeit in der Gruppe selbst wieder als Entschuldigung für die viel notwendigere Arbeit im Leben dienen kann, daß der Wandervogel immer überzeugt ist von der unbedingten Notwendigkeit gerade seiner Person für den Bestand der Gruppe und daß er dabei nicht selten sich noch in der Jugendbewegung herumtut, auch wenn er schon längst über die Sturm- und Drangzeit der Jugend hinaus sein sollte. Wir brauchen da nicht das Schicksal anzuschuldigen, das ihn aus einer invertierten Neigung heraus dem Manne und damit der Jugendbewegung „verfallen" sein ließ, sondern sein Lebensstil, der sich feig um das Leben herumschlängeln will, erzwang dieses Schicksal.

Nach all dem imponiert die Jugendbewegung als eine Bewegung: Weg von den Lebensproblemen! als eine entmutigte Flucht infolge einer

falschen frühzeitigen Überschätzung der Lebensschwierigkeiten und einer Tendenz auszuweichen, wobei zutiefst immer der Stachel eines übertriebenen Minderwertigkeitsgefühls am Werke ist und den Wandervogel zu den dargestellten Verstiegenheiten treibt. Dazu kommt noch, daß jetzt die für den Neurotiker sich geradezu krisenhaft abwickelnde Pubertätzeit, die drohende Nähe der zu lösenden Lebensaufgaben den Lebensstil in einem Maße anspannen, daß es ohne weiteres einzusehen ist, wenn diese Menschen von vornherein die Flinte ins Korn werfen und das gesunkene Persönlichkeitsgefühl in dem Ersatz für die Front des Lebens, dem Nebenkriegsschauplatz der Jugendbewegung zu heben versuchen. Plastisch läßt sich vielleicht die Tendenz zur Flucht in der gewichtigen Betonung der Ausflüge und Wanderungen erkennen. Es besteht natürlich kein Zweifel, daß namentlich für den Großstadtmenschen Wanderungen in der Natur die Hemmungen und Verdrossenheiten des Alltags überwinden lassen, daß sie seine Geselligkeit zu heben imstande sind. Für die Wandervögel bedeuten sie aber vielfach nur wieder Mittel zur stärkeren Isolierung. Es zeigt sich das darin, daß vor allem möglichst unwirtliche Gegenden zum Ziel der Wanderungen erkoren werden. In der ersten Zeit der Bewegung verlegte man da am liebsten seine Fahrten in die Urwälder Böhmens; es spielte dabei auch die Romantik von Schillers „Räubern“ eine gewisse Rolle, die man gern nacherleben wollte. Man sieht auch hier so einen leisen Anklang an das Verbrechertum. Heute zieht man den Balkan und den Kaukasus vor. Der dynamische Ausdruck der seelischen Bewegungslinie ist dabei doch wohl unverkennbar. Aber noch eines dürfen wir nicht übersehen: Es ist eine ziemlich häufige Erscheinung, daß junge Menschen aus einem unbefriedigten Ehrgeiz heraus, d. i. einem Ehrgeiz, der in der normalen Front des Lebens kein Genügen findet, auf einem Sondergebiete Spitzenleistungen zu vollführen trachten. Es handelt sich dabei fast durchwegs um sportliche Leistungen, Leistungen auf dem Gebiete der Alpinistik, der Wanderungen, des Schwimmens usw. Immer wird da etwas ausgesucht, wo nur eine beschränkte Anzahl von Menschen mittun kann, der persönliche Triumph also viel sicherer und unbestrittener zu holen ist. Es mag das auch für die Wanderungen der Wandervögel einige Bedeutung gewonnen haben. Warum aber fremde Länder aufgesucht werden, enthüllt sich manchmal, wenn dann die guten Erfahrungen, die man dort gemacht hat, die angeblich besseren Lebensbedingungen gegen die schlechten Verhältnisse im eigenen Lande ausgespielt werden. Es erscheint das auch nicht so sehr unverständlich: Im eigenen Land steht der Wandervogel immer vor der Auseinandersetzung mit dem Leben, er braucht die schlechten Erfahrungen zur Rechtfertigung seines Lebensstils, der ausweichen will; durch den Vergleich mit den fernen Ländern aber hebt er noch mehr die Feindseligkeit seiner unmittelbaren Umwelt hervor, womit er wieder eine Sicherung erlangt. Daß die Fluchttendenz einerseits bis zur Flucht in den Tod, andererseits bis zum Landstreichertum führen kann, darauf braucht wohl nicht näher eingegangen zu werden.

Derselbe neurotische Lebensplan nun, den ich in bezug auf die Beziehung zur Gesellschaft, zur berufsausübenden Einfügung in die Gemeinschaft auf-

deckte, erzwingt auch die schon eingangs erwähnten sexuellen Verhältnisse in der Jugendbewegung. Es ist dazu die Annahme eines ererbten Übergewichtes der homosexuellen Komponente, die angeblich jeder Mann besitzen soll, gar nicht notwendig. Wenn *Blüher* die homosexuelle Komponente der Frau mehr oder weniger abspricht, so zeigt das eine Verkennung der Tatsachen, braucht uns aber nicht weiter wunderzunehmen: denn in der ausgesprochenen Hochbewertung der Homosexualität liegt eigentlich auch schon der dem Neurotiker naheliegende Schluß, daß er sie nicht als ein Attribut der „dem Manne gegenüber inferioren" Frau ansehen kann. Ich möchte mich aber auch nicht der Meinung *Folkert Wilkens* anschließen, der die sexuellen Vorkommnisse mit dem Ausfluß, dem Ausweg der zurückgedämmten aggressiven Stimmung erklärt. Was wir am Werke sehen, ist nur wieder dasselbe, nämlich: ein Zurück von der Front des Lebens, ein Abbiegen vom Normalen, ein Ausweichen. Jeder Mensch hat ja die Sexualität, die er zu seinem Lebensstil braucht. Und es ist da bezeichnend, daß der Wandervogel in bezug auf das weibliche Geschlecht dieselbe Taktik anwendet wie auf die Gesellschaft: er vermeidet jedes Gespräch darüber, er ignoriert es, für ihn existiert es nicht. Höchstens läßt er sich noch dazu herab, die Frau in ihrer Eigenschaft als Mutter zu erwähnen, aber auch das ganz schablonenmäßig, denn häufig lebt er mit seiner eigenen Mutter auf Kriegsfuß. In der Verweisung der Frau auf ihre bloßen Mutterpflichten, wobei ihr das Betätigungsfeld großherrlich umgrenzt wird, schimmert eigentlich auch der Hochmut des Mannes durch, der von der Minderwertigkeit der Frau als Lebenspartner überzeugt ist. Oder der Wandervogel stellt sich irgendein Ideal vom Wesen der Frau auf, dem natürlich keine Frau entspricht. Solche Sicherungen der Tendenz zur Flucht müßten den Wandervogel konsequenterweise zum Autoerotismus, zur Zwangsmasturbation führen. Es läge das in derselben Linie wie, daß das Zurückweichen von der Gesellschaft beim Selbstmord und Landstreichertum endete. Daß dies aber nicht in überwiegendem Maße geschieht, sehe ich darin:

Der entmutigte Rückzug bedeutet einen Fehlschlag des Persönlichkeitsstrebens, das ohnmächtig an die soziale Barriere anrannte. Der Lebensmutige würde in einem solchen Falle ganz logisch seine Persönlichkeitslinie in Einklang mit der Linie der Gemeinschaft bringen. Ein Mensch aber, der aus einem nie kompensierten Minderwertigkeitsgefühl heraus sein Ziel irgendwo hinausgerückt hat, der nun wie mit Scheuklappen versehen darauf losrennt und anstößt, kann nicht die seelische Verklammerung an sein Ziel lösen, das ihm in seiner Unsicherheit und in dem Gefühl seiner Schwäche die einzige Sicherheit zu bieten scheint. Er wird vielmehr einfach die Gemeinschaft meiden, den Rückzug oder die Flucht ergreifen. Hat er aber einmal das Risiko einer Niederlage auf dem Boden des sozialen Aktionskreises erlebt, so ergibt sich für ihn von selbst, daß er nun sein Persönlichkeitsstreben, das er unbedingt zur Überwindung des Bewußtseins seiner Unzulänglichkeit braucht, irgendwo fernab davon zu betätigen sucht. Er greift zu dem Surrogat des Nebenkriegsschauplatzes, als welchen ich hier die Jugendbewegung zu

deuten versuchte. Da haben wir ja Menschen, deren hochgespanntes Ziel keine effektive Leistung mit sich bringen kann, die aber den Triumph ihrer Persönlichkeit brauchen, da sie sonst an ihrem Minderwertigkeitsgefühl verzweifeln müßten. Und es genügt ihnen dabei vollständig der Schein, der Dünkel an Stelle der Wirklichkeit. Und hier ist der Wandervogel auch nicht gezwungen, sein wahres Streben zu verheimlichen, denn der ganze Verein besteht aus Menschen, die in sich ebenso wie er ihr Ziel hoch über die anderen gesetzt haben. Er braucht also nicht zu fürchten, mit seinen Ansichten, die eine humane Logik vermissen lassen, dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen. Die Jugendbewegung gibt ihm so ein günstiges Betätigungsfeld für seine eigene Linie ab. Ist er etwas älter an Jahren, kann er dort sogar eine Führerstelle einnehmen.

Der Jüngere dagegen kommt aus dem Drucke eines Elternhauses, in dem er sich die Schablone von der Feindseligkeit der Welt bildete, von der Last der Schule, nun in eine Atmosphäre, wo man ihm scheinbar Verständnis entgegenbringt. Der Führer stellt für ihn eigentlich einen Vater, einen Lehrer dar, über den aber sein Streben nach Beherrschung triumphieren kann, weil der sich zu ihm herabläßt, auf seine Eigenheiten augenscheinlich eingeht. Anfänglich ist da jedoch etwas anderes zu berücksichtigen: Menschen, die von der Feindseligkeit der Welt durchdrungen sind, flüchten gern in das Reich der Phantasie und schaffen sich dort gewisse Idealfiguren, die sie dann in ihrer Lebensfremdheit in jedem verwirklicht sehen, der ihnen freundlich entgegentritt. So hängt denn auch der jüngere Wandervogel gewissermaßen den Königsmantel seiner Träume um den Führer, der dasselbe wieder in bezug auf jenen tut. Er glaubt dann, in diesem Knaben habe er sein Ideal gefunden, den wahren Apostel seines Lebens. Es sieht das also nach einer wirklichen Harmonie der Seelen und Gedanken aus. Wir wissen freilich, daß damit schon wieder der Grund zu einer Enttäuschung gelegt ist. Denn in Wirklichkeit bezeugt es einen unvernünftigen Egoismus, eine Verkennung des Wesens des anderen, wenn nun dieser das Ideal, das man sich erträumt, verwirklichen soll. Es ist daher klar, daß die gegenseitige Harmonie nicht langen Bestand haben wird. Und noch etwas: Der Neurotiker kann sich nicht mit der Erreichung eines Sieges begnügen. Sein Minderwertigkeitsgefühl muß durch fortwährende Beweise seiner Überlegenheit abgeschwächt werden. Und so fordert er auch von der geliebten Person, daß sie ihre Persönlichkeit aufgebe, daß sie ebenso wie alles andere nur Mittel sei, um das eigene Persönlichkeitsgefühl zu heben. Er verlangt also die Unterjochung des anderen. Zu diesem Zwecke, ja man kann ruhig behaupten, zu diesem geheimen Kampfe wird alles mit hineinbezogen, und zwar, wenn man bedenkt, daß es sich hier fast durchwegs um Menschen in der Pubertätsspannung handelt, auch die Sexualität.

Ich brauche ja hier nicht erst darzulegen, wie sehr sich das Minderwertigkeitsgefühl oft in der Geschlechtlichkeit geltend macht, weil hierbei der Zweifel, ob man Mann genug sei, und das ist der innerste Stachel des Neurotikers, verstärkten Ausdruck gewinnt und als Symptomenkomplex in den

Vordergrund geschoben wird, und zwar manchmal so sehr, daß die Psychoanalyse darauf hereinfiel und in der sexuellen Ausdrucksbewegung des Neurotikers den Kernpunkt und die Ursache der Neurose erblickte, während die Individualpsychologie die sexuelle Linie des Menschen nur als Teilerscheinung seines Gesamtlebensplanes erkannte. Wenn nun, wie ich darlegte, der Mensch mit einem verschärften Gefühl seiner Unvollkommenheit den anderen als Mittel zur Betätigung seines Machtstrebens mißbraucht, so wird er auch sein Obensein in sexueller Hinsicht durch die geschlechtliche Beherrschung des anderen zu beweisen suchen, um sich hierbei das Gefühl seiner männlichen Vollwertigkeit zu sichern. Während so der Ältere an Macht über den Jüngeren durch die sexuelle Bindung gewonnen zu haben glaubt, bedeutet es für diesen einen geradezu grandiosen Triumph, wenn eine sexuelle Attacke auf den Älteren zum Erfolg führte. Die Feindseligkeit gegen die Norm des Lebens ließ ja das Weib als Geschlechtspartner von vornherein ausschließen. Außerdem erzwingt die Heterosexualität schon aus Bedenken der begleitenden Folgen eine stärkere Bedachtnahme auf die Verantwortung, ein stärkeres Aufgeben der eigenen Interessen. Die erwähnte Form der Sexualität läßt nun den Wandervogel einerseits das Weib völlig ausschalten, unterstützt also seine Fluchttendenz, andererseits verleiht sie ihm doch ein gehobenes Gefühl seiner Persönlichkeit. Man sieht deutlich das eigenartige, man möchte fast sagen, das raffinierte Wechselspiel der Seele, wobei ein und dasselbe zugleich Mittel eines persönlichen Triumphes ist und Weg, auf dem man ausweichen kann. Die sexuellen Vorkommnisse ergeben sich so als durchaus in den Rahmen der bereits vorhin dargestellten Charakteristika der Jugendbewegung passend, und wir müssen von unserem Standpunkte ihre grundsätzliche Bedeutung ablehnen.

Was nun die Behauptung *Blühers* anbelangt: seine Bücher hätten den Wandervögeln Heilung gebracht, so müssen wir dem entgegenhalten, daß es sich da nur um eine „subjektive“ Heilung handeln konnte. Es können dadurch nur einzelne Symptome, die gemeiniglich als „nervös“ bezeichnet werden, zum Schwinden gebracht worden sein, Symptome, die wir als Unsicherheits- oder Unbequemlichkeitsmomente auffassen müssen, die in dem Verantwortungsgefühl des Menschen begründet liegen. Tief innerst fühlt er ja doch die Feindseligkeit seines Strebens. Darum sucht er immer nach Beweisen für dessen Berechtigung. So läuft er zum Arzt, und holt sich eine Diagnose, die ihm die Krankheit bestätigt und ihm die Entschuldigung seines gemeinschaftswidrigen Verhaltens gibt, er liest aus den Büchern über die Vererbungstheorien dasselbe heraus, nämlich, daß er eigentlich unverantwortlich ist, er beruft sich auf die Sünden der Väter, sieht alles in den Sternen geschrieben und behauptet dann, jeder Mensch untersteht dem Schicksal, dem er nicht entrinnen kann. Dasselbe tat der Wandervogel, dem die Bücher *Blühers* eine Ausrede geradezu in die Hand spielten. Mit ihnen kann er jederzeit sein Verantwortungsgefühl zum Schweigen bringen. Er ist ja invertiert! Uns imponiert das natürlich nicht als Heilung, weil wir eine solche nur dann anerkennen können, wenn der betreffende Mensch gelernt hat, die Spiel-

regeln des menschlichen Zusammenlebens zu befolgen. Was der Wandervogel vielleicht verlor, ist das unsichere Schwanken, das ihn doch noch nicht so recht den Abweg beschreiten ließ. Nun aber hat er die Berechtigung dafür, er kann sich auf den Buchstaben berufen, und er schwenkt völlig in das Lager des Nebenkriegsschauplatzes ab. In Wirklichkeit aber ist seine Unsicherheit geblieben, weil er nicht sein Minderwertigkeitsgefühl zu überwinden lernte.

Daraus entspringt auch, daß er immer die Menschen nur in bezug auf sich sehen kann, daß seine Gedanken sich völlig auf sein Ich konzentrieren. Was ihm abgeht, ist die Gabe der Einfühlung. So bleibt denn auch eine Person nur so lange in seinem Interessenkreis, als sie ihm zur Erhöhung seines Persönlichkeitsgefühls verhilft. Wenn ihm dann diese das nicht mehr leistet, läßt er sie unbarmherzig fallen. Gewöhnlich ist das erste die Erkenntnis, daß die betreffende Person nicht wertvoll genug gewesen ist, den Königsmantel der Träume zu tragen. Bald kommt es zur Nörgelei, zur Kritik und schließlich nach einer trotzigen Gegnerschaft zum völligen Abfall. Nicht selten ist auch unterdessen der jüngere Wandervogel dem Führer an Körperlichkeit und vor allem an Dünkel über den Kopf gewachsen, er will selbst den Führer spielen. Dieses Bestreben wird noch durch die fortwährende Betonung der Erziehung zum Führer genährt, die einen wesentlichen Teil in dem Programm des Wandervogels einnimmt. Zumeist ist das Ende eine Art Palastrevolution, wobei ein Teil der Mitglieder, die auch schon längst des alten Führers überdrüssig geworden sind, begeistert dem neuen Führer folgt, weil sie sich unter dessen Regime eine stärkere Förderung ihres privaten Überlegenheitsstrebens erwarten. Die Enttäuschung tritt aber auch hier bald ein und es beginnt das gleiche Spiel gegen den neuen Führer, wie es der gegen den alten vollführte. Manchmal versucht freilich der abgesetzte Führer durch ein Husarenstückchen sein Ansehen zurückzuerobern. Es sei da erwähnt, daß der Begründer und erste Führer des Wandervogels, *Karl Fischer*, mit dem etwas anzweifelbaren Mute eines Mucius Scaevola vor den Mitgliedern seiner Gruppe, die abzufallen drohten, sich die Hand verbrennen ließ. Zumeist aber greift der Führer zu passiven Mitteln, zur Spekulation auf die Tränendrüsen, des Mitleiderregens usw. Freilich ist diese Taktik dabei fehl am Orte, weil die anderen in Verfolgung ihrer eigenen Interessen ihn nur als lästig abschütteln. Selbstverständlich werden bei diesen inneren Krisen die individuellen Programme, wie ich sie bereits darlegte, gegeneinander ausgespielt. Dem Führer aber hat sich im Grunde nur wieder die Feindseligkeit der Welt und der Menschen bestätigt, an welcher Erkenntnis er freilich mitgearbeitet hat. Für uns ist klar, daß Menschen, deren Gemeinschaftsgefühl so beeinträchtigt ist, auch untereinander in Konflikt geraten müssen. Und tatsächlich sind die Uneinigkeiten, die Häßlichkeiten, die Reibereien, die Abfalltendenzen in den Jugendgruppen weit zahlreicher, als der Außenstehende meint. Und es konnte das böse Wort entstehen: der Wandervogel vermehre sich durch Gruppenteilung.

Den völligen Zerfall der Jugendbewegung unter diesen Umständen hielt einerseits die Möglichkeit auf, sie als äußerst günstigen Nebenkriegsschauplatz

zu benützen, andererseits ein ständiger Zustrom von jüngeren Menschen. Und da komme ich auf einen Umstand zu sprechen, der mir die Beantwortung der Frage erscheint, warum eigentlich junge Menschen in eine Jugendbewegung von der Art des Wandervogels eintreten, da sie ja nicht sofort wissen können, daß sie hier Gelegenheit zur Erfüllung ihres Persönlichkeitsstrebens finden werden. Ich legte bereits dar, daß wir hier Menschen vor uns haben, die unter dem entmutigenden Drucke des Gefühls von der Feindseligkeit der Welt stehen. Diese Meinung bildete sich aber bei ihnen, weil infolge einer falschen Einschätzung ihrer Lage sie die Überzeugung von ihrer Schwächlichkeit und Minderwertigkeit gewonnen haben. Daraus entstand aber auch der Wunsch, vor den Rauhigkeiten des Lebens verschont zu werden, der Wunsch nach einer Situation, die ihnen die Schwierigkeiten aus dem Wege räumt, ihnen die Pfade erleichtert. Es schwebt ihnen dabei sicherlich die Erinnerung vor, daß sie ja schon einmal eine solche Situation erlebten, es ist die frühkindliche Situation, und zwar die eines verzärtelten Kindes oder eines auf privilegierende Verzärtelung Anspruch erhebenden Kindes. Denn nur dieses empfindet dann, wenn es der behüteten Stellung beraubt ist, die Schwere des Lebens mit doppelter Wucht, und dieses wird auch viel leichter der Entmutigung anheimfallen. Es wird aber immer wieder eine Situation anstreben, wo seinem Bedürfnis nach Verzärtelung, nach Behütung Rechnung getragen wird, namentlich dann, wenn Entscheidungen, Prüfungen drohen. Das ist aber in diesem Alter der Pubertät der Fall. Da sich nun vielfach nicht nur die Position des verzärtelten Kindes in der Familie entwickelte, sondern dieses auch die Feindseligkeit der Welt aus einer oft brutalen Gesinnungsänderung der Familie erlebte, so wird es auf der Suche nach einem Halt, nach Menschen, die ihm eine gewisse Wärme entgegenbringen, das Elternhaus von vornherein ausschließen. In der Jugendbewegung findet es zumeist anfänglich das, was es sucht, eine Art Zufluchtstätte vor der Feindseligkeit des Lebens. Denn die anderen Gruppenmitglieder, der Führer betrachten den Ankömmling als ein willkommenes Mittel, ihre Großherrlichkeit einem Neuling gegenüber zu zeigen, der sich natürlich davon noch imponieren läßt. Die anderen haben ja schon längst das äußere Flittergold durchschaut und die innere Hohlheit erkannt. Um ihn zu gewinnen, wendet man die Mittel der Zuvorkommenheit, des scheinbaren Eingehens auf die Interessen des anderen an, man umwirbt ihn nach allen Regeln der Kunst. Es schmeichelt natürlich der Eitelkeit des Knaben, wenn sich die Älteren zu ihm herablassen, er fühlt sich den Mittelpunkt des Umworbenseins, er genießt wieder die längst entbehrte Wärme, er erlebt eine neue Situation des verzärtelten Kindes, und die hat er ja gesucht. Wie dann später die Jugendbewegung von ihm als Nebenkriegsschauplatz, als Entschuldigung und Ausweg zu den Lebensfragen benützt wird, ist bereits dargelegt worden.

Wenn ich die Jugendbewegung als gebildet von Lebensflüchtlingen darstellte, die eine frühkindliche Situation erstreben, dann aber sie als Weg erkennen, der ihnen die Möglichkeit des Persönlichkeittriumphes schafft, so will ich doch nicht meine Ausführungen schließen, ohne wenigstens erwähnt

zu haben, daß heute erfreulicherweise, wenn auch vorläufig nur vereinzelt, sich Bestrebungen regen, die die Jugendbewegung methodisch ihres neurotischen Charakters zu entkleiden versuchen, die in der Jugendbewegung nicht mehr den Selbstzweck für das einzelne Individuum sehen. Die Schwierigkeiten sind freilich groß. Sie liegen vor allem darin, daß hier eine von vornherein negativ eingestellte Lebensrichtung in eine positive umgekehrt werden soll. Diese Aufgabe geradewegs aus der Jugendbewegung selbst zu lösen, erscheint mir nach allem, was ich oben ausführte, als wenig aussichtsreich. Die Führer sind dort noch viel zu persönlich an ihre eigenen Interessen gebunden, sie kleben noch viel zu sehr an der stützenden Rolle, die sie eben als Führer in der Bewegung spielen wollen. Dazu ist eine nicht unbeträchtliche Zahl von ihnen noch stark mit der neurosezeugenden Zeit des unmittelbaren Nachkriegs verbunden. Günstiger sind daher wohl diejenigen Gruppen zu bewerten, in die ein Programm oder ein Ziel von außen hineingetragen wurde. Da läßt sich das persönliche Ziel leichter unterordnen, das verkümmerte Gemeinschaftsgefühl kommt leichter dazu, wieder fruchtbar zu werden. *Als notwendig ergibt sich aber, daß dieses Ziel eine möglichst allgemeine gemeinschaftsfördernde Weite besitzt,* damit die Möglichkeit offen bleibe, daß sich die persönlichen Kräfte selbständig entfalten können, freilich im Sinne eines positiven Mitwirkens an der Zusammenarbeit in der Gesellschaft. Dieses Ziel darf also nicht wieder selbst den Anlaß oder die Möglichkeit geben, einer neurotischen Spannung und Einseitigkeit Vorschub zu leisten. Eine solche Jugendbewegung wird aber dann von selbst aufhören, nur der Glorie der eigenen Persönlichkeit zu dienen, und sie wird als das erstehen, was sie wirklich sein soll: *ein Durchgangspunkt der Jugend, wo sie eine Erziehstätte für die Arbeit in der Gemeinschaft findet, wo sie die Bedeutung der Einfügung des Einzelnen für den organischen Bestand der Gesellschaft unmittelbar erkennen lernt, wo aber vor allem auch ihre entmutigte Spannung in eine optimistische Lebensauffassung gelöst wird.* Gewährleistet wird aber das, wenn der Führer weiß, daß er nur Diener einer großen Idee ist, an deren Erreichung er nur bei Ausschaltung jedes persönlichen Zweckes mithelfend wirken kann. Er ist bloß der Leiter der Jugend und damit ein Mensch, dessen Arbeit durch ihren gemeinschaftsfördernden Untergrund nachzustrebendes Vorbild der Jugend sein kann. Unter solchen Umständen könnte die Jugendbewegung einen geradezu idealen Trainingsplatz für das spätere soziale Wirken abgeben, und damit eröffnet sich ihr die Aussicht, eine pädagogische Bedeutung zu gewinnen, deren Wirkung wir heute kaum erst ahnen können.

Zur individualpsychologischen Beeinflußbarkeit der Epilepsie

Von PAUL BRODSKY (Wien)

Vorbemerkung: Ich hatte mit der Kranken R. als Hauslehrer zu tun und konnte so den Verlauf des Falles aus nächster Nähe fortlaufend verfolgen. Sie stand und steht in systematischer ärztlicher Behandlung, und zwar sowohl in psychotherapeutischer als auch medikamentöser. Auf die rein medizinische Seite kann ich nicht eingehen; ich bemerke nur, daß die ärztliche Behandlung sich über einen Zeitraum von 5 Jahren erstreckt; im zweiten Jahre (1926) wurde mit der Verabfolgung von Medikamenten begonnen.

Die Familie *R.* war eine Mittelstandsfamilie, die durch die lange Krankheit des Vaters und durch den Krieg wirtschaftlich niedergegangen war. Der Vater starb an Lungentuberkulose und ließ die Mutter mit sechs Kindern, deren ältestes 13 Jahre alt war, in arger wirtschaftlicher Not zurück. Mit wenig Erfolg versuchte die Mutter verschiedenes, um die Kinder etwas lernen zu lassen und sie auf eigene Füße zu stellen.

Zur wirtschaftlichen, wohl auch zur erzieherischen Entlastung wurde die Gelegenheit, ein Kind im Waisenhaus erziehen lassen zu können, ausgenützt. Die älteste Tochter, die schon zu Lebzeiten des Vaters fleißig in der Wirtschaft und bei der Betreuung der jüngeren Geschwister mithelfen mußte, war unentbehrlich, der folgende Bruder zu alt und bei der Wahl zwischen *R.* und der ihr vorangehenden Schwester entschied man sich für *R.*, der Viertgeborenen. Als man sie später wegen der gehäuften Anfälle herausnehmen mußte, kam die ihr vorangehende Schwester in das Waisenhaus; ebenso wurde der jüngste Bruder eine Zeitlang dort erzogen. Trotzdem also mehrere Kinder außer Haus erzogen wurden, erlebte *R.* ihre Übergabe an das Waisenhaus so, als ob sie die einzige gewesen wäre, was auf sie, wie wir später sehen werden, tiefen Eindruck machte. Als ich in die Familie eingeführt wurde, waren außer *R.* alle Geschwister beruflich tätig und die wirtschaftlichen Sorgen ziemlich beseitigt.

Die Familiensituation war folgende: Die Familie bestand aus den Eltern und sechs Kindern in nachstehender Reihenfolge: Mädel, 2 Jahre Abstand, Bub, 1 Jahr Abstand, Mädel, 1 Jahr Abstand, Mädel (*R.*), 2 Jahre Abstand, Mädel, 7 Jahre Abstand, Bub. Die Erziehung lag hauptsächlich in der Hand der Mutter. Vater war tagsüber in der Fabrik, kam spätabends nach Hause und war zu müde, um sich noch viel um die Erziehung zu kümmern. Alle Geschwister sagen, daß er sie alle gleichmäßig behandelt habe und zu ihnen stets gut war. Die Mutter war der Aufgabe, die Erziehung, die Wirtschaft und die Pflege des schwerkranken Mannes allein zu besorgen, nicht gewachsen, hatte

sie sich ja außerdem, in den letzten Lebensjahren des Mannes, um die Beschaffung der Geldmittel zu sorgen. Sie wurde nervös, neurasthenisch, sparte nicht mit Schelten, Nörgeleien und Schlägen.

Die Stellung der Kinder zu den Eltern zeigte eine deutliche Trennung in Mutter- und Vateranhänger. Die älteste Schwester hatte sich durch ihre Mithilfe die Stellung einer rechten Hand der Mutter gesichert und damit auch eine gewisse Überlegenheit über die anderen Geschwister. Der älteste Bruder war zunächst der Stammhalter und zudem ein ausgesprochenes Kittelfaltenkind. Er wich nicht von der Mutter und konnte Schreikrämpfe kriegen, wenn die Mutter z. B. auf das Klosett ging. Erst ein Schaff kaltes Wasser konnte ihn zur Ruhe bringen. Die zweite Schwester war das typische mittlere Kind, das ziemlich neutral blieb, wenn sie auch mehr dem Vater zuneigte. Da so die Mutter durch die vorangehenden Geschwister völlig in Anspruch genommen war, blieb *R.* nur der Weg zum Vater offen. So wurde sie Vaters Liebling und ist auch unter allen diejenige, welche Vaters Tod am wenigsten verwinden konnte. Die jüngste Schwester war ein Sorgenkind. Sie hatte stets mit den Augen zu tun, hatte einen nicht recht funktionierenden Magen-Darmtrakt und schließlich die schönsten Haare. Sie war also der Aufmerksamkeit der Eltern, vor allem der Mutter, ganz besonders sicher. Das war für *R.* ein harter Schlag, da sie die Stellung des Jüngsten ohnehin verloren hatte und nun durch eine so starke Konkurrenz sich ins Hintertreffen gedrängt fühlen mußte. Da kam in sehr weitem Abstand noch ein Bruder, der im letzten Lebensjahre des schwer lungenkranken Vaters gezeugt war. Natürlich umgab ihn die Mutter mit aller Sorge und Mühe, da sie fürchtete, daß er etwas von Vaters Krankheit geerbt haben könnte. Wenn sich *R.* schon mit der jüngsten Schwester irgendwie abgefunden hatte, so mußte sie diese neuerliche Bedrohung um so ärger empfinden, als der Bruder, der Vater nicht gekannt hatte, ein sehr gutes Teil von Mutters Interesse für sich in Anspruch nahm und dadurch für *R.* jede Aussicht, einen Elternteil für sich zu haben, endgültig verloren war; Vater war tot und Mutter hatte für sie keine Zeit. Es wird so verständlich, daß sich *R.* mit den jüngsten Geschwistern nicht gut verträgt, ganz besonders mit dem Bruder. Sie hat versucht den großen Altersunterschied zwischen ihm und sich auszunützen, um sich wenigstens ihm gegenüber eine gewisse Überlegenheit zu sichern. Sie war zu ihm schroff und wies ihn bei jeder Gelegenheit zurecht. In einer Unterredung bezeichnet sie ihn, der ein sehr netter guter Junge ist, als frech und äußerte sich stets abfällig über ihn. Mit den vorangehenden ist sie gut, besonders mit der unmittelbar ihr vorangehenden Schwester.

Die Wohnverhältnisse waren schlecht. Für sieben Personen stand eine Zimmer-Zweikabinett-Küchenwohnung zur Verfügung, so daß es unmöglich war auch nur einen Augenblick völlig allein zu sein oder auch nur die anderen nicht zu hören. Dazu mußte diese Wohnung zeitweise als Arbeitsraum für die Mutter und als Ordinationsraum für den ältesten Bruder, der Zahntechniker wurde, dienen.

R. hat Epilepsie. Sie hatte Anfälle, die sich mit Unruhe in den Augen und heftigem Blinzeln ankündigten. Es folgte ein Aufschrei, und gleichzeitig fiel

sie unter starken krampfhaften Zuckungen des Körpers, besonders der Extremitäten, bewußtlos zusammen. Hierbei trat ihr Schaum aus dem Munde und sie biß sich in die Zunge. Nach etwa 15—20 Minuten hörten die Zuckungen auf, sie öffnete die Augen, ohne jedoch jemanden zu erkennen, auch hörte sie nicht. Die Hände machten ununterbrochen Bewegungen, versuchten die Kleider abzustreifen oder taten so, als ob sie Wäsche zusammenlegen würden. Schließlich verfällt sie in tiefen Schlaf, aus dem sie nach 2—3 Stunden mit heftigen Kopfschmerzen und Unbehagen aufwachte. Sie wußte nichts von dem Anfall, außer sie sah es an den Zungenverletzungen oder daran, daß sie im Bett lag. *R.* hat auch noch eine zweite Art von Anfällen. Diese äußern sich in Beklemmungen auf der Brust mit Angstgefühl und Zittern in den Armen und Beinen. Sie dauern nur wenige Sekunden und verlaufen ohne Bewußtseinsverlust.

Den ersten Anfall hatte sie mit neun Jahren im Waisenhaus, nach einem Streit mit einer Schulkollegin; sie war sehr aufgeregt und fiel vom Sessel. Mir berichtete sie von einem anderen Anfall, den sie als den ersten bezeichnete. Dieser trat nach einem Erschrecken auf, als ihr eine Kollegin, mit einem weißen Leintuch bekleidet, in der Nacht als Gespenst nachlief und sie auf den Rücken schlug. Diese Verwechslung der Reihenfolge der ersten Anfälle ist wohl auf die große Zahl, mit der sie von nun ab auftraten, zu erklären, doch haben sie beide gemeinsam, daß sie erst nach Verlassen des Elternhauses auftreten und beide in Situationen, in denen sie sich hilflos einer Übermacht, stärkere Schülerin bzw. Überraschungsmoment, ausgeliefert fühlen mochte. Die Anfälle häuften sich von nun an derart, daß sie aus dem Waisenhaus genommen werden mußte. Sie besuchte nun die Bürgerschule, wo sie eine fleißige und gute Schülerin war. In dieser Zeit setzten die Anfälle durch sechs Monate aus. Nach der Schule durfte sie nichts mehr lernen, teils weil man eine Überanstrengung vermeiden wollte, vor allem aber, weil sie wegen der Anfälle nirgends hätte bleiben können. Die Mutter fürchtete die Anfälle so sehr, daß sie *R.* nirgends allein hingehen ließ und sie auch nicht allein in der Wohnung lassen wollte, hatte sie sie doch schon einige Male irgendwo liegen gefunden mit einem blauen Auge oder sonstigen Verletzung. *R.* mußte nun in der Wirtschaft helfen, während die Geschwister dem Beruf nachgingen, verdienten, Geselligkeit pflegten usw. Sie erhielt von ihnen die abgelegten Kleider und dann und wann ein paar Schillinge; wurde ihnen aber nachgesetzt, mußte sie bedienen, was nicht die Geschwister, wohl aber die Mutter von ihr verlangte. Natürlich war sie stets unlustig zur Arbeit, war langsam, und brachte die Mutter, die sehr fahrig war, dadurch zur Verzweiflung. Sie war schwer zum Aufstehen zu bringen, ging sehr zeitig schlafen, zog sich unter der Decke aus und an. Die Anfälle häuften sich in dieser Zeit bis zu 2—3 im Tage, die meistens im Bette oder vor dem Schlafengehen, oder wenn sie sich ärgerte, auftraten. Fast mit Sicherheit konnte die Mutter damit rechnen, *R.* in einem Anfalle zu finden, wenn sie sie allein gelassen hatte. Die Mutter hielt ihr die Krankheit stets vor, riet ihr, den Gedanken an das Heiraten wegen ihrer Krankheit aufzugeben.

Die psychologische Situation, die ich also vorfand, war folgende: *R.* Minderwertigkeitspositionen waren: eine möglicherweise vorhandene Organminderwertigkeit des Gehirnes, was sich aus dem Umstande vermuten läßt, daß sowohl die Mutter, als auch sämtliche Geschwister, an äußerst starken Migräneanfällen litten, die sich mit zunehmendem Alter mehr oder weniger stark verloren. Eine vorhandene leichte Debilität hat sie, die bis zum zweiten Lebensjahre Jüngste war, nach äußerst lebhaften Geschwistern, auf die Linie der Passivität gedrängt. Sie zeigte auch typische Erscheinungen der verzärtelten Jüngsten, wie Bettnässen, Pavor nocturnum. Die Stellung des Jüngsten verliert sie an eine kränkelnde Schwester. Sie hat weder die Möglichkeit erste zu werden noch letzte zu bleiben, aber auch die Stellung als mittlere ist ihr verwehrt durch die Geburt des jüngsten Bruders, die zu einer Zeit erfolgte, als sie sich im Verlaufe von sieben Jahren irgendwie mit ihrer Verdrängung aus der Stellung einer Jüngsten abgefunden hatte. Knapp vorher verliert sie noch den Vater, dessen Liebling sie war und der ihre einzige Stütze in ihrer Unsicherheit war. Da sie bald darauf ins Waisenhaus kam, mußte sie zur Überzeugung gelangen, im Hause, und besonders von der Mutter, nicht gern geduldet worden zu sein, und daß nur der Vater es war, der ihr das Heim und damit Schutz und Sicherheit verschafft hatte. Wie sehr gerade sie den Verlust des Vaters empfand, zeigen uns ihre Erinnerungen aus dieser Zeit. Sie kann sich noch genau an das Krankenzimmer erinnern, sie gibt an beim Vater bis zu dessen Tod gewesen zu sein (dies wird allerdings von ihren Geschwistern als nicht richtig bezeichnet), ebenso will sie sich an dessen Aufbahrung erinnern (was auch nicht ganz zu stimmen scheint). Das Gefühl der gänzlichen Verlassenheit und der Wunsch, daß all dies nicht wahr sei, beherrschte sie so sehr, daß sie berichtet, noch lange nachdem sie ins Waisenhaus gekommen war, hätte sie geglaubt, Vaters Tod sei nur ein Traum. Diese tiefe Entmutigung brauchte nur verstärkt zu werden, durch das Gefühl der völligen Wehrlosigkeit, wie sie es beim Streit sowohl als auch bei dem Schreckerlebnis erlebt hatte, um die Anfälle auszulösen. Einmal als wirksam erkannt, werden sie nun trainiert, wobei sie als Vorbild eine Mitschülerin hatte, die an länger andauernden Zappelkrämpfen litt, denen *R.*, wie sie berichtete, öfter zugesehen hatte; ein schönes Beispiel für die Symptomenwahl. Schließlich kam noch die trostlose Stellung eines Aschenbrödels zu Hause dazu, ohne eine Aussicht auf Besserung, die nur den einen Wunsch offen ließ, möglichst viel Zeit zu verschlafen, zu verträumen, um nicht immer neue Demütigungen zu erleben. Dazu kommt noch das Bewußtsein, daß sie durch die lange Zeit, die sie von jedem geistigen Training und von jedem Kontakt mit anderen ausgeschlossen war, tatsächlich nicht imstande sei, sich allein zu erhalten oder in Gesellschaft jene Rolle zu spielen, die man als guter Kamerad zu übernehmen hat. Es blieb ihr also nichts anderes übrig, als sich durch die gehäuften Anfälle eine Sicherung zu schaffen und gleichzeitig die Mutter, die früher für sie keine Zeit gehabt hatte, immer fester an sich zu binden.

Infolge der Anfälle kam sie aus dem Waisenhaus heraus, was ja das Ziel war, und nun sehen wir die Anfälle durch eine längere Zeit aussetzen, als sie

mit Erfolg die Schule besucht. Dies kann wohl als ein Zeichen vom Vorhandensein eines kleinen Quantum Mutes und Hoffens verstanden werden, und wenn auch sicherlich die Anfälle nicht gänzlich aufhören werden, so glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, daß die später einsetzende Häufung und Intensität eine Antwort waren auf die so sehr entmutigende Haltung der Mutter und des Milieus.

Die Mutter, die zersorgt war von dem schweren Existenzkampf, hatte als einzige Stütze ihres Selbstbewußtseins bloß die Genugtuung, daß es ihr gelungen war, ihre Kinder auf die Füße zu stellen. Damit aber verband sie die Angst davor, eines Tages überflüssig zu werden und den Einfluß auf ihre Kinder in dem Maße zu verlieren, als diese selbständig würden. Deshalb ließ sie nicht ab vom Nörgeln und Lamentieren und wollte es nicht dulden, daß die Kinder sich immer mehr ihrem Einfluß entzogen. Als einzige blieb ihr *R.*, die durch ihre Krankheit auf sie angewiesen war und sich ihrem Einfluß nicht entziehen konnte. So wird die starke Bindung der Mutter an *R.* verständlich, da sie sich gegenseitig Stütze und Sicherung bieten konnten.

Auf meine Veranlassung ging die Mutter mit *R.* ins Spital, um feststellen zu lassen, ob es sich um eine wirkliche Epilepsie handle. Sie wurde von dort an *Steckel* gewiesen, der sie einem seiner Mitarbeiter zur Behandlung übergab. In den ersten Wochen ihrer Behandlung, während welcher sie täglich hingehen mußte, blieben die Anfälle nahezu völlig aus. Da sie veranlaßt wurde, ihre Träume aufzuschreiben, so konnte man aus diesen Aufzeichnungen ersehen, daß sie sehr viele sexuelle Träume hatte. Später, als sie nur zwei- bis dreimal pro Woche zum Arzt ging, traten die Anfälle wieder häufiger auf, um zur Zeit, als der Doktor Wien verließ, wieder die alte Intensität zu erlangen. Dies ist verständlich, da sie wieder einmal eine Stütze, die sie für sich allein hatte, verloren hatte. Ich ging sodann mit ihr zu Dr. *Adler*, der sie an den, sie derzeit behandelnden Arzt wies. Gleichzeitig hatte ich begonnen, trotz heftigen Protestes der Mutter, mit *R.* kaufmännische Fächer zu lernen, weniger um sie gerade auf die Laufbahn einer Bürokraft vorzubereiten, als ihr die Möglichkeit geistigen Trainings zu geben und damit zugleich das Bewußtsein auch lernen, etwas wissen zu können. Auch war mit dem Erlernen dieser Fächer die Möglichkeit in Aussicht gestellt, vielleicht doch sich mit diesen Kenntnissen fortbringen zu können. Sie ging mit großem Eifer darauf ein, denn wieder hatte sie jemanden gefunden, der ihr helfen wollte, der sich für sie interessierte und der nur für sie da war. Ich kam anfangs täglich zu ihr, da sie schwer lernte und auch von der Mutter gehindert wurde in der Zwischenzeit zu arbeiten; sie mußte in der Wirtschaft helfen, und um *R.* noch mehr an diese Arbeit zu binden, begann Mutter ihr hohes Alter ins Treffen zu führen, das es ihr unmöglich machte, die ganze Arbeit selbst zu leisten. Die Opposition der Mutter ist wohl zu verstehen, da sie sich bedroht fühlte auch diese letzte Tochter aus ihrem Einflußbereich zu verlieren und so tatsächlich überflüssig zu werden. Sie versuchte *R.* die ganze Sache als zwecklos zu vergällen, indem sie darauf hinwies, daß man nicht gerade auf sie warten werde, wo es doch so viele arbeitslose Beamte gäbe, oder indem sie

auf *R.s* mangelnde Bildung hinwies: „Wie soll sie Stenographie lernen, wenn sie nicht einmal deutsch schnell schreiben kann", sagte sie einmal vor ihr. Sowie *R.* in der Bürgerschule, trotzdem sie auch dort nicht leicht gelernt hatte, fleißig war, so hielt sie durch und riskierte es sogar, gegen die Mutter zu handeln, um für mich Aufgaben zu machen. Es gelang nach vielen Kämpfen und unter Zuhilferufung der Geschwister die Organisation der Mutter zu schwächen und nach etwa 1½ Jahren im Jahre 1926 hatte *R.* die doppelte Buchhaltung, das kaufmännische Rechnen bis zur Zinsenrechnung und Stenographie erlernt. Den Maschinenschreibkurs, den sie besuchte, mußte sie infolge Geldmangels aufgeben. Sie war schon früher stets ins Volksheim zu den Vorträgen Dr. *Adlers* gegangen, um dort etwas Erleichterung zu finden, wenn sie die Schuld ihrer Angehörigen an ihrem Schicksal aus dem Vorgetragenen heraushörte. Nun begann sie auch einen Stenographiekurs zu besuchen, in dem sie, da es ein Anfängerkurs war, den anderen schon etwas voraus war, was ihr das Erlebnis etwas zu können vermittelte und sie machte auch davon Gebrauch, indem sie ihrem Sitznachbar half. Sie begann sich ein wenig aufzurichten, wenn auch äußerst vorsichtig. Sie, die stets moros war, wurde freundlicher, umgänglicher. Sie träumt sehr viel, klagt über die Mutter, die ihr stets wegen ihrer Langsamkeit Vorwürfe macht. Die Anfälle sind seltener, weniger heftig und ohne Zungenbiß. Sie treten stets vor Eintritt der Menses auf. *R.* geht in großer Gesellschaft baden und traut sich im Donaustrom zu schwimmen. Ihre im Grunde noch sehr große Ängstlichkeit zeigt sich auch in den Träumen: Sie träumt auf dem Schoße des Vaters zu sitzen. Ein andermal: Sie liegt im Bett. Es wird ihr ein Hemd vorgelegt, das viel zu kurz ist. Sie will es nicht anziehen, muß aber nachgeben, will aber nicht aus dem Bett, weil sie im Hemd ausgehen soll. Das Gefühl der Zurücksetzung, des Verkürztseins ist aus dem Traum deutlich zu entnehmen. Aber auch der stete Kampf des Lebens, das von ihr, in der Person der Mutter verkörpert, verlangt hinauszugehen, trotzdem sie nur ein Nichts ist und im Kampf mit den Tagesangelegenheiten stets nur Niederlagen erleiden kann. Das schwere Aufstehen in der Frühe wird auch im Traume als das gezeigt was es ist, als ein Versuch sich zu verstecken, Vogel-Strauß-Politik zu spielen gegenüber den realen Tatsachen.

Durch einen Verwandten eröffnet sich die Möglichkeit *R.* als Arbeiterin in einer Fabrik unterzubringen. Sie selbst zeigt sich sehr erfreut, doch weisen die gehäuften Anfälle auf ein erhöhtes Unsicherheitsgefühl, auf eine gesteigerte Umschau nach Sicherung hin. Diese Ängstlichkeit ist sehr wohl zu verstehen, da sie sich plötzlich jener Situation gegenüber sieht, um die sie ihre Geschwister so beneidet hatte und nun hat sie Angst, daß sie sich nicht bewähren wird. Dazu kommt, daß sie sich auch von ihren Stützen verlassen fühlt, da sie nicht mehr so oft zum Arzt gehen kann und auch ich nicht mehr täglich bei ihr bin. Sie beruhigt sich aber wieder ein wenig, da infolge der gehäuften Anfälle der Verwandte richtig Bedenken zeigt, sie in die Fabrik aufzunehmen und auch die Mutter heftig Vorstellungen von den ihr drohenden Gefahren macht. Bis dahin hatte sie, außer im Waisenhause, noch nie einen Anfall außer Hause gehabt.

Im Jahre 1927 sind die Anfälle selten, in Abständen von vier Wochen, gewöhnlich prämenstruell. Sie kommen jetzt ohne Anzeichen, sind aber sonst dieselben wie früher, nur daß sie auch am Abend eintreten. Im Mai desselben Jahres tritt *R.* in die Fabrik ein, nachdem es gelungen war, die Bedenken des Verwandten zu zerstreuen. Ihr selbst fiel der Eintritt nicht besonders schwer, da gleichzeitig die älteste Schwester in derselben Eigenschaft dort eintrat; sie hatte sie sozusagen im Beruf eingeholt. Natürlich blieben die Anfälle, die sagen sollten, man solle nicht glauben, daß jetzt alles gut sei, nicht aus. Sie traten in der Frühe vor dem Aufstehen auf, waren aber von kürzerer Dauer, weniger heftig und, was das Auffallendste war, *R.* konnte sofort nach Wiedererlangung des Bewußtseins aufstehen und trotz Einspruchs der Mutter und Kopfschmerzen in die Fabrik eilen. Dies ist der klare Beweis von der dialektischen Beziehung zwischen der Krankheit und dem neurotischen Überbau. In dem Maße, als es infolge der Behandlung gelungen war diesen Überbau zu zerstören, zeigte sich auch eine Abnahme der Intensität der Krankheitssymptome, welche sogar, wie der früher sich anschließende tiefe Schlaf und die Niedergedrücktheit, gänzlich geschwunden waren, sich somit nicht als Krankheits-, sondern als neurotische Symptome deklarierend. Noch im selben Jahre besuchte *R.* außer dem Stenographiekurs einen Tanzkurs im Volksheim. Sie hatte dort im Jahre 1925 den ersten Anfall außerhalb des Hauses gehabt, als sie mit den Geschwistern und der Mutter, in den Kleidern der ältesten Schwester bei einer Tanzunterhaltung war und nicht mittun konnte. Nun glich sie diesen Mangel aus. Von nun an wird sie sehr aktiv. Im Jahre 1928 tritt sie dem Volksheimchor bei und wird Mitglied des Arbeiterturnvereins. Auch hier sehen wir eifrigstes Mittun. Sie lernt fleißig nach Noten singen und beteiligt sich an allen Schauturnen des Vereins, sowie an den Aufführungen des Chores. Sie erhält von den Geschwistern eine Laute geschenkt und beginnt nun gleich einen Lautenspielkurs im Volksheim. Diese verschiedenen Verpflichtungen ermöglichen es ihr auch sich etwas von der Mutter loszulösen. Im Geschäft unterscheidet sie sich nicht in der Arbeit von den anderen. Sie findet, wie auch in all den Kursen, keinerlei Anschluß, ein Beweis von der noch immer vorhandenen starken Scheu vor den anderen. Anfälle hat sie nie im Geschäft gehabt. An einen zweiten Anfall außer Haus in der Straßenbahn, als sie mit der Mutter zum Arzt fährt, kann sie sich nicht erinnern. Im Jahre 1929 nimmt die Zahl der Anfälle wieder zu, doch treten sie ohne Voranzeigen auf. Kein Zungenbiß, kein Naßmachen und immer die Möglichkeit, sofort aufzustehen und wegzugehen.

Daß dieses Mädchen auch einen sehr starken männlichen Protest hat, ist wohl selbstverständlich. Sie zeigt keinerlei sexuelle Appetenz, erklärt gerade heraus sich vor der Hingabe an einen Mann zu fürchten. Diese Einstellung ist leicht erklärlich, wenn man sich vor Augen hält, daß sie als Epileptikerin glauben mußte, wenig Aussicht zu haben einen Mann fesseln zu können, in welchem Glauben sie von der Mutter noch bestärkt wird, die ihr riet, sich wegen ihrer Krankheit das Heiraten aus dem Kopfe zu schlagen. So zeigt sie, die nicht unhübsch ist, durchaus nichts von weiblichen Zügen. Sie ist hölzern in

ihren Bewegungen, zeigt keine Neigung sich zu schmücken. Die Zähne, die ganz braun sind, will sie sich trotz wiederholtem Anerbietens des Bruders, der Zahntechniker ist, nicht richten lassen. Das Geld, das sie verdient, verwendet sie fast ausschließlich zur Anschaffung von notwendigen Dingen usw. In Gesellschaft ist sie Männern gegenüber entweder scheu oder, wenn sich diese mit ihr beschäftigen, derb und zieht es vor von ihnen in Ruhe gelassen zu werden. Natürlich besteht nebenbei das Verlangen auch in diesem Punkte so sein zu können wie die Geschwister, nur traut sie sich dies nicht zu. Die Anfälle, die sie unmittelbar vor Eintritt der Menses bekommt, weisen auch auf diesen Protest hin. Doch mit der steigenden allgemeinen Ermutigung beginnt der Protest gleichzeitig abzubröckeln. 1929 läßt sie sich auf einmal die sie verunstaltenden Zähne richten, sie legt größeren Wert auf schöne Kleider und bemüht sich stets nett auszusehen. Dies hat natürlich ihre gesteigerte Geselligkeit in den verschiedenen Volksheimkursen bewirkt. Die früheren zahlreichen sexuellen Träume waren wohl vor allem eine Warnung gewesen, während aus ihren jetzigen Träumen, wie wir sehen werden, ein einsetzendes Training zu erkennen ist. Durch das Turnen, das Schwimmen wird sie immer mehr in ihrer Ablehnung schwankend gemacht, da es nur in der Abgeschlossenheit der Wohnung und mit Hilfe der Mutter möglich war, sich ein genügend abschreckendes Bild vom Umgang mit Männern zu machen. Sie schämt sich wohl zunächst, daß „es“ auch sie erfaßt, doch kann sie sich davon nicht losmachen. Ein Traum aus dieser Zeit war: Sie sieht zwei starke nackte Männer. Sie will weggehen, weil sie sich schämt, kann es aber nicht. Dies zeigt ein zaghaftes Training, das gegen ihren Willen einsetzt, immer bereit zum Rückzug und immer um Hilfe sich umsehend, falls es zu bedrohlich werden könnte. Sie ist stolz darauf, daß ein Herr, der gegenüber wohnt, zu ihr sehr nett ist, sie mit du anspricht und sie richtet es stets so ein, daß sie gemeinsam in der Straßenbahn fahren; natürlich darf zu Hause niemand davon wissen. In derselben Zeit aber träumt sie: Sie steht mit vielen Leuten auf einem Platz (offenbar bei einem Turnfeste). Ein neben ihr stehender Mann will ihr in die Bluse greifen. Sie will ihn schlagen, doch es gelingt ihr kaum die Hand zu heben. Endlich kann sie es doch und sie gibt ihm eine Ohrfeige. Ein Wachmann, dem sie dies erzählt, gibt ihr recht. Dieser Traum ist in seinem Anfang wieder ein Memento, doch verrät er die Richtung in der sie sich bewegt. Sie kann kaum mehr Widerstand leisten, sie wird also wahrscheinlich unterliegen. Die Hilfe, um die sie sich in dieser bedrohlichen Lage umsieht, ist der als Wachmann auftretende Arzt, der ihr durch seine Zustimmung recht geben soll, wenn sie sich gegen diese Gefahr zur Wehr setzt.

Zusammenfassend ist also zu sagen: *R.* leidet an einer organischen Krankheit, der Epilepsie. Doch ist diese Krankheit durch konstitutionelle, sowie die Familiensituation und das Milieu zum Ausgang eines neurotischen Überbaues gemacht worden, d. h. die Krankheit wird in ihrer Intensität und ihrem Verlauf beeinflußt von der seelischen Haltung der Patientin. Die schweren Entmutigungserscheinungen der Patientin veranlassen sie, sich dieser Krankheit als Sicherung in allen jenen Situationen zu bedienen, in welcher sie sich außer-

stande sieht diese zu beherrschen. Dadurch vermag sie sich auch all dies zu verschaffen, was ihr versagt geblieben ist, vor allem die Aufmerksamkeit der Mutter, Rücksicht, Sorge der ganzen Familie, aber auch Enthebung von allen Lasten des Berufes, der Gesellschaft und der Sexualität. Dabei ist doch ein letzter Rest von Mut vorhanden, der sich in der Haltung zeigt, daß sie bei geeigneter Hilfe verhältnismäßig leicht aus ihrer Reserve tritt. In der Schule bei mir im Volksheim lernt sie eifrig und sie ist ein verläßliches Mitglied im Chor und Turnverein. Dieser Rest hat es ermöglicht sie zurückzuführen zum aktiven Menschtum, wenn auch freilich noch genug Zaghaftigkeit vorhanden ist. Dies ist zu einem guten Teil darauf zurückzuführen, daß eine Änderung des Milieus und vor allem der Mutter nur in geringem Maße möglich war. Diese Zaghaftigkeit zeigte sich z. B. als sie im Jahre 1929 wegen des Spitzenkatarrhs in ein Erholungsheim kam. Die Unsicherheit der neuen Umgebung gegenüber äußerte sich in zwei Anfällen in der zweiten Woche und die neuerliche Änderung des Milieus bei ihrer Rückkehr löste wieder einen Anfall in der letzten Woche aus. Sowohl das Weg von zu Hause, als auch das Zurück ins alte Milieu erschüttern sie noch so, daß sie zu dem alten Mittel greift, um sich vor dem neuen Unbekannten zu sichern.

Wenn es trotz der Epilepsie und dem nur wenig geänderten Milieu gelang, *R.* auf eigene Füße zu stellen, so daß sie, fällt die Familie einmal auseinander, sich dennoch behaupten kann, so ist dies nur möglich gewesen durch Hebung des kleinen Quantum Muts, das in *R.* steckte. Durch die individualpsychologische Behandlung ist es gelungen den neurotischen Überbau weitestgehend zu beseitigen und damit auch gleichzeitig die Krankheit in ihrer Wirkung abzuschwächen. Wieder ein Beweis für die Richtigkeit eines Grundgedankens der Individualpsychologie: Nicht was einer hat, sondern was er daraus macht, ist wichtig.

Lebensstufen der Erotik

Von Dr. ERWIN WEXBERG (Wien)

Es ist unverkennbar, daß das Problem der Geschlechtsbeziehungen immer aktuell bleibt, daß es niemals an die Peripherie des Interesses rückt. Man erkennt es unter anderem daran, was das Symptom jeder menschlichen Problematik ist: daß sie fast ausschließlich mit den Worten Sollen und Dürfen, Müssen und Können behandelt wird. Mit anderen Worten: die Frage der Liebe wird einerseits hauptsächlich als eine Frage der Moral betrachtet (Sollen und Dürfen), und andererseits erleben die Menschen sie immer dort, wo es darauf ankäme, jener Moral zur Geltung zu verhelfen, als unwiderstehlichen Zwang (Müssen und Können). Zwischen moralischer Pflicht und biologischem

Zwang ist der Weg des menschlichen Liebeslebens eingeengt, und so bleibt scheinbar kein Raum offen für freies Wollen. Das ist der deutlichste Ausdruck für die Angst der Menschen vor freier Entscheidung, für die Angst, die ihnen die Liebe als Aufgabe einjagt. Aber es ist hier wie überall: auf der Flucht vor der Verantwortung gerät man ins Feuer einer gefährlicheren Front: die Zonen des Sollens und des Müssens überschneiden sich. Bald soll man, was man nicht kann, bald darf man nicht, was man muß. Mit der Ausschaltung des freien Willens setzt der seelische Konflikt ein. Und damit ist erst recht das Problem, unlösbar wie es ist, in den Mittelpunkt gerückt. Die Menschen leiden; sie fühlen sich als Opfer ihrer Natur, als Opfer ihrer sittlichen Pflicht, hoffnungslos eingeklemmt zwischen Triebhaftigkeit und Schuldgefühl. Das Problem der Geschlechter wächst ins Riesengroße.

Der wissenschaftliche Ausdruck dieser Situation ist die Psychoanalyse. Sie sanktioniert den Trieb, sie sanktioniert das verdrängende Ich, sie sanktioniert den unlösbaren Konflikt zwischen beiden. Sie versucht keine Lösung. Sie beschreibt, erklärt, deutet, sie bezieht das ganze Leben in den Sexualkonflikt ein und erkennt nichts an, was noch außerhalb stünde. Es ist mehr als „Unbehagen in der Kultur", was da heranzuwachsen scheint. Es ist, so sieht es aus der pessimistischen Perspektive der Psychoanalyse aus, die unausweichliche Katastrophe, der Kampf aller gegen alle, der sich zwangsläufig aus dem Kampf jedes einzelnen gegen sich selbst entwickeln muß. Der Untergang nicht nur des Abendlandes.

Die Psychoanalyse hat als Ausdruck der erotischen Krise immense historische Bedeutung. Alle jene Erscheinungen, denen wir in der psychotherapeutischen Praxis als charakteristischen Kennzeichen des neurotischen Lebensstils begegnen, finden sich in der Psychoanalyse als wissenschaftliche Grundsätze ernst genommen, formuliert. Sie ist zur Doktrin erstarrte Neurose. Das erklärt ihren Welterfolg. Ihr Pansexualismus spricht das aus, was Tausende, Millionen Menschen schon längst vor ihr zu empfinden glaubten: daß es in der Welt überhaupt nicht Wichtiges gebe als die Geschlechtsbeziehung. So wird Überschätzung der Sexualität in der Psychoanalyse zur Methode. Aber bezeichnender noch ist die künstliche Trennung zwischen Sexualität und Erotik, die bei so vielen Neurotikern, konsequent durchgeführt, das Problem der Liebe schlechthin unlösbar macht und die in der Psychoanalyse zum System erhoben ist. Wesentlich ist hier der Begriff der Autoerotik, des Lustgewinns am eigenen Körper. *Freud* beschreibt die Sinnlichkeit des Säuglings und des Kleinkindes, die wir mit vollem Recht als präsexuelle Sinnlichkeit bezeichnen können, und rechnet sie der Geschlechtlichkeit zu. Die natürliche Funktionslust, durch die vielleicht überall in der Natur, nicht nur beim Menschen, lebenswichtige Funktionen biologisch sanktioniert werden, stellt ein reichliches Material dar, aus dem später die Erotik schöpft. Lustmechanismen, die an sich mit der Sexualfunktion nichts zu tun haben, werden vom erotischen Menschen umfinalisiert, in den Dienst der Erotik gestellt, um so mehr, je dringlicher ihm das Bedürfnis ist, sein ganzes Leben zu sexualisieren. Aber indem dies geschieht, und je mehr dies geschieht, um so mehr

schafft sich die Sexualität ein eigenes Bereich, abgelöst von der Liebe zum Du. Der Lebensstil unserer Zeit, die durch eine Schule des Individualismus gegangen ist, fordert Liebe, nicht Geschlechtsgenuß. Die Totalität der innigsten seelischen und körperlichen Beziehung ist die einzige Form der geschlechtlichen Beziehung, die als normal gelten kann — immer im Bereich unserer hier und jetzt herrschenden Kultur. Wer sich dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlt, bedient sich der Trennung von Sexualität und Erotik, entweder um der menschlichen Beziehung auszuweichen, oder sie so zu gestalten, daß die körperliche Verschmelzung vermieden wird.

Und doch ist die menschliche Beziehung mindestens in dem Maße beim Kinde vorbereitet, wie die Sinnlichkeit. Schon das Kind erlernt den individuell persönlichen Kontakt mit der Umwelt; freilich zunächst noch in einer spezifisch kindlichen Form: es ist vor allem das Erlebnis des Geliebtwerdens, das das Kind zuerst in seiner Beziehung zur Mutter, dann zu allen erwachsenen Familienangehörigen kennen lernt. Noch reicht sein Selbstwertgefühl nicht hin zum Geben. Aber doch ist es schon eine Beziehung zum Du, das Erlebnis der Liebe und der menschlichen Gemeinschaft. Daß die Liebe des Kindes manchmal deutlich erotische Züge trägt, ist richtig. Aber die mitschwingende frühreife Sinnlichkeit, die sich hier mit der menschlichen Beziehung verknüpft, bleibt eine periphere und nicht dem Wesen zugehörige Erscheinung — schon deshalb, weil nicht nur in der Tat, sondern auch im Denken und Fühlen das Finale fehlt. Dieses Finale ist aber, sei es auch nur als vorgestelltes oder dunkel empfundenes Ziel, von einer wirklichen erotischen Beziehung nicht zu trennen. Deshalb ist es selbst dort, wo sinnliche Züge in der kindlichen Liebe unverkennbar sind, falsch, von einer erotischen Beziehung zu sprechen.

Das Kind fühlt sich als Objekt der Liebe der Erwachsenen und erwidert diese Liebe nur in dem Maße, als es geliebt wird. So kann das Kind nicht unglücklich lieben. Es kann unter dem Gefühl leiden, nicht geliebt zu werden, und kann eifersüchtig sein. Aber das ist noch nicht unglückliche Liebe; noch nicht die Empfindung, ohne *diesen* Menschen nicht leben zu können. Auch die stärkste seelische Bindung pflegt sich beim Kinde schneller als man dachte zu lockern, wenn der äußere Kontakt unterbrochen wird. Und manches von dieser spezifisch kindlichen Form der Liebe ist in der Pubertäts- und Nachpubertätszeit noch deutlich zu finden, gibt ihr das Gepräge. Eine unglückliche Liebe im eigentlichen Sinne gibt es auch in der Zeit der Pubertät nicht. Es ist die Zeit der Schwärmereien auf Distanz, der träumenden Sehnsucht, in der wohl das Finale nicht mehr fehlt. Aber die Unwirklichkeit und Unrealisierbarkeit der geträumten Beziehung gehört wesentlich mit dazu, reale Erfüllung wird gar nicht gewünscht. So ist diese Liebe nicht unglücklich, obwohl sie unerfüllt bleibt. Die Distanz zum angebeteten Helden dient deutlich der Sicherung vor realeren Möglichkeiten; gleichzeitig aber der fiktiven Erhebung des eigenen Wesens ins Niveau und in die geträumte Gemeinschaft mit der verehrten Persönlichkeit — einem Schauspieler, einem Kinostar, der in der Einbildungskraft mit allen Attributen menschlicher und

männlicher Vollkommenheit versehen wird. Hier zeigt sich ein markanter Unterschied der Geschlechter: warum schwärmen so viele Mädchen, aber fast nie Knaben für Bühnen- und Leinwandstars? Warum sammeln Knaben nicht die Bilder von Greta Garbo und Marlene Dietrich, warum sammeln sie keine Autogramme von ihnen? Das ist ein deutlicher Ausdruck des männlichen Stils in unserer gestrig-heutigen Kultur. Das Mädchen fühlt sich in der geträumten Beziehung zum Helden erhoben: der Knabe würde es als eine Schmach empfinden, eine Frau anzubeten. Kein Mann ist so männlich, wie es der Knabe gern sein möchte. Knaben verlieben sich in dieser Zeit wohl in größere Mädchen oder erwachsene Frauen, lieben sie aus der Entfernung, wagen natürlich nichts. Aber von dieser Liebe sprechen sie kaum mit sich selbst, unendlich schamhafter in dieser Hinsicht als die Mädchen, und sie lassen sie nicht in den Mittelpunkt ihres Jungenlebens gelangen.

Wenn diese ersten Beziehungen — falls man sie so nennen kann — trotz ihrer Unerfülltheit, trotz ihrer Sehnsucht, nicht den Charakter der unglücklichen Liebe annehmen, so vor allem auch deshalb, weil schon die Sehnsucht durch Angst gehemmt wird. Angst ist vielfach der dominierende Affekt in der ersten Phase des erotischen Lebens überhaupt, auch dort, wo etwa der Sechzehnjährige schon eine wirkliche erotische Beziehung erlebt. Sie kann die Form geradezu körperlicher Angstzustände annehmen, wobei sie in eigenartiger Weise mit der Sehnsucht verschmilzt.

Diese ersten realen Beziehungen sind durch die Kindheitsschablone bestimmt: Mädchen wie Knaben suchen vorwiegend ältere Partner. Denn die erste Liebe zu einem Menschen des anderen Geschlechts war doch die zu Mutter und Vater. Und obwohl diese Liebe zu den Eltern durchaus nichts Erotisches an sich hat, knüpft die Tradition hier an, überträgt Gefühlswerte, die dort zum ersten Male erlebt wurden, wenig verändert in die erste erotische Wahl. Das Gefühl des Geborgenseins, das man aus der Kindheit kennt, ist noch zu untrennbar verknüpft mit dem Erlebnis der Liebe, als daß es ohne weiteres ausgeschaltet werden könnte. Wenn Knaben in einer solchen Beziehung nicht selten die Rolle des Beschützers spielen wollen, so ist das mehr Wunschtraum, spielerische Vorwegnahme der Zukunft, als Wirklichkeit.

Wie sehr aber diese als Typus lange bekannte Liebeswahl des älteren Partners soziologisch — durch die Familienkonstellation — bedingt ist, geht daraus hervor, daß hier die Jugendbewegung ganz neue Verhältnisse schafft. Fast alle, die ihr angehören, wenden ihre erste Liebe einem gleichaltrigen Partner zu. Kameradschaft und Freundschaft gehen mit fließenden Grenzen in erotische Bindung über. Gewiß darf diese historische Veränderung als ein Erfolg der Jugendbewegung betrachtet werden. Denn wenn auch die Liebesbeziehungen zwischen halben Kindern, die heute gar nicht mehr selten sind, vielfältige Konflikte und Gefahren schaffen, so sind sie doch als ein Symptom größerer Selbständigkeit, wachsenden Selbstvertrauens zu bewerten. Was nottut, um diese Veränderung zum Fortschritt werden zu lassen, ist vor allem systematische Erziehung zum erotischen Verantwortungsgefühl bei den jungen Leuten. Auf diese Weise, und nicht durch die Rückkehr zu überlebten Formen

strenger Autoritätserziehung, werden die üblen Nebenerscheinungen der erotischen Freiheit, denen man den unverdienten Ehrennamen „neue Sachlichkeit" beigelegt hat und die als Kinderkrankheiten der neuen Zeit zu betrachten sind, zum Schwinden gebracht werden. Gewiß ist es nicht erfreulich, daß heute weite Kreise der intellektuellen und halbintellektuellen Jugend unter dem Titel der Vorurteilslosigkeit den unterschiedslosen Geschlechtsverkehr zum Programm erheben und die relative Gefahrlosigkeit dieser Libertinage, die sie der empfängnisverhütenden Technik verdanken, dazu mißbrauchen, Geschlechtslust zu genießen, wie man einen Eiskaffee mit Schlagsahne genießt. Mit dem Aufruf zum erotischen Verantwortungsgefühl ist nicht nur und nicht einmal in erster Linie die Verhütung der Folgen gemeint. Wichtiger als alles andere ist die Tatsache, daß der Ersatz der Erotik durch Sexualität, der seelisch-körperlichen durch die rein körperliche Beziehung, einen kulturellen Rückschritt und keinen Fortschritt bedeutet, und nicht einmal Rückkehr zur Natur, sondern zu einem gekünstelten Naturersatz. Die Fiktion, als könnte der Mensch unserer Zeit, die an der Wende nach dem Höhepunkt eines hochgezüchteten Individualismus steht, zu den erotischen Lebensformen der Primitiven zurückkehren, ist, genau betrachtet, nur eine andere Form der Flucht vor der wirklichen menschlichen Bindung, der einzigen, die unserer Art gemäß ist. Macht man sich auf diese Weise für jene unfähig, so trägt man schließlich die Kosten für den Fehler einer Schwachmütigkeit, die sich mit Hilfe einer „modernen" Ideologie um die Lösung der Aufgabe herumdrücken will.

Die Zeit der Nachpubertät setzt das, was in der Pubertät begonnen wurde, organisch fort. Noch immer steht das Geliebtwerden im Vordergrund. Der junge Mensch liebt zunächst die Liebe des Partners. Schon weil er, Anfänger der Liebe, die Zurückweisung fürchtet, wartet er deutliche Kennzeichen der Sympathie von der anderen Seite ab, bis er sich erklärt. Nun ist die Erotik schon eingebaut in den Lebensplan des jungen Menschen: wie man liebt, zeigt, was für ein Mensch man sei. Die Angst, nicht bestehen zu können, führt zur maßlosen Überschätzung des erotischen Erlebnisses. Alles andere tritt in den Hintergrund, Beruf, Freundschaft werden vernachlässigt. Die ewige Frage: Liebst du mich? ist eigentlich der einzige Inhalt stundenlanger, tagelanger Gespräche. Der Kuß bedeutet vor allem die Liebesbereitschaft des Partners. In dieser Zeit kann es geschehen, daß eine scheinbar elementare und unwiderstehliche Liebe fast mit einem Schlag überwunden ist, wenn der Partner gleichgültig zu werden scheint: Liebst du mich nicht, so lieb ich dich auch nicht! Gewiß, auch der junge Mensch vermag schon zu geben, an die Stelle kindlicher Einseitigkeit ist die Wechselseitigkeit der Bindung getreten. Aber sie ist nicht bedingungslos; es ist keine Güte in der Liebe — vielmehr Habenwollen.

Das ist die Zeit der wildesten Eifersucht. Eigentlich glaubt der junge Mensch gar nicht wirklich daran, daß jemand ihn so über alle Maßen lieben könne, wie er zu lieben glaubt. Dazu kommt, daß er seiner eigenen Liebe nie ganz sicher ist. Es ist die Zeit der krampfhaften Selbstbeobachtung, des

allzu bewußten Gefühlserlebnisses, wodurch jedes einfache elementare Gefühl gehemmt wird. Die „Unzulänglichkeit der Empfindungen“ wird quälend erlebt. Dadurch neigt der junge Mensch, wie in einer Art Überkompensation, zur Übertreibung. Er lebt sich in eine wildromantische Stimmung hinein, reißt den Partner mit. Erotischer Konkurrenzneid macht es zur Ehrensache, die Liebe des andern zu übertrumpfen. Man ist zu den radikalsten Beweisführungen bereit. Das ist wahrscheinlich der Ausgangspunkt vieler Doppelselbstmorde: genau genommen wären beide Teile, so sehr sie auch aneinander gebunden sein mögen, sehr wohl imstande, aufeinander zu verzichten, wenn es sein muß. Der Kummer wäre zwar groß, doch nicht unüberwindlich. Aber man hat nun einmal Gefühlsinflation getrieben. Man hat ganz große Worte gebraucht, hat sich gegenseitig berauscht in einer Stimmung vollkommenen Hingegebenseins an die „Allgewalt der Liebe“. Man hat in zahllosen Briefen davon gesprochen, daß es auf der Welt nichts anderes mehr gibt als den Geliebten, hat es im Augenblick sogar selbst geglaubt. Nun wäre der Rückzug schwer und beschämend. Unerträglich die Vorstellung, daß dieses Mädchen, das man glauben gelehrt hat an eine todesbereite Tristanliebe, nunmehr, ernüchtert, erkennen müßte, daß alles Schwindel war. Daß sie im gleichen Augenblick erkennen würde, daß auch sie Gefühlsinflation getrieben hat, und eigentlich mit einem Gefühl der Erleichterung die wilde Komödie, die mit dem Tod enden sollte, aufgeben würde, darüber gibt er sich keine Rechenschaft. Und sie würde es ihm auch sorgfältig verschweigen. Sie würde ihren Prestigeerfolg rücksichtslos ausnützen, ihn des Betruges beschuldigen, würde sich in die neue romantische Rolle der verlassenen Geliebten einspielen. All das wagt man nicht. Und so gelangen wohl beide, vielleicht im tiefsten Innern widerstrebend, bis zu dem letzten Moment, wo sie sich den Schritt in den Tod durch den erotischen Rausch erleichtern.

Der allzu stürmische Ablauf erotischer Erlebnisse in der Jugend hat vermutlich öfter, als man denkt, seine Ursache in dieser Inflation der Gefühle. Es ist der Gegenpol jenes sexuellen Zynismus, den man als neue Sachlichkeit benannt hat, und beide sind gleich unecht, gleich literarisch, beide in gleicher Weise der Mode unterworfen. Die Gleichgültigkeit gegen die Persönlichkeit des Partners ist ebensowenig echt wie die überstiegene Ausschließlichkeit der Bindung, wie die dazugehörige Eifersucht. Manchen jungen Leuten bedeutet die Liebe nur einen Vorwand für die Eifersucht. Wichtig ist der Besitz, der Ausschluß jedes Dritten, der Haltung des verzärtelten Kindes entsprechend, das die Mutter niemand gönnt. Es ist leicht, aber nutzlos, Eifersucht logisch zu widerlegen. Sie ist sinnlos, wenn der Partner nicht mehr liebt, weil niemand sich zur Liebe zwingen kann; noch sinnloser, wenn er liebt, weil man ihn unnötig quält und das herbeiführt, was man fälschlich annimmt. Und doch fühlt er sich schuldig: sollte man doch für Gefühle verantwortlich sein?

Hier sind wir wieder bei jener Problematik angelangt, die sich zwischen Sollen und Müssen ausspannt. Es ist die Antinomie der Erotik. Die meisten Menschen glauben an die Schicksalhaftigkeit der Liebe, an Amor mit dem

Pfeil. Und unbeschadet dessen fühlen sie sich für ihre Gefühle zu tiefst verantwortlich. Noch mehr: wir schätzen die Liebe des Partners eigentlich nur dann, wenn sie den Eindruck des Elementaren, Triebhaften, dem Willen Entzogenen macht: amor triumphans. Man will imstande sein, unwiderstehliche Liebe einzuflößen, zu bezaubern — so will es das eigene Selbstgefühl. Aber in dem Augenblick, wo sich das Schicksal gegen uns zu wenden scheint, wo die Liebe des Partners erkalten will, will man an die Schicksalhaftigkeit dieses Prozesses nicht glauben: man ist eifersüchtig. Eifersüchtig auf den Partner, als könnte man verlangen, daß er sich bemühen solle, weiter zu lieben; eifersüchtig auf den Dritten, der uns als Räuber erscheint. Aber wie ist es da mit dem Schicksal? Was kann der Dritte dafür, daß er sich gerade in diese Frau verliebt? Was kann die Freundin dafür, daß sie diese Liebe erwidert? Alles hängt von der Meinung ab. Der Glaube ans Schicksal hat immer und überall nur den Sinn, uns der eigenen Verantwortung zu entheben, und nicht einmal dieser Aufgabe wird er wirklich gerecht. Denn der Treulose fühlt sich selbst schuldig.

Wo Ideologie und Handeln in Widerspruch zueinander stehen, hat immer das Handeln recht. Unweigerlich richtig ist es, daß es eine berechtigte Forderung nach Liebe nicht gibt. Was auf der Welt wären wir zu fordern berechtigt? Der Begriff der Forderung existiert zu Recht nur dort, wo es eine Instanz gibt, vor der man sie durchsetzen kann, und festgesetzte Regeln, durch die sie bestimmt ist. Das ist etwa bei der juristischen Forderung der Fall. Aber wir können von keinem Menschen fordern, daß er gut zu uns sei, von keinem, daß er uns liebe oder daß er einen anderen nicht liebe. Das hindert freilich nicht, daß ich mich selbst verpflichtet und verantwortlich fühle. Dieses Gefühl ist der untrügliche Ausdruck dafür, daß ich einer realen Gemeinschaft eingegliedert bin. Aus dieser Tatsache erfließt die Selbstverständlichkeit der Kooperation, der Solidarität. Gewiß gebe ich durch den Eintritt in diese Gemeinschaft meine Eigenpersönlichkeit nicht auf — das kann ich gar nicht. Aber ich bin nunmehr nur noch so weit individuelles Ich, als ich nicht Glied der Gemeinschaft bin. Als solches bin ich gebunden und handle aus einer Gemeinschaftsseele heraus, die nunmehr auch meine Seele ist. Indem ich die Solidarität dieser Gemeinschaft durchbreche, handle ich gegen mich selbst. Und das empfinde ich als Schuldgefühl.

Natürlich nur dann, wenn *ich* es bin, der die Solidarität bricht. Darum ist es jedermanns Bestreben, die Verantwortung dafür dem Partner aufzulasten: er hat zuerst die Treue gebrochen, oder er hat mich gequält, hat mir durch sein Verhalten bewiesen, daß er mich nicht liebt. So erleichtert man sich, was man letzten Endes doch als Sünde empfindet. Man plädiert vor dem fiktiven Gerichtshof, den man in sich hat, für mildernde Umstände. Man scheut vor Übertreibungen, Entstellung von Tatsachen nicht zurück. Freilich muß man zu diesem Zweck Forderungen geltend machen, die zu stellen man nicht berechtigt ist. Und weil ein dunkles Gefühl dafür in uns allen lebendig ist, deshalb nützen uns die fiktiven Entschuldigungsgründe und Gegenanklagen letzten Endes auch nichts. Wir fühlen uns trotz allem belastet.

Und wieder ist es ein unklares Wissen um diesen Tatbestand, wenn der Freund, den man verlassen will, mit dem Selbstmord droht. Er tut es angeblich, weil er ohne die Freundin nicht leben kann. Doch das kann nicht richtig sein. Denn wenn er guten Willens wäre, müßte er zum mindesten versuchen, ohne sie zu leben. Er kann es ja sonst nicht wissen, ob es nicht doch geht. In Wirklichkeit hat der Selbstmord immer den Sinn einer Strafe für den treulosen Partner. Der Selbstmörder fühlt sehr wohl, daß sie sich schuldig fühlt und daß sein Tod, der ihre Schuld besiegelt und unwiderruflich macht, eine dauernde, kaum tragbare Belastung für sie wäre, auch dann, wenn sie selbst so tut, als fühlte sie sich für nichts verantwortlich und als suchte sie ihn nur aus Humanität von seinem Schritt zurückzuhalten. Es zeigt sich immer wieder, daß die Menschen sich fast nur in ihren Worten, bewußten Gedanken und Empfindungen mißverstehen, nicht aber in ihren Handlungen. Aber wir haben in unserem inneren Haushalt eine doppelgeleisige Verwaltung. Jeder von uns denkt, spricht, empfindet bewußt anders, als er es eigentlich meint, und so haben wir jederzeit die Möglichkeit, von der Seele A an die Seele B zu appellieren, wenn es uns gerade paßt, sowohl bei uns selbst als beim andern. Indem der Selbstmörder die Freundin beim Wort nimmt und so tut als glaubte er ihr das Gefühl der Unschuld, erschleicht er sich das Recht auf Selbstmord, der doch nur den Sinn hat, ihr Schuldgefühl zu treffen.

Die tragischen Verwicklungen sind nur durch die Gefühlsinflation der Jugend möglich, nur möglich dadurch, daß alles Lebenskapital in das erotische Erlebnis investiert wird. Dann ist es schwer, heil herauszukommen. Aber warum tut man das? Nicht darum, weil, wie die Psychoanalyse meint, Eros die Welt regiert; sondern weil diesen jungen Menschen in zweifacher Weise der Mut fehlt: einmal der Mut, einen Mißerfolg in der Liebe zu ertragen. Allzusehr ist das Selbstgefühl mit dem Erfolg verknüpft. Hat man sich, ausgehungert nach Erfolgen, in die Liebe gestürzt, weil man nicht an sich glaubte und sein Selbstvertrauen durch die Liebe des Partners befestigen wollte, dann ist es freilich kein Wunder, daß der Mißerfolg alles zerschlägt, was noch an Selbstwertgefühl da war. Es war wie eine entscheidende Prüfung, bei der man durchgefallen ist. Aber zweitens — und das hängt mit Punkt 1 innig zusammen — dieses Va-banque-Spiel auf eine Karte schien nur dadurch notwendig, weil der junge Mensch die Zuversicht auf allen anderen Lebensgebieten verloren hatte, weil er nicht an Leistung und nicht an Gemeinschaftsinteressen glaubte und darum froh war, all das im Stiche lassen zu können um eines einzigen Menschen willen. Diese Romantik ist letzten Endes Feigheit. Ihre lyrische Schönheit soll nicht geleugnet werden. Aber es ist nicht nützlich, sie zu unterstreichen. Eine nach Millionen Bänden zählende „schöne“ Literatur, zum Teil wirklich schöne Literatur, hat sie seit Menschengedenken verherrlicht. Diese Literatur spielt in dem Drama mit. Sie wirkt auf die Jugend von der Bühne des Theaters, aus den Romanen und Gedichten, von der Filmleinwand, sie gibt den Stoff zu Tagträumen. Fort mit dieser Literatur! Die Zeit der Liebesromane sollte endgültig vorbei sein.

Der gereifte Mensch kehrt allmählich zur Erde zurück. Er hat, im günstigen Fall, ein Stück Glauben an sich gewonnen und hat die Liebe in sein Leben eingeordnet. Es wäre falsch, diese Umstellung als traurige Ernüchterung und Resignation zu bezeichnen. Des erotischen Sturms und Drangs der Jugend hat man sich weder zu schämen, noch besteht ein Anlaß, darauf stolz zu sein. Wer ihn nicht mitgemacht hat, ist bestenfalls einer von den 99 Gerechten, über die im Himmel weniger Freude herrscht als über einen reuigen Sünder. Er kann leicht in überlegenem Ton von der Liebe sprechen, die er nicht kennt und vielleicht nie kennen wird. Wer dem verehrungswürdigen Irrtum der Jugend nicht unterlegen ist, hat sozusagen kein Recht auf sein Rechthaben. Die anderen, die es durchgelebt haben, die nach den Ekstasen und Verzweiflungen der Jugend mit einem ,,Trotzdem" ins irdische Leben eintreten, haben darum das Verständnis für die überwundenen Irrtümer nicht verloren. Schon deshalb nicht, weil keiner von ihnen zu hundert Prozent geheilt ist. Immerhin: es geht. Man findet eine starke und tiefe Beziehung zu einem Partner, eine Beziehung, die gut zur Hälfte Vertrauen ist, und entschließt sich zur Ehe.

Die Ehe unserer Zeit ist ein kompliziertes Gebilde. Sie ist heute schon weit entfernt von ihrer patriarchalischen Form, in welcher der Mann für die Berufsarbeit, die Frau für den Mann und die Kinder da war. Damals war eigentlich der Mann minder weit von der kindlich-jugendlichen Stufe der Erotik entfernt als die Frau. Er ließ sich vor allem lieben. Die Frau liebte, sorgte, tat alles um ihn glücklich zu machen. Sie war in dieser Idealehe früherer Jahrhunderte immer etwas wie ein Muttterersatz für den Mann. Dazu gehörte mehr innere Reife als für die Rolle des Mannes. Daß es der Frau gelang, trotz ihrer sozial schwächeren Position und ihres geringeren Selbstvertrauens in ihrer Liebesfähigkeit weiterzukommen als der Mann, lag wohl daran, daß sie in ihrem engeren Lebensbereich weniger mit Verantwortung beladen war, also nicht so schwierige Aufgaben vorfand wie der Mann. So war sie stärkerer Hingabe fähig, weil sie sich minder gefährdet fühlte. Das war die normale Ehe unserer Voreltern. Charakteristisch die stets nur äußere Treue des Mannes, seine erotische Verspieltheit, seine Bereitschaft zu Seitensprüngen, an denen ihm nicht der Genuß der flüchtigen Beziehung, sondern auch der Triumph der Heimlichkeit wesentlich war — ganz wie er als Kind hinter Mutters Rücken in die Speisekammer geschlichen war und Marmelade genascht hatte. Dabei war er eifersüchtig auf seine Frau, und es war kein Widerspruch. Auch das verzärtelte Kind beansprucht ein Monopolrecht auf seine Mutter, gleichzeitig aber das Recht, sich auch anderen Menschen zu nähern. Charakteristisch auch, daß in solch typischen Ehen von gestern, deren es ja auch heute noch viele gibt, eigentlich meistens die Frau herrscht. Sie hütet sich wohl, diese Herrschaft nach außen zu dokumentieren und dem Mann irgendeine Verantwortung abzunehmen. Aber wo Interessen des Haushalts, der Kinder berührt werden, dort weiß sie es stets so einzurichten, daß sie recht behält. Sie ist schließlich doch die Mutter, auch die Mutter des Mannes. Und ihre Zärtlichkeit für ihn ist die Zärtlichkeit

für einen wilden Jungen, dem man sein Kraftgefühl und die Ansprüche seiner angehenden Männlichkeit lassen muß, um ihn desto sicherer unmerkbar zu lenken. Die Voraussetzung für diese heimliche Herrschaft der Frau ist die Fabel, daß Frauen beherrscht werden wollen. Hier ist Maske zur zweiten Natur geworden, die Frauen glauben zum Teil wirklich, daß ihnen Gehorsam höchste Wonne sei. Freilich unbeschadet ihrer tatsächlichen Herrschaftsansprüche. Sie herrschen durch Schwäche und wollen es gar nicht anders.

Diese Ehe von gestern war trotz aller Fehler und Unvollkommenheiten doch ein gutes Stück echter Gemeinschaft. Die Solidarität der Interessen, vor allem verkörpert in den Kindern, führte beide Partner zu immer reinerer Sachlichkeit. Die Frau war klug genug, die Seitensprünge ihres Mannes, die sie ahnte, nicht zu beachten. Mußte sie sie sehen, dann gab es freilich tragische Konflikte. Denn die Fiktion der Treue war notwendig. Betrog die Frau den Mann, so kam er gewiß nie darauf. In seinem törichten Gottähnlichkeitsdünkel zog er diese Möglichkeit kaum ernsthaft in Betracht. Gewiß dürfte in der normalen Ehe die Frau treuer gewesen sein als der Mann, nicht nur wegen des Mangels an Gelegenheit: sie war eben reifer, minder verspielt als er. Immerhin ergab sich die Verlockung zur Untreue oft genug aus dem Revanchebedürfnis gegen den treulosen Mann, aus dem gekränkten Geltungsgefühl einer Frau, die sich durch ein Abenteuer beweisen mußte, daß sie noch begehrenswert sei. Tragödien vom Typus der Madame Bovary waren natürlich möglich, immer, wie in Flauberts Roman, bei ehrgeizigen Frauen, deren Geltungsbedürfnis in einer bürgerlichen Ehe nicht auf seine Rechnung kam. Das waren Frauen, die den ihnen eigentlich zukommenden Beruf der Kokotte verfehlt hatten. Als Kokotten konnten sie jene Triumphe feiern, auf die es ihnen ankam, sie konnten Erfolge ohne Leistung erzielen, stolz sein auf ihr Sein gegenüber dem mangelnden Selbstbewußtsein des Könnens. Es ist ein Trick, den schon Kinder treffen: wenn man keine Aufgabe gebracht hat, den Lehrer rührend mit ängstlich großen Augen anzusehen, um seine Sympathie für das hübsche Kind zu werben und das Vergehen vergessen zu machen; den Eltern mancherlei abzuschmeicheln, was man sonst nicht bekäme. Das bleibt die Taktik der Erwachsenen, ihrer Kindlichkeit verdankt sie den Erfolg. Natürlich gibt es Kokotten dieser Art nicht nur außerhalb der Ehe. Die durch schmeichelnde Kindlichkeit triumphierende Frau ist mit ihrem „Opfer“ oft verheiratet. Sie appelliert an die Beschützer- und Herreninstinkte des Mannes, der sich sehr großartig vorkommt, wenn er Wünsche erfüllen und dafür die Anerkennung seiner Gottähnlichkeit gewinnen kann. Aber das ist eigentlich keine Ehe.

Heute hat die Ehe die verhältnismäßige Stabilität früherer Zeiten zum Teil verloren. Es ist paradox und ist doch so, daß die Frau in dem Maß, als sie dem Manne gegenüber ihre Selbständigkeit und Gleichberechtigung als Mensch durchsetzt, ihre tatsächliche Herrscherrolle in der Familie einbüßt. Gegen die selbstbewußte und offen herrschsüchtige Frau setzt sich der Mann rücksichtslos zur Wehr, eine solche Ehe geht in die Brüche. Die heimliche Herrschaft, die Herrschaft der Frau, die so sehr Mutter ist, daß

sie es auch dem Manne gegenüber ist, hört auf, wenn die Frau unserer Zeit die Mutterschaft nicht mehr als ihre Hauptaufgabe betrachtet. Die selbstbewußte Frau verlernt es, listig zu sein. Die unerhörte Menschenkenntnis der Frau alten Stils, die auf dem Manne, wie auf einem Instrument zu spielen verstand, stirbt aus. So wird unter vielfältigen Geburtswehen eine neue Form der Ehe geboren: die Ehe als Kameradschaft. War früher das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, so ist nunmehr das zwischen Geschwistern das Leitbild. Unter Geschwistern besteht jene Solidarität der außenpolitischen Interessen, die oft ein fruchtbares Zusammenwirken ermöglichen. Man hatte sich gegen ungerechte Ansprüche der Eltern zur Wehr zu setzen; man hatte gemeinsam heimliche Unternehmungen, von denen die Eltern nichts wissen durften; man hatte den Kampf gegen die Schulautorität vielfach gemeinsam zu führen, konnte viel voneinander lernen. In der neuen Ehe gilt die Solidarität zunächst dem wirtschaftlichen Kampf. Dem Manne ist es recht, wenn seine Frau so viel als möglich verdienen hilft. Ist er gerade arbeitslos, so erträgt er es sogar — was früher kaum möglich gewesen wäre —, von der Arbeit der Frau zeitweilig zu leben und selbst nichts zu tun. Ganz ist das Gefühl der Demütigung auf Seite des Mannes in solchen Ehen freilich noch nicht geschwunden. Aber die Logik der Tatsachen setzt sich schließlich durch. Manchmal versteht sich der arbeitslose Mann sogar zu häuslicher Arbeit. Das bedeutet freilich eine schwere Belastung für sein Persönlichkeitsgefühl. Es ist lehrreich zu sehen, wie Männer einen Kinderwagen schieben: sachliche Hilfsbereitschaft und männlicher Stolz kämpfen miteinander. Was tut man? Man schiebt den Wagen mit der linken Hand und raucht mit der Rechten eine Zigarette.

Die eigentliche erotische Beziehung in der neuen Ehe ist vorläufig vielfach schlechter als in der früheren. Die Frigidität der Frauen nimmt an Häufigkeit zu. Sie war schon früher häufig, als Protest gegen die Frauenrolle. Aber in der alten Ehe hatte die Frau ein starkes Interesse daran, ihr Äußerstes an sexuellem Entgegenkommen zu leisten. Denn die eheliche Umarmung war ihr stärkstes Machtmittel. Gewiß wurden die meisten Siege in dieser Ehe alten Stils im Bett errungen. Heute ändert sich das. Der Triumph der Schwäche ist nicht mehr. Will die Frau als selbstbewußte Kameradin neben dem Manne bestehen, dann ist diese Rolle kaum vereinbar mit der nächtlichen des schmeichelnden Bettkätzchens. Damit wäre freilich seit undenklichen Zeiten zum erstenmal wieder die Situation gegeben, daß der Sinn der erotischen Umarmung sich erfülle: eine wirkliche Hingabe von beiden Seiten zu sein, ein In-einander-Aufgehen, Aufhebung zweier Iche und Verschmelzung in einem Wir. In dieser Umarmung gäbe es keine aktive und keine passive Rolle mehr: beide wären aktiv und passiv zugleich, Subjekt und Objekt der Liebe in höchster Intensität. Jedes Schielen auf einen Nebengewinn des Geltungshungers wäre ausgeschaltet. Dazu aber sind viele Menschen von heute, die doch schon in dieser neuen Form der Ehe leben, noch nicht reif. Das dialektische Aufeinanderwirken zweier Menschen macht sich geltend: hat der Mann noch nicht die Fähigkeit gewonnen, sein Prestigebedürfnis in

der Liebe aufzugeben, so gelingt es der Frau auch nicht. Und da ihr der Weg der Schwäche nicht mehr offen steht, bleibt nur mehr die Frigidität: Sie tut einfach nicht mit. Die Umarmung ist und bleibt für sie Erniedrigung. Das ist ihr nicht bewußt; sie mag sogar unter der Tatsache ihrer Frigidität leiden. Aber es ist doch so, daß sie zu tiefst nicht will. Die Frigidität der Frau wirkt wieder als Demütigung auf den Mann zurück. Sein männliches Geltungsbedürfnis verlangt es, daß er imstande sei, eine Frau zu beglücken. Gelingt ihm dies nicht, so rechnet er sich das als Niederlage an. Denn er weiß nichts von dem aktiven Widerstand der Frau, von dem sie selbst nichts weiß. Aber wenn er den Widerstand empfindet, wendet sich sein beleidigter Stolz gegen sie, läßt sie entgelten, daß er sich ihr gegenüber nicht Mann genug fühlt. So kommt es zu Machtkämpfen, die die Ehe stören. Schließlich findet er den Weg zu anderen Frauen, zu Frauen alten Stils, die ihn durch ihre demütige Unterwerfung zum Sklaven machen. Die frigide Frau steht unglücklich und verbittert daneben. Bewußt empfindet sie ihre Frigidität als einen Naturfehler, für den sie nichts kann, und klagt ihren Mann an, weil er sie unschuldig leiden macht. Ihr bleibt nicht einmal die Möglichkeit der Revanche.

Die Problematik der heutigen Ehe hat dazu geführt, daß man von einer Krise der Ehe überhaupt sprach, daß man sie sogar als eine überlebte Form des erotischen Zusammenseins überhaupt bezeichnete. Mit Unrecht, wie ich glaube. Denn daß heute so viele Ehen scheitern, das liegt gar nicht daran, daß die Ehe als solche unmöglich wäre. Es liegt auch nicht an dem stärkeren Hervortreten angeblicher polygamer Neigungen. Die Fähigkeit zur Polygamie haben beide Geschlechter zu allen Zeiten besessen. Aber ebenso die Fähigkeit zur Monogamie. Man ist monogam oder polygam, je nachdem, wie man es braucht, und man kann immer auch anders. Wenn es heute mit der Ehe so gar nicht gehen will, so liegt dies vielmehr daran, daß die Zeit schneller fortschreitet als die Menschen, die in ihr leben; daß Menschen von gestern verurteilt sind, heutige Ehen zu führen. Es liegt vor allem an der Gestrigkeit der Männer. Sie sind sichtlich viel konservativer, viel weniger anpassungsfähig als die Frauen. Das kommt daher, daß sie einen Machtanspruch aufzugeben haben, den sie seit Jahrhunderten besessen haben. Und Besitzende sind immer konservativ. Die Frauen hingegen sind im Vormarsch. So kommt es, daß der Mann mit seinem traditionellen Prestigebedürfnis, dessen er sich unter einer oberflächlichen Tünche moderner Ideen gar nicht mehr richtig bewußt ist, an eine Frau gerät, die gar nicht mehr anders kann als auf ihrer Selbständigkeit und Eigenberechtigung bestehen. Sie vertraut den Worten des Mannes und glaubt ernsthaft an eine echte Kameradschaft in der Ehe. Aber dann sieht sie, wie es wirklich gemeint ist, und setzt sich zur Wehr. Setzt sich freilich auch wieder in einer falschen Weise zur Wehr, denn sie ist noch allzu besorgt um ihre neuerworbenen Rechte. Sie könnte den Mann vielleicht gewinnen, wenn sie nicht in wörtlichem und übertragenem Sinne frigid wäre; wenn sie nicht glaubte, daß Frigidität die einzig mögliche Waffe im Kampfe gegen Erniedrigung sei. Sie könnte

das Spiel schließlich gewinnen, indem sie das Vertrauen des Mannes gewänne, der eine Frau, die ihn liebt, auch wenn sie keine Schmeichelkatze ist, schließlich doch als Freundin anerkennen könnte. Aber der kämpferischen Haltung der frigiden Frau gegenüber verliert er das Vertrauen. So unterliegt sie schließlich mit all ihrem Stolz und all ihrer Selbständigkeit. Sie unterliegt nicht dem Mann, sondern sie zieht im Konkurrenzkampf gegen das Weibchen alten Stils den Kürzeren, das es noch immer gibt und das gern bereit ist, den Mann, der sich von seiner kalten Frau abwendet, als leichte Beute in Empfang zu nehmen. Ihre Niederlage ist um so schmerzlicher, wenn sie sehen muß, daß die glückliche Konkurrentin unzweifelhaft ihrem sittlichen und geistigen Niveau nach weit unter ihr steht. So fühlt sie sich weggeworfen, beschmutzt, vereinsamt.

Ein anderer Typus von Frauen, den es heute gibt, ist nicht viel glücklicher. Das ist die Frau, die den scheinbar sehr schlauen Versuch macht, die Selbständigkeit von heute mit der triumphierenden Schwäche von gestern zu verbinden; die nach Bedarf auf ihre Gleichberechtigung oder auf ihre Vorrechte als Schutzbedürftige pocht. Sie hat ihren eigenen Beruf und ist daher ihrem Manne keine Rechenschaft über ihre Wirtschaftsgebahrung schuldig; aber sie ist gekränkt, wenn er eine Gelegenheit vorbeigehen läßt, ihr Blumen zu bringen. Sie geht abends allein aus, soviel es ihr beliebt; aber wenn sie auf seine Begleitung Anspruch erhebt, muß er ihr zur Verfügung stehen, „weil doch eine Dame nicht überall hin allein gehen kann“. Sie sagt nein, wenn es ihr paßt, weil die Frau von heute nicht mehr die Sklavin des Mannes ist; aber manchmal sagt sie nein und meint eigentlich ja, weil sie sich erobern lassen will, ganz wie ihre Schwester von gestern. Die Antwort des Mannes ergibt sich von selbst: überall dort, wo sie auf ihre Selbständigkeit pocht, wird er sie in die Schranken ihres Geschlechtes zurückweisen; macht sie aber das Vorrecht der Schwächeren geltend, so wird er sie daran erinnern, daß die moderne Frau keinen Anspruch auf Galanterie hat. So haben beide recht, beide unrecht. Die Ehe geht darüber in die Brüche.

Das trägt sich in der mittleren Lebensstufe zu, die man als die Zeit der Reife bezeichnet, obwohl nur eine Minderzahl von Menschen in ihr wirklich innerlich reif werden. Für diese wäre es die Zeit echter wechselseitiger Hingabe, freudigen Gebens und Nehmens, bewußter Solidarität im gemeinsamen Kampf gegen Lebensschwierigkeiten. Die Krise der Jugend ist vorbei, die des Alters noch fern. Man könnte seines Lebens froh werden.

Die nächste Phase ist nicht die des wirklichen Alters, vom medizinischen oder psychologischen Standpunkt. Sie beginnt vielmehr schon, wenn man anfängt, sich mit der Frage des Altwerdens, der absteigenden Lebenskurve als mit einem aktuell werdenden Problem zu beschäftigen. Wir alle, Männer und Frauen, sind so geartet, daß wir dem Problem des Alterns und Sterbens wirklich nicht gewachsen sind. Wir helfen uns eigentlich größtenteils in der Weise, daß wir nicht daran denken. Das geht, solange es nicht im entferntesten aktuell ist. Aber diese Taktik des Wegschauens hat früher oder später ein Ende. Dann setzt eine Stimmung fieberhafter Unruhe ein. Das zeigt sich

nicht selten auf dem Gebiete der Arbeit in einer größeren Aktivität, einem verstärkten Antrieb zur Leistung — es ist oft die Zeit der besten Produktivität beim Manne wie bei der Frau. Die Leistung scheint dem Beweis zu dienen, daß man noch jung sei, noch im Aufstieg, und das mag sogar oft Tatsache sein. Man hätte vielleicht früher auch schon ebensogut arbeiten können; aber es fehlte der starke Impuls, der nunmehr aus der geheimen, oft noch unbewußten Angst vor dem Altwerden kommt.

Aber was bei der Leistung möglich ist, ist es auf dem Gebiet der Erotik nicht. Da hat der Mensch an der Schwelle des Alters eben weniger Chancen. Das gilt vielleicht nur für eine verhältnismäßig kleine Gruppe von prominenten Männern nicht, die, gerade zu dieser Zeit auf der Höhe einer Laufbahn angelangt, aus dem Eindruck ihrer Leistung erotische Erfolge beziehen. Für sie schiebt sich der Zeitpunkt der Krise, die doch einmal kommen muß, zuweilen beträchtlich hinaus. Aber für die große Mehrzahl der Männer gilt es ebenso wie für Frauen, für diese freilich zu einem früheren Zeitpunkt. Es ist die Zeit, wo die Frau ,,immer noch" begehrenswert, der Mann ,,immer noch" potent ist. Aber es ist die geheime Angst dahinter, daß es in absehbarer Zeit zu Ende sein wird. Man lacht anfangs darüber. Aber die Belastung dauert an, nimmt zu. Und ein durch Jahrzehnte aufgebautes Gleichgewicht gerät ins Wanken. Die Krise der Übergangszeit, die man oft als zweite Pubertät bezeichnet, hat durchaus den Charakter einer Neurose. Die Ähnlichkeit mit der Pubertät ist durchaus oberflächlich. Damals war es vor allem der Rausch des Geliebtwerdens, die Liebe zur Liebe des Partners. Diese Phase wurde in der Zeit der Reife überbaut von der Freude der Gegenseitigkeit, des ,,Wir lieben einander", das dem eigentlichen Sinn menschlicher Erotik am nächsten kommt. Wenn nunmehr in der Periode der Übergangszeit dieses System ins Wanken gerät, so geschieht es deshalb, weil die Möglichkeit des Geliebtwerdens zum Problem geworden ist, dessen Lösbarkeit von Jahr zu Jahr fraglicher wird. So verschiebt sich der Schwerpunkt nach der anderen Seite. Man beginnt die eigene Liebe zu lieben, nicht mehr die des Partners. ,,Ich liebe dich" ist die Formel, die dem Stil dieser Phase am nächsten kommt. Darum sucht man nach viel jüngeren Partnern, die entsprechend ihrer entgegengesetzten Haltung, ihrer Freude am Geliebtwerden, dem Wunsch des Älteren entgegenkommen. Väterlich-mütterliche Neigung dem geliebten Partner gegenüber ist ihm natürlich; und ein Rausch des Gebenwollens, des Verzärtelns und Verwöhnens. Die Liebe des alternden Menschen nimmt ein neues Element in sich auf, das bis dahin kaum angedeutet war: Güte. Güte im Schenken, in der Fürsorge für das geliebte Wesen, in der Rücksicht auf seine Bedürfnisse, im Verzicht auf mancherlei, was man mit der Jugend nicht mehr mitmachen kann. Oft sogar — und das ist vielleicht die stärkste Leistung des Gemeinschaftsgefühls in der Geschlechtsliebe — Güte im Verzicht auf Eifersucht. Hier gehen freilich die Typen stark auseinander. Denn es ist nicht zu verkennen, daß gerade diese Altersstufe bei beiden Geschlechtern die wildeste Eifersucht kennt, und auch das ist aus der neurotisierenden Situation verständlich. Denn die Ichhaftigkeit des alternden Menschen geht

schließlich doch auf ein ausschließliches Besitzenwollen. Man ist unendlich gebebereit dafür, daß der andere sich lieben läßt und daß er die Treue wahrt; denn ganz will man auf das Erlebnis des Geliebtwerdens nicht verzichten. Es ist zu beschämend, nur zu lieben und dafür nichts als freundschaftliche Achtung und kindliche Zärtlichkeit zu bekommen.

Auf dieser Stufe sind Erscheinungen der sexuellen Psychopathie nicht selten. In der letzten Zeit ist ein derartiger Fall unter vielen durch die Wiener Zeitungen gegangen: der Fall eines Schauspielers, der sich an Schulmädchen verging. Es ist das Zerrbild der gebebereiten Liebe dieser Phase, wie wir sie geschildert haben. Bei den Kindern wird auf Gegenliebe eigentlich ganz verzichtet. Sie werden durch Geldgeschenke dazu gebracht, sich alles gefallen zu lassen. Es ist ein erschütterndes Ausmaß an Feigheit, das sich da zeigt; der Verlust jedes erotischen Selbstvertrauens, jeder Zuversicht, eine Frau gewinnen zu können. Aber gleichzeitig erweist sich hier ein anderer Zug des erotischen Stils dieses Lebensalters, der individuell verschieden, je nach dem Lebensstil des Betreffenden, früher oder später, stärker oder schwächer hervortritt: erotische Feinschmeckerei. Die geile Lust am kindlichen Körper ist vielleicht die abscheulichste Form dieser Perversion. Hier wird das Wesen, das man begehrt, ganz zum Objekt gemacht, zum Genußmittel, das nach seiner Qualität als solches und sonst gar nicht bewertet wird. Mit Erotik im spezifisch menschlichen Sinn hat das fast gar nichts mehr zu tun. Letzter Ausweg des erschütterten Persönlichkeitsgefühls bleibt der Lusthunger als ein primitives Mittel, sich im Rausch des Augenblicks für kurze Zeit ein erhöhtes Lebensgefühl zu verschaffen, sich schwelgerisch dessen bewußt zu werden, daß man einer besonderen Delikatesse habhaft geworden sei. Von der neurotischen Eigenart entmutigter Menschen dieses Typus lebt der Mädchenhandel vieler Länder. Denn die Delikatessen werden natürlich hoch bezahlt, und selbst ansonsten hochkultivierte Menschen drängen sich zu dem Handel. Man zahlt doch auch für Kaviar oder für schöne Bilder.

Die Perversion dieser Haltung wird durch eine oft hochdifferenzierte Ästhetik nur mühsam verhüllt. Die ästhetischen Werte, um die es da geht, sollen gar nicht angezweifelt werden, und dort, wo sie mit dem Schutz der kindlichen Seele vereinbar sind, ist auch vom Standpunkt der Gesellschaft nichts dagegen einzuwenden. Aber bei allem Respekt vor der Majestät des Schönen ist doch ein Ästhetizismus, dem soziale Werte belanglos werden, wo Schönheit im Spiele ist, unserer Zeit nicht mehr würdig. Die ästhetische Ideologie ist schließlich doch nichts anderes als ein Mäntelchen für die egozentrische Feinschmeckerei eines Mannes, der den Grundirrtum begeht, Menschen, die an sich Subjekt sind, zum Objekt zu machen. Wir empfinden das mit Recht als gemeinschaftswidrig.

Entgleisungen dieser Art, auch mit ihrer homosexellen Variante, scheinen bei Männern viel häufiger als bei Frauen vorzukommen. Es mag sein, daß ähnliche Delikte bei Frauen seltener bekannt werden, vor allem weil die Verführung eines Knaben, sehr mit Unrecht, als ein läßliches Vergehen angesehen wird gegenüber der noch immer mit heiligem Entsetzen betrachteten Deflo-

ration eines Mädchens. Aber es gibt schon Gründe, die es begreiflich erscheinen lassen, daß die Knabenliebe bei Frauen nicht so häufig ist und nicht so oft kriminelle Formen annimmt als die entsprechende Perversion bei Männern. Zum Beispiel die Tatsache, daß die herrschende Sitte den Frauen Zärtlichkeit in viel größerem Ausmaße konzediert als Männern und es daher auch in Ordnung findet, daß die alternde Frau mit ihren Söhnen zärtlich ist. In dieser, wenn auch nicht erzieherisch richtigen, so doch erlaubten Form kann sie ihrem Bedürfnis nach einem Liebesobjekt Genüge tun. Dann aber spielt auch der Umstand eine Rolle, daß die Frau es nicht notwendig hat, bis zum feigen Vergehen an Kindern zu gehen, weil ihr, solange sie noch irgendwie erotisch in Betracht kommt, die Aktivität junger Männer eigenes Handeln erspart. Solchen normalen Beziehungen mit großem Altersunterschied steht bei Männern häufig die mangelnde Potenz im Wege.

Mit dem Beginn des wirklichen Alters aber setzt für einen großen Teil der heute lebenden Frauen eine Krise der Erotik ein, die tragischer ist als jedes Männerschicksal. Das demütigende Erlebnis, nicht mehr begehrenswert zu sein, ist bei Frauen, die sich außer dem erotischen kein anderes Lebensbereich gesichert haben, schlechterdings nicht zu kompensieren. So ist es verständlich, daß die alternde Frau oft die Tatsache ihres Alters nicht zur Kenntnis nehmen will, krampfhaft die Junge spielt, durch Künste der Toilette und der Kosmetik verdecken will, was sich auf die Dauer nicht verdecken läßt; daß die letzten spärlichen Erfolge, die sie erringt, mit um so schwererer Demütigung enden, da der Mann, der sie zu lieben bereit ist, weil sie ihn mütterlich verwöhnt und in zitternder Angst um ihr letztes Glück mit rührender Zärtlichkeit umgibt, schließlich ihr gegenüber dasselbe tut, was er seiner eigenen Mutter gegenüber getan hat: er verläßt sie, wendet sich, reifer geworden, jüngeren Frauen zu. Denn ihm war die Beziehung zur alternden Frau nur ein Vorspiel, Liebe unter erleichternden Umständen eine Lehrlingszeit, die ihrer Natur nach begrenzt ist. Für die Frau aber war es das unwiderruflich letzte Erlebnis, und danach kommt Leere, Trostlosigkeit, Matronentum mit grauen Haaren. Die Brutalität einer Männerkultur hat das Zerrbild des „alten Weibes“ geschaffen, des Teufels Großmutter, der Hexe, unübertroffen an körperlicher und seelischer Scheußlichkeit. Angesichts dieser Perspektive erleben manche Frauen ihren schwersten Zusammenbruch. Depressionszustände schwerster Art, Selbstmorde, schwere Neurosen sind der Ausdruck einer Krise, die fast zu schwer ist, als daß sie wirklich tragbar wäre.

Die Frau ist nicht schuld daran. Die Überbelastung der alternden Frau ist die zwangsläufige Folge einer Gesellschaftsordnung, in welcher die Frau, noch immer weit von der Gleichberechtigung, allzusehr auf den Weg des erotischen Erfolges gewiesen wird. Ungezählte Frauen bereiten sich von Kind auf für diese Lebensform vor, verzichten von Anbeginn auf jeden Versuch, durch eigene Leistung ein wertbeständiges Leben aufzubauen, und schaffen so selbst die Voraussetzungen für den Zusammenbruch, der unvermeidbar wird, wenn das Kapital an sex appeal verbraucht ist. Mutlosigkeit? Gewiß.

Aber es ist eine soziologisch gezüchtete, fast erzwungene Mutlosigkeit, der man individuell vielleicht gar nicht beikommen kann.

Gerade in dieser letzten Phase des erotischen Lebens spielt die Psychologie des „Muß“ eine beträchtliche Rolle. Männer wie Frauen berufen sich auf den unwiderstehlichen Zwang des Sexualtriebs, sei es um ihre Ansprüche an das Leben anzumelden, sei es um sich zu rechtfertigen, wenn sie soziale Schranken durchbrochen haben. Diese Triebhaftigkeit wird gewiß subjektiv als Zwang erlebt. Doch das ändert nichts an der Tatsache, daß die Kluft zwischen dem Sollen und dem Müssen durch das Wollen überbrückt werden kann und auch immer dann überbrückt wird, wenn der Mensch nicht persönlich an seiner Willensschwäche interessiert ist. Der Zwang der elementaren Leidenschaft oder der physischen Triebhaftigkeit besteht nur dann, wenn man ihm den Weg freigegeben hat. Es bedarf keines Kampfes gegen den eigenen Trieb, keiner krampfhaften Selbstbeherrschung. Wo diese erlebt wird, ist sie entweder der Ausdruck für ein angemaßtes Heldentum oder die Vorbereitung der Niederlage nach „ehrenvollem Kampf“. Wem es darum zu tun ist, die Zügel in der Hand zu behalten, der behält sie, und solange dies der Fall ist, werden auch die Pferde nicht scheu. Rasen sie aber einmal wild dahin, dann ist es freilich leicht, mit einer resignierten Geste darauf hinzuweisen, wie nutzlos hier der Versuch wäre, Zügel anzuspannen, die längst am Boden schleifen. Ein einfaches, durchaus nicht durch irgendeine moralische Ideologie unterbautes Gemeinschaftsgefühl, das Erlebnis der Tatsache, daß wir alle mitverantwortlich sind für alles, was um uns geschieht, daß es kein Recht der Individualität über dem Recht der Gemeinschaft gibt, ist hinreichende Garantie dafür, daß man dem Selbstbetrug des unwiderstehlichen Müssens nicht unterliegt. Das aber ist eine Frage des individuellen Lebensstils, der sich nicht erst in der Zeit des Alters entwickelt. Das Kind ist der Vater des Mannes.

So sind wir am Ende eines flüchtigen Überblicks über die Entwicklung der Erotik bei dem ceterum censeo jeder individualpsychologischen Untersuchung angelangt: beim pädagogischen Imperativ. Es gibt keine sexuelle Erziehung als Sonderbereich. Jeder Versuch in dieser Richtung wird gerade das herbeiführen, was wir vermeiden wollen: daß die Erotik zum zentralen Problem wird, noch mehr, als es ohnehin schon in einer Zeit neurotischer Unruhe der Fall ist, daß die erotisch geladene Atmosphäre immer neue Ladung bekommt, daß mehr noch als bisher die jungen Menschen in der Stimmung des Lampenfiebers ins Leben treten, vor allem gelte es die Liebesfrage zu lösen, und das sei unendlich schwer! Erziehung ist eine Ganzheit, wie der Mensch selbst. Das Ziel der individualpsychologischen Erziehung: Ermutigung, Hebung der Selbständigkeit, Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls, ist durchaus hinreichend, um auch auf der Linie der Geschlechtsbeziehungen zur verhältnismäßig besten Lösung vorzubereiten. Wir bilden uns nicht ein, daß wir Menschen zu erziehen imstande wären, die um Haupteslänge über den Durchschnitt ihrer Zeit hinausragen. Wir wissen schon, daß auch die beste, in unserem Sinne beste Erziehung nur Stückwerk sein kann

in Anbetracht der Tatsache, daß tausend zufällige Einflüsse, die Imponderabilien der Kulturatmosphäre, der wir das Kind nicht entziehen können und auch — in Ermangelung einer besseren Gemeinschaft — gar nicht entziehen dürfen, unseren Absichten entgegenwirken. Aber wenn wir alle, die wir aus der Individualpsychologie gelernt haben, wo der Fehler ist, mit gutem Willen und gutem Wissen daran gehen, aus eigenem alles dazu zu tun, den Fehler zu vermeiden; wenn wir alle bei uns selbst anfangen, weil wir wissen, daß die beste erzieherische Ausbildung nichts nützt, wo sie der falschen Zielsetzung des Erziehers erliegt, und wenn wir die Geduld aufbringen, keinen Fortschritt im Eilzugstempo zu erwarten, sondern mit kleinen, durch zahlreiche Rückschläge unterbrochenen Schritten in der Richtung aufs Ziel zufrieden zu sein — dann werden spätere Generationen vielleicht unsere Zeit als die Zeit der großen Wende bezeichnen, als die Mitternacht, von der *Nietzsche* spricht, die den alten Tag beendet, und als die erste Stunde des neuen Tags.

Individualpsychologie und Soziologie

Von KURT BATHELT (Bielitz)

Alfred Adler hat uns in seiner Individualpsychologie wichtige Aufschlüsse über die menschliche Persönlichkeit vermittelt: Jedes Individuum stellt einen eigenen Typus dar, der von seinem eigenen Bewegungsgesetze geleitet wird. Daher ist auch die Stellungnahme der einzelnen Menschen zu den sie berührenden Problemen eine ganz verschiedene. Die einen suchen den Entscheidungen auszuweichen, die anderen lösen sie ganz, während die Dritten sich schließlich mit Teillösungen begnügen. Kann man nicht gleiches auch von den gesellschaftlichen Gruppen, sozialen Schichten, ja vielleicht gar ganzen Nationen behaupten? Gibt es nicht auch bei ihnen typische Erscheinungsformen und für sie allein geltende Bewegungsgesetze?

Schon das Ansehen, dessen sich heute die berufstätige Frau bei den einzelnen Völkern erfreut, zeigt wesentliche Unterschiede, die von einer verschiedenen gesellschaftlichen Stellung Kenntnis geben. In Frankreich ist es ihr zwar erlaubt, den Rechtsanwalts- und Richterberuf auszuüben, aber diejenigen der Notare und Abgeordneten sind ihr bis heute verschlossen. In Deutschland und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat sie sich dagegen einen größeren Anteil am Berufsleben sichern können.

Dies eine Beispiel zeigt uns bereits, daß sich in jedem Lande typische Erscheinungsformen herausgebildet haben, die sich von den Verhältnissen anderer Länder wesentlich unterscheiden. Dies gilt nicht allein für die gesellschaftliche Stellung der Geschlechter, sondern ist auch den wirtschaftlichen,

sozialen und politischen Verbänden zu eigen, die aus der Fülle der Erfahrungen und des Wissens ihres Zeitalters sich diejenigen Erkenntnisse aussuchen — um sie später ausbauen zu können — die ihnen am besten zusagen. So bedienten sich z. B. die einzelnen Völker in ganz verschiedener Weise der Einrichtungen des Handels- und Geldverkehrs; darum spielen auch heute noch Scheckverkehr, Banken und Großhandel bei ihnen die mannigfachsten Rollen. Ja selbst die Stellung der Unternehmerpersönlichkeit im Wirtschaftsleben ist nicht überall gleich. In Österreich-Ungarn herrschte das Prinzip der Einzelunternehmung vor, in Deutschland und in den Vereinigten Staaten war dagegen die Gesellschaftsform weit stärker beteiligt. Außerdem können wir noch nachweisen, daß für einzelne Völker gewisse Beschäftigungen und Erzeugungszweige typisch geworden sind. So war der Leinenbau und seine Weiterverarbeitung vornehmlich in den deutschen Gebieten Altösterreichs anzutreffen, während der Magyare den Hanfbau bevorzugte.

Mag man heute für diese Unterschiede entwicklungsgeschichtliche Momente und andere Faktoren (z. B. hohe Besteuerung der Aktiengesellschaften in Österreich) verantwortlich machen, die Tatsache wird wohl niemand zu leugnen versuchen, daß das Wirtschaftsleben eines jeden Landes sich seinen eigenen Rhythmus bewahrt hat. Versucht man aber diesen Zusammenhängen nachzugehen, ja sie selbst an Einzelbeispielen zu analysieren, so stößt man auf interessante Zusammenhänge, die ich hier nur ganz kurz andeuten möchte. Stets macht man dabei die Beobachtung, daß ein Volk, ein Staat oder ein Wirtschaftsgebilde nur einmal im Laufe der Geschichte weltpolitische oder weltwirtschaftliche Führung erhielt, — es sei denn, es veränderten sich ihre Voraussetzungen durch Einwanderung, soziale Umstellungen oder andere Beeinflussungen geistiger Art.

Diese kurze Skizze, die wir leicht weiter ausbauen und auf andere Gebiete ausdehnen können, läßt uns erkennen, daß es im Wirtschaftsleben der Völker, wie auch in ihren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Organisationsformen ähnliche, heute noch ungeschriebene Bewegungsgesetze gibt, wie sie uns Dr. *Alfred Adler* in seiner Individualpsychologie für den einzelnen Menschen nachweisen durfte. Es wäre darum auch eine der interessantesten Aufgaben wissenschaftlicher Forschung, diesen Zusammenhängen nachzugehen und dabei die Frage zu erhellen, wie sich bei gleichen Anlässen die einzelnen sozialen Gruppen oder Völker benommen haben. Damit wäre ein weiterer Fortschritt in der Kenntnis des Menschen, seiner Eigenart und der Frage des Bewegungsgesetzes der großen Masse erzielt. Die so gewonnenen Ergebnisse dürfen aber keineswegs als allgemein gültige Regeln betrachtet werden. Dies wäre ganz verfehlt und entspräche nicht unserer Absicht. Das Wirtschaftsleben ist doch gleich der gesellschaftlichen Gruppierung der Menschheit dauernd Veränderungen unterworfen, die von einer verschiedenen Stellungnahme zu den sie berührenden Problemen ihren Ausgang nehmen und dabei auch von einer geänderten Einstellung zeugen.

Können ist Macht

Kleine Beiträge zur gegenwärtigen Methode im Rechenunterricht

Von Schulrat RUDOLF BALDRIAN (Wien, XII)

„Viel hängt vom Lehrer und seiner Methode ab."
Alfred Adler.

Durch Anschauen, Nachmachen, Versuchen und Hantieren lernen die Menschen im vorschulpflichtigen Alter und während der Beschäftigung im Elternhaus vieles mit Sicherheit und Verläßlichkeit anwenden. Nicht zum Theoretisieren, zum Anfassen und Zugreifen zwingt das Leben, und aus diesem Zwange erblüht der Erfolg.

Oberflächlichkeit bringt im Massenunterrichte unserer Schulen gar oft Unsicherheit, Mißerfolge bei Verwendung des vermeintlich sicher Erworbenen; in weiterer Folge Minderwertigkeitsgefühle, die sogar zur festen Überzeugung der einseitigen Begabungslosigkeit führen können.

Die Rücksicht auf das praktische Leben, die Herstellung möglicher Wechselbeziehungen zwischen den Lehrfächern, die Hebung der *Selbsttätigkeit* der Schüler mit besonderer Beachtung ihrer eigenartigen Entwicklungsstufe sind originelle Maßnahmen, womit derzeit die Entwicklungshilfe auch auf dem Gebiete des elementaren Rechenunterrichtes das Ziel zu erreichen hofft. Die Gestalten des Lebens sollen eifrigere Betätigung in die Schulstube bringen, die freiwilligen Mitarbeiter mehren helfen, die an den Dingen des Alltages kleine Forscher- oder Entdeckerfreuden erleben.

Unsere Erwägungen müssen auf fester, greifbarer, interesseerweckender Grundlage aufgebaut sein, so daß der mysteriöse „*Jemand*", der soundso viel verdient, durch Personen oder durch Dinge, an denen die Jugend wirklich Anteil nimmt, ersetzt wird.

Dem Schüler muß es drängen, für den Unterricht wertvolle *Sachgebiete* selbst beizustellen, die am Anfange der Rechenstunde rasch ausgewählt, um vom Lehrer geschickt für das jeweils behandelte Rechengebiet nutzbringend verwendet zu werden[1]).

---

[1]) Bitte die Kleinarbeiten des Verfassers zu beachten: „*Die Verarbeitung eines naheliegenden Sachvorrates im Rechenunterrichte.*" Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule, A. Haase, Leipzig 1916, 8. Heft; „*Der Bleistift.*" 1917. 11. Heft. „*Das Walmdach*", 1921, 4. Heft im selben Verlag. „*Messen, Darstellen, Rechnen.*" Die Quelle, Verlag Jugend und Volk, Wien 1931. 12. Folge.

Das Folgende stammt direkt aus der Schulstube, es ist eine Abschrift aus dem Schulhefte eines Mädchens und wurde am 2. Februar 1933 schlagwortartig niedergeschrieben.

Schellenberg Anna, deren Schwester ein Lehrmädchen für Damenkleidermacherinnen ist, bringt folgende Angaben über die Kosten eines neuen „Gesellschaftskleides" ihrer Mutter. Das *Sachgebiet*: Materialpreis + Arbeitslohn + Regie bilden die Selbstkosten; Selbstkosten + Gewinn den *Verkaufspreis*, soll ausgenützt werden. In die Regie werden die Verluste, alle Abgaben, Versicherung; Raum-, Einrichtungs-, Betriebs-, Umsatz- und Nebenkosten einbezogen.

Dieses wertvolle Sachgebiet aus der Hauswirtschaftskunde wurde ausgewählt, weil es in das eben behandelte *Rechengebiet*: Die Prozentrechnung eingegliedert werden konnte.

	4,85 m Georgette à S 11,40	S 55,29
	2,45 m Pongis à 5,30	S 12,99
	0,70 m Georgette-Futter à 9,70	S 6,79
	1 Agraffe	S 5,40
	1 Paar Schweißblätter	S 1,65
	Materialpreis	S 82,12
	Arbeitslohn:	
Fasson S 78,07	19,40h à S 0,67	S 13,18
(S 80,—)	Regie: 40 % v. M.-Pr.	S 32,85
	Selbstkosten	S 128,15
	Gewinn: 25 %	S 32,04
	Verkaufspreis	S 160,19

Daran anschließend:

S 300 . . .	100%	oder 1 (Ganzes)	
S 225 . . .	75%	„ $^3/_4$ vom Ganzen	
S 200 . . .	$66^2/_3$%	„ $^2/_3$ „ „	
S 150 . . .	50%	„ $^1/_2$ „ „	
S 100 . . .	$33^1/_3$%	„ $^1/_3$ „ „	
S 75 . . .	25%	„ $^1/_4$ „ „	
S 60 . . .	20%	„ $^1/_5$ „ „	
S 30 . . .	10%	„ $^1/_{10}$ „ „	usw.

Das zweite Beispiel, *Sachgebiet*: „*Die Distanzfahrt Salzburg—Wien* am 16., 17., 18. und 19. Mai 1923 erregte damals für das *Rechengebiet*: Zeitrechnung und Division in einer Knabenklasse einer ehemaligen Bürgerschule rege Anteilnahme und wurde vielseitiger ausgenützt als hier kurz gezeigt werden kann.

Ein Schüler brachte vier Zeitungsausschnitte für unsere Ausschnittesammlung und fragte uns, ob wir die darinnen enthaltenen Zahlenangaben für das Rechnen verwenden wollen. Unter allgemeiner Aufmerksamkeit las der *Sportberichterstatter*. Kurz unterhielten wir uns über: Pferdezucht, Höchstleistungen, Sportgefahren und schrieben die wesentlichen Zahlen des Berichtes übersichtlich auf:

I. *Messen*

I.	Salzburg—Wels 95 km	= 95000 m
II.	Wels—Amstetten 80 km	= 80000 m
III.	Amstetten—St. Pölten 65 km	= 65000 m
IV.	St. Pölten—Wien (Hütteldorf) 60 km	= 60000 m

300 km = 300000 m = 30 μm

II. *Darstellen.*

a) Darstellen der Strecken im Maßstabe 1 : 500000

Der Streckenunterschied beträgt 35, 30, 15, 5, 20, 25 km.

b) Orientierungsskizze: Salzburg—Wien.

III. *Rechnen.*

1. Wie viele Minuten (Kilometerzeit) braucht „Vienna“ durchschnittlich zu 1 km, wenn es 95 km in 5^h 9,5′ zurücklegte?

1. Tag: Zu 95 km — 5^h 9,5′ . . . Bedingungssatz
Zu 1 km — ? . . . Fragesatz

Vorrat Teiler Teil
309,5′ : 95 = 3,25; Schätzen $^1/_{100}$ von 309′ = 3′.
245
550
75

Zu 1 km braucht das Pferd durchschnittlich 3,25′ = $3^1/_4$′ = 3′ 15″. Antwort.

2. *Probe.* Wie lange braucht „Vienna“, um 95 km zurückzulegen, wenn die Kilometerzeit 3,25′ beträgt?

1. Tag: Zu 1 km — 3,25′ Bedingungssatz
Zu 95 km — ? Fragesatz

das Einfache der Vervielfacher
3,25′ × 95
1625 Schätzen 3 × 100′ = 300
2925
30875
75 Rest 309,5 : 60; 60 × 0,158
309,50 5,158 9,480

„Vienna“ braucht zu 95 km 309,5′ oder 5^h 9,5′.

3. Ebenso wurden die Kilometerzeiten (mit Probe) berechnet;
für den 2. Tag 282′ : 80; 3′ 31″ × 80
3. „ 216′ : 65; 3′ 19″ × 65
4. „ 170′ : 60; 2′ 39″ × 60 usw.

Die Richtigstellung eines entdeckten Fehlers im Berichte, „die Zehntel- und Hundertstelstunden wurden irrtümlich als Minuten und Sekunden ohne Umrechnung angegeben“, machte besonders Vergnügen. Das Umrechnungsverfahren dürfte den Entdeckern niemals mehr aus dem Gedächtnisse entschwinden. Obendrein warf die heitere Angelegenheit nebenbei noch die nicht zu unterschätzende Lebensweisheit ab, die Zeitungsberichte nicht ohne weiteres ganz ungeprüft hinzunehmen.

Ein verkrüppeltes Kind

Von JOHANNA HOPPE (Wetzlar)

In die Vorschulklasse für zurückgestellte Kinder werden die Neulinge eingeführt: Zarte und kränkliche Kinder, Tuberkuloseverdächtige, geistig Zurückgebliebene, einige durch den blöden Ausdruck auf den ersten Blick Schwachsinn verratend. Eins, das nach Kinderlähmung im ersten Lebensjahre an Muskelschwund leidet. Das Mädchen, das schon sieben Jahre alt ist, sitzt bewegungslos auf dem Arm der Mutter, die unaufhörlich die Krankengeschichte erzählt: „sie hat sich damit abgefunden, daß sie nicht laufen lernt; sie sagt, ihr könnt mich ja fahren. Jetzt schläft sie wenigstens ruhig, jahrelang hat sie nachts vor Schmerzen geschrien." Das Kind nimmt von der Erzählung der Mutter keine Notiz, sondern läßt ruhig seine großen, verständigen Augen durch den Raum schweifen. Einen eigenen Reiz hat dieses Kind. Das volle, weiche Kindergesicht und dabei der Ausdruck der Abgeklärtheit wie bei einem gereiften Erwachsenen. Ein Jammer ist es, seinen Körper nackt zu sehen. Das Rückgrat ist ganz verbogen, der Rumpf hängt stark nach der linken Seite über, die Beine daran wie leblose Stöcke, auch die Armmuskulatur ist schwach. Auffallend groß erscheint der schön gebildete Kopf. Das Kind hatte als Kleines in eine Krüppelanstalt kommen sollen, aber die Mutter, die sie dem Tode abgerungen hat, hat sie nicht von sich lassen mögen.

Irmgard sitzt vergnügt in ihrem Wagen oder auf dem Stühlchen und malt, schneidet aus und dergleichen, lernt auch lesen. Von den Schultern bis zu den Füßen steckt sie in einem Korsett, das nur an der Hüfte ein Gelenk hat. Es ist fest und drückt sie oft wund. Sie rückt etwas auf ihrem Stuhl und stöhnt leise. „Hast du Schmerzen?" sie lächelt. Wer sie fragt, wie es ihr geht, bekommt immer dieselbe Antwort: „gut". Man ist gut zu ihr, und sie ist zufrieden. Daß sie Schmerzen hat und daß sie nicht so kann wie andere Kinder, das ist nun mal nicht anders. Fällt ihr etwas hin, so sieht sie sich um, wer es ihr aufheben könnte. Sind alle beschäftigt, so wartet sie ruhig, bis eines in ihre Nähe kommt. Am liebsten sieht sie den andern Kindern zu, wie sie sich herumtummeln. Keine Spur von Neid, auch nur von Bedauern, daß sie ausgeschlossen ist. Sie ist ja nicht ausgeschlossen, zuschauend erlebt sie alles mit. Lebhaft und glückstrahlend erzählt sie von den Spielen der Geschwister und Nachbarskinder, und was der Fritz, der 13jährige Bruder, alles kann, und wie er sie überall hinfährt und hinträgt.

Sie kann auch eingreifen in das Leben der anderen. Sie ruft die schwachsinnige Lucie an ihren Wagen um ihr den ewig sabbernden Mund abzuputzen oder ihr die Zopfschleife zu binden. Zwischen diesen beiden Ärmsten der Armen entwickelt sich eine stille Freundschaft. Beim Ankleiden bittet sie: „Bitte schieben Sie meinen Wagen an die Bank, dann kann ich der Lucie schon die Schuhe zuschnüren. Wenn ich mein Korsett mal nicht anhabe, dann kann ich auch das Frühstücksgeschirr spülen." Ihr Wagen wird an die Spülbank geschoben, sie steckt mit Hilfe der Hände die Beine seitwärts durch den Wagen, daß sie sich über die Wanne beugen kann. Es geht schwer und strengt sehr an, aber sie ist doch mit dabei und arbeitet wie die anderen. Manchmal läßt sie sich auf den Boden legen und zieht und schiebt sich mit den Armen vorwärts und ist glücklich, wenn sie sich in einer viertel Stunde ein paar Meter fortgebracht hat.

Sie ist die jüngste von fünf Geschwistern und wird von allen geliebt und umhegt. Die Mutter ist sehr nervös und ungeduldig mit den anderen Kindern, mit ihr nie.

Jeder, der sie kennt, hat das ruhige freundliche Kind gern und sucht ihr das schwere Los zu erleichtern. Dabei hat sie doch keineswegs das Gebaren eines verzärtelten Kindes. Sie kommt mit Freuden in die Klasse, wo sie nicht wie zu Hause der Mittelpunkt ist, wo Gleichberechtigte neben ihr stehen; und sie tut mit, soweit sie kann. Sie ist eine Hilfe bei der Erziehung der anderen. Abgesehen davon, daß ihre bloße Gegenwart zur Rücksichtnahme erzieht, wirkt ihr harmonisches Wesen wohltuend auf die z. T. sehr nervösen Kinder. Durch freundliche Ermahnungen hilft sie mit, die notwendige Ordnung aufrechtzuhalten.

Drei Monate ist sie bei uns. Da fängt ihre Mutter an zu kränkeln. Sie kann das Kind nicht mehr die Treppen herauf und herunter tragen, und die Geschwister sind morgens in der Schule oder in ihrer Berufsarbeit. Irmgard muß also zu Hause bleiben. Sie sitzt in der

Küche in ihrem Stühlchen, zufrieden wie immer. Ganz selbstverständlich nimmt sie die Unterbrechung ihres neuen Glückes hin.

Um die Weihnachtszeit kommt ein Schwesterchen an. Nach den Ferien ist Irmgard wieder da. Die Mutter ist abgehetzt: „Von den anderen Kindern bin ich nie fortgegangen, als die klein waren, aber soweit es geht, will ich Irmgard doch wieder bringen."

Ich beobachte Irmgard, ob ihre veränderte Stellung in der Familie auf ihr Wesen Einfluß gehabt hat. Derselbe ruhige Gesichtsausdruck. Sie erzählt vom Schwesterchen, wie es lacht, wie es trinkt, wie alle sich an ihm freuen. Eines Tages kommt die zehnjährige Schwester unerwartet früher aus der Schule und besucht uns. Irmgard ruft: „O, Mathilde, dann kannst du mich ja nach Hause fahren, lauf schnell und sag' es der Mutter, dann kann sie bei der Ilse bleiben!" Diese Rücksichtnahme auf die Mutter, diese Umsicht und Initiative (im Gegensatz zu der älteren Schwester), dieses Absehen von der eigenen Person ist erstaunlich für ein so umhegtes Kind, an das von außen noch nie Anforderungen gestellt worden sind. Sie erscheint viel reifer und verständiger als ihre Altersgenossinnen, aber doch sind ihre Neigungen so ganz kindlich, und auch ihre Leistungen im Lesen, Malen usw. zeigen nichts Auffallendes. Aber ihre seelische Kraft und Ausgeglichenheit kann die Erwachsenen beschämen. Zu der Annahme, daß religiöse Vorstellungen ihr Halt geben, etwa der stets gegenwärtige Glaube an eine Entschädigung im Jenseits, dazu zeigt sich weder bei ihr noch bei den Angehörigen der mindeste Anlaß. Ich suche nach einem Einblick in das Seelenleben dieses Kindes. Die Kinder erzählen manchmal selbst ausgedachte Märchen, die ich aufschreibe „für die nächste Klasse". Bei Irmgard hatte ich eine blühende Phantasie, ein reiches Innenleben als Ausgleich vermutet und war erstaunt über die Eintönigkeit ihrer Märchen. Sie schildert in primitiver Form den äußeren Ablauf des Lebens, das sich in ihrer Umgebung vollzieht: daß die Kinder schlafen und essen, spielen, in den Wald gehen und bei Dunkelheit heimkehren. Da sie erst eben lesen kann, und man ihr wohl nicht viel Märchen erzählt hat, hat sich ihre Phantasie bei der geringen äußeren Anregung, die das Leben bietet, nicht entfalten können. Aber etwas Auffallendes höre ich aus ihren Märchen: die Angst! Man merkt sonst kaum etwas davon: eine leise Spannung im Gesicht, wenn ein Kind aus Unverstand an ihrem Wagen rüttelt, oder wenn statt der Mutter eines der Geschwister — vielleicht etwas ungeschickt — mir hilft, den Wagen die Treppe vom Garten zur Straße hinaufzutragen. Aber in den Märchen kommt die Angst zutage: der Vater erzählt vom Tanzbär. „Da lachten die Kinder und sagten, kommt er rauf? Wir schließen besser ab." Die Drolligkeit des Bären kann sie erst im Nacherleben genießen. Die Angst ist größer als Neugier und Erlebnisdrang. Immer kehrt der Gedanke wieder: der Welt da draußen ist man nicht gewachsen. Aber immer gehen ihre Märchen gut aus. Daheim ist man ja geborgen.

Und trotz des starken Gefühles der Abhängigkeit und Unsicherheit, diese Seelenruhe! Wie mag die innere Entwicklung des Kindes gegangen sein?

„Irmgard, erzähle mir doch mal, wie es war, als du klein warst." „Das weiß ich nicht mehr." „Nun ich meine, nicht so klein wie die Ilse; als du schon sprechen konntest. Vielleicht fällt dir morgen etwas ein." Gelegentlich komme ich darauf zurück. Irmgard weiß nichts zu erzählen. „Warst du nicht mal mit deiner Mutter in Gießen? wie war es denn da?" „Wir waren beim Arzt, und meine Mutter trug mich auf dem Arm!" Das ist alles. Ich sehe ein, daß ich nicht weiter in sie dringen darf. Sie hat trübe Erinnerungen aus dem Gedächtnis gestrichen. Und wenn die Mutter in ihrer Gegenwart von ihren Krankheiten erzählt, so berührt sie das kaum, es ist für sie nicht mehr Erlebnis. Die Gegenwart ist gut, und in der Gegenwart lebt sie. Sie erwartet nichts vom Leben. Und was es ihr an Freude bringt, nimmt sie als Geschenk hin.

Liebe empfangen und Liebe geben, Rücksicht genießen und Rücksicht nehmen, Hilfe annehmen und Hilfe leisten nach Kräften, das macht Irmgards Leben aus. Und niemand, der mit ihr zu tun hat, kann sich der Wirkung dieses jungen Menschenkindes entziehen.

Buchbesprechungen

Liz. ERNST JAHN und Dr. ALFRED ADLER, Professor am Long Island Medical College, New York: *Religion und Individualpsychologie. Eine prinzipielle Auseinandersetzung über Menschenführung.* 100 Seiten. Verlag Dr. Rolf Passer (vorm. Dr. H. Epstein), Wien und Leipzig 1933.

Würdigen Rahmen zu den bewundernswerten Ausführungen *Adlers* bildet die Arbeit des Liz. *Ernst Jahn*, der sein Ziel in der prinzipiellen Auseinandersetzung zwischen Seelsorge und Arzt, seine Aufgabe in der theologischen Stellungnahme zur gegenwärtigen Psychotherapie, insbesondere zur Individualpsychologie, sieht. Seine Arbeit, „Zur Psychotherapie des Christentums" betitelt, und seine Stellungnahme ist durch die Theologie lutherischer Prägung entscheidend beeinflußt. Die säkulare Seelsorge empfängt nach *Jahn* ihre wesentlichsten Impulse aus der gegenwärtigen Psychotherapie, die, wie *Jahn* ausdrücklich feststellt (S. 57), in der Individualpsychologie gipfelt, welche manche vergessene Positionen der christlichen Seelenführung wiederentdeckt habe.

Zu dieser letzteren Feststellung *Jahns* erklärt *Adler*, daß er diese als ein „nicht geringes Ergebnis" ansehe (S. 92). Was *Jahn* an den grundlegenden Erkenntnissen der Individualpsychologie gelegentlich nicht ganz klar oder nicht ganz richtig erfaßt, wird dann in den „grundsätzlichen Darlegungen" (S. 58ff.) und in der „Stellungnahme" (S. 64ff.) *Adlers* mit unerreichbarer Klarheit, Einfachheit und Toleranz Punkt für Punkt richtiggestellt, wobei *Jahns* große Verdienste immer volle Anerkennung finden. Darüber hinaus aber entwickelt hier der Schöpfer der Individualpsychologie ein grandioses Bild von Entstehung und Sinn religiöser Gefühle, vom Verhältnis zwischen Religion, Individualpsychologie und Gemeinschaft, nicht öde und unnütze Spekulationen über eine angebliche „Zukunft einer Illusion", sondern von wahrster Mitmenschlichkeit und Menschenkenntnis geleitete Erfassung von Ewigkeitswahrheiten. Die unbedingte Ehrfurcht und Gerechtigkeit, die die Individualpsychologie, im Gegensatz zur Verblendung der Psychoanalyse, der Religion als ewigem Trost der Menschheit widerfahren läßt, kommt in den Ausführungen *Adlers* mit der ihm eigenen Klarheit des Blicks und Reinheit der Gesinnung zum Ausdruck.

Das Hauptgewicht in *Adlers* Stellungnahme fällt — wie er sagt, vielleicht zur Verwunderung vieler — auf die Erörterung und auf die Einsicht bezüglich der *Rolle, die den Gefühlen in der Einheitlichkeit des Seelenlebens zukommt*, da die Individualpsychologie, die die „Ganzheit" nicht nur voraussetzt und proklamiert, sondern auch in jedem einzelnen Falle bestrebt ist, sie zu erweisen, mit der Behauptung steht und fällt, daß auch die Gefühle, wie jede andere seelische Bewegung, und einheitlich mit jeder anderen seelischen Bewegung, nach einem einheitlichen Ziele gesichtet sind. Dieses Ziel ist, nach den Erkenntnissen der Individualpsychologie, das der idealen Vollkommenheit. Die Gedanken, die *Adler* in dieser Diskussion über Seelen- und Menschenführung entwickelt, gipfeln selbstverständlich in der Forderung einer *Erziehung zur idealen Gemeinschaft*, welche die Individualpsychologie als die derzeit richtigste Lösung der Menschenführung aufgestellt hat. Wie die Individualpsychologie in diesem Sinne die Erbin aller großen Menschenbewegungen ist, die auf das Wohl der Menschheit hinzielten, und wie sie in diesem Sinne bei aller wissenschaftlichen Intransigenz eine Überbrückungsarbeit zwischen allen großen Bewegungen ist, zwischen denen sie unter allen Umständen unerschütterlich ihre zentrale Stellung bewahrt, dies alles von *Adler* selbst dargetan zu hören, ist ein Geschenk, für das wir ihm alle, die wir ihn in den verschiedensten Ländern zweier Weltteile als Lehrer und Freund so selten hören und so gern öfter hören möchten, aus tiefstem Herzen dankbar sind. Dr. *Lad. Zilahi* (*Wien*).

G. C. FERRARI: *Psicologia del lavoro: un metodo originale di applicazione delle malate agitate al lavoro metodico ma attivo.* Rass. di Studi Psichiatr. Vol. XIX fasc. III.

Autor hat in der Irrenanstalt in Bologna seit Jahren Versuche gemacht, erregte Kranke durch Beschäftigungstherapie zu beeinflussen. An den Webstühlen ermüdeten sie zu sehr. Die gebräuchlichen monotonen Anstaltsarbeiten wollten sie nicht machen. Eine intelligente Hypomanische erklärte dem Autor, daß die Patientinnen solche Arbeiten als demütigend empfinden. Autor ließ nun eine Abteilung der Anstalt sehr schön ausmalen und richtete dort eine Weißnäherei für Spitalzwecke ein. Zur Beaufsichtigung der 10—12 erregten Kranken, die „probieren" wollten, stand nur eine Pflegerin zur Verfügung. Es zeigte sich bald, daß man den Patientinnen ohne weiteres Schere, Nadeln und Nähmaschine überlassen konnte. Auch

wenn Neuankömmlinge erschienen, erwies sich eine besondere Vorsicht als überflüssig. Die Zahl der freiwilligen Arbeiterinnen stieg alsbald auf 20—28, von denen jedoch nur 10—12 regelmäßig kamen. Von besonderer Wichtigkeit war das Taktgefühl der Pflegerin bei der Auswahl sowie bei der eventuell notwendigen Zurückweisung der Arbeitswilligen, ferner bei der Hilfeleistung und Beratung während der Arbeit. Wird eine Patientin aggressiv, dann ruft die Schwester durch ein Klingelsignal eine entsprechende Anzahl von Pflegerinnen herbei, die die Betreffende zu Bett bringen. Vor den andern wird die Kranke mit Kopfschmerzen oder Unwohlsein entschuldigt. Autor hat ferner für die arbeitenden Patientinnen im allgemeinen und für die guten Arbeiterinnen im besonderen spezielle Privilegien den andern Kranken gegenüber eingeführt. Die Arbeiten der einzelnen Kranken werden mit täglichen Klassifikationen bewertet. Die guten Arbeiten werden mit Namen versehen ausgestellt.

Auffallend ist die Tatsache, daß die Patientinnen für die geleistete Arbeit keinerlei Entgelt annehmen im Gegensatz zu den andern Kranken des Spitals, deren Arbeiten bezahlt werden. Die Kranken der Arbeitsabteilung arbeiten, um gesund zu werden und sind stolz darauf, daß sie es nicht für Geld tun.

Autor führt die günstige psychische Wirkung seiner Methode auf zwei Momente zurück: 1. Die Patientinnen erhalten qualitativ gutes Material zur Verarbeitung; dadurch wächst ihr Interesse. 2. Sie werden von einer einzigen Pflegerin beaufsichtigt. In der Tat war es einmal zu bedauerlichen Zwischenfällen gekommen, als irrtümlicherweise eine zweite Pflegerin in die Abteilung geschickt worden war. Autor vergleicht dieses Verhalten der Geisteskranken mit dem eines Kindes, das sich z. B. in der Tram viel artiger und gesitteter benimmt, wenn es allein fährt, als wenn die Mutter dabei ist. Ferner hat Autor die Erfahrung gemacht, daß es ungünstig ist, die Patientinnen für ihre Arbeit en bloc zu loben, und daß es auch einzelnen gegenüber vorteilhafter ist, über andere Dinge zu sprechen. Wieder zieht er einen gut gewählten Vergleich mit kindlichen Verhaltungsweisen heran. Auch auf schwer erziehbare Kinder wirken ja die unwillkürlichen Ausdrucksmittel der Persönlichkeit, wie Blick, Geste und der Ton der Stimme viel mehr als Reden. Ein Rat, ein Tadel werden nur dann angenommen, wenn die Seele zur Aufnahme reif ist; und die Vorbereitung hierzu geschieht am wenigsten durch Worte, vielmehr durch den gefühlsmäßigen Kontakt, den wir mit dem Kind herzustellen imstande sind. Autor führt diese Erscheinung darauf zurück, daß das Kind andere Begriffe mit dem Wort verbindet als wir.

Aus der nun folgenden Statistik ist zwar für die psychiatrische Klinik wenig ersichtlich, da die Auswahl der Kranken nicht nach Diagnosen, sondern nach ihren eigenen Wünschen und der Entscheidung der Pflegeschwester erfolgte. Psychologisch sind aber die Ergebnisse vielleicht aus eben diesem Grunde interessant, da hier die gemeinsamen psychotischen Reaktionsweisen ohne Unterschied der Erkrankungsart deutlich werden. Bemerkenswert sind besonders zwei Erscheinungen: 1. Es zeigte sich regelmäßig, daß etwa 20% der zugelassenen Patientinnen „es nicht aushalten konnten". Sie waren wie auf glühenden Kohlen, konnten den Moment nicht erwarten, wo sie den Arbeitsraum verlassen durften, und dasselbe wiederholte sich am nächsten Tage, nachdem sie selbst darauf bestanden hatten, es noch einmal zu versuchen. Autor nennt dieses Verhalten eine Art Idiosynkrasie und begnügt sich mit dieser Erklärung. 2. Seit Bestehen der Arbeitsabteilung, also während der letzten drei Jahre, mußten von den aus der übrigen Irrenanstalt entlassenen Kranken etwa 60%, von den aus der Arbeitsabteilung entlassenen etwa 18% wieder aufgenommen werden. Autor führt dieses Resultat auf zwei Momente zurück: 1. daß die Kranken das Gefühl haben, durch ihre Arbeit an ihrer Genesung selbst mitgewirkt zu haben, daß es ihr persönliches Verdienst ist, gesund zu sein; 2. daß die Kranken der Arbeitsabteilung, sowie es ihnen besser geht, entlassen werden. In der übrigen Irrenanstalt helfen die Rekonvaleszenten bei den gebräuchlichen einfachen Anstaltsarbeiten. Das Spitalspersonal, dem sie zugeteilt sind, hat an diesen Hilfskräften ein Interesse und daher eher die Tendenz, unwillkürlich ihren Geisteszustand ungünstig zu beurteilen und sie länger zurückzuhalten. Dadurch wird auch das Urteil des Arztes beeinflußt. Es ist ja riskant, Patienten zu früh zu entlassen. Die Kranken aber erleben ihre geistige Wiedereinordnung lange bevor der Arzt dieselbe konstatieren kann und empfinden ihre weitere Internierung als Ungerechtigkeit und Verständnislosigkeit. Dieses Mißtrauen überträgt sich dann auch auf ihre frühere Umgebung, die ja ihre Einlieferung in die Irrenanstalt veranlaßt hatte, und so wird ihnen die Einfügung sehr schwer. Kommt es nun zu neuerlichen Beschwerden, so suchen sie diese solange als möglich zu verheimlichen und erreichen dadurch nur, daß sie um so schneller in die Anstalt zurück müssen. In der Arbeitsabteilung dagegen zeigt sich dem geschulten und verständigen Blick der Aufseherin viel früher, wann eine Patientin wieder fähig ist, ins Leben hinauszutreten. Autor stellt den Satz auf, daß der Arzt den Geisteskranken zwar behandeln könne, die eigentliche heilende Mission sei aber die des Pflegers.

Ich habe den vorliegenden Aufsatz etwas ausführlich resümiert, als interessantes Experiment eines erfahrenen Psychologen und Irrenarztes in Italien, wohin die Lehre *Alfred Adlers* eigentlich erst schlagwortartig gedrungen ist. In dem Wunsche, auf einem Gebiet zu helfen, wo die Medizin noch recht ohnmächtig ist, hat der Autor rein empirisch einen Weg gefunden, der im großen und ganzen auf der Linie der individualpsycholo-

gischen Pädagogik und Psychotherapie liegt. Nicht in der „Arbeitstherapie“ als solcher, sondern vielmehr in den psychologischen Feinheiten ihrer Durchführung sehen wir sorgfältige Beobachtung, Einfühlung und kluges Eingehen auf die Charakterzüge der Geisteskranken. Beim maßlosen Ehrgeiz und Geltungsstreben der Psychotiker ist es fast selbstverständlich, daß sie sich einer verantwortungsvollen Arbeit gegenüber ganz anders verhalten, als bei einer mechanischen Beschäftigung. Das ihnen bewiesene Vertrauen stärkt ihren Glauben an sich selbst, sie fassen Mut und sind dadurch imstande, ihr Interesse von ihrer eigenen Person weg und auf die Sache zu lenken. Die gleiche psychologische Wurzel hat die günstige Wirkung nur einer Aufsichtsperson, die eigentlich eher Beraterin und Helferin ist. Es kann uns auch nicht wundern, wenn Schere und Nadel nicht unsachlich verwendet werden, da es ja überflüssig erscheint, sich durch Aggressivität Geltung zu verschaffen.

Besonderes Interesse verdient die Tatsache, daß die Kranken nicht für Geld arbeiten wollten. Die Bezahlung ist ja eine Bewertung, gültig in einer Gesellschaft, der sie sich nicht gewachsen fühlen, die sie ablehnen. Ihre scheinbare Uneigennützigkeit entspringt ja auch nicht etwa dem Gemeinschaftsgefühl: nicht für die Anstalt oder die Allgemeinheit arbeiten sie, sondern für die eigene Gesundheit. Diese erscheint ihnen natürlich als ungleich würdigeres Ziel, als triftigerer Grund, sich zu bemühen, als schnödes Geld, das noch dazu ganz gewöhnliche Sterbliche in viel größerer Menge verdienen. Natürlich ist die seelische Gesundheit als Selbstzweck ebenso undenkbar, wie jedes andere gemeinschaftsferne Ziel. In Wirklichkeit arbeiten ja die Kranken nicht, um gesund zu werden, sondern, wenn ihr Mut und ihr Selbstvertrauen gestiegen ist, werden sie gesund, um arbeiten zu können, um ihre Lebensaufgaben zu erfüllen.

Individualpsychologisch vollkommen verständlich ist auch die Beobachtung des Autors, daß es ungünstig ist, vor den Patienten allzuviel über ihre Leistungen zu sprechen. Sein Vergleich mit schwer erziehbaren Kindern ist durchaus zutreffend. Nur dürfte der Grund dazu nicht so sehr in einer Verschiedenheit der Begriffe liegen, die wir bzw. der Kranke mit dem Wort verbinden, als vielmehr in seinem gemeinschaftsfeindlichen Negativismus, der alles ablehnt, woran der Andere interessiert zu sein scheint. Und dies besonders, wenn „der Andere“ eine Autorität darstellt, was ja bei einem Irrenarzt unvermeidlich ist.

Es ist schade, daß der Autor diese Regel, die er im persönlichen Kontakt mit den Kranken gefunden hatte, an anderer Stelle nicht berücksichtigt hat. So erscheint es uns fraglich, ob das tägliche Klassifizieren der Arbeiten durch die Pflegerin, sowie die Vergünstigungen der arbeitenden und speziell der geschickteren Patientinnen gegenüber den andern notwendig und pädagogisch richtig war. Es erleichterte zwar die Position der Schwester, indem es ihre Autorität verstärkte; aber das Ziel der Arbeit wurden nunmehr Belobungen und Privilegien vor den Andern ganz im Sinne des persönlichen Geltungsstrebens und des Kampfes Aller gegen Alle, — abgesehen davon, daß durch einen so arrangierten Wettbewerb sicher viele weniger Leistungsfähige noch mehr entmutigt werden. Daher vielleicht der hohe Prozentsatz der „Idiosynkrasien“. Wer sich nicht zutraut, etwas Besonderes zu leisten, der tut eben nicht mit.

Doch muß auch hier wieder erinnert werden, daß es nicht so sehr darauf ankommt, welche Erziehungsmethode man anwendet, als vielmehr, wie sie durchgeführt wird. Wenn die Schwester genügend Einfühlung und Verständnis besitzt, wird sie es so einzurichten wissen, daß Anerkennung und Prämien schließlich einer jeden zuteil werden.

Daß im großen und ganzen der therapeutische Einfluß der Methode sehr günstig war, zeigt die geringe Zahl der von den Entlassenen zurückgekehrten Kranken. Wir glauben, daß außer den Faktoren, denen der Autor das Verdienst an diesem Erfolg zuschreibt, ein drittes Moment von größter Bedeutung ist: daß das Bewußtsein der Leistungsfähigkeit den Mut und das Gemeinschaftsgefühl zur Entfaltung bringt.

Dr. *A. Horvat* (Abbazia).

Prof. Dr. ERWIN BAUR, Prof. Dr. EUGEN FISCHER, Prof. Dr. FRITZ LENZ: *Menschliche Erblichkeitslehre.* Verlag J. F. Lehmann. München 1927, 3. Aufl. Preis geh. RM 16.—, geb. RM 18.—.

Das überaus interessant geschriebene Werk gibt zuerst eine knappe Übersicht über die Lehre von der Vererbung und bespricht die verschiedenen Möglichkeiten der Variation (Modifikation, Kombination, Mutation), die Gesetze ihrer Erblichkeit und ihren Einfluß auf die Zusammensetzung von Völkern. Sehr klar wird zum Ausdruck gebracht, daß der Begriff Volk nicht mit dem Begriff Rasse identisch ist. Ob gemeinsame Sprache und Kultur einer Gruppe von Menschen zum Volk werden lassen, wie der Verfasser meint, oder aber gemeinsame Ziele und gemeinsame Leitlinie, wollen wir hier nicht erörtern. Die Schicksalsgemeinschaft dürfte jedenfalls eine Voraussetzung für die Entstehung gemeinsamer Sprache und Kultur sein.

Der zweite Teil bringt die Anwendung der früher besprochenen Vererbungsgesetze auf den Menschen und die Menschenrassen. Es werden die möglichen Variationen der körperlichen Eigenschaften und die durch sie bedingte Entstehung der Rassen besprochen. Der Verfasser steht auf dem Standpunkt der monophyletischen Entwicklung, er meint, daß der Vorgang der „Menschwerdung“ ein so komplizierter gewesen sei, „daß wir uns nicht vorstellen können, daß er in der gleichen Weise mehrfach stattgefunden

haben sollte und zu annähernd gleichem Endprodukt geführt hätte". Er nimmt an, daß diese Menschwerdung auf einem großen Gebiet von ungefähr halber Europagröße stattgefunden habe und daß von vornherein etwas verschiedene Einzelvariationen aufgetreten seien, so daß von Anfang an sich leise regionäre Unterschiede gebildet haben, weil es ganz ausgeschlossen sei, daß auf dem geographisch nicht ganz kleinen Raum, wo die Umbildung erfolgte, die äußeren Faktoren immer ganz gleich wirkten, und umgekehrt die Reaktion der Individuen und Gruppen auf die äußeren Faktoren immer ganz gleich wären. Auf diese Art könnten die drei Hauptstämme „Europäide, Negride und Mongolide" schon in jene Urzeit zurückverfolgt werden.

Es folgt nun eine kurze Beschreibung der wichtigsten Menschenrassen. Hier sind leider scharfe kritische Worte nicht vermeidbar, sie treffen aber weniger den Autor als die ganze Richtung und beziehen sich auf die Bildbeilagen. Diese bezeugen deutlich die primitive Form der Betrachtungsweise, in der die menschliche Rassenwissenschaft heute noch steckt. In welcher zoologischen Betrachtung wäre sonst die Abbildung von *Köpfen* (!), die noch dazu durch Frisuren, Barttrachten und landesüblichem Kopfschmuck häufig entstellt sind, als Paradigmata für Rassentypen denkbar? Der Gemeinplatz, daß der *ganze Körper* seine Physiognomie und seine Charakteristik hat, muß hier noch besonders betont werden. Dabei ist noch zu erwähnen, daß uns hier, wie überall in allen ähnlichen solchen Veröffentlichungen, diverse menschliche Konstitutionstypen wie Pykniker, Astheniker und Athletiker und schließlich der „lange Astheniker" oder habitus respiratorus als Rassentypen offeriert werden.

Der nächste Abschnitt enthält eine Übersicht über die wichtigsten Krankheiten und Anomalien, welche die Verfasser für erblich halten. Dabei verstehen sie unter erblichen Krankheiten solche, bei deren Zustandekommen krankhafte Erbanlagen die entscheidende Rolle spielen, wobei sie nicht übersehen, daß die Ursachen einer Krankheit sowohl in den Einflüssen einer Umwelt wie in den Erbanlagen zu suchen sind. Für den Individualpsychologen ist es interessant, hier eine Zusammenstellung der Organminderwertigkeiten zu finden, die primär gegeben erscheinen, wenn sich vielleicht auch in dem einen oder anderen Fall über dieses Primat streiten ließe. Die Verfasser leugnen die Bedeutung der Umwelt, was natürlich im Gegensatz zu unseren individualpsychologischen Anschauungen steht, allerdings nicht in dem Sinne, daß die Individualpsychologie eine Milieutheorie wäre, sondern insofern, als sie in der *Stellungnahme* des Individuums zur Umwelt und zu seiner Körperlichkeit den entscheidenden Faktor erblickt. Im strikten Gegensatz zu unseren individualpsychologischen Anschauungen leugnen die Verfasser diese Macht der Umwelt. Obwohl sie anerkennen, daß z. B. Alkohol die Nachkommenschaft idiokinetisch beeinflußt (analog verschiedener Arzneimittel, Röntgenstrahlen, Domestikation usw.), stehen sie auf dem Standpunkt, daß ein bestimmter Einfluß der Umwelt auf die geistige Entwicklung nicht nachzuweisen sei. Als Eideshelfer ziehen sie unter anderem hierfür eine Anzahl von Fällen heran, wo eineiige Zwillinge trotz verschiedener Milieuwirkung sich in ihren geistigen Eigenschaften verblüffend ähnlich blieben, und zweieiige Zwillinge trotz gleichem Milieu stark verschieden waren. Scharf wenden sich die Verfasser infolgedessen gegen die Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften (es erscheint mir besser von Vererbung entwickelter Eigenschaften zu sprechen, um klar zum Ausdruck zu bringen, daß es sich nicht um die Vererbung zufällig erworbener Verstümmelungen z. B. handelt, sondern um Eigenschaften, deren Anlage zwar vorhanden war, deren Intensität aber erst durch die Umweltsbedingungen so gesteigert wurde, daß sie merkbar in Erscheinung treten konnten) und zwar sowohl geistiger als körperlicher. Die klassischen Mäuseversuche *Pawlows* (der bekanntlich Mäuse dressiert hat, auf ein Glockenzeichen zum Futter zu kommen und in einer Anzahl Generationen *ohne Auslese* Tiere erreicht hat, die zehnmal so schnell lernten, als die Ausgangstiere) erklären sie damit, daß *Pawlow* eben in der Dressur von Mäusen immer größere Übung bekommen habe (?). Auch die Domestikation wilder Tiere und ihre Wandlung zum Haustier wäre nur auf Auslese zurückzuführen. Sie halten es daher für völlig hoffnungslos, durch Änderung der Umweltseinflüsse das Menschengeschlecht etwa dauernd heben zu wollen und kommen damit naturnotwendig zu dem Schluß, daß es nur darauf ankommt, durch Auslese die Erbmasse der einzelnen Rassen zu verbessern.

Wenn wir auch, wie bereits angedeutet, in entscheidenden Punkten auf dem entgegengesetzten Standpunkt stehen als die Verfasser, so bietet das Werk trotzdem eine Fülle von Anregungen und ist es gerade für den Individualpsychologen sehr wichtig, es gelesen zu haben.

Das Buch enthält auch noch ein interessantes Kapitel über die Methoden menschlicher Erblichkeitsforschung und einen Abschnitt über die seelischen Unterschiede der großen Rassen, in welch letzterem sich die Verfasser in anerkennenswerter Weise bemühen objektiv zu sein. Diese Bemühung wird aber e.m.o. dadurch durchkreuzt, wenn nicht vereitelt, daß die Verfasser weltanschauungsgemäß auf eine Determination der „Wertigkeit" der verschiedenen Menschenrassen eingeschworen zu sein scheinen (vgl. S. 547ff.). Dr. *Rudolf Menzel* (Linz).

BERICHT ÜBER DEN FÜNFTEN KONGRESS FÜR HEILPÄDAGOGIK in Köln, 7.—10. Okt. 1930. Hrg. von *Erwin Lesch*, München, im Auftrag der „Gesell-

schaft für Heilpädagogik". I. Teil: Beiträge zur Psychologie des Pathologischen. München, Verlag von Rudolph Müller & Steinicke, 1931.

Der vorliegende Bericht umfaßt eine ganze Reihe von Referaten, die in ihren Ergebnissen auch vom individualpsychologischen Standpunkt aus interessant sind. Interessant, weil wir vielfach Annäherungen an den Gesichtspunkt der individualpsychologischen Ganzheitsbetrachtung konstatieren können. Interessant auch, weil wir feststellen können, warum es bei den Annäherungen bleibt und bleiben muß. Wir sehen, daß das Hauptinteresse aller dieser Beiträge immer noch auf kausal-mechanistische Atomisierung der individuellen Ganzheit gerichtet ist, auch dort, wo man sich (zeitweilig über den Umweg der personalistischen Anschauung *William Sterns*) der individualpsychologischen Gesichtspunkte bedient. Allen in diesem Bericht zu Wort kommenden Forschern und Praktikern erscheint es aber noch immer wichtiger, zu generalisierenden Typologien zu gelangen, statt sich konsequenterweise mit dem *Individuum* (und nur mit diesem) und seiner *aktiven Verarbeitung* der in seinem Lebensraum *gemachten* Erfahrungen zu befassen. Diese Tendenz zeigt sich in einer Überbelastung mit Spezialergebnissen — man sieht den Wald (das Ganze eben) vor lauter Bäumen nicht — und in der Zersplitterung von Namen und Formulierungen, mit denen man einem fundamentalen Verständnis nicht näher kommt. Sie zeigt sich, bei aller Anerkennung der ehrlichen Bemühung, in einer immer wieder zutage tretenden Hoffnungs-, Rat- und Hilfslosigkeit, die teils eingestanden, teils beredt verschwiegen wird. „Fehlt leider! nur das geistige Band." Noch immer wird eine als allein „wissenschaftlich" angesehene Betrachtungsweise angewandt, die dem dieser Wissenschaft, der Psychologie eben, zugrunde liegenden Objekte, d. h. dem Subjekte, der Person, nicht adäquat ist, die atomisierend verfährt, analytisch auf quantitative, zahlenmäßig ausdrückbare Teilbarkeiten und Teilursachen ausgeht, statt das Unteilbare, das Individuum eben, erfassen zu wollen. Damit hängt zusammen, daß die einheitliche, finale, schöpferische Zielsetzung jeder Persönlichkeit vernachlässigt wird, mit der auch diejenigen Forscher nicht viel anzufangen wissen, die sich diesem Faktor nicht verschließen können, wie etwa *J. O. Vértes*, Budapest, bei seinem Versuch einer heilpädagogischen Typologie.

Dies sind prinzipielle Bedenken, die natürlich auch unsere Bewertung der auf diesem Kongreß vorgebrachten Forschungsergebnisse beeinflussen müssen. Wir stoßen wiederholt auf Gedanken, mit welchen wir uns befreunden könnten, und sehen dann wieder Abweichungen von den aus diesen eindeutigen Resultaten abgeleiteten Schlüssen, die nur durch ein Übersehen der einzelpersönlichen Faktoren bzw. durch methodologisch unfruchtbare und unzulängliche Gesichtspunkte erklärbar sind. Wir wollen, soweit es der Raum hier erlaubt, dies im einzelnen nachweisen.

Für den wichtigsten Beitrag dieser Reihe halten wir Prof. *Fritz Gieses*, Stuttgart, Referat: „Zur Psychologie der Schwerhörigen." Mit einwandfreier Objektivität verneint er den Wert der Beantwortungen eines 150 Fragen enthaltenden, an Schwerhörige verschickten Fragebogens. Leider verfällt er bei der auf das Typologische abzielenden, statistischen Auswertung dem vorstehend skizzierten Fehler, daß er die Beantwortungen aus dem Persönlichkeitszusammenhang herausreißt und deshalb zu Resultaten gelangt, deren Wert er selbst in Frage stellen muß. Von unserem Standpunkt ist es immerhin interessant festzustellen, welche Ergebnisse, über die er nebenbei sehr erstaunt ist, *Giese* bezüglich der kompensatorischen Interesseentwicklung auf Grund der Gehörsminderwertigkeit konstatiert. Sagt er doch: „Wir stoßen hier auf ein ambivalentes Verhalten der Person, der es unter Umständen nahezu Bedürfnis wird, Schwierigkeiten zu überwinden und die so zugleich zu Interesse gedeiht. Oft kann das Interesse auch primär sein und wird hinterher der besondere Schwierigkeitsgrad eben angesichts dieses Gegenstandes überwunden. Wir erwähnen naturnotwendig hier nur elementare Schulfächer, verweisen aber auch auf Angaben über Privatbeschäftigungen, die späterhin folgen und die in nahezu paradoxer Weise Hinneigungen für akustisch bedingte geistige Gegenstände dartun." Und an anderer Stelle: „Merkwürdig und doch verständlich: was vielen Augenmenschen höchstes Idol sein kann, ist es dem Gehörsgeschädigten weniger, obschon er doch, wie wir wiederholt vernahmen, sich um seiner Augen willen glücklich schätzt. Aber immer setzt er privat die Musik *vor* die Werte der Kunst. Der organische Defekt zwingt ihm diese Hemmung auf . . . Wiederum paradox, daß der Schwerhörige eher Klavier spielt, als daß er zeichnet; trotzdem wahr." *Giese* erklärt sich diese „paradoxen" Tatsachen, so als ob er von der Individualpsychologie nichts wußte, folgendermaßen: „Der Mensch strebt zumal in seiner Freizeit immer dem Unerreichbaren zu." Bei allem ehrlichen Bemühen kann er der Persönlichkeit nicht gerecht werden, da sie ihm vorwiegend als atomisierbares Wissensobjekt und nicht als subjektive Ganzheit interessant ist. Bemerkenswert sind auch die Resultate, zu denen *Giese* bei der Frage nach der typologischen Verwertung der Umweltserfahrung durch die Gehörsgeschädigten gelangt: „Ein großes Durcheinander von Ansichten . . . Soviel Mitteilungen, soviel Widersprüche; mithin kann nur die tabellarische Majorität das subjektive Mengenurteil festlegen." Wir bezweifeln den psychologischen Forschungswert der tabellarischen Majoritäten, weil wir wissen, daß jeder Versuch zur Typologisierung an der phänomenologischen Einmalig-

keit des Individuums vorbeizielt und vorbeizielen muß, daß er dem Individuum schuldig bleibt, was ihm gebührt. Wir haben den Eindruck, daß sich auch aus den vorliegenden Fragebeantwortungen viele dieser „Widersprüche" erklären ließen, zerrisse man nicht die Einheit der Aussagen, so subjektiv sie sein mögen, zum Zwecke einer objektwissenschaftlichen Schematisierung. Nicht die Subjektivität der Aussagen erklärt die Widersprüche, sondern die Objektivierungstendenz des Beobachters, der eine dem Gegenstande nicht genügend adäquate Methode anwendet. Die Dynamik des seelischen Bewegungsprozesses, der sich in den Aussagen spiegelt, wird in die Statik statistischen Materials zerlegt, das Individuum disindividualisiert.

Giese selbst dürfte auch um diese Zusammenhänge wissen, wenngleich er sie, durch seine Blickrichtung irgendwie abgelenkt, nicht mit der vollen Entschiedenheit in Rechnung stellt. Viele seiner Bemerkungen deuten darauf hin. Man kann dies nicht von anderen Beiträgen behaupten. In einem Referat über „Sprachverständnisstörung bei motorischer Aphasie" von *M. Gräfin von Kuenburg*, München, wird diese Abtrennung von der Umweltssituation, diese Isolierung des Patienten zum Objekte besonders anschaulich. Es wird nur sein Symptom behandelt und erörtert, und es ist daher begreiflich, daß es so sehr aller heilpädagogischen Anstrengungen spottet. Von seiner Umgebung als Erlebnismaterial, von einer sehr leicht möglichen, entwicklungshemmenden, entmutigenden Hoffnungs- und Hilflosigkeit der Eltern kaum ein Wort. Kein Wort über die so außerordentlich wichtige Stellung innerhalb etwaiger Geschwister. *Hildegard Hetzer* behandelt die „Praktische Auswertung von Tests bei Kindern in den ersten zwei Lebensjahren". Wohin uns das Bestreben führen kann, den „Entwicklungsquotienten" more mathematico zu errechnen, mögen die Schlußsätze ihres Referates andeuten: „Das Experiment, das uns die Praxis liefert, wenn wir ein Kind aus einem schlechten Milieu in ein besseres bringen und die Schädigungen durch das Milieu schwinden sehen, ist uns hier (es handelt sich um die Einordnung in ‚Testtypen' von Kindern mit ‚Entwicklungsvorsprüngen') versagt. Wir können das Kind niemals, um die Probe auf die Richtigkeit unserer Auffassung zu machen, aus dem günstigen in ein ungünstiges Milieu versetzen." Was gewiß sehr bedauerlich ist. Konsequent zu Ende gedacht, müßte die experimentelle Persönlichkeitsfeststellung, die ihren logischen Ursprung in einer Ueberwertung des meßbaren Faktums der Leistung hat, eigentlich auch die Chancen der Vivisektion vermissen. Im übrigen bestätigen die Tests bestenfalls nur, was man mit einigem common sense ohnehin erwarten darf, da sie, selbst bei aller Vorsicht des Verfahrens, letzten Endes nur Tautologismen des Verstehens darstellen. Beweis etwa folgender Satz: „Versuche, verschiedene Kinder, bei denen der Test Intelligenzdefekt und mangelnde Lernfähigkeit feststellte, zu fördern, sind umsonst gewesen, während wir bei Kindern, die sich bei der Prüfung als lernfähig erwiesen haben, mit unserer Förderung Erfolg hatten." Eine Aussage, die nur dann Wert hätte, wenn es sich erweisen ließe, daß angesichts einer pessimistischen Testprognose auch keine andere Form der Förderung hätte Erfolg haben können. Da dieser Erweis kaum zu liefern ist, besteht gerade in diesen Fällen die Möglichkeit einer „Urteilstäuschung", wie sie auch *H. Hetzer* zugibt. Sonst würde obiger Satz ja nur besagen: wo die Testlinge versagen, versagen auch wir, wo sie nicht versagen, versagen auch wir nicht. Was ein immerhin dürftiges Ergebnis für ein recht umfängliches Experiment ist. Aber mehr darf man ja dort nicht erwarten, wo das Verstehen dem Test, statt umgekehrt der Test dem Verstehen folgt. *K. Gottschaldt*, Bonn, wendet sich denn auch prinzipiell gegen den „weiteren Ausbau der Testmethoden zur Untersuchung von intellektuell geschädigten Kindern" in seinem Referat „Zur Methodik psychologischer Untersuchungen an Schwachsinnigen und Psychopathen". Wenn er auch mit *Homburger*, *W. Stern* und anderen findet, daß die Gefahr des „Mißerfolgserlebnisses"; des daraus resultierenden „Insuffizienzgefühles", den Wert der Resultate der „reinen Testmethode" in Frage zu stellen geeignet ist, so gelangt er doch nur dazu, an Stelle der Testsituationen für die Versuchsperson „Handlungssituationen" zu konstruieren, oder „Geschehenssituationen", denen er aber selbst noch immer den Charakter eines „Prüfungsgeschehens" zuschreiben muß. Auch sie sind, wenn auch ein Fortschritt, so doch nur letzten Endes „psychische Stichproben isolierter Teilfunktionen". Es ist vieles in diesem Aufsatz durchaus richtig. So sagt *Gottschaldt* etwa: „Es interessiert ja den Heilpädagogen nicht so sehr, ob das Kind ein mehr oder minder gutes Gedächtnis hat, sondern es interessiert ihn, was es mit ihm anfängt." Dieser Satz klingt so sehr an den bekannten Satz *Adlers* an, daß es nicht darauf ankäme, was einer mitbringt, sondern was er daraus macht, daß man es aufrichtig bedauert, wenn *Gottschaldt* sich nicht dazu entschließt, bei seinen Quellenangaben genauer vorzugehen, d. h. die Individualpsychologie, der er nachweisbar manches verdankt, auch nur zu nennen. Der Budapester Heilpädagoge *L. Nagy* bekundet wenigstens durch Anführung *Adlers* in den Literaturangaben, daß er von der Persönlichkeitsbetrachtung der Individualpsychologie profitiert hat. Auch er, ähnlich wie *Gottschaldt*, ist für eine Erweiterung der Testmethode über die reinen Intelligenztests hinaus. Auch die Budapester Richtung arbeitet Handlungstests aus, ein System von psychotechnischen Tests für anormale Kinder. *Nagy* tritt dafür ein in seinem Referate: „Neuere

Richtungen bei den pädagogischen und heilpädagogischen Prüfungen der Kinder und Jugendlichen." „Je natürlicher," sagt er, „das methodische Verfahren ist, nämlich je näher es zur Wirklichkeit steht, desto größer ist sein Wert." Wie groß müßte da also der Wert eines Verfahrens sein, das sich ohne jedwede „Prüfung" auf die natürliche Situation etwa eines Gesprächs beschränkt, das dem zu untersuchenden Individuum nicht von vornherein das Gefühl gibt, eine Versuchsperson, ein Objekt zu sein, ein Gefühl, das es andererseits auch bei noch so vorsichtig gewählten Prüfungssituationen haben *muß*. Und zwar jedes Individuum, auch ein psychopathisches oder intellektuell minderwertiges. Und wahrscheinlich dieses gerade. Wir wollen gewiß den Ernst der Bestrebungen aller dieser Forscher und Pädagogen nicht verkennen, wir wollen speziell *L. Nagy* und seinen Mitarbeitern nicht den erzielbaren Wert ihrer Bemühungen absprechen, um so weniger als *Nagy* selbst sagt: „Das Klarlegen der Typen ist eine wichtige und notwendige Arbeit des Laboratoriums, obwohl daselbst das Persönlichkeitsproblem nicht entschieden wird." Wir müssen indessen wiederholen, daß es sich bei der Feststellung der Arbeitstypen leider wieder nur um „psychische Stichproben" handelt und daß es sich bei der Erfassung der individuellen Persönlichkeit erst zuletzt um die Feststellung des Arbeits- oder eines anderen Typus handeln kann, und zuerst und allemal nur um das *Verständnis* nicht nur des „Willensziels", sondern des einheitlichen Persönlichkeitsziels. Unter dieser Einschränkung können wir immerhin Ähnlichkeiten des Auffassung konstatieren, die es für die Budapester ersprießlich machen würden, sich die Tätigkeit unserer Wiener Beratungsstellen einmal näher anzuschauen. Auch in dem Artikel von *J. O. Vértes*, Budapest, „Heilpädagogische Typologie" finden sich starke Anklänge an die individualpsychologische Betrachtungsweise. Z. B. meint *Vértes*: „Wir dürfen aber nicht meinen, daß wir es nur mit der Abnormität des Verstandes- bzw. des Gefühls- und Willensfaktors zu tun haben; es legt sich auf die ganze Psyche der dunkle Schatten der *Abnormität eines nicht normalen Zieles* und neben diesem Leitmotiv (!) erscheinen alle anderen Faktoren in den Hintergrund gestellt." Wir brauchen dieser Äußerung kaum etwas hinzuzufügen, als daß ihr die Konsequenz mangelt, die allein es ermöglichen kann, die systematisch-einheitliche Auffassung vom Aufbau des Charakters auf ein *Ziel* hin zu gewinnen, dieses Ziel als eine seelische Leistung zu erfassen, von der jeder, also *auch* der normale Charakter, seine Einheitlichkeit erfährt, und schließlich aus dem Verständnis der *Bewegungsrichtung* das Ziel zu erschließen, die Planmäßigkeit dieser *Anlage* auf das Ziel hin, und damit Richtlinien für die Umgestaltung von Ziel, Richtung *und* Anlage. Sehr einsichtig sind auch „Die Entwicklungslinien der heilpädagogischen Wissenschaft", wie sie der dritte Budapester, *Z. Tóth*, entwickelt. Als Problem einer allgemeinen Theorie der Heilpädagogik stellt er den ganzen „Komplex der Probleme der Minderwertigkeit" auf „und zwar mit Bezug auf soziale, wirtschaftliche, volkshygienische und kulturpolitische Probleme". „Ein solcher richtiger Ausgangspunkt läßt die Theorie der Heilpädagogik zu einer von der Kategorisierung unabhängigen einheitlichen Theorie der Minderwertigkeit werden." Trotzdem würden wir uns einer Täuschung hingeben, wollten wir annehmen, daß für *Tóth* der Begriff der Minderwertigkeit dieselbe Bedeutung habe wie für uns. Für *Tóth* ist sie eine objektiv feststellbare Gegebenheit, die auch subjektive Auswirkungen haben mag, vor allem aber eine Differenz vom Normalen, eine Divergenz von der zu erstrebenden Normalleistung, während wir, in theoretisch wie praktischer Einheitlichkeit, das Minderwertigkeits*gefühl* gerade in seiner subjektiven, richtunggebenden, zielsetzenden, auf Kompensation drängenden Tendenz und die diesem Minderwertigkeitsgefühl anhaftenden Irrtümer der Selbsteinschätzung zu verstehen trachten. Und dies auch beim Normalen, der ja oft nur so lange normal bleibt, als ihm zu schwere „Tests", zu schwere Lebensprüfungen erspart bleiben. Immerhin können wir lange Strecken Weges mit *Tóth* übereinstimmen, so etwa wenn er den Unterricht nur als ein „Mittel im Dienste der Pädagogik" verstanden haben will, einer Pädagogik, die „ständig auf ein Annähern an den normalen Wert ausgeht und niemals etwa eine Sonderkaste der Minderwertigen zu errichten wünscht". Es erübrigt sich noch, auf eine Reihe von Spezialaufsätzen hinzuweisen, wie auf den von *M. Isserlin*, München: „Sprechen und Denken der Taubstummen und allgemeine Sprachpathologie", von *W. Frohn-Brühl*, Köln: Wie wirkt sich das Fehlen bzw. die geringe Beherrschung der Kultursprache im Denken der Taubstummen aus", und von *Ph. Michels*-Budapest: „Pädagogik des Sprechens Gehörloser". Besonders die Ausführungen *Frohns* erscheinen uns dadurch bedeutsam, daß er in der Sprache und Sprachmöglichkeit vor allem die „Hinwendung zum Generellen" betont und daß er dem bisher fast allgemein geübten Taubstummenunterricht vorwirft, die „Schaffung von Sprachganzen und ihre Verwertung nicht genug geübt" zu haben. Es ist dieser Gesichtspunkt vor allem deshalb interessant, weil er psychologisch richtiger den Gehörs- und Sprachgeschädigten stärker in den Zusammenhang des Kulturganzen, des sozialen Zusammenhangs stellt, oder wie *Frohn* sagt, „die Fesseln der assoziativen Bindung abstreifen hilft". Seine Schlüsse betreffen allerdings nur die Denkpsychologie der Taubstummen, ermöglichen aber auch sonst eine Vorstellung von ihrer allgemeinen psychologischen Situation, auf die näher einzugehen wir uns an dieser Stelle

versagen müssen. Jedenfalls gehören *Frohns* Ausführungen zu den besten Darbietungen dieses Kongresses. Zusammenfassend möchten wir über den Eindruck der in diesem Berichte vereinigten Referate sagen, daß wir die richtigen Einzelergebnisse wohl anerkennen, und es sind ihrer nicht wenige, daß aber die Gesamtauffassung unter den Mängeln leidet, die wir eingangs betonten, unter den Mängeln einer dem Problem der Persönlichkeit nicht genügend angepaßten, ihrem tiefsten Wesen nach unpsychologischen, weil größtenteils naturwissenschaftlich orientierten und determinierten Methodik. Sie nähert sich dem Problem des Subjektiven auf Wegen, die nie zum Ziele führen können, weil sie vom Ziele eben zur Ursache abgleiten, vom Schöpferischen zum Geschaffenen, vom Leistenden zur Leistung, vom Subjekt und seiner Beziehungshaftigkeit zum Bezogenen, zum Objekt. Was überall dort der Fall sein wird, wo man das Subjekt nicht wenigstens der Absicht nach, „entgegenständlicht", wo man sich nicht entschließen kann, es in seiner Dynamik, Bewegung, Richtung, im Flusse und in der Relativität des lebendigen Geschehens zu verstehen.

Dr. *Erwin Krausz* (Wien).

ALEXANDRA DAVID-NEEL: *Arjopa.* F. A. Brockhaus, Leipzig 1928.
— — *Heilige und Hexer.* Ebenda, 1931.

Die Kindheitserinnerungen der Verfasserin lassen das frühzeitige Training erkennen, das ihr zur Erfüllung ihres Herzenswunsches verhalf. Sie träumte von Reisen nach fernen Ländern, mit dem Ziele, fremde Sitten und Gebräuche zu erforschen. Als Kind las sie am liebsten Reisebeschreibungen und studierte die Landkarte. Ihre Kenntnisse der orientalischen Philosophie und der vergleichenden Religionswissenschaften verschafften ihr die Stellung einer Lektorin an einer belgischen Universität. Am Collège de France war sie Schülerin von Prof. *Edouard Foucoux* gewesen, und dieser Kenner des Sanskrits und des Tibetischen hatte ihr Interesse für fremde Länder und Kulturen so vergrößert, daß in ihr der Wunsch entstand, den Papst-König und den Hof Tibets kennen zu lernen. Sie spielte die Pilgerin — Arjopa — und konnte so hoffen, nicht als weiße Frau entlarvt zu werden. Außerdem hatte sie im Bettlergewand am meisten Möglichkeiten, das Volk in seiner ganzen Ursprünglichkeit kennen zu lernen.

Was die Verfasserin in dieser Pilgerrolle alles erlebte, grenzt oft ans Wunderbare. Wenn ihre Kräfte nachlassen wollten, erhielt sie immer wieder die Hoffnung aufrecht, doch endlich ihr Ziel, die verbotene Stadt Lhasa zu erreichen. Tatsächlich konnte sie auch als erste weiße Frau in Lhasa ihren Einzug halten, sie verbrachte dort zwei Monate, und es gelang ihr, tiefe Einblicke zu gewinnen, die von weittragender Bedeutung waren.

Beim Lesen dieses höchst fesselnd geschriebenen Buches („Arjopa"), das auf jeder Seite Wissenswertes und Interessantes bringt, fragt man sich immer wieder, wie es nur möglich war, daß eine Frau viele Monate lang bei Schnee und Eis all den enormen Strapazen und vielerlei Gefahren gewachsen war, und man findet immer wieder die eine Antwort, daß es ihr Wille zum Ziel war, der ihr so oft die Kräfte erneute, um alle Schwierigkeiten zu überwinden.

Das zweite, erst kürzlich erschienene Buch „Heilige und Hexer" verschafft uns bisher kaum mögliche Einblicke in die religiösen Sitten und Gebräuche Tibets. Die Verfasserin hat ihre Kenntnisse nicht auf dem Wege des Zuschauens gesammelt, sondern indem sie Jahre hindurch aktiv das Leben der tibetanischen Mönche und Gelehrten teilte. Sie ist im Verlaufe von harten Lehrjahren Lamaistin und Buddhistin geworden. Die Schilderung der verschiedenen Prüfungen, denen sie sich unterzog, hat in ihrer Grauenhaftigkeit oftmals etwas beinahe Unwirkliches. Bei all den beschriebenen Leistungen steht im Mittelpunkt ein ungeheures Konzentrationstraining, das oft zu übernormalen Wirkungen befähigt. Wie die Verfasserin selbst schreibt, ist es nicht immer einfach, festzustellen, wieweit die Trainingserfolge wirklich auf Tatsachen beruhen, oder nur in der überreizten Phantasie entstanden sind und durch die Leichtgläubigkeit der Umgebung als tatsächliches Geschehen gewertet werden.

Hoffen wir, daß in dem angekündigten dritten Werk der Verfasserin die uns besonders wichtige psychologische Seite mehr von ihr selbst ausgewertet ist. Bei den vorliegenden Büchern ist für den Individualpsychologen das Interessante die bewußte eindeutige Zielgerichtetheit, der hohe Mut und das ausdauernde Training der Verfasserin und andererseits bei den von ihr beschriebenen Gestalten die Zielbesessenheit und das phantastische Training auf psychophysische „Wunder" hin.

Lonny Schauer-von Unruh (Berlin).

Individualpsychologische Behandlung von Sprachfehlern

Drei Fälle aus der Praxis

Von Dr. SIBYL MANDELL (New York City-Wien)

I.

Bei den meisten der zur Behandlung kommenden Fällen ist der Sprachfehler psychisch bedingt, doch gibt es auch Fälle von organisch bedingten Sprachfehlern, bei denen sich ein neurotischer Überbau feststellen läßt.

Es wurde mir einmal ein neunjähriges Mädchen zugeschickt, das lispelte. Der Sigmatismus war aufgetreten als sie zu sprechen begann und verschlimmerte sich, als sie im 6. Lebensjahr die vorderen Zähne verloren hatte. Er war also organisch bedingt. Ich zeigte dem Mädchen an meinem eigenen Mund und mit Hilfe einer Holzstange, wie man die Zunge zu halten habe, um das „S" richtig auszusprechen. Die ganze Behandlung dauerte ungefähr 5 Minuten.

Eine Woche später stand dasselbe kleine Mädchen mit mehreren anderen Kindern wieder vor mir. Ich erkannte sie nicht gleich und fragte sie: „Was für einen Sprachfehler hast denn du?" Da antwortete sie: „Ach, Fräulein, bis vorigen Montag habe ich gelispelt, aber Dienstag morgens ging ich in die Schule, und meine Lehrerin hat sich sehr gefreut, weil ich gar nicht mehr gelispelt habe."

Ich muß gestehen, daß ich selbst über diesen schnellen Erfolg sehr erstaunt war. Es schien wie ein Wunder, das sich jedoch leicht erklären läßt, wenn man sich mit dem Kinde identifiziert. Solange ihr die vorderen Zähne fehlten, konnte sie das „S" nicht richtig aussprechen, weil sie nicht imstande war, die Zunge flach im Munde zu halten. Als sie die Zähne wieder hatte, behielt sie die falsche Zungenstellung dennoch bei, weil sie einfach nicht wußte, wie man „S" richtig ausspricht. Als das dem Kinde erklärt wurde, war auch der Sprachfehler sofort behoben. Das ist der einzige Fall in meiner Praxis, wo ein organisch bedingter Sprachfehler nicht neurotisch verwertet worden ist.

Auf dem Kongreß für Logopädie und Phoniatrie in Wien hielt Frau Dr. *Nevekluv* (Prag) ein Referat über das Stammeln, aus dem ihre individualpsychologische Einstellung hervorging. Sie hat beobachtet, daß Kinder mit diesem Sprachfehler wenig oder gar kein Gemeinschaftsgefühl haben. Das-

selbe konnte ich bei Kindern feststellen, die ,,Stammeln" (d. h. undeutlich sprechen) oder die verspätet zu sprechen beginnen. Ganz besonders trifft das auf die Stotterer zu, vorausgesetzt, daß die Störung psychisch bedingt ist. Nur über solche Fälle will ich hier berichten.

Das Stottern dürfte wohl am schwersten von allen Sprachstörungen zu beheben sein, trotzdem schon Bände darüber geschrieben wurden. Individualpsychologisch betrachtet ist das Stottern nur ein Sprachsymbol der zögernden Attitüde[1]). *Emil Fröschels* schreibt in seiner ,,Stimme und Sprache der Heilpädagogik", daß die ersten Erscheinungen des Stotterns am häufigsten im 3. oder 4. Lebensjahre auftreten, seltener zur Zeit des Schulbeginns und noch seltener im Pubertätsalter. Diese Feststellung stimmt mit unseren Anschauungen überein. Meist werden die jüngeren Geschwister im 3. oder 4. Lebensjahr des Kindes geboren. Erlebt aber das Kind in diesem Lebensalter keine schwierige Situation, so ist der erste Schulbesuch die nächste gefährliche Klippe. Nur in sehr seltenen Fällen wird eine schlechte Vorbereitung für die Aufgaben des Lebens bis zur Pubertätszeit verborgen bleiben. Wir finden daher nur einen sehr kleinen Prozentsatz von Stotterern, bei denen das Gebrechen erst in späteren Lebensjahren auftritt.

Einen weiteren Beweis für unsere Theorie liefert uns *Fröschels* Buch durch die Darstellung des folgenden Falles. Er schreibt: ,,*Piper* hat eine eigentümliche Gehstörung bei einem Patienten beschrieben, welche darin bestand, daß er nach einigen Schritten den rechten Fuß hinter den linken stellte. Den Fall finde ich in *Gutzmann* zitiert und als *Gehstottern* bezeichnet."

Wenn man die eben beschriebene Art des Gehstotterns an sich selbst versucht, so wird man darin *Adlers* Kennzeichen der Neurose, die ,,Ja — aber"-Bewegung deutlich ausgedrückt finden. Die *Gutzmannsche* Feststellung bezüglich des Gehstotterns ist richtig, nur die Erkenntnis des Zusammenhanges fehlt ihm.

Anerkannte Autoritäten vertreten die Auffassung, daß das Stottern mit der Linkshändigkeit in Zusammenhang steht. Der Individualpsychologie fällt es nicht schwer, diesen Zusammenhang zu erklären, denn da das linkshändige Kind mit besonders großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, so hat es ein Interesse daran, die Distanz zwischen sich und seinen Aufgaben zu vergrößern.

II.

In dem Falle, den ich jetzt mit Bezug auf meine bisherigen Ausführungen besprechen will, handelt es sich um *ein 14jähriges Mädchen*, wahrscheinlich Linkshänderin, obwohl ihre rechte Hand jetzt schon gut trainiert und ihre Linkshändigkeit ihr nicht bewußt ist. Sie hat eine 26jährige, verheiratete Schwester und einen 1½ Jahre älteren Bruder. Anna, so heißt das Mädchen, lebt bei ihren Eltern. Das Kind wurde zu mir geschickt, weil es krampfartig den Mund offen hielt und dadurch stotterte. Anna ist der Typus des ver-

[1]) Vgl. hierzu neben *Adlers* Arbeiten Dr. *Alfred Appelt*: Die wirkliche Ursache des Stotterns und seine dauernde Heilung. München 1925.

zärtelten Kindes, geht betont kindlich gekleidet, fürchtet sich allein auszugehen, hat Angstträume. Ihre Distanz zu den Aufgaben des Lebens äußert sich unter anderem in Bemerkungen wie diese: Wenn ich mir das Stottern abgewöhnt haben werde, dann werde ich an eine Universität gehen. Es wurde ihr erklärt, das bedeute eigentlich: wenn ich stottere, brauche ich nicht an die Universität zu gehen. Ein andermal meinte sie, daß sie viel größere Fortschritte im Sprechen machen könnte, wenn sie zum Üben mehr Zeit hätte, das aber wäre sehr schwer, weil sie sich für Schulprüfungen vorbereiten müsse. Ich zeigte ihr, daß sie wieder ihren Sprachfehler verwende, um einer Schwierigkeit auszuweichen. Diesmal war der Beweis so überzeugend, daß die Patientin meine Bemerkung mit weniger Widerstand aufnahm als das erstemal. Als sie mit mir laut las, bemerkte sie selbst, daß sie fließend, also ohne zu stottern lesen könne, wenn das Lesen gemeinsam mit mir erfolge. Ich benutzte diese Gelegenheit, um ihr zu zeigen, wie groß ihr Bedürfnis nach Abhängigkeit sei. Die Patientin nahm diese Bemerkung ohne Widerstand entgegen und schien damit einverstanden. Kurze Zeit darauf sagte sie mir, daß sie ihren um 1½ Jahre älteren Bruder öfters sehr kindisch finde. „Er scheint so jung zu sein", meinte sie. Ich erwiderte ihr, daß ihr Urteil berechtigt sei, weil ein Mädchen sich rascher entwickelt als ein Knabe. Sie schien darüber sehr erfreut, und als sie nächste Woche zu mir kam und ich sie fragte: „Na, wie geht es mit dem kleinen Bruder?" lächelte sie und antwortete: „Ganz gut, aber diese Woche habe ich meine Zeichnungen für die Biologiestunde allein gemacht, — ich glaube, ich kann auch so gut zeichnen wie er." Das Mädchen scheint im Zeichnen und Malen sehr geschickt zu sein, was für ihre Linkshändigkeit sprechen könnte, aber ihr Minderwertigkeitsgefühl, ihr Bedürfnis nach Abhängigkeit war so stark, daß ihr Bruder jahrelang die Schulzeichnungen für sie angefertigt hatte.

Im folgenden will ich einiges aus den Aufsätzen mitteilen, die Anna auf meinen Wunsch für mich machte. Da sie zu Beginn der Behandlung eben in eine höhere Schule eingetreten war, und ihre Schularbeiten viel Zeit in Anspruch nahmen, wollte ich sie nicht gleich anfangs mit Arbeit überhäufen und wartete daher einige Wochen, ehe ich die Aufsätze von ihr verlangte. Sie sind darum weniger spontan ausgefallen, als es für uns wünschenswert wäre, weil mein Einfluß darin schon sehr deutlich zutage tritt. Nur der folgende Aufsatz ist für unsere Zwecke brauchbar, weil er zu einer Zeit entstand, als dem Kinde sein Bezugssystem noch nicht bewußt war.

„*Mein erster Schultag*:

Mein erster Schultag bringt mir ein sehr komisches Ereignis in Erinnerung. Ich war sehr glücklich, als mir erlaubt wurde, die Schule zu besuchen. Am ersten Tag, als ich in der Schule war, war ich nicht sehr freundlich zu den Kindern, weil ich sie noch nicht kannte (der wahre Grund, weil sie zu Hause verhätschelt wurde). Als die Pause kam, gingen alle Kinder hinunter ins Erdgeschoß. Ich meinte, daß es Mittagszeit wäre und spazierte gemütlich aus der Schule nach Hause. Meine Mutter war sehr überrascht, mich so bald wieder zu sehen. Ich erklärte ihr die Ursache meines frühen Kommens. Ich aß mein Mittagmahl und wir beide, Mutter und ich, gingen wieder zur Schule. Als ich dort anlangte, war ich erstaunt, daß niemand mehr im Erdgeschoß war. Wir eilten hinauf ins Klassenzimmer und fanden hier die ganze Klasse versammelt und mit Spielen beschäftigt. Von diesem Tage an wußte ich, daß zuerst die Pause kommt und erst später das Mittagessen."

Hier sehen wir die charakteristische Bewegung des verzärtelten Kindes. Sie läuft von der Schule weg zur Mutter.

Über ihre Träume schreibt sie: „Ich hatte viel Träume seit meiner Kindheit, aber ich kann mich daran nicht mehr genau erinnern. Nur das eine weiß ich bestimmt, daß sie nicht sehr angenehm waren. Ich träumte meist von Dieben, Straßenräubern usw. . . .“ Kurz: Angstträume: „Ich fürchte mich, man muß bei mir bleiben.“

Einen typischen Beweis für das neurotische „Ja — aber“ gibt uns Anna in zwei verschiedenen Aufsätzen. Über das Thema „Angst“ schreibt sie: „Ich fürchte mich allein auf die Straße zu gehen“ und über „Was ich tun würde, wenn ich viel Geld hätte“ schreibt sie: „Ich würde in fremde Länder reisen.“ (Das sieht, wenn man sich nicht das „ja — aber“ des Neurotikers vor Augen hält, wie eine Ambivalenz aus, denn Angst, auf die Straße zu gehen, bedeutet zu Hause bleiben und zu Hause bleiben und gleichzeitig in fremde Länder reisen ist nicht gut möglich.)

Das Mädchen hat begreiflicherweise auch Schwierigkeiten im Französischen. Einmal berichtete sie mir voll Angst, sie solle in drei Wochen Prüfungen machen und werde bestimmt mit der Fremdsprache nicht durchkommen. Da riet ich ihr, für alle anderen Fächer zu lernen, um ihre Noten zu verbessern, sich aber um das Französische gar nicht zu kümmern, da eine schriftliche Prüfung in einer Fremdsprache etwas sehr Unwichtiges sei. Dadurch war die Spannung gelöst, und sie bestand die Prüfung; ein weiterer Beweis dafür, daß eine solche Spannung die Ursache ihrer Sprachunfähigkeit ist.

Anna versuchte sich selbständiger zu machen und schreibt darüber in einem Aufsatz:

„*Was ich über Individualpsychologie und ihre Anwendung auf meinen Sprachfehler gelernt habe*:

Ich habe gelernt, daß mein Sprachfehler durch meine Unselbständigkeit begann. Unselbständige Menschen erzielen keinerlei Erfolge. Das ist die Ursache, warum ich mein Gebrechen überwinden will, um in der Welt einen Erfolg zu erzielen. Unselbständigkeit zieht weitere Fehler nach sich. Ein Fehler, der mit Unselbständigkeit zusammenhängt, ist, Zeit zu vertrödeln. Ich habe diesen Fehler zum größten Teil, aber noch nicht zur Gänze überwunden. Ein andrer Fehler, den ich habe, ist die Furcht, abends allein auszugehen. Als ich kleiner war, wollte ich nie allein zu Bette gehen. Jetzt sehe ich ein, wie unvernünftig ich war. Jetzt habe ich ein größeres Problem zu lösen usw.“

Sie fürchtet sich noch immer davor, allein auszugehen, aber sie sieht bereits den Zusammenhang, der zwischen ihrer Angst und der Sprachstörung besteht, und ist auf dem richtigen Wege zur Heilung.

III.

Der *zweite Fall* betrifft einen achtjährigen Knaben, einen Stotterer. Er und seine 13jährige Schwester leben bei der Mutter, die vom Vater der Kinder geschieden ist und zum zweitenmal geheiratet hat. Er wird seit seiner frühesten Kindheit von einer Kinderfrau betreut. Im Alter von zwei Jahren begann er zu stottern. Im sechsten Lebensjahr, also zur Zeit der Wiederverheiratung seiner Mutter, nahm das Stottern zu. Außerdem lispelt er und zeigt bei gewissen Buchstaben eine „chorrheoform“-Bewegung des Mundes zur

rechten Seite (unnötig und unwillkürlich). Weitere Schwierigkeiten sind: Trotz, Unaufmerksamkeit und Abneigung, mit anderen Kindern zu verkehren.

Im ,,Handbuch der Individualpsychologie" schreibt *Alfred Appelt* über die masochistische Tendenz des Stotterers, der seinen ganzen Atem ausgibt, bevor er zu sprechen beginnt. Folgendes Beispiel läßt auch bei dem Knaben diese Tendenz erkennen: Er sollte einmal seine Atemübungen statt auf dem Bette, auf dem Boden liegend ausführen, worauf er sagte: ,,Ja, das wäre besser, denn wenn jemand ins Zimmer herein kommt, dann wird er glauben, daß ich im Kampf heruntergeworfen wurde" (er hatte beständig den Wunsch, eine Niederlage zu erleiden, damit er bemitleidet werde und die Aufmerksamkeit dadurch auf sich lenke). Interessant war, wie er auf die Erklärung reagierte, die ich ihm über seine Krankheit gab. Er hatte sich sehr trotzig benommen und hatte mich damit tatsächlich besiegt. Als ich ihm über sein Verhalten Vorstellungen machte, hörte er mich ganz ruhig und ernst an und meinte dann, als ich zu Ende war, sehr lieb und freundlich: ,,Wissen Sie, Fräulein, ich sehe ein, daß Sie recht haben, aber ich tue es doch nicht." Am nächsten Tage sagte ich zu ihm: ,,Hast du gestern eine große Freude über deinen Sieg gehabt?" ,,Ja", antwortete er und schmunzelte dabei schelmisch. ,,Gut" — sagte ich — ,,ich empfinde deinen Sieg nur als eine Kleinigkeit, aber wenn es dir solche Freude macht . . ."

Jetzt ging ich daran, ihm den Zusammenhang zwischen Trotz und Stottern zu erklären. Ich versuchte, ihm zu zeigen, daß sein trotziges Benehmen und das Stottern nur den Zweck habe, seine Umgebung aufzuhalten und daß er, wenn alle auf ihn warten müßten, seine Überlegenheit empfinde. Er stotterte nur, weil er stottern wolle. ,,Das ist unmöglich", erwiderte er, ,,das kann nicht sein" und fing wieder an zu stottern. Da setzte ich mich wie eine Griseldis mit gefalteten Händen vor ihn hin und betrachtete ihn, geduldig wartend. Er fing an zu lächeln und bemerkte: ,,Vielleicht haben Sie doch recht", und bewies mir, daß er mir tatsächlich recht gab, indem er von diesem Augenblick an sowohl im Sprechen als im Benehmen sichtliche Fortschritte machte. Er beklagte sich eines Tages bei mir, daß man ihm zu Hause nicht erlaube, den Radioapparat zu zerlegen, damit er sehen könne, wie er beschaffen sei. Ich sagte: ,,Warum erlaubt man dir das denn nicht? Du kannst doch den Apparat sicher wieder zusammenstellen?" ,,Nein, das kann ich nicht", antwortete der Junge. — ,,Du interessierst dich für das Radio, dieses Interesse aber muß die ganze Familie bezahlen, denn wenn du den Apparat verdirbst, dann kann es niemand mehr genießen, findest du das in Ordnung?" ,,Nein", sagte er sofort, ,,das will ich nicht." Ich erklärte ihm, daß er erst verstehen müsse, ein Radio zu konstruieren, bevor er darangehen könne, es zu zerlegen. Da das Kind großes Interesse für Elektrotechnik zeigte, ließ man ihm von einem Elektrotechniker zeigen, wie man ein elektrisches Läutewerk konstruiert. Der Kleine machte später selbst zwei elektrische Klingeln für die Wohnung seiner Mutter und erkannte so, daß er seine Wißbegierde und seine Geschicklichkeit auch in nützlicher Weise verwenden und anderen damit Freude bereiten könne.

Der Junge ist sehr hübsch und leidet seit seiner Geburt an einem schwachen Magen. Von der Kinderfrau, seiner ehemaligen Amme, wird er maßlos verzärtelt. Außerdem wird er noch von der Mutter und der um fünf Jahre älteren Schwester behütet. Seinen (von der Mutter geschiedenen) Vater sieht er nur selten. Kein Wunder, daß dieses Kind einen starken männlichen Protest zeigt und alles daran setzt, seine Mutter an sich zu fesseln. Seine Aufsätze sind folgende:

„*Meine Mutter*: Ich habe eine Mutter. Sie ist sehr gütig. Ich liebe sie. Sie schenkte mir eine Eisenbahn. Sie gibt mir monatlich einen Dollar. (Er wird beschenkt, was einem verzärtelten Kinde als das Wichtigste erscheint.)“

„*Meine erste Kindheitserinnerung*: Ich kann mich nur erinnern, daß ich eine Raupe verschluckte. Meine Amme war bei mir.“

(Die Amme vertritt unverkennbar die Stelle der Mutter. Für dieses Kind besteht ein gewisser Zusammenhang in der Vorstellung zwischen dem Stottern und seinem Kehlkopf. Er erinnert sich daher an das Verschlucken, wodurch er sich zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit machte.)

„*Was ich werden möchte, wenn ich erwachsen bin*: Ich möchte gern ein Bankier werden. Ich glaube, es muß interessant sein, weil mein Vater es sagt.“

Nur weil es der Vater sagt! Das ist keine richtige Lösung der zweiten Lebensfrage. Diese starke Anlehnung an den Vater zeigt aber auch, daß der Junge mit der Wiederverheiratung seiner Mutter nicht einverstanden ist. Außerdem ist der Vater ein schwächerer Charakter als die Mutter, so daß die Anlehnung an ihn auch dem masochistischen Lebensstil dieses Jungen entspricht:

„*Mein Traum* (Ich habe es erfunden).“

Er wollte nämlich keinen wirklichen Traum schreiben, weil er meinte, seine Träume seien nicht zum Erzählen geeignet, aber der erfundene Traum hat für uns dieselbe Bedeutung, als ob er wahr wäre:

„Ich hatte einen Traum. Ich war ganz allein zu Hause, als ich plötzlich im Zimmer einen Krach hörte. Dann erwachte ich.“

Also ein Angsttraum, und zwar Angst vor dem Alleinsein. „Warum gibt man nicht besser acht auf mich!“

„*Meine Amme*: Ich habe eine Amme, ich nenne sie Nana. Sie liebt mich, sie hat ein lächelndes Gesicht.“

„*Meine Schwester*: Ich habe eine Schwester. Ich liebe sie (— wir zweifeln daran —). Sie zankt manchmal mit mir. (Das beruht auf Wahrheit.) Sie ist sehr hübsch.“

„*Mein Vater*: Ich habe einen Vater. Er ist sehr gütig. Ich liebe ihn. Er ist sehr schön.“

Seine Art, die Menschen zu charakterisieren, „lächelnd, hübsch, schön“, deutet auf einen visuellen Typus hin. Er hat einen scharfen Blick und eine gute Beobachtungsgabe und übt gern schonungslose Kritik, um sich dadurch über die anderen zu erheben.

Nach Abschluß der Behandlung erkrankte der Knabe an Scharlach. Trotz der langen Dauer der Krankheit machte der Knabe in den nächsten Monaten bemerkenswerte Fortschritte.

IV.

Der *dritte Fall*, ein sechsjähriger Junge, ist ein mittleres Kind. Der ältere Bruder ist 7½, der jüngere 4 Jahre alt. Die Mutter, schon seit seiner Ge-

burt kränklich, war nach der Geburt des jüngsten Kindes durch eine Art Lähmung monatelang ans Bett gefesselt. Ihr Gesundheitszustand ist noch immer sehr schlecht. Da sich die Mutter infolgedessen den Kindern nicht widmen konnte, glaubte der Vater ihnen die Liebe der Mutter ersetzen zu müssen und verzärtelte insbesondere den Jüngsten, obwohl die Familie puritanischer Abstammung ist, wo im allgemeinen Zärtlichkeiten im Familienkreise nicht üblich sind. Die in der Nähe wohnende Großmutter väterlicherseits bevorzugte den Ältesten, wodurch auch dieses Kind sehr verwöhnt ist. Zwischen diesen beiden Kindern steht unser Junge. Bobby wurde mir von einem Arzt zur Behandlung überwiesen. Trotz seiner sechs Jahre sprach er so wenig und so undeutlich, daß ihn mit Ausnahme seiner Mutter niemand verstehen konnte. Man hielt das Kind für schwachsinnig. Anfangs war er sehr unzugänglich, jedoch sobald ich sein Vertrauen gewonnen hatte, versuchte er sofort ein paar Worte klar und deutlich auszusprechen. Wir schlossen Freundschaft, als wir gemeinsam aus farbigen Bausteinen Figuren zusammenstellten. Sehr langsam lernte der Junge die Namen der Farben deutlich nachzusprechen. Später sprachen wir auch über andere Dinge, die ihn interessierten, z. B. Bäume, Tiere usw.

Eines Tages lud ich den jüngsten Bruder, der sich sehr für unsere Stunden interessierte, zu uns ein. Mit Zustimmung meines Patienten durfte der Kleine mitspielen. Wir lasen gemeinsam aus einem Bilderbuch, d. h. ich zeigte auf die Bilder und Bobby erklärte sie mir. Während er damit beschäftigt war, nahm ich versuchsweise den jüngeren Bruder auf meinen Schoß. Als mein Junge — Bobby — dies sah, hörte er plötzlich auf zu lesen, legte die Arme auf den Tisch und tat so, als ob er eingeschlafen wäre. Ich gab dem kleinen Bruder ein anderes Buch und schickte ihn damit ins Nebenzimmer. Dann nahm ich den scheinbar schlafenden Bobby auf den Schoß und fragte: „Bist du wirklich so müde?“ Er richtete sich sofort auf und fuhr fort, die Bilder zu beschreiben.

Etwas später stand der Junge in einiger Entfernung von mir am Fenster und blickte auf die Straße. „Willst du nicht mit mir weiter arbeiten?“ fragte ich ihn. „Nein“, sagte er kurz. „Warum denn nicht?“ Und da kam eine individualpsychologisch klare Antwort: „Weil Sie mich hassen.“

Es gelang mir, ihm zu beweisen, daß ich ihn nicht hassen könne, da ich doch 2 Stunden zur Hin- und Rückfahrt verwende, um mit ihm 1 Stunde verbringen zu können und daß es mir eine Freude sei, mit ihm zu spielen. Der Erfolg dieser Unterredung war, daß Bobby von da an aufrichtige Liebe für mich zeigte und bedeutend schnellere Fortschritte machte. Den Eltern habe ich die Situation des Kindes erklärt und bei ihnen die weitgehendste Unterstützung bei meiner Arbeit gefunden. Ich trat auch mit der Kindergärtnerin in Kontakt. Sie berichtete mir, daß der Junge sehr gern raufte, jedoch nur mit jüngeren und schwächeren Kindern; ebenfalls ein Beweis für seine Mutlosigkeit und seine Trotzeinstellung. Die Lehrerin wie auch die Eltern stellten dem Kinde — auf meinen Rat — kleine Aufgaben, durch welche er lernen sollte, die Verantwortung für seine Handlungen zu tragen, und zeigten ihm

ihre Zufriedenheit durch häufiges Lob. Auch wurde dem Knaben seine unrichtige Leitlinie aufgezeigt.

In dieser Zeit sagte ich zu ihm: „Du bist wirklich ein sehr netter, lieber Junge. Ich weiß davon, weil du mit mir so schön sprichst. Was mir so gut an dir gefällt, sind deine Gedanken Aber nur durch das Sprechen können auch die anderen Menschen deine Gedanken kennenlernen; darum mußt du, wenn du beliebt werden willst, mit den Menschen sprechen.“ Diesen Gedankengang wiederholte ich öfters mit ihm, bis ich den Beweis erhielt, daß er ihn wirklich verstanden hatte. Der erste Satz, den er deutlich aussprach, war, als er zu seiner Mutter sagte: „Mutter, ich liebe dich.“

Das Kind, das visuell eingestellt und allen Anzeichen nach ein Linkshänder ist, zeigt Interesse für Farben und Malerei und wird in dieser Richtung weiter trainieren. Die Prüfung für die erste Klasse, die darin bestand, daß er von 1—10 laut zählen mußte, hat Bobby im April 1928 gut bestanden. Im Mai 1929 hat er die erste Klasse mit gutem Erfolg absolviert. Er rechnet vortrefflich, hat aber einige Schwierigkeiten beim Lesen, da er, wie so viele linkshändige Kinder, möglicherweise an Strephosymbolia leidet. Er ist jetzt freundlich zu seiner Lehrerin eingestellt, hat Freunde unter seinen Mitschülern (im Gegensatz zu früher), fühlt sich beliebt und rauft weniger.

Aus den hier geschilderten Fällen geht hervor, daß psychisch-bedingte Sprachstörungen Symptome einer Neurose sind und als solche behandelt werden müssen.

Die Fehlerquellen der Psychoanalyse

Kritik ihres Wissenschaftsanspruchs

Von Dr. ERWIN O. KRAUSZ (Wien)

Prinzipielles

Den Anlaß zu unserer Stellungnahme bietet *Sigm. Freuds* letztes Buch: „*Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*“. Freud faßt hier die Forschungsergebnisse der Psychoanalyse während der letzten fünfzehn Jahre zusammen und wenn wir uns für die Fortschritte der Psychoanalyse interessieren, stehen wir gewiß nicht an, *Freud* als einen Kronzeugen für die erzielten Resultate anzusehen, haben keinerlei Grund, die Authentizität seiner Darstellung anzuzweifeln und werden uns williger seiner Führung als der eines seiner Schüler überlassen. Zusammenfassend läßt sich nun sagen und ich bin mir der Tragweite meiner Behauptung völlig bewußt:

Trotz aller *grundsätzlichen Divergenz* in der Entwicklung beider Schulen, der Individualpsychologie wie der Psychoanalyse, sind die von *Freud* selbst als wichtigst und bedeutsamst angesehenen Veränderungen der psycho-

analytischen Anschauungen im Zeitraum der letzten anderthalb Jahrzehnte *unter dem Einfluß und Druck der individualpsychologischen Befunde* zustandegekommen.

Das ist nun so weit geschehen und die Psychoanalyse war zu so vielen Revisionen ihrer ursprünglichen Anschauungen gezwungen, daß man mit Fug und Recht behaupten kann: *das Gebäude der psychoanalytischen Theorie ist bedenklich ins Wanken geraten und alle Dialektik, mit der man seine Sprünge und Risse zu kaschieren bemüht ist, werden es wohl kaum vor dem endlichen Einsturz bewahren.* Vor diesem Schicksal wird sie meiner Ansicht nach auch nicht der von *Freud* und seinen Schülern wiederholt gemachte Versuch bewahren, die individualpsychologischen Befunde zu bagatellisieren, etwa indem man sie als schablonenhaft oder unwissenschaftlich charakterisiert und sie schließlich doch unter anderer Form, unter anderem Namen *rezipiert.* Ich behaupte nun natürlich nicht, daß diese Rezeption mit voller Bewußtheit und Absicht vor sich ging, so etwa, als hätte ein Psychoanalytiker gesagt, diese oder jene Anschauung der Individualpsychologie kommt mir brauchbar vor, schauen wir, wie wir sie für uns verwenden können. Die Ideen der Individualpsychologie involvieren vielmehr so viele *Lösungen*, daß wir ihrer Rezeption allerorten begegnen können, aber es erscheint mir doch bedeutungsvoll und bemerkenswert, daß sie, wenn auch nicht richtig verstanden, in diesem noch zu besprechenden Ausmaße in der Psychoanalyse Eingang gefunden haben. Es spricht für ihre Richtigkeit, daß sich auch die Psychoanalyse ihnen nicht entziehen konnte. Allerdings ist ihre *Rezeption* und die damit verbundene *Revision* der psychoanalytischen Anschauungen *nicht* gelungen, und sie konnte nicht und kann auch nicht gelingen. Sie wird im Leibe der Psychoanalyse aus noch zu erörternden wissenschaftstheoretischen Gründen immer eine Art störender, unorganischer Fremdkörper bleiben, der aus dem Gefüge der Psychoanalyse unschwer abzuspalten ist.

Meine Aufgabe ist also eine zweifache: ich habe erstens die Befunde der Individualpsychologie gegen eine Verwechslung und Vermischung mit jenen der Psychoanalyse *abzugrenzen* und zweitens das Eindringen der individualpsychologischen Anschauungen in die Psychoanalyse *nachzuweisen.* Es wird dabei auch nicht ohne Polemik abgehen und deshalb möchte ich gleich eingangs bemerken: der Name *Freud* steht mir für die *Sache*, steht für „*die Psychoanalyse*“. Meine Kritik, so unnachsichtig sie die Schwächen des Systems erörtern wird, ist daher an der Persönlichkeit *Freuds*, von der auch uns bekannte starke Impulse ausgingen, völlig uninteressiert und dient bloß ausschließlich der Klarstellung des Sachverhalts, die endlich einmal erfolgen muß.

Was nun den ersten Teil meiner Aufgabe betrifft, Abgrenzung der individualpsychologischen Befunde gegen mangelndes Verständnis oder sogar unbedenkliche, weil undurchdachte Entstellung, so muß ich etwas weiter ausholen. Die Individualpsychologie wird vielfach mit der Psychoanalyse zusammengeworfen, so als ob es keine grundlegenden Gegensätzlichkeiten gäbe, die sich letzten Endes auch in der therapeutischen Methode, in den

therapeutischen Zielen auswirkten. Es besteht auch vielfach die *An*sicht, als wäre die Individualpsychologie nur ein Schößling der Psychoanalyse, einer ihrer vielen eklektischen Schößlinge, und es besteht auch vielfach die *Ab*sicht, sie als einen solchen Schößling und daher als von sekundärer Bedeutung hinzustellen und damit zu entwerten. Wir sind das gewohnt, scheuen uns nicht, diesem Tatbestand Ausdruck zu geben, und scheuen uns auch nicht, zu erwähnen, daß man, wie es häufig geschieht, *Adler* „nur" einen Schüler *Freuds* nennt. Die Psychoanalyse wird dann gewöhnlich abgelehnt, die Individualpsychologie als eine Schule der Psychoanalyse hingestellt, und die naheliegenden Schlußfolgerungen entheben sodann der Mühe einer unvoreingenommenen Nachprüfung bei unbeschwertem Gewissen. Daß ich diese Auffassung, die ja in den letzten Jahren immerhin mehr und mehr verstummt, erwähne, hat aber seinen Grund darin, daß Freud selbst ihr Vorschub leistet[1]). Wir hören etwa die Behauptung, die Individualpsychologie führe „eine Art parasitärer Existenz auf ihre Kosten", d. h. auf Kosten der Psychoanalyse (195). Dies ist nun ein typisches Beispiel für die Versuche, die Individualpsychologie aus der Welt zu bagatellisieren. Man könnte darüber ja zur Tagesordnung übergehen, aber die Klarstellung des Sachverhalts verlangt eine prinzipielle Beleuchtung auch des Sinns und Motivs von derlei Bemerkungen, und wir sind der Meinung, daß dies am besten geschieht, wenn wir die psychoanalytische Legitimation für solche und ähnliche, nicht wenig affektbesetzte Glossen einer ruhigen Kritik unterwerfen.

Wir wollen daher, soweit dies in diesem Rahmen möglich ist, an die Beantwortung der Frage gehen, worin die von uns erwähnte fundamentale Gegensätzlichkeit beider Richtungen von vornherein bestand. Zu diesem Zwecke greifen wir zwei Äußerungen auf, die *Freud* im Verlauf seiner Auseinandersetzung mit der Individualpsychologie macht. Wenn man sie richtig versteht, sind sie ziemlich aufschlußreich. An einer Stelle scheint sich *Freud* dagegen verwahren zu wollen, als triebe nur die Individualpsychologie Psychologie der Persönlichkeit, und versichert: „Auch was wir treiben, ist zumeist und vor allem Psychologie des Individuums" (195). Und an einer anderen Stelle: „Wenn wir in der Behandlung eines erwachsenen Neurotikers der Determinierung seiner Symptome nachspürten, wurden wir regelmäßig bis in seine früheste Kindheit rückgeleitet." (204). Um die Bedeutung dieser unscheinbaren Sätze ins richtige Licht zu rücken, muß ich den Akzent auf die Worte: „Zumeist und vor allem" und auf die Formulierung „der Determinierung seiner Symptome nachspürten" verlegen.

Zur ersten Behauptung ist nun zu bemerken: die Individualpsychologie will wirklich *in erster Linie* und *nur* Psychologie des Individuums treiben. Nicht mehr und nicht weniger. Diese von anderen Nebenintentionen unverfälschte Absicht bedeutet sehr viel, bedeutet vielleicht den ganzen Unter-

---

[1]) Meines Wissens hat es *Freud*, von gelegentlichen Bemerkungen abgesehen, persönlich zweimal versucht, sich in einer nicht sehr sachlichen, teils ironisierenden, teils bagatellisierenden Art der Individualpsychologie zu entledigen, einmal 1914 in dem Aufsatz: „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung" und nun wieder in diesem Buche, auf dessen Paginierung sich die den Zitaten beigefügten Zahlen beziehen.

schied, den ich durch folgende Erwägungen verständlicher machen will. *Freuds* Jugendzeit fällt in die Ära des Aufschwungs des sogenannten *naturwissenschaftlichen Denkens*, der sogenannten *exakten Wissenschaften*, die noch bis in diese unsere Zeit vielfach als allein wissenschaftlich angesehen werden. Kennzeichen dieses Denkens und Verfahrens ist nun die *Analyse*, von der ja auch die Psychoanalyse ihren Namen bezieht, das heißt, die *Zerlegung eines gegebenen Ganzen in Elemente*, ein *desindividualisierendes* Vorgehen, das auf die Entdeckung oder Erspürung des als *letzte Ursache* geltenden Atoms gerichtet, also *atomisierend* ist. Sinngemäß sieht ein solches Verfahren vom *individuellen, einheitlichen Ganzen*, von der *phänomenologischen Ganzheit* ab, das heißt, es *abstrahiert* vorsätzlich und bewußt und *isoliert* deshalb *Teile des seelischen Lebens*, *Symptome* eben, zu *Determinierungszwecken.* Die Schriften *Freuds* und der anderen Psychoanalytiker sind daher auch voll von der aus der Naturwissenschaft entlehnten Terminologie. Man spricht dauernd von den Mechanismen des seelischen Geschehens, ist nicht beruhigt, als bis man als letzten kausalen Anstoß ein Trauma, einen den Ablauf der neurotischen Entwicklung verursachenden Erlebnisschock, entdeckt, und sieht als vielleicht größte Leistung der Psychoanalyse die Lehre von der Symbolik der Traumelemente an, mit denen man schließlich so virtuos schalten und walten kann, so mathematisch-mechanistisch, wie der Chemiker mit seinen Symbolen. Bezeichnenderweise widmet *Freud* in diesem seinem letzten Buche ein Kapitel der ,,Zerlegung der psychischen Persönlichkeit". Und an einer anderen Stelle bemerkt er: ,,Wenn man eine einzelne psychische Leistung wie das Träumen zum Zwecke des Studiums aus dem ganzen Getriebe isoliert, hat man es sich möglich gemacht, die ihr eigenen Gesetzmäßigkeiten aufzudecken; wenn man sie wieder ins Gefüge einsetzt, muß man gefaßt sein, zu finden, daß diese Ergebnisse durch den Zusammenstoß mit anderen Mächten verdunkelt oder beeinträchtigt werden" (41). Das aber ist genau das Verfahren, das ich als naturwissenschaftlich charakterisierte. Gewiß, die irrtümlichen Resultate können nicht immer vermieden werden, selbst wenn man die einzelnen psychischen Leistungen nicht von dem dazugehörigen Individuum isoliert, aber sie sind logische Folge dort, wo die Methode dem Problem nicht adäquat ist und wo die mechanistisch-kausalistische Auffassung nicht verlassen wurde, die Auffassung nämlich, als sei es möglich, psychische, also dynamische Leistungen nach dem abtötenden Prozeß des Isolierens wieder in ein lebendiges Ganzes einzusetzen und zusammenzufügen. Dieses Verfahren wird freilich noch immer, wenn auch nicht mehr mit der Ausschließlichkeit wie vor ein bis zwei Dezennien, als das allein wissenschaftliche angesehen. Der Anstoß zu der Krise dieser dogmatischen Gewißheiten ging, nebenbei, von den exakten Wissenschaften selbst aus. Sofern wir es aber mit der Psychologie des Individuums zu tun haben, ist der Nachweis der Anfechtbarkeit dieser methodischen Voraussetzungen nicht einmal schwer. *Wissenschaftlich kann ja nur jene Methode genannt werden, die dem Gegenstand, dem zu behandelnden Problem, genauestens angepaßt ist. Gegenstand aller Psychologie*, sofern sie *psychologische* und nicht

außerpsychologische, sogenannte wissenschaftliche Interessen verfolgt, *kann aber nur das Individuum sein*, das *Unteilbare*, wie schon der Name sagt, das *Ganze*, jenes selbe *Individuum* also in seiner *Ganzheit und Einheit*, das von der naturwissenschaftlichen Methode mit ihren auf die Analyse der Elemente gerichteten Absichten geradezu vergewaltigt wird. *Und weil sie dem Individuum nicht genügend, nicht elastisch genug angepaßt ist, sind die Gewaltsamkeiten der Psychoanalyse nicht zum geringsten Teile durch diese Provenienz ihrer Methode bedingt.* Wenn also *Freud* davon spricht, auch die Psychoanalyse treibe „zumeist und vor allem" Psychologie des menschlichen Individuums, so ist gerade das entscheidend, was außerhalb dieses „zumeist und vor allem" liegt, und in dieser Formulierung eigentlich von einer naiven Ahnungslosigkeit bezüglich dessen, worauf es ankommt. Der entscheidende Unterschied liegt zwischen dem *finalistischen*, auf die *Ganzheit des Individuums gerichteten Interesse der Individualpsychologie* und dem *kausalistisch-mechanistischen*, dem auf den *Teil*, den teilbaren, atomisierbaren Teil, auf das *Symptom gerichteten Interesse der Psychoanalyse.* Eben das, was *außerhalb* dieses „Zumeist und vor allem" liegt, ist jener Teil des Verfahrens, durch den sich die Psychoanalyse den Anschein der sogenannten Wissenschaftlichkeit gibt, ohne jedoch, und dies mit Recht, da sie psychologische, der naturwissenschaftlichen Methode artfremde Sachverhalte behandelt, vor den Augen der exakten Wissenschaft völlig Gnade zu finden. Sie ist aber aus diesem allertiefsten Grunde *nicht wissenschaftlich*, weil sie das Problem, das Individuum, ungenau erfaßt, und dies wieder, weil sie nicht psychologisch, nicht problemgerecht am Individuum allein, sondern *außerdem* noch an der „Determinierung seiner Symptome" interessiert ist[1]).

Und nun noch einige abschließende, wenn auch natürlich nicht erschöpfende Bemerkungen über die Bedeutung dieser Redewendung von der „Determinierung der Symptome", und warum sie mir wert erschien, einer kritischen

[1]) Ich komme noch darauf zu sprechen, daß diese Verhaftung am Symptom an sich genau das ist, wovon *Adler* sich freizumachen gewußt hat, wodurch er an revolutionärer Einsicht über *Freud* hinauswuchs, und ich will vorderhand nur noch hinzufügen, daß auch beispielsweise die in der psychoanalytischen Terminologie und Vorstellungswelt bedeutsamen Begriffe der Verdrängung, Abreaktion und Sublimierung durchaus mechanistisch-kausaler Natur und von naturwissenschaftlicher Art sind. Kausal-mechanistisch ist übrigens auch die Vorstellung die *Freud* von den Trieben hat, auch wenn er an ihnen Quelle, Objekt und Ziel unterscheidet. Die Quelle ist ihm „ein Erregungszustand im Körperlichen, das Ziel die Aufhebung dieser Erregung, und auf dem Wege von der Quelle zum Ziel wird der Trieb psychisch wirksam". „Wir stellen ihn vor", sagt *Freud*, „als einen gewissen Energiebetrag, der nach einer bestimmten Richtung drängt" (132). „Ob die Beziehung zur somatischen Quelle dem Trieb eine Spezifität verleiht und welche, ist uns nicht klar geworden", sagt er weiters (133). Es ist, als glaubte *Freud*, in unkritischem Dogmatismus, wirklich noch, daß damit eine spezifisch wissenschaftliche Qualifikation erreicht ist, wenn er den Trieb dadurch kennzeichnet, daß er ihn „aus Reizquellen im Körperinnern" stammen läßt. Es ist, als glaubte er, durch den Trieb gleichsam eine Eingangspforte vom Seelischen ins Körperliche gefunden zu haben, als öffnete sich durch den Trieb der Körper dem Seelischen und als wäre man, wenn man glücklich einmal beim Somatischen angelangt ist, auch beim Physikalisch-Erfaßbaren und damit bei der Wissenschaftlichkeit angelangt. Aber meint *Freud* ja selbst: „Die Trieblehre ist sozusagen unsere Mythologie. Die Triebe sind mythische Wesen, großartig in ihrer Unbestimmtheit" (131). Was immer sie nun sein mögen, und auch davon wird noch zu reden sein, mit dieser Unbestimmtheit läßt sich freilich alles „erklären" und wir finden uns genau der perhorreszierten Spekulation ausgesetzt, das heißt, dem Gegenteil jener Wissenschaftlichkeit, die sich die Psychoanalyse arrogiert.

Erörterung unterzogen zu werden. Schon in dem erwähnten Aufsatz aus dem Jahre 1914 meinte *Freud*, die Psychoanalyse „habe niemals beansprucht, eine vollständige Theorie des menschlichen Seelenlebens zu geben“, während nach *Freud* „die *Adlersche* Theorie von allem Anfang an ein System war, was die Psychoanalyse sorgfältig zu sein vermied“. Denkt man die Tendenz dieser Bemängelung zu Ende, so müßte man allerdings zu der Anschauung gelangen: das, was die Psychoanalyse, angeblich, so „sorgfältig zu sein vermied“, mit einem Worte, was sie allein zu erstreben vorgab, wäre vorsichtige Tatsachenforschung und diese wieder wäre möglich ohne die Hilfshypothesen eines Systems. Ja, man könnte glauben, dies wäre nicht nur möglich, sondern, in einer das Wohlwollen kaptivierenden Konzession an die Naturwissenschaft, allein Wissenschaft. In diesen gedanklichen Zusammenhang paßt es dann hinein, wenn *Freud* schon 1914 *Adler* vorwirft: „Die Detailmechanismen der Symptome und Phänomene, die Begründung der Mannigfaltigkeit von Krankheiten und Krankheitsäußerungen finden (bei *Adler*) überhaupt keine Berücksichtigung“, und wenn er jetzt wieder behauptet, die Individualpsychologie spanne, dem System zuliebe, alles über den Leisten einer vorgefaßten und zu engen Meinung[1]). Wenn wir uns aber der Mühe unterziehen, aus den seinerzeitigen wie den jetzigen, bagatellisierenden Bemängelungen *Freuds* und seiner Anhänger den ihnen unterliegenden Sinn abzulösen, so reduziert sich ihr Beginnen auf einen Versuch, der nur aus wissenschafts- und methodenkritischen Gründen entschieden werden kann: auf den Versuch nämlich, die *Wissenschaftgeltung der Individualpsychologie zu bestreiten*, und dieser Versuch *soll* ja gelingen und ist daher auch in der Wahl seiner Mittel nicht sehr wählerisch, weil andernfalls die eigene Geltung, oder präzisieren wir: die eigene *Wissenschaftsgeltung* gefährdet wäre. *Die Entscheidung hierüber steht und fällt aber mit der Entscheidung, ob die Individualpsychologie oder die Psychoanalyse dem Problem des Individuums in seiner Ganzheit und als einer Ganzheit gerechter wird.* Erst durch die Kategorie der individuellen Ganzheit erhält ja das Symptom seine Determinierung im „Gefüge“, wird seine Variation durch die individuelle Variante des jeweiligen Individuums

[1]) Man könnte sich allerdings fragen, wo diese Überspannung größer sei, bei der Psychoanalyse, die — wir zitieren die Schrift aus dem Jahre 1914 — „ein größeres Interesse“ daran habe, „zu zeigen, daß sich allen Ichbestrebungen libidinöse Komponenten beimengen“, oder bei der *Adlerschen* Lehre, die „das Gegenstück hierzu hervorhebe, den egoistischen Zusatz zu den libidinösen Triebregungen“. Eine Auffassung der Individualpsychologie, die schon damals unzulänglich, ja falsch war. Hält man noch dazu, daß *Freud* in dieser selben Schrift anmerkt: „Ich zielte bereits zu jener Zeit (1897) auf eine Libidotheorie der Neurosen hin, welche alle (!) neurotischen wie psychotischen Erscheinungen aus abnormen Schicksalen der Libido, also aus Ablenkungen derselben von ihrer normalen Verwendung, erklären sollte“, so wird man diese Bemerkungen wohl kaum anders als einen Widerspruch zu der Behauptung empfinden, die Psychoanalyse habe es immer sorgfältig vermieden, ein System zu geben. Es wäre nun gewiß verlockend, in diesen Zitaten die in ihnen enthaltene petitio principii, das heißt, die Voraussetzung eines erst zu beweisenden Satzes als Beweisgrund, aufzuzeigen, aber ich glaube, wenn wir die Akribie auch noch weiter trieben, das Pro und Contra noch so genau abwögen, wir würden kaum viel weiter kommen, und die Beantwortung dieser Fragen läßt sich auch kaum durch den Nachweis der logisch-qualitativen oder der historischen Priorität erzielen. Eine solche Antwort wäre müßig, ja niveaulos, und auch kaum überzeugungskräftig, sondern die Beantwortung ist nur dann möglich, wenn wir uns, wie gesagt, darüber klar werden, welche Frage hier eigentlich zur Diskussion steht.

determiniert. Die Psychoanalyse machte nun eingestandenermaßen von jeher den Versuch, das Symptom losgelöst vom Individuum zu untersuchen, ich habe schon einige Äußerungen *Freuds* daraufhin zitiert. Diese Zitate ließen sich beliebig vermehren. Mit der Verkennung oder Unterschätzung der Kategorie der individuellen Ganzheit aber hängt es zusammen, daß etwa der Individualpsychologie die Anschauung unterstellt wird, sie griffe die „alte Weisheit" auf, als ob „die Kranken sich durch ihre Symptome interessant machen, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen" wollten (197), und das ließe doch „z. B. unerklärt, warum die Kranken sich keiner anderen Mittel zur Erreichung ihrer Absichten bedienten" (197). Man könnte nun dieser Banalisierung der individualpsychologischen Anschauungen, die natürlich mit einer derartigen Wiedergabe keineswegs auch nur annähernd richtig gekennzeichnet sind, entgegenhalten: wenn solche Individuen nicht krank wären, könnten sie sich anderer Mittel als der Symptome bedienen, und sofern sie sich nicht anderer Mittel bedienen, etwa einer sozial wertvollen Leistung, sind sie eben krank oder abwegig oder nicht normal, aber das steht hier nicht zur Diskussion. Zur Diskussion steht hier vielmehr die Frage, welche der beiden Betrachtungsweisen richtiger, das heißt: problemgerechter und damit wissenschaftlich ist, nämlich die *finale Betrachtungsweise der Individualpsychologie*, die auf das *Verständnis der psychophysischen Begebenheiten* gerichtet ist, oder die *kausalistisch-mechanistische der Psychoanalyse*, die die *Erklärung der psychophysischen Gegebenheiten* versucht[1]). Es ist nun dieser Gesichtspunkt der Finalität und ihrer Tragfähigkeit, ihrer Bedeutung in jedweder Psychologie, der dafür entscheidend ist, welcher der beiden Anschauungen oder Systeme nicht die historische Priorität, die ist reichlich nebensächlich, sondern die Priorität der Wissenschaftsgeltung, der *Geltung einer Psychologie als Wissenschaft*, zuzubilligen sein wird. Von hier aus wird es allein zu entscheiden sein, ob es richtig ist, der Determinierung eines Symptomes nachzuspüren bis zu einem infantil erlebten, also ursächlichen Trauma oder, was dasselbe sein kann, bis zu einer dispositionellen Bestimmtheit. Von hier aus also wird die Entscheidung ausgehen müssen, ob es richtiger ist, ein Symptom, worauf die ganze und meiner Ansicht nach vergebliche Arbeit der Psychoanalyse hinausläuft, kausal zu determinieren, oder in ihm mit der Individualpsychologie eine individuell variable, schöpferisch und aktiv zustandegebrachte Leistung des Individuums zu sehen. Es versteht sich von selbst, daß diese Leistung nur im Rahmen des Möglichen, am Gegebenen als Material möglich ist, aber worauf es ankommt, ist, ob man *ihre Determiniertheit im totalen Zweckzusammenhang der indi-*

[1]) Der Unterschied ist hier so fundamental wie etwa der des Optimismus und des Pessimismus. Wer hier klar sieht, wird verstehen, warum es keine Brücken geben kann zwischen den beiden Betrachtungsweisen, die einander so gegenüberstehen, wie zwei Strömungen nicht nur verschiedener, sondern auch entgegengesetzter Richtung. Er wird verstehen, wie müßig das Gerede ist von den Zusammenhängen zwischen Individualpsychologie und Psychologie etwa aus dem Titel der seinerzeitigen Zusammenarbeit *Adlers* mit *Freud*. Bezeichnenderweise wird ja übrigens von *Freud* und der Psychoanalyse nur die Individualpsychologie als gefährlich empfunden und schon *Jung* oder gar *Stekel* mit einer gewissen Nonchalance ignoriert.

viduellen Position, das heißt, final tendiert versteht. Ich werde es in meinen späteren Ausführungen unter Beweis stellen, daß die Psychoanalyse schon durch die Natur des Problems immer wieder auf die Notwendigkeit der finalen Deutung stößt, sie aber, und das ist der Grund ihrer auch durch eine Begriffsangleichung nicht verhüllbaren, inneren Diskrepanz, vergeblich ihrer ursprünglich problemfremden, mechanistisch-kausalen Auffassung einzugliedern versucht. *Dies ist der Sinn der psychoanalytischen Revisionsarbeit während der letzten fünfzehn Jahre.* Die Individualpsychologie hat sie in ihrem Konzept gestört und ist daher mit ihrer Begriffswelt als störender Fremdkörper in dem revidierten psychoanalytischen Weltbild deutlich erkennbar.

Um es zu wiederholen: die Frage nach dem Unterschied und der Gegensätzlichkeit der Individualpsychologie und der Psychoanalyse klärt sich demnach als eine Frage nach der Wissenschaftsgeltung der einen oder der anderen Richtung auf. Hier hat man sich zu entscheiden. Welches Kriterium steht uns aber bezüglich der Geltung einer Wissenschaft zur Verfügung? Es gibt allemal, ich sagte es schon, nur *ein* solches Kriterium, und das ist die Adäquatheit, die Angemessenheit ihrer Methode gegenüber ihrem Problem. In jeder Wissenschaft war es noch so, in der Physik, der Chemie, der Biologie usw., daß Methode und Problem untrennbar zusammengehören. Die Geschichte jeder Wissenschaft beweist es, daß wir uns über die Methode klarer werden, daß wir uns ihrer bewußter werden, sobald das Problem als solches klarer und bewußter erfaßt wird, und umgekehrt: es wuchs das Problem zu größerer Klarheit und Bestimmtheit aus, je schärfer die Methode entwickelt und ausgebildet wurde. Und wir behaupten nun nicht mehr und nicht weniger, als daß der Psychoanalyse diese Harmonisierung von Problem und Methode nicht gelingen kann, weil sie dem Phantom einer Wissenschaftlichkeit nachjagt, die dem Problem der individuellen Ganzheit nicht adäquat ist. Diesen Gesichtspunkt hat sie, mit den „Detailmechanismen der Symptome" beschäftigt, gründlichst vernachlässigt, ja sie konnte überhaupt nicht anders als ihn vernachlässigen. Ihre ursprüngliche Absicht war ja gar nicht auf die Ganzheit, auf dieses System der individuellen Ganzheit gerichtet, sondern wie wir aus *Freuds* eigenem Munde hörten, auf die „Determinierung der Symptome", und aus diesem Grunde erschien mir diese Formulierung so bezeichnend. Wer aber nicht die Ganzheit sucht und begreift, der mag dann immerhin behaupten, auch die Psychoanalyse betreibe „zumeist und vor allem" Psychologie des menschlichen Individuums, er wird doch keine Psychologie betreiben, oder seine Psychologie wird keine Geltung als Psychologie haben und er wird am Problem vorbeizielen, weil er es nicht in seiner indivisiblen Ganzheit erfaßt. Mit einer unrichtigen Grund- und Ausgangsvorstellung von dem, was Psychologie als Wissenschaft sein soll, mochte *Freuds* ursprüngliches Interesse darauf gerichtet sein, zu zeigen, daß sich „allen Ichbestrebungen libidinöse Komponenten beimengen", aber *sein Interesse* war eingestandenerweise *ursprünglich kein psychologisches! Die Wissenschaftsgeltung einer Psychologie als solcher läßt sich allein ermessen*

und bestimmen, wenn und sofern sie der Kategorie der personalen, individuellen Ganzheit entspricht. Unterwirft sie sich anderen Kategorien, so mag sie wohl dem oder jenem als besonders wissenschaftlich erscheinen, sie wird aber nicht am Problem orientiert sein, in diesem besonderen Falle: nicht ausschließlich am menschlichen Individuum, sondern an ihm nur „zumeist und vor allem", darüber hinaus aber und primär an der „Determinierung seiner Symptome" unter einer wissenschaftstheoretisch begreiflichen Absehung von diesem selben Individuum. Auf eben das Individuum kommt es nun der Individualpsychologie allein an, wie sie es ja von allem Anfang an durch ihren Namen ausdrückte, so „unpassend" (195) ihn *Freud* auch finden mag. Ihre *Totalitätsbetrachtung* ist nicht so formelverhaftet wie die Prinzipienlegierung der Psychoanalyse. Das wird ihr in anderem Zusammenhang manchmal zum Vorwurf gemacht. Sie ist deshalb auch schwerer erlernbar, schwerer wirklich begreiflich als die Psychoanalyse. Aber sie kann, darf und will sich nicht in Formeln verhaften, weil sie nicht der Ganzheit des Problems Gewalt antun, weil sie dem Individuum als Ganzem und in seiner Einzigartigkeit *gerecht* werden will, und darum ist sie, so sehr dies auch jedermanns Sache sein sollte, nicht jedermanns Sache.

Die Traumlehre

Ich habe etwas länger bei Problemen verweilt, die vielleicht außerhalb eines allgemeineren Interessengebietes liegen. Was ich an Überlegungen vermitteln konnte, kann selbstverständlich nur ein kleiner Teil der Probleme sein, die es zu behandeln gilt, nur ein flüchtiger, keineswegs erschöpfender Ansatz einer Wissenschaftskritik, einer Würdigung der Grundlagen der Wissenschaftsgeltung beider Richtungen. Dieser Versuch bedarf daher noch der Ergänzung durch die Überprüfung des inhaltlichen Niederschlags im konkretisierten System der Psychoanalyse, und wir wollen uns daher dem zweiten Teil unserer Aufgabe widmen, an der Hand von *Freuds* Ausführungen, an einigen seiner neuen Vorlesungen nachweisen, daß die Revision der psychoanalytischen Anschauungen an entscheidenden Punkten oft zur sachlichen, teilweise auch sprachlichen oder begrifflichen Übereinstimmung mit gesichertem Besitzstand der Individualpsychologie geführt hat. Diese Revision (und Rezeption) ist ein Prozeß, der natürlich nicht leicht, sondern gleichsam verschämt vor sich geht, und *Freud* weist in seinem Buche wiederholt auf die Wandlungsfähigkeit und die Wandlung der Psychoanalyse hin; wir wollen uns aber darüber keiner Täuschung hingeben, daß die Schwierigkeit dieses Prozesses vor allem darin liegt, *denselben Problemgehalt*, den, unter dem Gewicht der individualpsychologischen Resultate, *auch* die Psychoanalyse zu *meinen* gezwungen ist, *anders* auszudrücken, und zwar so, daß der *neue Inhalt* nach Möglichkeit der *alten Form naturwissenschaftlicher Begriffswelt angeglichen* wird. Daß diese Einschweißung wesensfremden Anschauungsmaterials nicht sehr aussichtsreich ist, ist allerdings begreiflich.

Wenden wir uns also zuerst, *Freuds* Einteilung folgend, dem „Schiboleth der Psychoanalyse", der *Traumlehre* zu. *Freud* selbst betitelt dieses Kapitel:

„Revision der Traumlehre". Wir müssen uns also klar werden, was ist der *alte* Bestand der Traumlehre, welches die *neue* Auffassung, die revidierte Anschauung. Wie bekannt, unterscheidet und unterschied *Freud* zwischen dem „manifesten Trauminhalt" und dem „latenten", mehr oder weniger affektiv geladenen „Traumgedanken". Was ihn vor allem interessierte, war „der Mechanismus (!), der diese latenten Traumgedanken in den manifesten Trauminhalt verwandelt". *Freud* fand ihn in einer „hemmenden, einschränkenden Instanz", die er früher, „solange wir den Traum als isoliertes (!) Phänomen unabhängig von ihm verwandten psychischen Bildungen studierten" (21), den „Traumzensor" nannte. Wozu eine methodisch wichtige Bemerkung zu machen ist. Wer den Sinn dieser letzten Formulierung richtig liest, muß sich sagen, daß der Traum von *Freud* auch noch weiter als isoliertes Phänomen verstanden wird, selbst wenn er mit verwandten Bildungen verglichen wird. Er wird sozusagen unabhängig vom Träumer betrachtet. So als ob der Traum sich selber träumte. Statt Traum und Träumer als dynamische Einheit zu verstehen, wird der Traum vom Träumer abstrahiert und in ihm mehr ein *Bewegungsausdruck* als eine *Ausdrucksbewegung* gesehen, mehr eine *Gegebenheit* als ein *Begebnis*. Wer sich der naturwissenschaftlichen Provenienz der *Freudschen* Anschauungsform erinnert, wird sich darüber nicht wundern. „Später" verstand *Freud* den Traumzensor als „Verdrängungswiderstand", durch den sich die „beiden Instanzen, das Unbewußt-Verdrängte und das Bewußte, gegeneinander absetzen" (21). Was verdrängt wird, ist aber „ein Kind der Nacht" (25), eine „Regung, die dem Unbewußten des Träumers angehört, darum (!) von ihm verleugnet und verworfen wird" (25). Diese unbewußte Regung, die „sich in einer unscheinbaren Verkleidung durch die Schranke der Zensur einzuschleichen" versteht, „ist der eigentliche Schöpfer des Traumes, sie bringt die psychische Energie für seine Bildung auf. Wie jede andere Triebregung kann sie nichts anderes anstreben als ihre eigene Befriedigung (also Befriedigung eines wieder vom Träumer isoliert gedachten, von ihm gleichsam unabhängigen, mit einem eigenen Ich ausgestatteten Triebes!) und unsere Erfahrung im Traumdeuten zeigt uns auch, daß dies der Sinn alles Träumens ist. In jedem Traum soll ein Triebwunsch als erfüllt dargestellt werden . . . in Form einer halluzinierten Wunscherfüllung" (25, 26, 27). „Wie jede Triebregung drängt auch diese zur Befriedigung durch die Handlung, aber der Weg zur Motilität ist ihr durch die physiologischen Einrichtungen des Schlafzustandes versperrt; sie ist genötigt, die rückläufige Richtung zur Wahrnehmung einzuschlagen und sich mit einer halluzinierten Befriedigung zu begnügen" (27). Das alles hätte *Freud* auch schon vor 15 Jahren sagen können, glaubt, „es auch schon gesagt zu haben". Bevor wir aber besprechen, was „etwa in dieser Zwischenzeit an Abänderungen und neuen Einsichten hinzugekommen ist" (30), möchte ich doch darauf hinweisen, daß es noch nicht ausgemacht ist, daß die unbewußte Regung so ohne weiteres mit einer Triebregung identisch ist, und daher auch noch nicht — dies erscheint nur einem unkritischen Dogmatismus möglich — daß sie selbstverständlich, wenn auch nur in halluzinierter Form,

auf Befriedigung drängt. Erwähnt sei auch noch die psychoanalytische These, daß diese halluzinierte Triebbefriedigung in immer wiederkehrenden Symbolen stattfindet. Die Variationsbreite menschlichen Erlebnismaterials ist allerdings nicht so groß, als daß man nicht annehmen *könnte*, im manifesten Trauminhalt müßten gewisse Elemente wiederkehren. Aber abgesehen von den grotesken Übertreibungen[1]), zu denen die Symboldeutung verführt, sind sie für die Traumdeutung auch entbehrlich und vor allem *irreführend*. Ich will mich aber mit *Freud* ,,nicht länger bei ähnlichen Kleinfunden aufhalten", so hoch er deren Wert auch ansetzen mag. ,,Der bestrittenste Punkt", sagt *Freud*, ,,der ganzen Traumlehre war wohl die Behauptung, daß alle Träume Wunscherfüllungen sind", und die Psychoanalyse half sich gegenüber diesen Anfechtungen, indem sie eine neue ,,Einteilung" aufstellte. ,,Mit der Einteilung in Wunsch-, Angst- und Strafträume haben wir unsere Lehre", meint *Freud*, ,,aufrechterhalten" (38). Sie half sich weiter, indem sie ihre Lehre mit der Behauptung stützte: ,,Auch die Strafträume sind Wunscherfüllungen, aber nicht solche der Triebregungen, sondern der kritisierenden, zensurierenden und strafenden Instanz im Seelenleben. Wenn wir einen reinen Straftraum vor uns haben, so gestattet uns eine leichte Gedankenoperation (!) den Wunschtraum wiederherzustellen, auf den der Straftraum die richtige Entgegnung ist, der für den manifesten Traum durch diese Zurückweisung ersetzt wurde . . . Wie Sie hören werden", sagt *Freud*, ,,haben wir uns genötigt gesehen, im Seelenleben eine besondere kritisierende und verbietende Instanz anzunehmen, die wir das Überich heißen. Indem wir auch die Traumzensur als eine Leistung dieser Instanz erkannten, wurden wir angeleitet, den Anteil des Überichs an der Traumbildung sorgfältiger zu beachten" (38, 39). Man wird bei diesen Versuchen, sich über die Schwierigkeit der Unvereinbarkeiten in der Traumtheorie mit den Tatsachen des Traumerlebens hinwegzuhelfen, angesichts dieser ,,leichten Gedankenoperation", an das Witzwort erinnert: Operation gelungen, Patient gestorben.

---

[1]) Als Beispiel dieser Traumsymbolik und Deutungsarbeit, die ,,den Rohstoff aufdeckt, der häufig genug im weitesten Sinne sexuell zu nennen ist" (35), will ich wörtlich ein Symbol zitieren, das *Freud* anscheinend selbst für sehr gelungen hält. Es handelt sich um das Symbol der Brücke, dessen Deutung von einem seiner Schüler stammt. ,,Es bedeutet", sagt *Freud*, ,,ursprünglich (!) das männliche Glied, das das Elternpaar beim Geschlechtsverkehr miteinander verbindet, aber es entwickelt sich dann zu weiteren Bedeutungen, die sich von jener ersten ableiten. Insofern es dem männlichen Glied zu verdanken (!) ist, daß man überhaupt aus dem Geburtswasser zur Welt kann, wird die Brücke der Übergang vom Jenseits (dem Noch-nicht-Geborensein, dem Mutterleib) zum Diesseits (dem Leben), und da sich der Mensch auch den Tod als Rückkehr in den Mutterleib (ins Wasser) vorstellt, bekommt die Brücke auch die Bedeutung einer Beförderung in den Tod und endlich in weiterer Entfernung von ihrem Anfangsinn (männliches Glied!) bezeichnet sie Übergang, Zustandsveränderung überhaupt. Dazu stimmt es dann, wenn eine Frau, die den Wunsch nicht überwunden hat, ein Mann zu sein, so häufig von Brücken träumt, die zu kurz sind, das andere Ufer zu erreichen" (34). Die groteske Gewaltsamkeit und Übertreibung dieser ,,Deutungsarbeit" ist freilich nur möglich unter der Voraussetzung eines Pansexualismus, den *Freud* selbst wieder abschwächen mochte, indem er an anderer Stelle, beiläufig, meint, ,,nicht alle Träume wären sexueller Natur" (11). Sie ist ferner nur möglich, wenn man das Endprodukt neurotischer Metaphorik, wenn man Metaphern und Analogien zum ,,ursprünglichen Anfangsinn" erweitert und überdehnt, nachdem man sich *vorher* durch konstantes Training in dieser Richtung *geneigt* machte, ,,Helena in jedem Weibe" zu sehen. Allerdings erst ,,mit *diesem* Trank im Leibe".

Wir wollen aber nur sachlich feststellen, daß erstens mit einer Einteilung kaum eine Erklärung gelingen, geschweige denn eine Lehre aufrechterhalten werden kann, und daß zweitens, und dies ist das entscheidende Moment, das *Überich*, das die Psychoanalyse einzuführen ,,genötigt" war, genau und *nichts* anderes ist als das *Gemeinschaftsgefühl Adlers*, dessen Bestand im Seelenleben schließlich auch die Psychoanalyse nicht umgehen konnte. Wir kommen auf die Bedeutung dieser Identifizierung von Überich und Gemeinschaftsgefühl noch zurück, und wollen vorläufig nur feststellen, daß auch diese Einteilung die Schwierigkeit der Angstträume nicht beseitigt hat, ,,deren Erörterung weitab führt, allerdings", wie *Freud* zugibt, ,,noch keine befriedigende Erklärung gefunden hat". ,,Welche Wunschregung könnte durch dieses Rückgreifen (in Angstträumen) auf das höchst peinliche Erlebnis befriedigt werden? Das ist schwer zu erraten," meint *Freud* selbst (39). Eine weitere Schwierigkeit sei darin zu sehen: die ,,ersten Sexualerlebnisse des Kindes sind mit schmerzlichen Eindrücken von Angst, Verbot, Enttäuschung und Bestrafung verknüpft". An ihnen ,,haften ja alle die unvergänglichen, unerfüllten Triebwünsche, die durchs ganze Leben die Energie für die Traumbildung abgeben, denen man es wohl zutrauen kann, daß sie in ihrem gewaltigen Auftrieb auch das Material peinlich empfundener Begebenheiten an die Oberfläche drängen können". Aber auch hier gelingt es noch, scheinbar, den Wunscherfüllungscharakter des Traumes zu wahren, es ist doch, sagt *Freud* ,,die Bemühung der Traumarbeit unverkennbar, die die Unlust durch Entstellung verleugnen, Enttäuschung in Gewährung verwandeln will. Bei den traumatischen Neurosen ist es anders, hier laufen die Träume regelmäßig in Angstentwicklung aus. Ich meine", sagt *Freud*, ,,daß in diesem Falle die Funktion des Traumes versagt" (40). Versagt nun hier wirklich die Funktion des Traumes oder versagt hier nicht eher die Traumtheorie? *Freud* meint weiters: ,,Wenn Sie den letzten Einwänden Rechnung tragen wollen, so sagen Sie immerhin: der Traum ist der *Versuch* einer Wunscherfüllung. Für keinen, der sich in die psychische Dynamik hineinversetzen kann, haben Sie damit etwas anderes gesagt" (41). Nun, trotz dieser Versicherung *Freuds*: damit ist immerhin etwas anderes gesagt, etwas, das sogar bedenklich in die Nähe der Individualpsychologie rückt, und um diesen Zusammenhang zu verdeutlichen, gestatte man mir, etwas breiter auseinanderzusetzen, wie sich die Individualpsychologie das Traumgeschehen und die Funktion des Traumes erklärt.

Jedes Individuum ist dauernd, sein ganzes Leben hindurch, mit der *Sicherung seiner Position* beschäftigt, mit der *Vorbereitung* für die Lösung der es bedrängenden Probleme im Sinne seines ,,Lebensstiles", im Sinne einer ,,idealen Situation", die wie jede Vorbereitung in die Zukunft weist, auf ein *Finale* abgestimmt wird. Diesem Finale dient das gesamte psychische Geschehen, Erinnerungen wie auch Träume. Auch der Traum ist eine solche Vorbereitung, eine Bearbeitung der individuellen Probleme im Sinne des Lebensstils des Träumers und zwar *entgegen* den Forderungen des Lebens, des Zusammenlebens und Gemeinschaftsgefühls, des Common Sense. Der

Träumer *versucht* eine Lösung, versucht, ob und auf welche Weise es *möglich* wäre, das Problem in *seinem* Sinne, in seinem *Eigen-Sinne*, zu lösen. Er macht denselben *Versuch* wie im Wachzustande, und herauszufinden, welches Problem er lösen will und welches sein Lebensstil bei diesem Versuche ist, heißt den latenten Traumgedanken eruieren, heißt die Bewegungsrichtung aufhellen, in der sich der Träumer befindet[1]). Damit weist der Traum aber über sich selbst hinaus, weist auf den Gesamtzusammenhang der Persönlichkeit hin, auf ihre Absichten, ihr emotionelles wie intellektuelles Erleben, ihre Wollungen und Triebe oder Strebungen, die alle ihre Richtung von dieser Gesamtpersönlichkeit und dem sie *einheitlich* beherrschenden oder *determinierenden finalen Ziel erfahren.* Bei den Lösungsversuchen im Traume, die demnach ein schöpferischer Akt der Gesamtpersönlichkeit zum Zweck der *Überwindung* von Schwierigkeiten oder Beeinträchtigungen des ,,Lebensraumes“, des ,,Feldes“, der *Position* des *Individuums* darstellen, *stimuliert* sich der Träumer, was die Psychoanalyse *nunmehr* als ,,Versuch einer Wunscherfüllung“ anzusehen ,,genötigt“ ist, oder er *schreckt* sich vor (sein Persönlichkeitsgefühl im Wachzustande gefährdenden) Lösungsversuchen ab, in Straf- oder Angstträumen, und wir brauchen nun nicht mehr zu ,,erraten“, was die Wunscherfüllung in Angstträumen sein könnte: es ist eben keine Wunscherfüllung, sondern eine *Warnung*, die der Träumer sich erteilt, vor *ähnlichen* Erfahrungen, bei denen er schon einmal versagte oder zu versagen fürchtet. *Der Traum ist also die Vorbereitung entweder einer ermutigenden oder einer warnenden, decouragierenden Stimmungslage*, einer Gesamtstimmungslage, die natürlich auch auf die Art der Bewältigung der sexuellen Probleme abfärben, ihre spezifisch-individuelle Lösung determinieren wird. Diese Warnung im Sinne des individuellen Lebensstiles ist verständlich, wenn wir den Traum nicht als einen im Individuum separiert ablaufenden Mechanismus oder Automatismus, sondern als eine schöpferische Leistung, als eine aktive Stellungnahme, als Antwort ansehen, deren unsicherer, tastender, voraus- und einfühlender Charakter aus seiner Funktion als einer versuchsweisen Vorbereitung oder eines Lösungsversuches ableitbar ist. Wir legen gleichsam ein größeres Gewicht darauf, daß es ein Träumer ist, der einen Traum träumt, während die Psychoanalyse mehr die Tatsache ins Auge faßt, daß der Traum nicht geträumt *wurde*, sondern geträumt *ist*, also ein in sich abgeschlossenes, isoliertes Gebilde darstellt. Mit dem Zugeständnis aber, daß ein Traum der ,,Versuch einer Wunscherfüllung“ ist, hat die Psychoanalyse die ihr wesenseigene, mechanistisch-kausalistische Betrachtungsweise durchbrochen, freilich ohne Entschiedenheit und ohne klare Erkenntnis, auf welch gefährliches, weil ihr wesensfremdes Gebiet sie sich damit begeben hat. An dieser Stelle und in diesem Zusammenhang macht ja *Freud* das schon früher zitierte Eingeständnis: ,,Wenn man eine einzelne psychische Leistung wie das Träumen zum Zweck des Studiums aus dem ganzen Getriebe isoliert . . . muß man darauf gefaßt sein zu finden, daß diese

[1]) *Adler* betont den Versuchscharakter des Traumes seit gut zwei Dezennien.

Ergebnisse durch den Zusammenstoß mit anderen Mächten verdunkelt oder beeinträchtigt werden.“ Diese Überraschungen ereignen sich, wenn man den Sprung aus der Betrachtung isoliert-statischer Gegebenheiten in die Totalitätsbetrachtung dynamischer Begebenheiten wagt, und dieser Sprung muß mißlingen, weil die Psychoanalyse, begreiflicherweise, ihre eigenen Voraussetzungen, das heißt, sich selbst aufzugeben zögern muß. Es ist aber zu befürchten, sofern sie nicht zu neuen Interpretationsgewaltsamkeiten flüchtet, daß ihr diese Selbstaufgabe nicht erspart bleiben dürfte. Wir sehen sie ja auch schon auf anderen Teilgebieten der psychoanalytischen Anschauungen in sichtbare Nähe gerückt[1]).

Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit: Das Überich

Wir wollen uns nunmehr ein wenig dieses seltsame Überich mit seinen vielen Funktionen näher besehen und uns hierbei wieder von *Freuds* Darstellung in seinem Kapitel: „Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit“ leiten lassen. Folgt man seinen Ausführungen, so gewinnt man den Eindruck eines anatomischen Präparates, bei dem man zu immer tieferen Schichten gelangen möchte, kann sich aber nicht von dem Eindruck einer merkwürdigen Unlebendigkeit oder Leblosigkeit befreien. Die Psychoanalyse hat sich nach *Freuds* eigenem Geständnis zu der Konzeption des Überichs nicht leicht durchgerungen. „Endlich“, sagt *Freud*, „war man soweit gekommen, daß man seine Aufmerksamkeit vom Verdrängten (dem Symptom) weg auf das Verdrängende richten konnte (!) und stand vor diesem Ich . . .“ „Es war nicht leicht, einen ersten Zugang zu finden.“ Er wehrt sich gegen den Gedanken, daß man in seiner „Darstellung der Ichpsychologie“ „vorwiegend Auffassungen, also Spekulationen, zu hören bekommen“ wird (81), und versichert, „daß der Anteil der gedanklichen Verarbeitung des tatsächlichen Materials in unserer Ichpsychologie nicht viel größer ist als er in der Neurosenpsychologie war“ (82). Man fühlt ganz deutlich, wie *Freud* sich gegen den möglichen Einwand sträubt, die Psychoanalyse mache sich einer mehr spekulativen, also weniger wissenschaftlichen Methode schuldig, sowie er sich schon 1914 gegen den Verdacht systematischer Konstruktionen zur Wehr setzte, möchten aber gleichzeitig bemerken, daß die Ichpsychologie schon spekulativ genug verführe, falls sie auch nur unwesentlich spekulativer wäre als die psychoanalytische Neurosenpsychologie.

Die Psychoanalyse zerlegt also die psychische Persönlichkeit in drei aufeinander wirkende, scheinbar mit Dynamik gefüllte Räume, Reiche, Provinzen, und zwar in das Es, das Ich und das Überich. Wir beginnen mit dem Überich. In ihm sieht die Psychoanalyse eine „richtende, strafende Instanz“, deren

---

[1]) Der Vollständigkeit halber wollen wir noch auf den Widerspruch hinweisen, der darin liegt, daß einmal die unbewußte Triebregung als der eigentliche Schöpfer des Traumes auftritt, also auf Befriedigung und Wunscherfüllung drängt, und daß die Psychoanalyse sodann genötigt ist, auch noch eine Wunscherfüllung des Überichs anzunehmen, dem man doch wieder keinen Triebcharakter zubilligen kann, es sei denn, man hülfe sich wieder mit einer „leichten Gedankenoperation“. Aber wie gesagt, ich lege auf die Feststellung dieser theoretischen Schönheitsfehler keinen besonderen Wert.

eine Funktion das Gewissen ist, das den „Anspruch der Moralität" vertritt und „das moralische Schuldgefühl" als den „Ausdruck der Spannung zwischen Ich und Überich" (86). Allerdings, meint *Freud*, „es wird schwer halten, in der Ichpsychologie dem Allbekannten auszuweichen" (85), das heißt, wenn wir es gleich übersetzen wollen, jenem Vorwurf der Banalität, dem die Psychoanalyse immer wieder auszuweichen besorgt ist, und versucht es daher mit anderen Nomenklaturen, oder wie *Freud* es formuliert: „Es wird mehr auf neue Auffassungen und Anordnungen ankommen als auf Neuentdeckungen" (85). Aber die Banalität läßt sich leider nicht vermeiden und so stellt sich *Freud* die Entstehung des Überichs in reichlich dogmatischer Weise folgendermaßen vor: „Wenn das Gewissen auch etwas in uns ist, so ist es doch nicht von Anfang an." Ich muß gleich hier unterbrechen und fragen: woher weiß das die Psychoanalyse mit so apodiktischer Gewißheit? „Es ist", fährt *Freud* fort, „so recht ein Gegensatz zum Sexualleben, das wirklich (!) vom Anfang des Lebens da ist, nicht erst später hinzukommt". Das ist nun klarerweise Dogmatismus reinster Prägung, durch nichts begründet als durch die Spekulationen der Psychoanalyse. Es ist ein unbewiesenes Axiom, daß das Gewissen nicht, das Sexualleben aber schon von Anfang da wäre, ein Axiom, aufgestellt, um das System des psychoanalytischen Pansexualismus zu ermöglichen. „Das kleine Kind", meint *Freud*, „ist bekanntlich (!) amoralisch, es besitzt keine inneren Hemmungen gegen seine nach Lust strebenden Impulse. Die Rolle, die späterhin das Überich einnimmt, wird zuerst von einer äußeren Macht, von der elterlichen Autorität, gespielt. Der Elterneinfluß regiert das Kind durch Gewährung von Liebesbeweisen und Androhung von Strafen, die dem Kind den Liebesverlust beweisen und an sich gefürchtet werden müssen. Diese Realangst ist der Vorläufer der späteren Gewissensangst; solange sie herrscht, braucht man von Überich und Gewissen nicht zu reden. Erst in weiterer Folge bildet sich die sekundäre Situation aus, die wir allzu bereitwillig für die normale halten, daß die äußere Abhaltung verinnerlicht wird, daß an die Stelle der Elterninstanz das Überich tritt" (87). Ich kann mir nun nicht verwehren, hier anzumerken, daß in dieser Darstellung kaum etwas von Tiefenpsychologie, aber auch kaum etwas von Psychologie, sondern lediglich ein ziemlich populärer Rationalismus enthalten ist, dessen Popularität eben über die Schwächen der Ausgangssätze hinwegtäuschen kann. Wie aus nichts etwas, vor allem etwas, wie das Gewissen, entstehen soll, das zu erklären bringt allerdings auch die Dialektik der Psychoanalyse nicht zustande, auch nicht mit Zuhilfenahme unbewiesener dogmatischer Axiome. Auch die Vorstellung des Prozesses der Verinnerlichung ist ja schließlich nur eine metaphorische Redewendung, mit der *nichts erklärt* wird. Aber lassen wir erst *Freud* auseinandersetzen, wie sich ihm ein entwickeltes Überich darstellt. „Wir haben ihm (dem Überich)", führt *Freud* aus, „die Selbstbeobachtung, das Gewissen und die Idealfunktion zugeteilt. Aus unseren Ausführungen geht hervor, daß es eine unsäglich wichtige biologische wie eine schicksalsvolle psychologische Tatsache zur Voraussetzung hat, nämlich die lange Abhängigkeit

des Menschenkindes von seinen Eltern und (!) den Ödipuskomplex, die beide wieder innig miteinander verknüpft sind. Das Überich ist für uns die Vertretung aller moralischen Beschränkungen[1]), kurz das, was uns von dem sogenannt Höheren im Menschenleben psychologisch greifbar geworden ist . . . So wird das Überich des Kindes eigentlich nicht nach dem Vorbild der Eltern, sondern des elterlichen Überichs aufgebaut; es erfüllt sich mit dem gleichen Inhalt, es wird zum Träger der Tradition, all der zeitbeständigen Wertungen, die sich auf diesem Wege über Generationen fortgepflanzt haben. Sie erraten leicht, welch wichtige Hilfen für das Verständnis des sozialen Verhaltens der Menschen, z. B. für das der Verwahrlosung, vielleicht[2]) auch welch praktische Winke für die Erziehung sich aus der Berücksichtigung des Überichs ergeben" (94). Was nun an dieser Darstellung richtig ist, ist nicht neu, was hier als neu hingestellt wird, nicht richtig. Einige Punkte verdienen indessen besondere Untersuchung. Vor allem einmal die „schicksalsvolle psychologische Tatsache" des „Ödipuskomplexes". Es würde für die Psychoanalyse natürlich geistigen Selbstmord bedeuten, würde sie die Konzeption des Ödipuskomplexes, das heißt, die libidinöse Bindung des Kindes an den einen oder anderen Elternteil, fallen lassen. Wir können einen solchen Schritt auch nicht erwarten. Aber wir werden später hören, daß zu den „neuen" Funden der Psychoanalyse, die als ebenso wichtig angesehen werden, wie der Ödipuskomplex, nunmehr auch eine *prä-ödipale Phase*, also eine Phase *vor* der inzestuösen Neigung und Ausbildung des Ödipuskomplexes gehört, und wir werden uns mit dieser Phase, deren Konstatierung eigentlich die ganze Ödipuskomplextheorie umwirft, ausführlicher beschäftigen. Vorderhand sei nur soviel notiert, daß diese Phase genau jenen Zeitraum umfaßt, den die Individualpsychologie ohne besonderes Interesse für eine im Grunde nebensächliche „neue" Nomenklatur als die *Periode der Verzärtelung* immer wieder gekennzeichnet hat. Wenn *dann* das in einer sogenannten Vater- oder Mutterfixation verhaftete Kind *nach* dieser prä-ödipalen Phase in Betracht gezogen wird, braucht man der folgenden Formulierung einen gewissen Wahrheitsgehalt nicht abzusprechen: „Eingehende Untersuchung belehrt uns auch, daß das Überich in seiner Stärke und Ausbildung verkümmert, wenn die Überwindung des Ödipuskomplexes nur unvollkommen gelingt" (90). Was an diesem Satze wahr ist, wird indessen erst durch eine gewisse Überlegung verständlich, die dann freilich zu einer merkwürdigen Konstatierung führt. *Freud* weist auf den traditionsgebundenen, also ausgesprochen sozialen Charakter des Überichs hin, und man könnte fast den Eindruck erhalten, als wäre das ein Neuland, das nur der Bearbeitung bedürfte, um kaum geahnte Erträge zu liefern. Aber wie verhält es sich damit? Wir stehen nun nicht an, zu behaupten: die scheinbar so beiläufige Betonung der sozialen Bedeutsamkeit des Überichs bedeutet nicht mehr und nicht weniger als die zaghaft zögernde Anerkennung jenes so oft verlästerten und verlachten

[1]) Man achte auf die Verknüpfung der Vorstellung: Moralität und Beschränkung mit diesem reichlich unlustvollen Unterton.

[2]) Auch dieses „Vielleicht" ist nicht uninteressant.

Gemeinschaftsgefühls, auf das *Adler* bei seiner psychologisch unbeirrten, weil vor allem auf den (allemal sozialen) *Zusammenhang* eingestellten Blickrichtung mit voller Entschiedenheit seit mehr als zwei Jahrzehnten hinzuweisen nicht müde wurde. Immer wieder werden wir bei *Adler* die Anschauung ausgesprochen finden, daß die Verkrüppelung des Gemeinschaftsgefühls, also das, was *Freud* mit der Verkümmerung des Überichs meint, dort anzutreffen sein wird, wo das infantile Individuum, infolge seiner durchgreifenden Entmutigung durch Verwöhnung oder Verzärtelung (prä-ödipale Phase!), sich mit allen Unarten des verzogenen Kindes an *jene* Personen klammert, die es gemäß „der unsäglichen Wichtigkeit" der „biologischen Tatsache" der „langen Abhängigkeit des Menschenkindes von seinen Eltern" als *geneigt* kennen lernte, *ihm zu den Privilegien der Verzärtelung zu verhelfen.* Daß es unwillig sein wird, diese Privilegien zurückzustellen oder, wie die Psychoanalyse es kompliziert etikettiert, den Ödipuskomplex zu überwinden, wen sollte dies Wunder nehmen, außer er beschäftigte sich a limine mehr mit der „Determinierung der Symptome" als mit der „Psychologie des Individuums"? Dadurch wird es auch erklärlich, daß, wie *Freud* sagt, „die Erfahrung zeigt, gegen unsere Erwartung, daß das Überich denselben Charakter unerbittlicher Härte erwerben kann, auch wenn die Erziehung milde und gütig war" (88). Das ist nun durchaus nicht „gegen *unsere* Erwartung", ist im Gegenteil außerordentlich verständlich, wenn wir uns nur erinnern, daß das Überich jene Gemeinschaft darstellt, deren Forderungen sich gerade das verwöhnte Individuum nicht gewachsen fühlt, denen es also *dann* den „Charakter unerbittlicher Härte" zuschreiben wird, um sich ihnen mit scheinbar gutem Grunde zu entziehen. Da aber für das verwöhnte Individuum seine eigene „Lust" oberstes Prinzip der Formen seines Gemeinschaftslebens ist und Gemeinschaftsgefühl (oder Gewissen) wieder Wissen um die Spielregeln jener Gemeinschaft ist, denen das entmutigte Individuum sich entziehen will, so ist es begreiflich, wenn für die Psychoanalyse das Gewissen oder das Gemeinschaftsgefühl oder das Überich geradezu mit der Erwartung einer Unlust oder einer Quelle von Unlust identisch ist[1]). Verständlich wird dann auch der folgende Satz: „Es gibt kaum etwas anderes in uns, was wir so regelmäßig von unserem Ich sondern und so leicht ihm entgegenstellen wie gerade das Gewissen" (84). Allerdings glaubt auch *Freud*, „mit der Sonderung des Überichs" noch nicht „das letzte Wort zur Ichpsychologie gesprochen zu haben" (91). Und damit hat er wohl recht. Mit einer Sonderung, einer analysierenden Abstraktion, einer anatomisierenden und atomisierenden Isolierung des Überichs vom Ich wird es wohl kaum gelingen. Dieses letzte Wort zu sprechen, kann nur dann, und auch dies immer nur annähernd, gelingen, wenn man die Tatsache der Immanenz des Gemeinschaftsgefühles als mit der Tatsache (oder Tat-Setzung) des Individuums

[1]) Es ist also verständlich, warum das Individuum „Unbehagen in der Kultur" empfindet, die ihm einen „Lustverzicht" bedeutet, oder wie *Freud* es formuliert: „Ich verspüre die Neigung, etwas zu tun, wovon ich mir Lust verspreche, aber ich unterlasse es mit der Begründung: mein Gewissen erlaubt es mir nicht" (84).

gegeben und identisch ansieht, das heißt, eine *Relativität (und Aktivität) der sozialen Bezogenheit* voraussetzt, von der die Psychoanalyse, auf Grund ihrer naturalistisch-kausalen, ihrer mechanistischen Tendenzen, in völlig ungenügendem Maße Kenntnis nahm. Ich fasse zusammen: *das Überich der Psychoanalyse*, zu dem sie sich mühsam durchringen mußte, *ist das Gemeinschaftsgefühl der Individualpsychologie, das die Psychoanalyse sehr gegen ihren Willen zu rezipieren gezwungen war*, und sie versteht soviel davon, als sie auch ,,zumeist und vor allem" es mit der ,,Psychologie des menschlichen Individuums" zu tun hat. Das will heißen, da sie es nicht ausschließlich mit der Psychologie des menschlichen Individuums zu tun hat, sondern noch Sonderinteressen verfolgt, kann ihr die Bedeutung und Tragweite des Begriffes Gemeinschaftsgefühl auch nicht in annähernd richtigem Maße geläufig sein, kann sie das Überich nur als eine ,,sekundäre Situation" ansehen. ,,Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir."

Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit: Das unbewußte Es

In dem Kapitel ,,Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit" befaßt sich *Freud* auch mit dem Begriff des Unbewußten und sagt zu Beginn seiner diesbezüglichen Überlegungen: ,,Als ich Ihnen vor fünfzehn Jahren meine Vorlesungen gab, suchte ich Sie mit gewissen spekulativen Stücken unserer Theorie zu verschonen, aber gerade an die knüpfen die Neuerwerbungen an, von denen ich zu sprechen habe" (98). Von der von *Freud* so oft auf das entschiedenste verworfenen Spekulation ist allerdings in diesen Abschnitten nicht wenig vorhanden. Ich kann es mir aber versagen, in die Diskussion der psychoanalytischen Vorstellung und Definition des Unbewußten einzugehen, weil eine solche Diskussion auf nichts hinausliefe als auf eine Art Nachweis der Qualitätsverschiedenheit psychologischen Verstehens. Da ich überdies bei der Erörterung der psychoanalytischen Lehre vom Triebleben noch davon sprechen muß, so will ich hier nur anmerken, was mir für *Freuds* Anschauung besonders charakteristisch scheint. Er sagt: ,,Wir werden einen Vorgang unbewußt heißen, wenn wir annehmen müssen, er sei *derzeit* aktiviert, obwohl wir *derzeit* nichts von ihm wissen. Diese Einschränkung läßt uns daran denken, daß die meisten bewußten Vorgänge nur kurze Zeit bewußt sind: sehr bald werden sie *latent*, können aber wiederum bewußt werden" (99). Machen wir uns den Sinn dieser deskriptiven Definition klar, so erscheint es mir um so zwingender, wenn *Adler* meint, daß wir unbewußt nennen, was wir in seinem *Zusammenhang* innerhalb der Persönlichkeit *nicht verstehen*, daß also das Unbewußte das Unverstandene ist, das begrifflich nicht oder unrichtig Begriffene, und dies um so mehr, weil wir ja von etwas, wenn wir es nicht verstehen, überhaupt keine sinnvolle, keine bewußte Aussage machen können. Wenn etwas, weil wir es nicht verstehen, für unser Bewußtsein überhaupt nicht, das heißt, in seiner spezifischen Eigenart, *nicht da ist*, kann es auch in keiner Weise Gegenstand einer Aussage werden. Wenn wir es aber nur nicht verstehen, obwohl es da ist, dann verhält sich *dieses* Unbewußte zum Bewußtsein etwa so, wie die Erscheinungen der Elektrizität zum Ver-

ständnis ihrer Vorgänge. Immer waren diese Phänomene da, aber was hat beispielsweise das Verständnis eines Primitiven davon begriffen? Bestand etwa der Zusammenhang der Elektrizität mit den Erscheinungen des Lichts deshalb nicht, weil man ihn nicht verstand und jetzt erst zu ahnen beginnt? Was ich damit sagen will, ist: nicht das gilt als bewußt, was wir wissen, sondern was wir in seinem Zusammenhang verstehen, und als wissenschaftlich gilt, was wir in seinem systematischen Zusammenhang verstehen. Je mehr wir verstehen, desto größer ist auch der Umkreis unseres Bewußtseins und, im davon abgeleiteten Sinne, unseres Wissens. Ich weiß auch um Gefühle, weiß um ihr Auftauchen, finde es unerklärlich und deute sie falsch, wenn sie auftauchen und warum sie plötzlich da sind, und nenne sie dann ebenso unbewußt, fälschlicherweise unbewußt, wie wenn ich mich plötzlich irgendwo gelandet sehe, ohne zu verstehen, wie ich dort hinkomme. Gerade bei solchen Vorgängen und besonders bei den „Fehlleistungen", die von der Psychoanalyse als Argument für ihre Auffassung des Unbewußten angeführt werden, wird es klar, daß ich mir ihrer zwar bewußt bin, in dem Sinne, daß ich weiß, daß ich etwas tue, aber nicht verstehe, was ich tue. Von all dem aber, was in mir latent ist, weiß ich ja nichts; solange es latent ist, kann ich auch keinerlei Aussage machen, und wenn ich es weiß, kann ich darüber erst eine Aussage machen, wenn ich es verstehe oder zu verstehen meine. Andernfalls ist ja, was in mir vorgeht, noch weiter „unbewußt". Ich will aber die psychoanalytische Überstreckung des Begriffs des Unbewußten hier nicht weiter verfolgen, will nur darauf hinweisen, daß *Freud* überdies noch den Terminus „Vorbewußt" benötigt und schließlich „den Hauptcharakter dieser Seelenprovinz, ihre Ichfremdheit" durch den Ausdruck „Das Es" kennzeichnet. Ichfremd ist also das Überich, ichfremd das Es, mit einem Wort, was für das „Arme Ich", wie *Freud* selbst sagt, übrigbleibt, ist herzlich wenig, aber jedenfalls: die psychische Persönlichkeit ist, einer scheinbaren Wissenschaftlichkeit halber, gründlichst zerlegt. „Überich, Ich und Es sind nun die drei Reiche, Gebiete, Provinzen, in die wir den Seelenapparat der Person zerlegen, mit deren gegenseitigen Beziehungen wir uns im weiteren beschäftigen" (102). Wieder verrät sich die kausalistisch-mechanistische Grundanschauung der Psychoanalyse in dem unbedenklichen Gebrauch eines Wortes wie „Seelenapparat", von dem man annehmen sollte, es diene zur Abgrenzung gegenüber dem Somatischen. Und doch versucht *Freud* diesem selben Somatischen wieder Eingang in den „Seelenapparat" zu verschaffen, wenn er ausführt: „Wir stellen uns vor, es (lies: das Unbewußte) sei am Ende gegen das Somatische offen, nehme da die Triebbedürfnisse in sich auf, die in ihm ihren psychischen Ausdruck finden" (103). Was soll das nun heißen, wenn es nicht bloße Metapher ist, „am Ende (!) gegen das Somatische offen?" Wir haben zwar früher, ebenso zur physikalischen Metapher neigend, vom Trieb gehört: „Wir stellen ihn vor als einen gewissen (!) Energiebeitrag, der nach einer bestimmten Richtung drängt" (132). Wovon bestimmt, wenn er nicht anthropomorphisiert und selbst mit Ich-Funktionen ausgestattet wird? Aber jetzt hören wir wieder: „Von den Trieben her erfüllt es sich (das Es) mit Energie,

aber es hat keine Energie, bringt keinen Gesamtwillen auf, nur das Bestreben, den Triebbedürfnissen unter Einhaltung des Lustprinzips Befriedigung zu schaffen" (103). Diese Behauptungen nun sind voll innerer Widersprüche. Wenn die Triebe gerichtete Energie und damit Ordnung und Organisation bedeuten, so kann das Es, das sich mit ihnen auffüllt, nicht gut der Richtung und damit der Organisation mangeln, was immer es auch sei. Überdies ist ja die Behauptung von der mangelnden Organisationskraft, dem Energie- und Willensmangel des Unbewußten durch nichts bewiesen, und wenn ihm seine Bedeutung verkleinert wird, ihm nur das Bestreben zugeschrieben wird, der Lustbefriedigung der Triebe Geltung zu verschaffen, so kann es, das Es, das Unbewußte, die Bedeutung, die die Psychoanalyse ihm zuschreibt, nur dadurch erhalten, daß das Lustprinzip verabsolutiert wird. Mit einem Wort: der hier geschilderte Sachverhalt ist durchaus spekulativer Natur und ruht auf unbewiesenen dogmatischen Axiomen, die, meiner Ansicht nach, nicht nur logisch zu bezweifeln, sondern geradezu unpsychologisch sind. Allerdings meint *Freud*: „Für die Vorgänge im Es gelten die logischen Denkgesetze nicht, vor allem nicht der Satz des Widerspruchs" (103). Diese Behauptung ist wieder dogmatisch und unbewiesen, weil unbeweisbar. Würde sie aber stimmen, so wäre die ganze Absicht der Psychoanalyse an sich widersinnig, durch die doch die unkontrollierten Wunsch- und Triebregungen des Unbewußten „ihrer Energiebesetzung beraubt" werden sollen, indem sie der Kontrolle des Bewußtseins zugeführt werden.

Freud stellt aber auch die Behauptung auf, daß das ins Es Verdrängte „virtuell unsterblich" sei, daß die ins Es versenkten Wunschregungen sich „nach Dezennien" noch so verhalten, „als ob sie neu vorgefallen wären," und will daraus schließen: „Im Es findet sich nichts, was der Zeitvorstellung entspricht." Er spricht sodann von „dieser über jeden Zweifel feststehenden Tatsache der Unveränderlichkeit des Verdrängten durch die Zeit" (104). Was *Freud* damit meint, könnte wieder nur durch den Nachweis der Qualitätsverschiedenheit des psychologischen Verstehens entschieden werden. *Hier* trennen sich aber unsere Wege natürlich völlig. Hier kommt die Unüberbrückbarkeit der individualpsychologischen und psychoanalytischen Anschauung besonders klar zum Ausdruck. *Freuds Hypothesen sind nur möglich, weil er von der Psychologie des Individuums abschweift, weil die Konzeption der einheitlichen Finalität der Persönlichkeit, sowohl was das sogenannte Unbewußte als auch das mehr oder weniger bewußte Erleben betrifft, weil die Vorstellung eines die Gesamtpersönlichkeit einheitlich determinierenden Zieles mit der kausalistisch-mechanistischen Persönlichkeitsauffassung der Psychoanalyse unvereinbar ist.* Würde dieses Ziel nicht von der Psychoanalyse verworfen, weil sie bei der Rezeption dieses Begriffes sich selbst negieren müßte, dann würde sich diese „Unveränderlichkeit des Verdrängten" ohne weitere Schwierigkeiten als die *Unveränderlichkeit des Ziels* erklären. Dieses Ziel wird aber „als Vergangenheit erkannt, entwertet und ihrer Energiebesetzung beraubt", wenn man versteht, daß die Stimmungslage dieses Ziels schon in den ersten Lebensjahren fixiert wird. Erkennt man diesen Tatbestand aber nicht,

will man ihn nicht wahrhaben, dann freilich gelangt man zu Sätzen wie den folgenden: „Selbstverständlich kennt das Es keine Wertungen, kein Gut und kein Böse, keine Moral." Woher es dann die Orientierung nimmt, „den Triebbedürfnissen unter Einhaltung des Lustprinzips Befriedigung zu schaffen", bleibt mir allerdings unerfindlich, es sei denn, man habe mit nicht geliefertem Beweis die Gültigkeit der logischen Denkgesetze für das Unbewußte aufgehoben. Oder wir hören: „Triebbesetzungen, die nach Abfuhr verlangen, das, meinen wir, sei alles im Es" (104). Aber wir hörten ja schon: „Triebe sind mythische Wesen, großartig in ihrer Unbestimmtheit." Es bleibt uns also unbenommen, sie mit beliebigem Geheimnis, beliebigem Zauber mehr oder weniger unwahrscheinlich auszukleiden. Und vielleicht verlangen sie nicht nur nach Abfuhr, sondern verdienen sie auch.

Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit: Das „arme Ich"

Wie wir hörten, handelt es sich bei der Psychoanalyse, nach *Freuds* Formulierung, nur „zumeist und vor allem" um eine „Psychologie des menschlichen Individuums". Es ist also möglich, *außerdem*, das heißt, losgelöst vom Individuum, sich noch um eine Kausalerklärung von isolierten, aus dem individuellen Zusammenhang herausgerissenen Phänomenen des Seelenlebens zu bemühen. Von der Neurosenätiologie ausgehend war die Psychoanalyse jedoch gezwungen, für diese Phänomene einen Sitz zu suchen, einen Träger zu eruieren, in dem man sie lokalisieren könnte und stieß dabei auf das Ich, das sie sich geradezu errechnen mußte, um dann beinahe „gegen" ihre Erwartung zu finden, daß die Rechnung halbwegs stimme. Über die Funktionen dieses Ich sagt nun *Freud* folgendes:

„Die Auffassung bedarf keiner Rechtfertigung, daß das Ich jener Teil des Es ist, der durch die Nähe und den Einfluß der Außenwelt modifiziert wurde, zur Reizaufnahme und zum Reizschutz eingerichtet, vergleichbar der Rindenschicht, mit der sich ein Klümpchen lebender Substanz umgibt. Die Beziehung zur Außenwelt ist für das Ich entscheidend geworden, es hat die Aufgabe übernommen, sie bei dem Es zu vertreten, zum Heil des Es, das ohne Rücksicht auf diese übergewaltige Außenmacht im blinden Streben nach Triebbefriedigung der Vernichtung nicht entgehen würde . . . Im Auftrage des Es beherrscht das Ich die Zugänge zur Motilität, aber es hat zwischen Bedürfnis und Handlung den Aufschub (!) der Denkarbeit eingeschaltet, währenddessen es die Erinnerungsreste der Erfahrung verwertet. Auf solche Weise hat es das Lustprinzip entthront, das uneingeschränkt den Ablauf der Vorgänge im Es beherrscht und es durch das Realitätsprinzip ersetzt, das mehr Sicherheit (!) und größeren Erfolg bedeutet" (106).

Diese Stelle ist außerordentlich bedeutsam. Es wird manchen geben, dem sie sehr verführerisch, vielleicht sogar richtig erscheint. Und doch: wer auch nur annähernd errät, was an diesen Gedankengängen falsch ist, wird um einen großen Schritt weitergekommen sein im Verständnis der hier erörterten Probleme. Für *Freud* ist das Ich „doch nur ein Stück vom Es, ein durch die Nähe der gefahrdrohenden Außenwelt zweckmäßig (!) verändertes Stück" (107). Wir fragen nun, woher kommt plötzlich diese Zweckmäßigkeit, wenn das Ich ein Stück vom Es ist, dem jede zweckmäßige, logische Anpassung abgesprochen wurde, das nur eine Art blindwütendes Ungeheuer mit den „ungezähmten Leidenschaften" (107) unverantwortlicher Triebe ist? Wieder läßt die Psychoanalyse hier aus nichts etwas entstehen

und das eben ist jener Dogmatismus, über dem sie ihr System erbaut, weil ihr der Begriff der Ganzheit a priori fehlt und fehlen mußte. Da sie an das Studium des Ichs, an die Ichpsychologie unter methodisch irrigen Voraussetzungen heranging, so taucht hier wieder ein Denkwiderspruch auf, der nur mit metaphorischen Analogien kaschiert werden kann, wie etwa, wenn *Freud* das Ich mit der Rindenschicht eines Protoplasmaklümpchens vergleicht. Es ist ein Denkwiderspruch, der immer dort auftauchen wird, wo mit dem Begriff der Ganzheit nicht ernst gemacht wird. *Der Begriff der Zweckmäßigkeit ist nur durch den Begriff der Ganzheit möglich*, einer Ganzheit, die das Es und das Ich und das Überich gleicherweise umfaßt, einer Ganzheit, die dem Begriff Individuum unabtrennbar anhaftet. Nur dort, wo *diese* Ganzheit verstanden wird, bedarf die Zweckmäßigkeitskonzeption keiner Rechtfertigung. Sonst wird es sehr wohl einer Rechtfertigung bedürfen, daß das Ich „nur" ein Teil des Es, wenn auch ein „zweckmäßig verändertes Stück dieses Es" sei. Darüber können auch *Freuds* Gedankenoperationen nicht hinweghelfen, so wenn er etwa sagt: „Was das Ich zum Unterschied vom Es aber ganz besonders auszeichnet, ist ein Zug zur Synthese seiner Inhalte, zur Zusammenfassung und Vereinheitlichung seiner seelischen Vorgänge, der dem Es völlig abgeht" (106). Hier taucht als für das Ich charakteristisch das Wort Vereinheitlichung zum erstenmal sehr schüchtern auf. Es kann ja nicht anders sein. Das Ich ist eine Funktion, ein Teil des Es, die Vereinheitlichung eine Funktion, eine Teilfunktion des Ichs. Man kann sich der Tatsache der Einheit nicht entziehen, aber sie wird *nur* als eine *Tendenz* zur Vereinheitlichung angesehen, und damit eine Konzeption gesichert, die über der „Determinierung der Symptome" die zusammenfassende einheitliche Ganzheit übersieht. Nur so sind unbewiesene Behauptungen möglich wie die, daß dem Es der Zug zur Synthese völlig abgehe oder daß im Es das Lustprinzip uneingeschränkt herrsche. Freilich von den Trieben als „mythischen Wesen" läßt sich alles behaupten, vor allem ihre uneingeschränkte Beherrschtheit durch das „Lustprinzip". Aber wir hörten doch wieder, daß das Ich dieses Lustprinzip entthront, weil das Realitätsprinzip „mehr Sicherheit und größereren Erfolg" bedeutet. Wie steht es nun damit? Beherrschen die Triebe und ihr Lustprinzip das Es oder nicht? Was gilt also, Lustprinzip oder Realitätsprinzip oder beides nebeneinander, dann aber doch wieder nicht uneingeschränkt? Es ist gewiß fatal, wenn man mit so vielen Prinzipien wirtschaften muß, aber man kann der Fatalität ebenso schwer ausweichen wie der Banalität, sobald man Psychologie des menschlichen Individuums nur „zumeist und vor allem" betreibt. Man mißverstehe uns nicht: nicht das Ich beherrscht, unserer Auffassung nach, etwa das Es, und nicht das Überich, nicht die Außenwelt, sondern dieses *Ich ist nur der Ausdruck jener Ganzheit, die das Gesamtverhalten* des menschlichen Individuums als *einheitliche Antwort* verstehen läßt, als einen jedesmal *schöpferischen Akt der Gesamtpersönlichkeit*, in der die Zweckmäßigkeit weder ein rudimentärer Blinddarm noch ein unorganischer Pfröpfling ist. Die populäre Meinung, der sich auch die Psychoanalyse anschließt, als ob dieses Es eine Raubritterburg von „un-

gezähmten Leidenschaften" wäre, ist falsch. Auch die Triebe und ihre Stärke sind von demselben Einheit gebenden Ziel bestimmt, das die Gesamtpersönlichkeit in ihrer allemal gerichteten Bewegung bestimmt. (Der ihnen von *Freud* zugeschriebene Mangel jedweder Logik ist genau abhängig von der Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls, ohne welches Logik, weil sie ohne den Gemeinschaftsbezug sinnlos und zwecklos wäre, freilich nicht möglich ist)[1]).

Das Ich spielt jedenfalls in der Psychoanalyse, auch in der revidierten, eine klägliche Rolle. Die Rolle, die es spielt, ist zwar nicht richtig gesehen, aber nach den Prämissen wenigstens folgerichtig. „*Das arme Ich . . .*" sagt *Freud*. „Vom Es getrieben, vom Überich eingeengt, von der Realität zurückgestoßen, ringt das Ich um die Bewältigung seiner ökonomischen Aufgabe, die Harmonie unter den Kräften und Einflüssen herzustellen, die in ihm und auf es wirken, und wir verstehen, warum wir so oft den Ausruf nicht unterdrücken können: Das Leben ist nicht leicht!" (109). Dies ist nun zweifellos eine Konstruktion. Was *Freud* meint, ist die Gesamtpersönlichkeit, was er aussagt, die Aussage über eine Rindenschicht, genannt Ich, als Stätte des Leidens, die nur möglich ist, wenn eben diese Persönlichkeit „zerlegt" wird. Wir sagen ja auch nicht: Mein Ich, oder: Unser Ich kann diesen Ausruf: Das Leben ist nicht leicht, nicht unterdrücken, sondern einfach und unzerlegt: ich oder wir.

Aber wir wollen *Freuds* Darstellung dieser Rolle des Ichs noch ein wenig ergänzen. Wir fragen: *wann wäre das Leben leicht*? Im Sinne der Psychoanalyse müßte die Antwort lauten: unter der Voraussetzung der Möglichkeit völliger Lust- und Triebbefriedigung des Es einerseits und wenn es kein Überich, also keine Gemeinschaft gäbe, andrerseits. Das heißt aber, *wenn wir uns die Realität, wie sie ist, wegdenken.* Das allerdings ist eine Konsequenz, die den Wahrheits- und Richtigkeitsgehalt der Psychoanalyse aufhebt. Die Richtigstellung mußte ungefähr lauten: Das Leben ist nicht leicht, wenn wir die Tatsachen der Außenwelt und der Gemeinschaftsverpflichtungen nicht anerkennen, wenn wir sie mit ins Kalkül ziehen, wenn wir nicht mehr die infantile Situation wiedererleben können, wo wir glauben, es nicht tun zu *müssen*, sondern *glauben*, daß unser Lustprinzip, das Prinzip des verzärtelten, also privilegierten Individuums, oberstes Prinzip der Gemeinschaftsbeziehung

---

[1]) Ich weiß sehr wohl, gerade diese Anschauung mag Befremden erregen, sie ist auch zweifellos unpopulär. Sie verlangt eine Konsequenz in der Ganzheitsbetrachtung, die nicht jedermanns Sache ist. Sie verlangt als Konsequenz eine Anerkennung der „Logik des Gemeinschaftsgefühls" (*Adler*), der man sich nicht entziehen kann, ohne dafür die Konsequenzen tragen zu müssen. Sie verlangt diese Anerkennung gerade von dem Ich als Ausdruck der Gesamtpersönlichkeit, die der Logik des Zusammenlebens ausweichen möchte, aus privaten Irrtümern, deren Motivierung nicht hierher gehört. Überhaupt möchte ich schon an dieser Stelle bemerken: die Polemik, zu der ich gegen die Richtigkeit und innere Geschlossenheit der psychoanalytischen Anschauungen gezwungen bin, dient demselben Nachweis, den ich mir als Aufgabe stellte. Nur ist dieser Nachweis ein indirekter. Was auch diese polemische Form darzutun bezweckt, ist der Beweis, daß die Rezeption *psychologischer* Sachverhalte sich in die psychoanalytische Konzeption nicht organisch einbauen läßt und daß diese psychologisch relevanten Sachverhalte durchaus und ausschließlich in eine „Psychologie des menschlichen Individuums" gehören, wie sie von der Individualpsychologie betrieben wird. Wer meine Polemik, auch in den späteren Abschnitten, von diesem Gesichtspunkt aus begreift, wird sie, und wie ich hoffe, auch ihre Schärfe gerechtfertigt finden.

und ihrer Regelung sein *könnte*. Mit einem Wort: wenn wir uns des Gemeinschaftsgefühls, des gesunden Menschenverstandes, des Common Sense entschlagen wollen. In einem sehr interessanten Aufsatz hat Prof. *Eduard Heyman* versucht, die soziologische Struktur des *Freudchen* Weltbildes nachzuweisen, und ist zu dem Schlusse gekommen, es fasse den Unmut über den Verlust der Privilegierung der bürgerlichen Welt zusammen, wie diese ihn um die Wende des 19. Jahrhunderts empfinden mochte[1]). Wir gehen noch einen Schritt weiter und behaupten: es ist der Unmut über den Verlust an Privilegierung, wie ihn das *privilegiengewohnte, verzärtelte Kind* besonders schmerzlich empfinden wird. Das will besagen: die *Freudsche* Konzeption ist nicht nur nicht für alle Individuen richtig, also eine universell gültige Psychologie, sondern beschränkt auf eine soziologisch bestimmte Gruppe von psychologisch verständlichen Individuen mit unzulänglicher, mißglückter Kontaktbildung, zu denen die Psychoanalyse ohne zureichend objektive Kritik eine ungenügende Distanz einhält. Es ist die Gefühlslage von Individuen ich möchte sagen einer *Schnitzlerschen* Welt, in deren Rahmen die Psychoanalyse die Realität tyrannisch einzuspannen versucht, und dieser Rahmen ist zu enge. *Mit der Unlust über den Verlust der Lust*, mit einem Wort: *mit der Realität, wie sie ist, wird die Psychoanalyse nicht fertig* und hofft vergeblich, sie durch die *Superponierung* einer *Konstruktion* zu *überlisten*, deren dogmatisch-mechanistischer Rationalismus unverkennbar bleibt, auch wenn sie das scheinbar Irrationalste, das Gefühls- und Triebleben, nicht selten recht poetisch eingekleidet, in den Vordergrund des Interesses hebt. Der weltanschauliche Pessimismus der Psychoanalyse ist nur die gerechte Konsequenz eines an sich nicht sehr aussichtsreichen Unterfangens und wie aller Pessimismus von einem gigantischen Doktrinarismus, der am liebsten alle Welt analysiert wissen möchte. Sehr wahrscheinlich ist diese Wunscherfüllung allerdings nicht, sie dürfte ein Traum und das Leben auch weiterhin nicht leicht bleiben.

Die Angst

Durch die Natur des Problems und die problemgerechtere Auffassung der Individualpsychologie war die Psychoanalyse gezwungen, eingestandenerweise Änderungen ihrer Problemstellung vorzunehmen, die sich mit ihren ursprünglichen Vorstellungen nur sehr schwer, wenn überhaupt vereinen lassen. Es wurde schon mehrmals darauf hingewiesen, in was für Widersprüche die Psychoanalyse durch ihren axiomatischen Dogmatismus gerät, der vielfach allein die Grundlage, die unbewiesene und schlechthin unvorstellbare Grundlage, ihrer Schlußfolgerungen bildet. Es zeigte sich schon bisher, daß die derart rezipierten wesensfremden Gedankengänge sich nur auf Grund einer sehr komplizierten, ja gewaltsamen Dialektik in die Grundanschauungen der Psychoanalyse mit einer manchmal ins Maßlose gesteigerten Übertreibung und Verzerrung von Sachverhalten, *scheinbar*, einfügen ließen. Auch in den Kapiteln über „Die Angst" und „Das Triebleben" macht *Freud* den ver-

[1]) In: Das Problem der Kultur und die ärztliche Psychologie. Sechs Vorträge zu *Freuds* „Unbehagen in der Kultur". Georg Thieme Verlag, Leipzig 1931.

geblichen Versuch, von der Darstellung der Symptomenkomplexe auf die Psychologie des menschlichen Individuums überzugehen. Von der Neurosenätiologie aus stößt *Freud* begreiflicherweise zuerst auf das Phänomen der Angst. Seine Vorstellungen hierüber sind nun im Laufe der letzten 15 Jahre um ein beträchtliches Stück von den ursprünglichen, rein mechanistischen Formulierungen abgerückt und wir wollen mit ihm versuchen, die alte Auffassung der neuerworbenen gegenüberzustellen.

Die von der Gesamtpersönlichkeit des lebendigen Individuums abstrahierende, mechanistische Art der psychoanalytischen Betrachtungsweise geht schon daraus hervor, daß *Freud* den Affektzustand der Angst als ,,eine Vereinigung von bestimmten Empfindungen der Lust-Unlustreihe mit den ihnen entsprechenden Abfuhrinnervationen" (112) charakterisiert. Die Formulierung ,,Lust-Unlustreihe" spricht ja eine deutliche Sprache: es ist die Sprache der alten physiologisch orientierten, naturwissenschaftlichen Schulpsychologie. ,,Die allerursprünglichste Affektspur" sei im Individuum durch den ,,Geburtsvorgang hinterlassen worden, bei dem die der Angst eigenen Beeinflussungen von Herztätigkeit und Atmung zweckmäßig waren. Die allererste Angst wäre also eine toxische gewesen" (113). Die Psychoanalyse spricht ja auch vom ,,Geburtstrauma" und glaubt damit jene allererste Ursache gefunden zu haben, die es ihr ermöglicht, sich als Tiefenpsychologie zu akkreditieren. Dem Individuum wird aber hier eine *Passivität der Erfahrungsbildung* zugemessen, die rein mechanistischen Charakters ist, während es durchaus geboten, mindestens aber ebenso zulässig erscheint, ihm eine *Aktivität* zuzubilligen, die auf die *Überwindung* dieses angenommenen primären Unlustzustandes hinstrebt, und dies mindestens ebenso vom Augenblick der Geburt an. Es wäre ja sonst völlig unerfindlich, woher irgendwelche synthetischen Prozesse, wie sie *Freud* dem Ich zuschreibt, herstammen sollten, außer man ließe plötzlich, unvermittelt, wieder einmal aus nichts etwas entstehen. Bezeichnenderweise ist für *Freud* die Angst eine ,,Reaktion" von, wie er es später formuliert, ,,quantitativem" Charakter. Davon wird noch zu sprechen sein, hier aber ist zu bemerken, daß die *Angst* auch *eine aktive Stellungnahme*, also *nicht nur eine Reaktion*, bedeutet, weil sonst die ,,Erwartung" einer ,,Schädigung von außen", wie *Freud* es meint, unmöglich wäre. Die Erwartung setzt ein Verstehen voraus oder ein Mißverstehen einer schädigenden Situation oder Position, das sich keineswegs in Worten oder Begriffen ausdrücken lassen muß, jedenfalls aber eine *aktive Stellungnahme gemäß diesem Verstehen oder Mißverstehen.* Solange *Freud* nun nicht in die spekulative Auseinandersetzung seiner Auffassung des Angstphänomens übergeht, hat man aber die bestimmte Empfindung, daß ihm jene Reaktionen vorschweben, deren Erzeugung der Stolz aller Experimentalpsychologen und Reflexologen ist. Mit anderen Worten: dieser Teil seiner Darstellung ist noch von man möchte sagen, lebensferner Laboratoriumsluft umwittert[1]).

[1]) Wenn ich mich scheinbar in Begriffspaltereien verliere, hat dies seine guten Gründe. Wir müssen sehr scharf auf die *möglichen Fehlerquellen* achten. Nähmen wir sie unbesehen

In dem Kapitel ,,Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit" sagte *Freud* unter anderem: ,,Wenn das Ich seine Schwäche einbekennen muß, bricht es in Angst aus, Realangst vor der Außenwelt, Gewissensangt vor dem Überich, neurotische Angst vor der Stärke der Leidenschaften im Es" (109). In diesem der Angst gewidmeten Kapitel werden aber nur die Realangst und die neurotische Angst ausführlich erörtert, während die Gewissensangst kaum Erwähnung findet. Da die Psychoanalyse das Überich erst später zu rezipieren gezwungen war, hat es beinahe den Anschein, als könnte sie weder ihm noch der ihm koordinierten Gewissensangst ihre volle Bedeutung zugestehen. Aber wie dem auch sei, wir wollen uns an das halten, was der Psychoanalyse wichtig erscheint, die Realangst und die neurotische Angst bzw. deren beiderseitigen Zusammenhang.

Die Realangst also, eine ,,begreiflich erscheinende Reaktion auf die Gefahr d. h. auf erwartete Schädigung von außen" wird ,,auf einen Zustand gesteigerter sensorischer Aufmerksamkeit und motorischer Spannung reduziert" (113). Woher diese Steigerung stammen soll, setzte man nicht die *aktive Stellungnahme des Individuums impliziter* voraus, bleibt ebenso unberührt und unerklärt wie die Frage, woher andernfalls die Erwartung einer Schädigung oder eine Spannung stammen sollte. Sagte man, sie stamme aus der Angst, womit natürlich nichts gesagt ist, weil diese Erwartung, bzw. Steigerung definitionsgemäß eben als mit der Angst identisch angesehen wird, so bleibt natürlich noch die Frage offen, wie ist diese Angst möglich, und man könnte bestenfalls antworten, sie stamme aus traumatischen Erlebnissen, also aus der Erfahrung und da müssen wir eben noch weiter zurückgehen, und fragen, jene Kardinalfrage aller wissenschaftlichen Erkenntnis, wie aber ist Erfahrung, diese wie eine andere, überhaupt möglich? Und hierauf erhalten wir eine befriedigende Antwort nur, wenn wir eine aktive Stellungnahme des Individuums voraussetzen, eine, mit Kant zu reden, synthetische Einheit aller Apperzeption a priori, oder, um uns populärer auszudrücken, wenn man begreift, was es heißt, daß man seine Erfahrungen *macht*, also auch die Erfahrungen der Angst. Die ,,Angstbereitschaft", von der die Psychoanalyse spricht, die sie auf den alten, traumatisch verursachten Affektspuren ablaufen läßt, wäre dann bestenfalls die Bereitschaft, Erfahrungen auf dieselbe oder eine ähnliche Weise zu wiederholen, und zwar vor den als gleich oder ähnlich gefühlten oder verstandenen Situationen. Es besteht aber, und gerade die neurotische Angst beweist es, eine Bereitschaft, Situationen *als* gleich oder ähnlich zu fühlen oder zu verstehen (das heißt, gleich oder ähnlich den als traumatisch verursachten), die objektiv besehen keinerlei Gleichheiten oder Ähnlichkeiten gemeinsam haben. Das Arrangement von derlei die sogenannte Angstbereitschaft mobilisierenden Situationen ist aber nur möglich, *wenn man*

---

hin, so könnte es dem einen oder anderen leicht passieren, daß er den weiteren Fehlern der psychoanalytischen Schlußfolgerungen nicht mehr auf den ,,Grund" kommen konnte. Wir müssen daher ,,gründlich" vorgehen und ich erachte dies für durchaus unumgänglich, weil wir nur dann den ,,unbegründeten" Gedankensprung, die innere Diskrepanz des Übergangs von den mechanistisch-passiven Anlaufsreihen, Abfuhren und Affektspuren zu aktiven schöpferischen Prozessen, in ihrer vollen theoretischen Unhaltbarkeit, begreifen werden.

mit aller Entschiedenheit die schöpferische Aktivität des Individuums voraussetzt. Sobald man dies tut, bedarf es keiner gekünstelten Erklärungsversuche mehr, keines komplizierten Verdrängungsapparates, hinter dessen Kompliziertheit sich nur eine Verlegenheit verbirgt, das Bewußtsein nämlich der unzulänglichen Erklärung. Ich werde in Bälde eine Stelle zitieren, in der *Freud* selbst diesem Gefühle Ausdruck verleiht. Vorderhand müssen wir noch in der Darstellung der ursprünglichen Anschauungen der Psychoanalyse fortfahren.

Aus der Angstbereitschaft also „entwickle sich die Angstreaktion". Wie sie sich entwickeln kann, darüber erhalten wir keine Information. Sie entwickelt sich eben und damit müssen wir uns bescheiden. Um es aber ganz präzise zu sagen: ich habe den Eindruck, daß diese Darstellung der „Angstentwicklung", die einmal bloß als warnendes „Signal" bei der „Wiederholung des alten traumatischen Erlebnisses" und dann wieder als lähmender „Affektzustand" auftritt, wieder mehr das Werk einer „leichten Gedankenoperation" ist wie sie *Freud* empfahl als daß sie die wirklichen Tatbestände und Sachverhalte getreu und unvoreingenommen nachzeichnete. Noch weniger akzeptabel aber als diese Darstellung der Vorbedingungen der Realangst erscheint mir die *Freudsche* Darstellung der neurotischen Angst. *Freud* sieht sie als „durchaus rätselhaft, wie zwecklos" an (113). Und sie muß auch als völlig zwecklos erscheinen, sobald man sie nur als Symptom determiniert und von dem Zweckzusammenhang der Gesamtpersönlichkeit absieht, oder solange man sie nicht als eine Ausdrucksform, als Form einer Antwort ansieht auf die Fragen und Forderungen der Um- und Außenwelt, des Lebens mit einem Wort, oder solange man es übersieht, daß diese Ausdrucksform als Form eines Ausdrucks mindestens dieselbe Aktivität und zwar zweckdienliche Aktivität besitzt, wie jene Fragen und Forderungen des Lebens, die auf das „Arme Ich" als traumatisch erregend einwirken sollen. Um es aber schon hier mit aller Entschiedenheit zu sagen: die neurotische Angst ist weder „durchaus rätselhaft" noch ist sie „zwecklos", ja wir sind im Gegenteil berechtigt, unter Voraussetzung der schöpferischen Aktivität des menschlichen Individuums, eine volle Zweckhaftigkeit der neurotischen Angst anzunehmen, werden dies aber nur dann tun *können*, wenn wir das Individuum in seinem *allemal und durchgängig sozialen Zusammenhang* verstehen[1]).

---

[1]) Um ein Beispiel zu geben, was unter diesem sozialen Zusammenhang zu verstehen ist, sei kurz der Fall eines Angstneurotikers geschildert, der drei Jahre lang in psychoanalytischer Behandlung stand. Er war nunmehr mit sämtlichen Finessen der psychoanalytischen Terminologie ausgerüstet und grübelte über die Ursache seines Schuldgefühles nach, was ihn nicht hinderte, seinem Haß, seinen Anklagen gegen seine Mutter in einer Weise Ausdruck zu geben, der seiner „Energiebesetzung" noch durchaus „nicht beraubt" war. Es wäre eben, erzählte er, die letzte Ursache seiner Angst noch nicht eruiert worden, dazu hätte die Zeit nicht gereicht. Er hatte die Angst also noch immer, und vor allem dann, wenn er sich zu einer Arbeit setzen sollte. Dann bekam er es mit allerlei Angstzuständen, Herzklopfen, Schwindelanfällen usw. zu tun. Auf die Frage, was er tun würde, wenn er die Angstzustände nicht hätte, antwortete er mit geradezu verzücktem Augenaufschlag, *dann* würde er *arbeiten*. Er wünsche sich ja nichts so sehnlichst als zu arbeiten, als arbeiten zu *können*. Aber er könne leider nicht arbeiten, und so müsse er noch warten, *bis* er die Angst los wäre. Er weiß also um einen Zusammenhang zwischen seinem Symptom und seiner Arbeitsfähigkeit, aber er versteht ihn nicht, er ist ihm „unbewußt". Nun, dieses unverstandene Wissen, das sich als triebhaftes Gefühl äußert, ist der soziale Zusammenhang, den wir meinen. Dieser

Freud spricht bei der Schilderung des Entstehens der Angst von dem ,,Mechanismus", der hierbei wirksam ist. Er spricht davon, daß, seiner ursprünglichen Auffassung nach, an Stelle der nicht verwendeten, ,,von ihrer Verwendung abgelenkten Libido" die Ängstlichkeit tritt, die ,,Angsterwartung" (114), wie im Falle der Angstneurose. ,,Die gewöhnliche (!) Ursache (!) der Angstneurose," meint *Freud*, ,,ist die frustrane Erregung. Es wird eine libidinöse Erregung hervorgerufen, aber nicht befriedigt, nicht verwendet" (114). Besonders klar sei dies bei den Phobien des kleinen Kindes: ,,Die Einsamkeit sowie das fremde Gesicht erwecken die Sehnsucht nach der vertrauten Mutter; das Kind kann diese libidinöse (!) Erregung nicht beherrschen, nicht in Schwebe erhalten, sondern verwandelt sie in Angst" (115). Über das Wie dieser Verwandlung erhalten wir allerdings wieder keine Auskunft. Es macht auch ,,keinen wesentlichen Unterschied, aus welchem Grund ein Libidobetrag (!) unverwendbar geworden ist, ob aus infantiler Schwäche des Ichs, wie bei den Kinderphobien, infolge somatischer Vorgänge im Sexualleben wie bei der Angstneurose oder durch Verdrängung wie bei der Hysterie" (115). ,,Das, wovor man sich fürchtet, ist offenbar (!) die eigene Libido" (117). Dieses ,,Offenbar" klingt nun nicht sehr überzeugend. Die Psychoanalyse scheint zwar überzeugt zu sein, der ,,Affektbetrag der Libido werde bei ,,Nichtverwendung" oder, was dasselbe sein soll, bei ihrer ,,Verdrängung" ,,regelmäßig in Angst verwandelt", aber so ganz überzeugt dürfte sie wieder nicht

soziale Zusammenhang darf nicht klar werden, darf von ihm nicht verstanden werden, weil er sonst seiner Unverantwortlichkeit beraubt wäre, weil sich, sofern er sich dem sozialen Zusammenhang unterwürfe, sein sozialer Wert oder sein vermeintlicher sozialer Unwert hätte erweisen müssen. Davor fürchtete er sich und deshalb hatte er, wieder als einziges, verwöhntes Kind, das unter mildernden Umständen herangewachsen war, das Symptom der Angst, genau dort, an der Grenze des sozialen Zusammenhangs, wo er erwartungsgemäß hätte Furcht haben sollen. Das heißt: diese Furcht einzugestehen wäre diesem verzärtelten Ehrgeizling ein Einbekenntnis seines Unwerts gewesen, das wäre das größere Übel gewesen, und so wählte er, zog er noch immer das kleinere Übel vor, aus seiner Schwäche eine Stärke, ja eine furchtbare Waffe zu *machen*, mit der er an seiner Mutter fortdauernde Erpressungen verübte. Deswegen auch, um dies mit einem Anschein von Berechtigung tun zu können, und nicht aus irgendeinem komplizierten Inzestverhältnis, *mußte* er sie auch hassen. Solange er also Angst hatte, war er ein sozialer Krüppel, für den man sorgen *mußte*, brauchte er nicht zu arbeiten, ersparte er es sich, seinen Wert oder Unwert zu erweisen. *Also hatte* er die Angst, also war sie zweckvoll, also war er der Arbeit enthoben, legitimiert dazu auf Kosten der anderen zu leben, auf Kosten *ihrer* Arbeit, denn auch dies ist sozialer Zusammenhang, und seinen Beitrag zur Förderung einer Gemeinschaft *schuldig* zu bleiben, die er im Junktim eines fiktiven Überlegenheitsgefühls auszunützen sich herausnahm. Es tut hier nichts zur Sache, woher diese Neigung, ein Parasitenleben zu führen, stammte, aus welchen individuellen Lebensumständen. Man kann sie ja schon aus den oben angeführten Details erraten. Man kann sich aber auch vorstellen, daß ein solcher Neurotiker seine Arrangements recht verschleiert und kompliziert treffen wird, und daß es daher auch keine leichte Arbeit ist, seine Verschleierungen zu entwirren. Aber das gehört nicht hierher. Was ich mit diesem Beispiel sagen wollte, ist, daß die Psychoanalyse mit der Determinierung der Symptome so beschäftigt wie der Neurotiker selbst mit seinen Leiden, auf diese Gesichtspunkte des allemal sozialen Zusammenhangs keinen Wert legt und ihr daher eine solche neurotische Angst wie zwecklos erscheinen *muß*. Und wenn sie sie als zwecklos ansieht, wird sie sich damit beschäftigen, dem Trauma, also einer Ursache nachzuspüren, die für diese Angst verantwortlich wäre, und kann, sobald die Ursache gesetzt ist, wie *Adler* es einmal formulierte, die Folgen folgen lassen. Vielleicht wird an diesem Beispiel auch der Unterschied klar zwischen der finalistischen und kausalistischen Betrachtungsweise. Sie hängt, wie schon dargestellt wurde, auf das innigste mit der Betrachtung des Individuums als einer Ganzheit zusammen, eine Betrachtung, der gegenüber die Psychoanalyse versagen muß, weil sie sich auf Symptombetrachtung, auf die Betrachtung und Erklärung des kausalen Ablaufs von Erlebnisreihen beschränkte und darüber den Gesamtzusammenhang aus den Augen verlor.

sein, sonst hätte sie wohl kraftvollere Argumente als dieses „Offenbar“. Sie stellt es aber als ein unumstößliches Axiom hin, daß „allen Ichbestrebungen libidinöse Komponenten“, also Sexualerregungen „beigemengt“ seien, ja sie ging in ihrem axiomatischen Dogmatismus noch einen Schritt weiter, mußte ihn gehen, und verdinglichte und identifizierte das Lustprinzip mit dem Libidoprinzip, bis sie in fortschreitender Verallgemeinerung in einer ontologistischen Metaphysik endete, kraft welcher der Sexualtrieb mit allen Attributen „mythischer Wesen“ ausgestattet ist. Damit die Verdrängung oder Nichtverwendung so gefährlich werden kann, wie es die Psychoanalyse wahrhaben will, muß natürlich die Bedeutung der Libido ins Maßlose übersteigert werden[1]).

Wir sehen also eine Gewaltsamkeit am Werk, eine Einseitigkeit, die der Realität Gewalt antut. Diese Vergewaltigung der Realität wird auch da-

[1]) *Freud* selbst fühlte, nicht, daß die Libidotheorie ein Irrweg sei, das einzugestehen oder einzusehen kann man natürlich von der Psychoanalyse nicht verlangen, aber doch, daß an der rein mechanistischen Erklärung etwas fehle, „daß diese verschiedenen Ergebnisse unserer Untersuchung nicht etwa einander widersprechen, aber doch irgendwie nicht zusammenstimmen“ (117), daß, sagt er wörtlich, „hier etwas fehlt, was aus Stücken eine Einheit macht“ (118). Und er fand, seltsame Entdeckung, diese Einheit in jener das „Ich“ benannten Funktion des Unbewußten, des Es, und verlieh diesem Ich einen „Zug zur Synthese seiner Inhalte, zur Zusammenfassung und Vereinheitlichung seiner seelischen Vorgänge, der dem Es völlig abgeht“ (106). Es erscheint uns sonderbar, daß die Psychoanalyse sich dieses Ich, wie ich schon sagte, gleichsam errechnen mußte und es gleichsam als Entdeckung feiert. Andererseits beweist gerade dieser Umstand, wie durchaus mechanistisch, wie ichfern diese Psychologie in Wahrheit ist. Der Weg, auf dem sich die Psychoanalyse sieht, wird von ihr nicht sehr entschieden begangen, aber daß sie gezwungen ist, ihn zu beschreiten, beweist nicht mehr und nicht weniger, als daß ihre ursprünglichen Voraussetzungen unrichtig waren. Da sie von naturalistisch-mechanistischen Voraussetzungen ausging, bleibt ihr für die Rezeption dieses Ichs keine andere Entschuldigung, als daß sie es sich gleichsam errechnet habe. So sieht es wenigstens nach Wissenschaftlichkeit aus und hat seinen Namen, seine Etikette; so ist wenigstens der Schein gewahrt, als betriebe man noch das alte Geschäft, während eigentlich und vorwiegend nur der Firmenwortlaut unverändert geblieben ist. Denn es ist ja nichts anderes als der Sachverhalt, den die Individualpsychologie immer wieder unter dem Terminus „Minderwertigkeitsgefühl“ beschreibt, wenn *Freud* sagt: „Wenn das Ich, . . . vom Es getrieben, vom Überich eingeengt, von der Realität zurückgestoßen . . . seine Schwäche einbekennen muß, bricht es in Angst aus . . .“ Auf diese Formulierung: wenn es seine Schwäche einbekennen muß, wollen wir nicht verzichten. Sie dient uns zum Verständnis des folgenden Satzes: „Mit dem Satz, das Ich ist die alleinige Angststätte, nur das Ich kann Angst produzieren und verspüren, haben wir eine neue (!) feste, Position bezogen, von der aus manche Verhältnisse ein anderes Ansehen zeigen“ (118). Nun *diese neue Position, die die Psychoanalyse hier bezieht, ist die alte Position der Individualpsychologie.* Auch wir sind der Ansicht, daß diese Position sehr fest ist, *Adler* hat ja aus diesem Grunde an ihr seit Beginn seiner Forschungen festgehalten. Wir wissen auch, daß noch vieles die Anschauungen der Psychoanalyse von den unseren speziell in diesem Punkte trennt, vor allem der Umstand, daß das Ich zwar errechnet, aber in seinen ganzen Funktionen doch dem psychoanalytischen Mechanismus unorganisch aufgepfropft erscheint, und ferner, wie wir noch hören werden, daß dieses „arme Ich“ zu den psychoanalytischen Konstruktionen geradezu mißbraucht wird. Wir werden sehen, es ist so vielen Gewaltsamkeiten, dem Ödipuskomplex, der Kastrationsangst, dem Penisneid usw. ausgesetzt, daß bei diesen Versuchen, das Ich, diese neue feste Position, mit den alten Spekulationen in Übereinstimmung zu bringen, wieder von diesem Ich nichts übrigbleibt. Ich will jedoch nicht vorgreifen und nur einen Satz zitieren, aus dem die Freude an diesen Errechnungsoperationen klar hervorgeht. *Freud* schreibt: „Hingegen haben wir es als eine erwünschte Entsprechung begrüßt, daß die drei Hauptarten der Angst, die Realangst, die neurotische und Gewissensangst sich so zwanglos auf die drei Abhängigkeiten (!) des Ichs, von der Außenwelt, vom Es und vom Überich beziehen lassen“ (118). Wir sehen hier überdies klar, wie *wenig aktiv* der Charakter des Ichs vorgestellt wird, da es ja vor allem in seiner „Abhängigkeit“ erfaßt wird, und wenn wir noch daran denken, daß *Freud* beispielsweise glaubt, die Unzulänglichkeiten der Traumlehre mit einer „neuen Einteilung“ aufrechterhalten zu können, mit einer Vermehrung um neue Nomenklaturen, so wird man vielleicht zugeben, daß meine Darstellung keine Übertreibung bedeutet.

durch nicht kaschiert, daß die Psychoanalyse nunmehr die Frage aufwirft, welche Beziehungen bestünden zwischen der Realangst, der Angst vor der Außenwelt, und der neurotischen Angst, der Angst vor dem Es, und behauptet, „daß sich die innere Triebgefahr" — also die Angst vor den „ungezähmten Leidenschaften des Es" — „als eine Bedingung und Vorbereitung einer äußeren, realen Gefahrsituation herausstellt" (118). „Das überraschende Resultat," sagt *Freud* wieder einmal, „war das Gegenteil unserer Erwartung. Nicht die Verdrängung schafft die Angst, sondern die Angst ist früher da, die Angst macht die Verdrängung" (119). So sonderbar es ist: *was hier der Psychoanalyse überraschend erscheint, das hat die Individualpsychologie von Anfang an behauptet.* Sobald sich die Psychoanalyse, wenn auch nur zaghaft und zögernd, dazu entschließen mußte, den Ich-Begriff einzuführen, war sie zwangsläufig genötigt, auch noch einen Schritt weiter zu gehen und zu einer Anschauung zu gelangen, die ihrer ursprünglichen konträr widerspricht. Früher machte die Verdrängung die Angst, jetzt macht die Angst die Verdrängung. Das heißt, wenn man sich nicht prinzipiell gegen die Individualpsychologie sträubt, weil man nicht gut sich selbst für bankrott erklären, nicht gut „seine Schwäche einbekennen", nicht eingestehen kann, der andere habe Recht, dann ist es der „*neurotische Lebensstil*", der die Symptome und Verdrängungen oder was immer die Symptome sein mögen, genau *vor jenen exogenen Situationen wählen läßt,* denen das Individuum sich nicht gewachsen fühlt.

Die Psychoanalyse führte also den Begriff der „Realangst" ein und glaubte damit nicht mehr spekulativ zu sein, das heißt, den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit gewahrt zu haben. Wie steht es nun mit der Realangst? Wir sagten schon, die Psychoanalyse mache mit dem Ich-Begriff nicht ernst, könne es nicht, und sei bemüht, diesen Begriff mit ihren früheren Anschauungen in Einklang zu bringen, die auf das engste mit dem Ödipuskomplex verknüpft sind, das heißt, mit einer libidinösen, also sexualtriebbehafteten Bindung des Kindes an den andersgeschlechtigen Elternteil. Dieser Ödipuskomplex hat für die Psychoanalyse eine unumstößliche Realität. Gelingt es einer Analyse beispielsweise nicht, bis zu ihm vorzustoßen, dann ist sie eben nicht bis in die letzten „Tiefen" der psychischen Realität gedrungen. Damit es aber gelinge, die Realangst dem Ödipuskomplex anzuheften und in dieser Verschränkung als Realität zu begründen, bedarf es allerdings wieder einiger „Gedankenoperationen". Angst könne doch nur immer Angst vor etwas sein. „Aber was für Angst kann es sein? Nur die Angst vor einer drohenden äußeren Gefahr, also eine Realangst. Es ist richtig, der Knabe" — mit den Mädchen gelingt die Operation schon schwerer — „der Knabe bekommt Angst vor . . . der Liebe zu seiner Mutter, es ist also wirklich ein Fall" — wahrscheinlich, weil hier die Libido aus Angst verdrängt wird — „von neurotischer Angst" (119). „Aber die Beziehungen", sagt *Freud*, „zwischen Realangst und neurotischer Angst haben sich in überraschender Weise geklärt und vereinfacht" (118) und so erklärt er weiter: „Aber diese Verliebtheit erscheint ihm nur darum als innere Gefahr, der er sich durch einen Ver-

zicht auf dieses Objekt entziehen muß, weil sie eine äußere Gefahrensituation heraufbeschwört." Und „die reale Gefahr", die „das Kind als Folge seiner Mutterverliebtheit fürchtet", „ist die Strafe der Kastration, der Verlust seines Gliedes" (119). Soll das noch Tiefenpsychologie sein? Wir wollen es dahingestellt sein lassen. Jedenfalls: „Wir wissen," meint *Freud*, „wie weit wir uns damit von der allgemeinen Ansicht entfernen, aber wir müssen daran festhalten, daß die Kastrationsangst einer der häufigsten und stärksten Motoren der Verdrängung und Neurosenbildung ist" (120)[1]. Dazu wäre nun folgendes zu bemerken: wir haben gehört, daß es die Angst ist, die Verdrängungen schafft. Nehmen wir an, dies sei richtig, so müßten wir doch sagen, daß diese Verdrängung dort eintritt, wo eine solche Verdrängung durch irgendeine stärkere Macht befürchtet wird. Das aber ist jene Befürchtung, die *Adler* als das Gefühl der Benachteiligung, der Verkürzung gekennzeichnet hat. Während die Individualpsychologie nun annimmt, daß es diese Stimmung *möglicher* Beeinträchtigung, also möglicher Verkürzung ist, die bei einem sehr fraglichen, sehr kleinen Perzentsatz von Individuen dazu führt, dieses Verkürzungsgefühl sexuell umzudeuten, das heißt, es so anzusehen, als ob die Bedrohung mit dem Verlust oder, bei der Beschneidung, mit der Verkürzung des Gliedes die Ursache der Angsterwartung wäre, macht die Psychoanalyse einen sehr kühnen Schritt, durch den eben die Realität vergewaltigt wird, und nimmt diese spezielle Angst als letzte reale Ursache an. Aber genau so wie sie nun zugibt, daß die Angst die Verdrängung macht, genau so müßte die Psychoanalyse, wäre sie gedanklich konsequent, und machte sie überdies mit dem Ich-Begriff ernst, auch annehmen, und zwar mit der Individualpsychologie annehmen, daß ein Individuum, wenn es einmal von solchen Verkürzungsgefühlen erfüllt ist, zu *Verkürzungsvorstellungen* gelangt, unter die es *auch* die der sexuellen (genitalen) Verkürzungen durch Beschneidung oder die der genitalen Verstümmelung durch die Kastration *subsumieren* wird[2]. Der Kastrationskomplex als Verdrängungs- bzw. Angstmotiv kann

---

[1]) Ich muß es mir hier versagen, auf die Argumente einzugehen, die *Freud* zur Bekräftigung der Kastrationsangst anführt. Ungefähr sind sie von folgender Art: „Analysen von Fällen, in denen zwar nicht die Kastration, aber wohl die Beschneidung" — immerhin ein kleiner Unterschied — „als Therapie oder als Strafe für die Onanie vollzogen wurde . . . haben unserer Überzeugung die letzte Sicherheit gegeben" (120).

[2]) Es würde zu weit führen, wollte ich aufzeigen, wie derlei Analogien einer kindlichen, metaphorisch apperzipierenden oder neurotisch verengten Auffassung entsprechen. Wenn es sich hier um eine Realität handelt, so ist es eine Realität, die das Individuum sich erschafft. *Freud* selbst sagt: „Vor allem kommt es nicht (?) darauf an, ob die Kastration wirklich geübt wird; entscheidend ist, daß die Gefahr eine von außen drohende ist und daß das Kind an sie glaubt" (120). Dann sagt er aber weiter: „Sie sehen also, welche reale (!) Gefahrsituation durch diese Angst angezeigt wird", und verlangt von seinen Hörern: „Weisen Sie die Idee nicht ab, daß diese Angstbedingungen im Grunde die Situation der ursprünglichen Geburtsangst wiederholen . . . denn der Verlust des männlichen Gliedes hat ja die Unmöglichkeit (!) einer Wiedervereinigung (!) mit der Mutter oder dem Ersatz für sie im Sexualakt zur Folge. Ich erwähne Ihnen nebenbei, die so häufige Phantasie der Rückkehr in den Mutterleib ist der Ersatz dieses Koituswunsches (!). Es gäbe hier noch so viel interessante Dinge und überraschende Zusammenhänge zu berichten, aber . . . ich will Sie nur aufmerksam machen, wie hier (wieder!) psychologische Ermittlungen zu biologischen Tatsachen vorstoßen" (121). Es scheint also die Angst vor der Kastration nicht zu genügen. Damit die Psychoanalyse zur Tiefenpsychologie werde, muß man noch tiefer hinabsteigen, zu den „Müttern" gleichsam, zu den „biologischen Tatsachen". Dieser Gedankengang ist aber so monströs, daß ich versuchen will, ihn logisch aufzubauen. Also, der Geburtsmoment

allerdings nur bei Knaben, bei Männern eine ,,Stätte" haben. An Stelle der Kastrationsangst ,,tritt beim anderen Geschlecht die Angst vor dem Liebesverlust, ersichtlich eine Fortbildung der Angst des Säuglings, wenn er die Mutter vermißt" (121). Warum der Knabe, der Mann, nicht dieselbe Angst besitzen soll, ist nicht sehr zwingend erwiesen. Aber die Frauen sind ja in der Psychoanalyse immer Menschen zweiter Kategorie, kommen in ihr immer schlecht bzw. die Männer besser weg. Wir werden ja bei der Besprechung des Kapitels über ,,Die Weiblichkeit" dafür Beweise erhalten, daß ich mich keiner Übertreibung schuldig mache, aber ungefähr will der Gedankengang besagen: die Frauen brauchen deswegen vor der Kastration keine Angst zu haben, weil sie ja schon von Natur aus kastriert, weil sie keinen Penis besitzen, sondern von einem ewigen ,,Penisneid" erfüllt sind, von dem Neid also der besitzlosen Klassen. Aber auch bei den Frauen muß es natürlich sofort ,,Angst vor dem Liebesverlust" sein, die schon den weiblichen Säugling erfüllt, damit die Folgerung des libidinösen, sexuellen Carakters aller zwischenmenschlichen Beziehungen ,,eine Stätte" habe[1]).

---

bedeutet Trennung von der Mutter, vom Mutterleib, über welche Trennung das Kind Angst empfindet und, gleichzeitig, eine immer wiederkehrende Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit dem Mutterleib und zwar, schon in dieser Stunde, in sexueller Art. Immer wieder empfindet das Kind die Furcht, daß ihm diese Wiedervereinigung mit dem Mutterleib nicht möglich oder verwehrt werden könnte, seine Angsterwartung verläuft also auf uralten Affektspuren, und vor allem die Kastrationsdrohung läßt ihm eine solche Wiedervereinigung als unmöglich und völlig aussichtslos erscheinen! Damit aber die Kastrationsangst Sinn bekomme, muß die Wiedervereinigung schon auf dieser Stufe als Sexualakt, als Koituswunsch dargestellt werden. Dem Kind muß also ein mehr oder weniger bewußter Trieb nach *sexueller* Vereinigung mit der Mutter imputiert werden, damit der Kastrationskomplex und die ihm verbundene Angst überhaupt verständlich erscheine!

[1]) Ich muß an dieser Stelle eine Einschaltung machen, um kurz zu erklären, wieso es bei den Neurotikern, wenn auch nicht nur bei diesen, zu jener *Überbetonung des Sexuellen* kommt, von der die Psychoanalyse sich zu ihren Übertreibungen verführen ließ. Aus der Besorgnis um die Bedrängtheit seiner Position erwächst dem Individuum als einer Ganzheit jene Einstellung, die etwa noch als Angst vor der Verdrängung zu bezeichnen wäre. Aus Angst um seine Position wächst es in eine Opposition hinein, die das ganze soziale Geschehen ringsum das Individuum ebenfalls nach oppositionellen Gesichtspunkten, nach Gegensätzen, nach Antithesen gruppiert. Überall dort, wo man auf starke Antithesen stößt, wird man auch auf Analogieschlüsse, auf Schlüsse aus unzulänglichen Metaphern stoßen, und das Kind wie der Neurotiker, beide heftigst und empfindlichst um ihre Position besorgt, apperzipieren einerseits nach Antithesen, andererseits nach Analogien. Aus dieser Einstellung heraus gerät oder stößt der Neurotiker begreiflicherweise auf die *Verschiedenheit der Geschlechter*, auf die *Verschiedenheit der Genitale*. Die Gegensatzstellung aber und die Überschätzung des Momentes des Gegensatzes an sich führt ihn zur Überschätzung der Bedeutung der genitalen Verschiedenheit und *damit* zu deren *Umfälschung in die Empfindung der genitalen Gegensätzlichkeit*! Das will heißen, der Neurotiker empfindet eine Verschiedenheit, die ja auch als eine Ergänzung verstanden werden kann, als eine Gegensätzlichkeit, empfindet sie solcherart, *weil* er ängstlich ist, und gruppiert um diese angstgepeitschte, angstgetriebene Gegensätzlichkeit das ganze Arrangement seiner Sicherungen vor dieser als Gefahr apperzipierten Bedrohung seines Ichs. Er sucht sodann nach Bestätigungen für die Richtigkeit dieser Meinung, dieser angenommenen Gegensätzlichkeit, und findet sie auf Schritt und Tritt in den Äußerungen all der Pessimisten, die ihm dauernd über den Weg laufen. Nur die Annahme einer fixen Gegensätzlichkeit gibt seinem schwankenden Selbstgefühl Halt in der Wirrnis der Geschehnisse um ihn, die er *anders zu deuten mangelhaft vorbereitet* ist. Er wird nicht imstande sein, sich von primitiven Analogieschlüssen zu befreien, weil alle angstbedingte Orientierung nach Gegensätzen dauernd auch in Analogien, das heißt in Schlüssen nach dem Prinzip der Ähnlichkeiten, verhaftet bleibt. Vielleicht wird, was ich meine, klarer, wenn ich sage: das Denken des heranreifenden, des wirklich erwachsenden oder erwachsenen Menschen befreit sich zunehmend von diesem Schließen nach Ähnlichkeiten und wird dem individuellen Geschehen gerechter. Vielleicht ist als Beweis für unsere Auffassung auch anzuführen, daß die frühkindliche sexuelle Neugier bei jenen Kindern kaum anzutreffen ist, deren Kontakt-

Es wäre nur noch kurz die Rolle zu charakterisieren, die *Freud* dem Ich und dem Es bei der Entstehung der Verdrängung durch die Angst zuschreibt, und an der Hand dieser Charakterisierung wieder meine Behauptung von der mechanistisch-kausalen, unpsychologischen Symptombetrachtung der Psychoanalyse. ,,Das Ich merkt", sagt *Freud*, ,,daß die Befriedigung eines auftauchenden Triebanspruchs eine der (zwar unbewußten, aber plötzlich!) wohlerinnerten Gefahrsituationen heraufbeschwören muß" (123). Durch das ,,Angstsignal" ,,ist der Automatismus (!) des Lust-Unlust-Prinzips ins Spiel gebracht, der nun die Verdrängung der gefährlichen Triebregung durchführt" (124). ,,Was bei der Verdrängung an der bekämpften Triebregung vorgeht, ist nicht mehr so leicht zu erraten" (125). ,,Daß es die Libido selbst ist, die dabei in Angst verwandelt wird, werden wir nicht mehr behaupten." Dieses Abrücken von der ursprünglichen Auffassung könnte man als einen Fortschritt werten. Dann fährt *Freud* jedoch fort: ,,Aber gegen die zweifache Herkunft der Angst, einmal als direkte Folge des traumatischen Momentes, das andere Mal als Signal, daß die Wiederholung eines solchen droht, sehe ich keinen Einwand." Damit ist nun gar nichts gesagt, vor allem nichts, wozu man eine Tiefenpsychologie brauchte, denn diese Auffassung stellt eine rein deskriptive Konstatierung dar, die, falls sie stimmen sollte, durchaus keine Erklärung liefert, wieso etwa die spezifische Qualität der Angstempfindung zustandekommt[1]). Die weiteren Schlußfolgerungen, von denen wir nunmehr erfahren, sind jedenfalls, ich kann nicht umhin, das zu konstatieren, von der Art jener Banalität, um welche die Psychoanalyse, wie wir hörten, durch neue Anordnungen, Einteilungen, neue Nomenklaturen einen so ängstlichen Bogen schlägt. Denn, sagt *Freud*, ,wenn es sich so verhält (daß nämlich die Größe der Erregungssumme einen Eindruck zum traumatischen Moment macht), wenn sich diese Rätsel durch eine so nüchterne Antwort beheben lassen, warum sollte es nicht möglich

---

fähigkeit und soziale Angeschlossenheit besser gelungen ist. Nur in diesem Sinne gestaltet und beeinflußt die Angst, die, wie *Freud* sagt, die Verdrängung macht, die Vorstellungswelt, die Welt der Apperzeption, und nur in diesem Sinne wird es verständlich, wieso die Apperzeption umgekehrt wieder im einheitlichen Ganzen der Persönlichkeit angsterweckend wirken kann. Mit einem Wort: der Schluß liegt nahe, und wir kommen darauf im Kapitel über ,,Die Weiblichkeit" noch zurück, daß die *psychoanalytische Auffassung selbst noch stark von neurotischen Komponenten determiniert ist.*

[1]) Die Erklärung, die *Freud* gibt, erscheint mir recht umwegig, recht gewunden. Er sagt: ,,Die neurotische Angst hat sich uns unter unseren Händen in Realangst verwandelt" — vergessen wir nicht: als Realangst par excellence wird von der Psychoanalyse die Kastrationsangst aufgestellt — ,,Angst vor bestimmten äußeren Gefahrsituationen". ,,Wir fragen uns", sagt *Freud*, ,,was ist denn eigentlich das Gefährliche, Gefürchtete an einer solchen Gefahrsituation?" (128). Und findet die Antwort: ,,Das Gefürchtete, der Gegenstand der Angst ist jedesmal das Auftreten eines traumatischen Moments, der nicht nach der Norm des Lustprinzips erledigt werden kann", ,,der als Unlust verspürt wird und dessen man durch Entladung nicht Herr werden kann" (129). Nachdem nun derart ein physikalischer Begriff wie ,,Entladung" eingeführt ist, ist es nur ganz folgerichtig, wenn *Freud* fortfährt: ,,Es handelt sich hier überall um die Frage der relativen Quantitäten . . . Nur die Größe der Erregungssumme (!) macht einen Eindruck zum traumatischen Moment, lähmt die Leistung des Lustprinzips, gibt der Gefahrsituation ihre Bedeutung" (129). Hier erscheint der naturwissenschaftlich-mechanistische Physikalismus wohl unzweideutig ausgesprochen und keiner Abschwächung, keiner Ableugnung zugänglich so formuliert, daß es sich erübrigt, diesen Zitaten etwas hinzuzufügen, das ihre Absichten etwa zu verdeutlichen hätte.

sein, daß . . . die Angst nicht als Signal geweckt wird, sondern neu mit frischer Begründung entsteht?" (130). Ja, warum auch nicht? Das heißt doch alles, in einfaches Deutsch übersetzt: wenn jemand einen Schreck kriegt, empfindet er Angst. Um aber diesen Sachverhalt zu konstatieren, dazu bedarf es wohl kaum „einer klinischen Erfahrung", die, wie *Freud* hinzufügt, „mit Bestimmtheit" aussagt, „daß es wirklich so ist" (130). Diese Aussage würde nur bedeuten, daß der Verdrängungsmechanismus nicht mehr uneingeschränkt gilt. Tatsächlich reduziert ihn *Freud* auf die *späteren* Verdrängungen[1]). *Das bedeutet aber eine sehr starke Einschränkung oder Abschwächung der ursprünglichen Lehre* und ist *nur möglich durch Einschaltung eines Aktivitätsprinzips*, das in der älteren, konsequenteren Auffassung noch keine Stätte hat. Die vorsichtig formulierte Darstellung *Freuds* läßt diese Einschränkung freilich nicht in dem Ausmaße aufscheinen, das ich durch meine Lesart als tatsächlich nachweisen wollte. Dagegen finden sich in seinen Ausführungen noch einige Sätze, die, so unscheinbar sie sich lesen, doch von einschneidender Bedeutung sind. Das Gefürchtete einer Gefahrsituation ist „offenbar (!) nicht die objektiv zu beurteilende Schädigung der Person, die psychologisch gar nichts zu bedeuten brauchte, sondern was von ihr im Seelenleben angerichtet wird" (128). Und: „Wir verstehen sofort, durch die Begabung mit dem Lustprinzip sind wir nicht gegen objektive Schädigungen gesichert worden, sondern nur gegen eine bestimmte Schädigung unserer psychischen Ökonomie" (129). Wenn man nun so von psychischer Ökonomie spricht, klingt das wohl noch weiter sehr naturwissenschaftlich, ist es aber nicht mehr. Der Sachverhalt, der hier gemeint ist, ist nämlich genau das, was *Adler* von Anfang an als „Gefährdung des Persönlichkeitsgefühls" bezeichnet hat. Allerdings nahm er, da es sich um eine Selbstverständlichkeit handelt, nicht Zuflucht zu irgendwelchen Formelhaftigkeiten, mit denen dem psychologischen Verstehen, wie er einmal sagte, nichts Neues hinzugefügt wird. Hier handelt es sich um etwas Unwägbares, Unmeßbares, um etwas quantitativ nicht Ausdrückbares, um individuelle Imponderabilien, die sich nur erraten, nicht im wissenschaftlichen Sinne erklären lassen. *Hier ist ein durchaus psychologischer Sachverhalt gemeint*, der infolge der wissenschaftstheoretischen Voraussetzung der Psychoanalyse im kausalistischen Physikalismus mit genau so wenig Entschiedenheit zur Diskussion gestellt wird wie das Ich selbst, das als Träger dieses Sachverhalts auch von der Psychoanalyse gleichsam neu entdeckt wurde. Daß aber andererseits wieder die Zumutung abgewiesen wird, als könnte ein rein psychologischer oder gar etwa individualpsychologischer Sachverhalt gemeint sein, ist noch aus dem kurzen Satz zu entnehmen, den *Freud* obigem Zitate folgen läßt: „Vom Lustprinzip zum Selbsterhaltungstrieb ist noch ein weiter Weg . . ." (129). Was das bedeutet, wird verständlich, wenn wir uns erinnern, daß das Persönlichkeitsgefühl und Geltungsstreben, von dem *Adler* spricht, so häufig mit dem Selbsterhaltungstrieb zusammengeworfen wird. Gegen die Verdächtigung nun, als könnte dieser Trieb in die psycho-

[1]) „Nur die späteren Verdrängungen zeigen den Mechanismus, den wir beschrieben haben, bei dem die Angst als Signal einer früheren Gefahrsituation wachgerufen wird" (130).

analytische Lehre rezipiert worden sein, oder als hätte er sich etwa so in sie eingeschlichen, wie die unbewußte Regung sich in den Traum am Traumzensor vorbeischleicht, gegen eine solche Zumutung wird hier deutlich Stellung genommen. Aber auch dieser Abwehr wird es nicht möglich, die Rezeption eines dem Mechanismus wesensfremden, weil schöpferischen Prinzips, unkenntlich zu machen und durch die Maskierung mit einer neuen oder anderen Nomenklatur zu legitimieren.

(Zweiter Teil folgt.)

Kinderträume

Von REGINE SEIDLER, Fachlehrerin (Wien).

Die therapeutische Tätigkeit des individualpsychologisch orientierten Erziehers gliedert sich in die Aufdeckung des irrtümlichen Lebensstiles und die Anbahnung der Korrektur des Irrtums, wobei freilich Enthüllung und Einflußnahme stets ineinander greifen. Immer ist der Erzieher auf die tätige Mitarbeit des Zöglings angewiesen. Ja, sein Erfolg wird weitgehend davon abhängen, ob es ihm gelingt, die Erziehung zu einer Angelegenheit des Zöglings zu machen, zur Selbsterziehung zu führen.

In schwierigen Fällen wird sich das Kind hinter einem ganzen System von Sicherungen verschanzt haben. Es wird trotz dem ihm zu tiefst innewohnenden Wunsch nach positiverer Leistung aus seinem Minderwertigkeitsgefühl heraus nicht den Mut aufbringen, seine Sicherungen preiszugeben. Es wird im Gegenteil in der Angst, seine Unzulänglichkeit bestätigt zu finden, der Klärung seines Lebensplanes entgegenarbeiten. Es wird Beweise suchen für seine Schwächen, seine mangelnden Fähigkeiten, es wird seine Mängel gewissermaßen demonstrieren. Hier wird es nicht leicht sein, die unerläßliche Mitarbeit des Kindes zu gewinnen. Und doch gibt es eine seelische Ausdrucksform, in der sich das Lebensproblem gewissermaßen unverhüllt darbietet, den Traum. Das mag paradox klingen. Der flüchtige Beobachter mag finden, daß der Traum eher verschleiert als enthüllt. Der Individualpsychologe weiß, daß die Bildhaftigkeit, die dem Traumgeschehen anhaftet, wie ein Gleichnis zu betrachten ist. Die Bildhaftigkeit im Gleichnis dient aber dazu, das Problem recht deutlich zu machen, scharf herauszustellen, um seine Lösung zu erleichtern. Den Schlüssel wird wohl die Bewegung im Traume, anders ausgedrückt, das Verhalten des Träumenden in den verschiedenen Traumsituationen liefern, sowie die Einstellung des Träumenden zum Traumgeschehen. Der Traum ist somit eine Hilfe für die eine wichtige Tätigkeit des Erziehers, für die Aufdeckung des irrtümlichen Lebensstiles, therapeutisch eine besonders wertvolle Hilfe, weil sie eine Leistung des Träumenden und nicht

des Erziehers darstellt. Es braucht wohl nicht betont zu werden, daß der Traum immer nur als *eine* Ausdrucksform des Lebensstiles betrachtet werden darf, und daß er nur in Zusammenhangsbetrachtung mit den anderen Äußerungen der Persönlichkeit seinen Wert dokumentieren wird.

Die Beispiele sollen aber auch zeigen, wie der Traum beitragen kann zur Korrektur des Irrtums. Wir kommen später noch darauf zurück, wie im Traum durch Schaffung eines „Schwunges" — wie *Adler* sagt — die Stimmung erzeugt wird, deren der Träger des Traumes zur Lösung seiner Lebensaufgabe eben bedarf, ja, wie das Training auch vor dem Traume nicht haltmacht.

Als erstes Beispiel folgt der Traum eines zwölfjährigen Mädchens, das seit etwa 2½ Jahren meine Schülerin ist:

„Ich träume manchmal die schrecklichsten Dinge. Z. B. träumte mir einmal, mein Vater schickte mich in das Zuckergeschäft Goldarbeiter um Zuckerln. Dummerweise ging ich durch die Lichtenauergasse, dann durch die Körnergasse, um dann durch die Czerningasse hinaufzugehen[1]). Da trat aus dem Hause Czerningasse 5 ein schwarz gekleideter Mann. Als ich ihn nachher ansah, glich er meinem Onkel: ‚Nanu warum grüßt du nicht?' Ich grüßte freundlich und als ich näher trat, hob sich eine Schulter und er lief mir hinkend nach und ich wich entsetzt zurück. Ich rannte zu dem Hause, aus dem der Mann gekommen war und verlor dabei meine Schuhe. Ich bat flehentlich Vorübergehende, daß sie mich nach Hause begleiten, aber keiner wollte davon etwas wissen."

Lili hat keine Geschwister und hat eine recht abenteuerliche Kindheit hinter sich. Ihre Mutter hat zu einer Zeit, an die sich Lili nicht erinnern kann — sie war damals zwei bis drei Jahre alt — den Vater verlassen und ist seither verschollen. So entbehrte das Kind, das für die Ausbildung des Gemeinschaftswillen so wichtige Erlebnis von der Verläßlichkeit der Mutter. Das Kind kam nun zur Urgroßmutter. Besonders eindrucksvoll scheint in jenen Jahren das Erlebnis der materiellen Not gewesen zu sein. Sie kam, zehn Jahre alt, nachdem der Vater wieder geheiratet hatte, in das Elternhaus zurück. Die häuslichen Verhältnisse sind recht undurchsichtig. Die Stiefmutter macht einen merkwürdig verängstigten Eindruck, leidet angeblich heute noch an Schulfurcht und ist sehr schwer zu einer Unterredung zu bekommen. Der Vater scheint sich um Lili zu bemühen, läßt sie aber merken, daß er befürchtet, sie könne von der Mutter eine gewisse Leichtfertigkeit geerbt haben. Lili fühlt sich dadurch tief verletzt. So vermag also die gegenwärtige immerhin bessere Lage des Kindes doch nicht die drückenden Erlebnisse und Erinnerungen an die frühe Kindheit wettzumachen. Das Verhalten Lilis entspricht unseren Erwartungen. Ein unbändiger Machtwille äußert sich in fortwährenden Störungen in der Schule, in abwegigen Ehrgeizbestrebungen z. B. lügnerischem Prahlen, in außergewöhnlicher Schlamperei und in kleinen Diebstählen. Bald nachdem Lili in die Hauptschule eingetreten war, schilderte sie in einem Aufsatz, in dem sie ein Ferienerlebnis darstellen sollte, wie sie bei einem Spaziergang im Prater einen Fuchs mit dem Lasso gefangen und nach Hause geführt habe. Ihr war eben kein Mittel stark genug, um sich in der neuen Umgebung Ansehen zu sichern. Nun erfüllte sich an ihr die Tragik, daß sie das genaue Gegenteil erreichte. Die Mitschülerinnen

[1]) Der geschilderte Weg ist ein Umweg.

waren durch längere Zeit nicht dazu zu bringen, die Neckerei Lilis aufzugeben. Vor den Schulausflügen hörte sie die spöttische Frage: „Lili, hast du dein Lasso nicht vergessen? Wir könnten einem Fuchs begegnen." — Lilis Verhalten in der Schule war das eines Menschens, der immer Unruhe um sich verbreitet. Sie brachte alle in Bewegung, alles durcheinander, war ständig der Mittelpunkt eines Wirbels. Das Bild, das ich jetzt malte, ist heute freilich nicht mehr zutreffend, Lili hat sich gebessert.

Nun zum Traum. Lili macht einen Umweg, um ins Zuckerlgeschäft zu kommen. Wer einen Umweg macht, der will die Erfüllung einer an ihn gerichteten Forderung hinausschieben. Sein Verhalten drückt aus: „Wer weiß, ob ichs kann?" So drückt sich also gleichnishaft in dem Umweg Lilis Unsicherheit und Kleinmut aus. Geradezu tragisch mutet die Begegnung mit dem schwarz gekleideten Mann an, der sich schließlich in eine Schreckgestalt verwandelt. Daß die Träumende anfangs glaubt, ihren Onkel — offenbar eine ihr vertraute Gestalt — vor sich zu sehen, verstehe ich gleichnishaft als ein anscheinend freundliches Entgegenkommen seitens eines Mitmenschen. Doch fühlt sich die Träumende noch zu unsicher, um den Kontakt anzuknüpfen. Schon empfängt sie einen Vorwurf: „Nanu, warum grüßt du nicht?" Da faßt die Träumende tatsächlich Vertrauen und tritt mit freundlichem Gruß heran. Aber wie furchtbar wird es ihr gelohnt! Ist es nicht, als ob das Kind zeigen wollte: „Wenn ich mich bemühe, wenn ich die Hand reiche, dann werde ich zurückgestoßen!" Aber noch nicht genug. Auf der Flucht verliert die Träumende die Schuhe. Ein besseres Gleichnis für die Hilflosigkeit, die Ratlosigkeit eines Menschen könnte der Traum nicht schaffen. Und nun fleht sie die Vorübergehenden um Hilfe an, aber niemand hört sie an. Dieser Traum zeigt gerade zu plastisch den Lebensirrtum des Kindes: „Ich stehe allein! Wenn ich in Not bin, hilft mir keiner". In diesen Irrtum scheint die traurige Erfahrung, die das Kind in seiner frühen Kindheit an seiner Mutter machte, noch hineinzuklingen. — Ein weiterer Traum Lilis, der später erfolgte, läßt sie uns ein wenig sicherer und erfolgreicher erscheinen:

„Ich wünschte mir schon lange eine Uhr. Eines Tages träumte ich folgendes: ‚Ich sitze im Zimmer und schreibe meine Aufgabe. Ich sitze und sitze und kann die Aufgabe nicht lösen. Es klopft, ich renne zur Türe. Mein Vater ist's. Er sieht sich die Aufgabe an und lächelt. Schließlich meint er: ‚Gut, wenn du die Aufgabe richtig machst, bekommst du eine schöne Uhr und einen Ring.' Ich bemühe mich sehr. Endlich gelingt sie mir. Mein Vater erklärt die Aufgabe für tadellos. Er geht das Versprochene kaufen. Plötzlich läutet es. Ich fahre aus dem Bette, es war ja nur der Wecker. O wie schade! Gern hätte ich geträumt, wie ich Uhr und Ring bekommen habe."

Eine Deutung erübrigt sich wohl nach dem Gesagten. Hingegen erscheint mir dieser Traum therapeutisch im früher erwähnten Sinne bedeutungsvoll. *Alfred Adler* sagt in seiner „Menschenkenntnis": „Ist man mit der Lösung eines Problems beschäftigt und neigt die Persönlichkeit nach einer bestimmten Richtung, dann sucht man erfahrungsgemäß nach einem Schwung. Da ist nun der Traum überaus geeignet, den Affekt, die Verve, die man zur Lösung eines Problems in einem bestimmten Sinne braucht zu verstärken. Es ändert an dieser Tatsache nichts, daß der Träumer diesen Zusammenhang nicht versteht. Es genügt, daß er das Material und den Schwung hat. In irgendeiner

Weise wird dann der Traum die Spur bezeichnen, in der sich die Gedankentätigkeit des Träumers abdrückt, er wird also die Bewegungslinie des Träumers andeuten."

Im letzten Traum vermute ich einen solchen Schwung, eine solche Bewegung, wie sie *Adler* meint. Es wäre naheliegend, daß das freundliche Verhalten des lächelnden Vaters und die gelungene Lösung der Aufgabe das Kind unbewußt, aber mit um so größerer Sicherheit auf die nützliche Seite des Lebens weist.

Der nächste Traum wurde von einem Kind geträumt, von dem man sagen darf, daß es dem Erzieher keine Sorgen bereitet. Anna ist die älteste von vier Geschwistern. Der Altersunterschied zwischen ihr und der jüngeren Schwester beträgt nur ein Jahr, dann folgen in größeren Abständen zwei Brüder. Der Vater ist Handwerker, die Familie lebt in sehr kargen materiellen Verhältnissen. Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, und den Geschwistern untereinander, scheint sehr herzlich zu sein. Anna ist eine gute Durchschnittsschülerin, beliebt bei den Kameradinnen und besonders ausgezeichnet durch praktischen Sinn, durch Lebensklugheit. Sehr deutlich zeigt sich in ihrem Wesen eine gewisse Autorität — in durchaus gutem Sinn — wie wir sie öfters bei Ältesten sich entwickeln sehen, die ihre Position am besten zu behaupten vermögen, indem sie sich der elterlichen Autorität anschließen. Ich lasse nun Annas Traumbericht folgen:

„Wenn ich träume, ist immer etwas im fernen oder nahen Zusammenhang mit der Wirklichkeit. Z. B. voriges Jahr als der Zirkus Renz brannte, ging ich einige Tage danach mit meiner Mutter vorüber und meine Mutter sagte: ‚Da schau! Hier ist der abgebrannte Zirkus Renz und man sieht von außen es nicht einmal.' Als ich mich abends zu Bette legte, träumte ich: Es war zeitig früh; mein Vater, meine Mutter, meine Geschwister und ich saßen beim Tisch in der Küche und frühstückten. Auf einmal kamen Leute zum Fenster und riefen: ‚Unser Haus brennt!' Voll Schrecken sprangen wir auf, und meine Mutter lief, so rasch als ihre Füße sie trugen, mit meinem zweijährigen kleinen Bruder hinaus. Ich lief zum Kleiderkasten und raffte das ganze Gewand, welches im Kasten war, zusammen und lief hinaus. Meine Schwester nahm einige Stühle und lief auch hinaus. Ich rannte aus und ein, bis endlich unsere ganze Gerätschaft hinausgetragen war. Mein Vater und mein fünfjähriger Bruder standen im Zimmer und schauten auf den Plafond. Auf einmal sagt mein Vater: ‚Da schau durch die Zimmerdecke schimmert es ganz rosa, das Haus wird bald einstürzen.' Ich zog meinen Vater und meinen Bruder hinaus und mein Vater sperrte die Wohnungstüre ab. Meine Mutter wartete mit meinem kleinen Bruder und meiner Schwester im Hof. Als wir hinauskamen, rief ich: ‚Rasch weg von hier, das Haus stürzt gleich ein!' Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als meine Mutter viele Sachen nahm und über die Straße zum Donaukanal hinüberlief, desgleichen auch wir machten . . . ‚Wie lange wirst du denn noch schlafen heute? Es ist schon längst 7 Uhr vorüber!' Es war meine Mutter, die so zu mir sprach. Erstaunt schaute ich meine Mutter an und erzählte ihr den Traum.

Bevor ich auf den Trauminhalt eingehe, einige Worte zu den einleitenden Bemerkungen der Schülerin. Viele Kinder scheuen sich, einen Traum glattweg zu erzählen. Sie haben das Empfinden, der Unsinn, den sie geträumt haben, wäre beschämend für sie und so bemühen sie sich, dadurch, daß sie die Herkunft des Traummaterials mitteilen, ihre Blamage zu verringern. So erzählt Anna, die in deutscher Sprache eine nicht sehr erfolgreiche Schülerin ist, um einer etwaigen Blamage vorzubeugen, einleitend vom Brand des Zirkus Renz. — Was nun den Traum selbst anbelangt, so scheinen zwei Momente am bedeutendsten: Zuerst die innige Verbundenheit mit der Familie. Der

Traum beginnt: Es war zeitig früh, mein Vater, meine Mutter, meine Geschwister und ich saßen beim Tisch in der Küche und frühstückten. — Das gesamte Traumgeschehen spielt sich im Rahmen der Familie und in engster Verknüpftheit mit den Familienmitgliedern ab. Am Gemeinschaftserlebnis mangelt es in diesem Fall nicht. — Weiterhin ist bedeutsam, wie Anna mit der ihr eigenen Tüchtigkeit und Umsicht an der Rettungsarbeit teilnimmt. Ja, ihre Überlegenheit zeigt sich sogar den Eltern gegenüber. Ich erinnere an die Stellen: „Ich zog meinen Vater und Bruder hinaus" und: „Als wir hinauskamen, rief ich: „Rasch weg von hier, das Haus stürzt gleich ein!"

Anna erscheint uns als ein Kind von deutlicher, bewußter innerer Sicherheit. Es scheint aber, daß alle Kinder gelegentlich Angstträume haben — offenbar zufolge der allgemeinen Tatsache der Schwäche gegenüber der Umwelt. Freilich muß das Verhalten in der beängstigenden Traumsituation ein Licht auf die Träumende werfen. — Anna erzählt weiter von ihren Träumen:

„Eines Tages sprachen wir von einem früheren Traum von mir, in dem Schlangen vorgekommen waren. In der Nacht träumte mir: Mein Vater, meine Schwester, mein $5^1/_2$jähriger Bruder und ich gingen im Urwald spazieren. Mein Vater wickelte einen Zwirnsfaden um ein Stück Holz und gab es mir zum halten. Ich aber sagte: ‚Laß mich es wegwerfen, es wird eine Schlange daraus!' ‚Dummes Mädel', schalt mich der Vater. Aber ich hatte recht, aus dem Zwirn war eine Schlange geworden. Ich hatte furchtbare Angst und schleuderte die Schlange in einen Strom mit vielen Felsstücken. Ein weißer Hund, der Freund der Schlange, wollte mich deshalb beißen, aber o Wunder! ich sprang so hoch, als die Bäume des Urwaldes waren. Da sah ich zu meinem Schrecken, wie die Schlange sich auf einem Felsstück aufbäumte und ans Ufer sprang. Wir liefen, was wir laufen konnten' da kamen wir auf eine Heide, deren Gras die aufgestellten Schwänze von Schlangen war. Wir liefen wie rasend darüber hin. In diesem Augenblick wurde ich wach."

Dieser Traum zeigt eine sehr intensive Bewegung. Besonders eindrucksvoll ist der Sprung der Träumenden („aber o Wunder!"), die Gefahr läßt sie aber nicht los. Schreckliche Situation, wie das Gras der Heide lauter aufgestellte Schlangenschwänze sind. Anni läuft aber über die Schlangenschwänze hinweg, sie schwebt gewissermaßen hoch über der Gefahr. Auch in diesem Traum steht sie übrigens in der Gefahr nicht allein; wenn wir auch die kleine Einschränkung machen müssen, daß der Vater an der Gefahr nicht unschuldig ist. So zeigt es sich auch wie die Distanz zwischen Eltern und Kindern selbst im Falle eines glücklichen Verhältnisses zum Ausdruck kommt.

In der gleichen Klasse ist ein Mädchen, das man als das mutlose Kind in Reinkultur bezeichnen möchte. Ihr Minderwertigkeitsgefühl äußert sich in besonderer Schüchternheit und Zurückgezogenheit. Sie ist fleißig und gewissenhaft, kann es aber zu keinen Erfolgen bringen, da sie von ihrer Unfähigkeit zu tiefst überzeugt ist. Bestärkt wird sie in dieser Einstellung durch ihre Mutter, die ihre übergroße Sorge um das Mädchen zu lebhaft zeigt, eine Sorge, die auch der besonders schwächlichen Konstitution des Kindes gilt. Anna berichtet:

„Einmal hatte ich einen lustigen Traum. Nach der Schule standen meine Mitschülerinnen und ich vor dem Schultor und wir erzählten uns allerhand. Da kam ein kleiner Bub auf der Straße gelaufen und riß mir im Vorbeilaufen meine Haube vom Kopfe. Ich war zuerst ganz starr über diese Frechheit. Dann aber beeilte ich mich nachzukommen und lief so schnell ich konnte hinter ihm her. Plötzlich glitt ich aus und fiel der Länge nach auf die Straße. Am nächsten Morgen erwachte ich am Boden neben dem Bett."

Es mag auffallen, daß das Mädchen diesen Traum einen lustigen nennt. Sie versteht den Zusammenhang nicht und Kindern erscheint es eben lustig, wenn sie aus dem Bett fallen. Was geschieht nun im Traum? Das Kind hat ein kleines Mißgeschick, aber es rafft sich sofort auf und läuft dem kleinen Räuber nach. Wir sagen: bravo! Die läßt sich nicht unterkriegen. Aber o weh, die Läuferin gleitet aus und fliegt der Länge nach hin. Sie unterliegt also doch — und mit ihren Augen gesehen — unschuldig. Sie sagt sich: „Ich bin ein Pechvogel, ich kann mich noch so bemühen, mir gelingt nichts. Wenn ich laufe, falle ich wieder."

Als Gegenstück zu diesem Traum kann man wohl den folgenden Traum einer Mitschülerin betrachten:

„Ich träumte nun, ich gehe auf einer Straße. Links ist Wasser und Land, überall stehen Pritschen und kleine Klappsesselchen herum. Rechts ist eine Straßenbahnhaltestelle. Auf einmal beginnt es furchtbar zu regnen und zu stürmen. Alle Leute nehmen die kleinen Sesselchen, ich nehme auch eines, und halten sie über den Kopf. Diese Sesselchen sind nun auf einmal Schirme und ich gehe damit zur Straßenbahn. — Das ging dann noch so weiter, ich weiß nicht mehr wie."

Auch Henny gerät in eine peinliche Situation, aber die Schwierigkeit ist schnell gelöst. Bemerkenswert ist, daß Henny sich dem Vorgehen der übrigen Leute anschließt und sie fährt auch gut dabei. — Henny war längere Zeit im Konflikt mit einer Lehrerin. Jene Lehrerin hat die Art, schlechte Leistungen der Kinder mit leichter Ironie zu behandeln. Henny, eine entthronte ältere Schwester, war besonders empfindlich und demzufolge in den Arbeiten für jene Lehrerin schwer gehemmt. Nach einer eindringlichen Unterredung, in der sie auch auf das nützlichere Verhalten der Mitschülerinnen hingewiesen wurde, besserte sich Hennys Einstellung zu jener Lehrerin merklich und bald war auch der Konflikt völlig überwunden. Das Mädchen entwickelte sich nun auf der ganzen Linie sehr schnell und günstig, und es scheint mir, daß dieser Traum ihre gemeinschaftfreundliche und lebensbejahende Einstellung gut kennzeichnet.

Die umfangreichen Träume, die ich nun vorlege, stammen von Irene, dem Mädchen, über deren Lebensstil ich schon einmal an dieser Stelle sprach[1]). Irene ist die Tochter einer Hausgehilfin, hat einen Stiefvater, der Hilfsarbeiter ist und fühlte sich ursprünglich durch die sozial untergeordnete Stellung der Mutter bedrückt. In ihrem Bestreben, die Lage der Mutter zu verschleiern, entwickelte sie einen Lebensstil, der vielleicht am klarsten ausgedrückt ist, mit den Worten: Sie trage eine Maske. Ihrem Lebensstil entspricht ihr Berufswunsch Schauspielerin zu werden. Irene schreibt nach einer kurzen Einleitung:

„Drei Träume werde ich mir wirklich gut merken. Die ersten zwei, weil ich mich da immer wundere, wie ein Mensch solche Angst überhaupt ertragen kann; der dritte hat mir auch so zu denken gegeben. Im ersten hätte ich mit wenigen Leuten einen Kampf mit wilden, nach Menschenblut lechzenden Kannibalen zu bestehen gehabt. Das für mich einfach Entsetzliche war, daß ich hinter einer morschen, wackeligen Verschanzung stand und mit vor Schrecken geweiteten Augen auf ein ganzes Regiment schwarzer, katzenartig biegsamer Leiber sah, die langsam näher kamen. Sie waren alle mit einem Schurzfell bekleidet, ihr Antlitz und ihre nackte Brust waren gräßlich bemalt und in den Händen

[1]) X. Jahrgang, 1932, Seite 304.

hielten sie furchtbare Lanzen, mit denen sie den Takt zu ihrem wilden gröhlenden Kriegsgesang gaben. In entsetzlicher Todesangst wachte ich auf, wohin ich sah, starrten mir bemalte Kriegsfratzen entgegen. Doch jetzt hat sich diese Angst schon gelegt.

Im zweiten Traum stand ich vor einem Haustor und sah auf einmal eine Frau; eine Frau? Ein Gerippe. Lange dünne Spinnenfinger; ein Kopf? Ein regelrechter Totenschädel. Ich kannte diese Frau. Sie taumelte, ja das ist der richtige Ausdruck dafür, auf mich zu. Wie von tausend Taranteln gestochen stürzte ich ins Haus. Ich verbarg mich in der dunkelsten Ecke neben dem Keller, da ich vermutete, sie werde die Stiegen hinaufgehen. Ich war nicht imstande zu denken. Sie wankte auf mich zu. Ihre Augen waren gläsern auf mich gerichtet. Da, mit Aufbietung letzter geistiger und körperlicher Kräfte, stürzte ich an ihr vorbei ins Freie. Meine Nerven haben in dieser Nacht viel hergegeben. Das fühlte ich, als ich am Morgen wie zerschlagen und furchtbar abgespannt aufwachte. Auch diese Angst habe ich schon längst überstanden.

Im dritten Traum sehe ich mich erwachsen, in einem riesigen Gebäude. Vor mir sitzt eine Menschenmasse, Kopf an Kopf. Tausende. Meine Gewänder blitzen und glitzern im farbigen Licht der Scheinwerfer. Da ertönt auf einmal leise, aber immer lauter werdend Musik. Alle Augen sind auf mich gerichtet. Ich tanze. Ich rühre mich nicht vom Fleck, aber ich tanze. Ich fühle es. Auf einmal kriecht über den mit Teppichen belegten Boden eine Schlange. Sie ist nach meiner Schätzung ungefähr 3 m lang, 10 cm breit und ist gefleckt. Sie windet sich auf mich zu. Ihr Biß ist der Tod! ruft es in mir, aber ich tanze weiter. Sie liegt einige Zeit vor meinen Füßen. Ich tanze. Ich starre auf die Leute. Will mir denn keiner helfen? Spannung spricht aus ihren Zügen, aber nicht Hilfsbereitschaft. Die Schlange windet sich an meinem Bein empor. Ich spüre förmlich den aalglatten Leib auf meinem nackten Bein. Sie hat sich während meines Tanzens schon ein paar mal um meine Hüften gewickelt. Da sinke ich zusammen. Meine Ohren hören noch, wie das Gewölbe von wahnsinnigem Applaus dröhnt. Dann erwache ich. An diesen Traum denke ich aus Gründen, die mir selber unklar sind, immer sehr gerne. Oft, wenn ich allein bin, lasse ich ihn an mir vorübergehen und überdenke ihn immer wieder von neuem."

Allen drei Träumen ist gemeinsam, daß die Träumende trotz der schrecklichen Situation, in der sie sich befindet, nicht unterliegt. Sie sinkt unter der Umklammerung der Schlange wohl zusammen, allein da hört sie den dröhnenden Applaus der Menge, das Signal des Erfolgs. Dieser Traum zeigt besonders deutlich das Merkmal des Trainings. Auch in der Gefahr darf man nicht aus der Rolle fallen, auch vom Tode bedroht muß man aushalten. Man muß sich selbst überwinden, man muß den Tod überwinden. Irene deckt geradezu die Notwendigkeit dieses Traumes für die Selbstgestaltung ihres Lebens auf, wenn sie mit den Sätzen schließt: „An diesen Traum usw.". In diese Träume spielt unverkennbar der Todesgedanke hinein. Niemals aber kommt es soweit, daß die Träumende wirklich unterliegt. Irene hat wie wir wissen, große Rosinen im Kopf. Es ist nicht erstaunlich, daß ihr der Weg, den sie begehen will, überaus beschwerlich erscheint. Das Mädchen ist von besonderer Intelligenz und weiß die Schwierigkeiten, die sich ihrem Berufsplan entgegenstellen, abzuschätzen. Um so verständlicher ist es, wie sie sich gewissermaßen selbst antreibt und unterstützt, wenn sie im dritten Traum geradezu in der Richtung auf ihren künftigen Beruf trainiert.

Etwa ein Vierteljahr nach den soeben mitgeteilten Träumen, schreibt Irene folgenden Traum nieder:

„Geschichtsstunde. Die Tür geht auf. Eine meiner Schulkolleginnen stürzt totenbleich herein. ‚Unten im Keller liegt ein Toter!' schreit sie und schüttelt sich. Frau Lehrerin Seidler läuft hinaus und die Kinder ihr nach. Komischerweise sehe ich nur Mädels aus meiner Klasse. Viele sind oben geblieben. Auch ich laufe mit. Wir kommen zur Kellertür. Frau Lehrerin Seidler dreht sich um und schaut mich an. Komisch, sie ist wachsbleich und mich wundert das gar nicht. Ich bin halt blöd. Vor Angst? Wahrscheinlich. Ein Gedanke krallt sich in meinem Hirn fest. ‚Du wirst jetzt etwas Entsetzliches sehen!' Die Kellertür knallt hinter mir zu. Vorne drängen die neugierigen Mädels die Treppe hinunter der Lehrerin nach, rückwärts hebe ich langsam einen Fuß nach dem anderen, langsam

eins-zwei, eins-zwei. Fürchterlich. Es macht mich wahnsinnig nervös. Die Treppe will kein Ende nehmen. Eins-zwei, eins-zwei. ‚Einmal wird das Ende kommen, einmal, irgend einmal' singe ich. Wie ein Narr. Ah, die Luft wird immer schwerer, immer modriger. Ich halte mich jetzt dicht an die Mädels. Der Zug steht. Einige drängen schreiend nach rückwärts. Ich lasse mich nicht beirren. ‚Es wird ja keinen Eindruck mehr auf dich machen', murmele ich und dränge mich automatisch vor. Neben mir steht die Frau Lehrerin Seidler. Ihren Gesichtsausdruck habe ich mir nicht gemerkt. Auf der feuchten Erde liegt ein zur Hälfte mit Fell bekleideter Manneskörper. Das Haupt ist vom Rumpfe getrennt und liegt ein wenig abseits. Das Gesicht ist ganz blutleer, aus dem Hals hängen die bluttriefenden durchschnittenen Organe. Die krampfhaft geschlossene Faust hält ein bronzenes Messer. Ich schaue starr auf den Toten. Ein Hunne, sagt mein Empfinden. Frau Lehrerin Seidler schaut mich besorgt an. Gleichgültig drehe ich mich weg. Ich wundere mich darüber, wie ich so etwas tun konnte. Aber von einer Wahnsinnigen, die ich damals war, kann man ja nichts verlangen. Lautlos geht man den Weg zurück. Ich torkele stumpfsinnig herum. Wieder bin ich die Letzte. Ich blicke noch einmal auf den Toten. Da, beim Anblick des wächsernen Antlitzes mit den gläsernen Augen, werde ich mit einem Schlag nüchtern. Eine fürchterliche Angst erfaßt mich. Ich dränge mich durch die Reihen und stürze in rasender Eile die Treppen hinauf. Ich erwache. Sonderbarer Traum, sage ich zu mir."

Wieder die Auseinandersetzung mit dem Todesgedanken. Interessant erscheint mir die Inszenierung der Angst. Es hat den Anschein, als würde Irene zuerst gar nicht so erschrecken. Erst, als sie mein wachsbleiches Gesicht sieht, wird ihr das Furchtbare klar. („Ein Gedanke krallt sich usw."). Und nun beginnt sie sich zu wehren. Sie möchte nicht recht („. . . rückwärts hebe ich langsam usw."). Wie ein Schwächling, der allein durch den dunklen Wald geht, beginnt sie in ihrer Angst zu singen. So gelingt es ihr schließlich, das Schreckliche auf sich zu nehmen und den Leichnam anzusehen. Wieder der Zug der Selbstüberwindung. Sicherlich spielt es eine Rolle, daß sie nicht allein ist. — Nun etwas, was mir sehr instruktiv erscheint: „Frau Lehrerin Seidler schaut mich besorgt an. Gleichgültig drehe ich mich weg." Zeigt sich hier nicht, wie die Träumende sich gegen die Einflußnahme, gegen die Befürsorgung sträubt? Sie will mit ihrem Angstzustand selbst fertig werden. Die Auflehnung gegen den erziehenden Einfluß scheint mir in diesem Fall ein durchaus erfreuliches Symptom zu sein. Und der Traum endet auch im positiven Sinn. Irene durchbricht die Reihen der Mädchen und ringt sich durch nach oben. („Ich dränge mich durch . . . usw.").

Nun möchte ich zwei Träume eines Mädchens mitteilen, das als einziges Kind geschiedener Eltern mit der Mutter bei den Großeltern wohnt. Der Vater des Mädchens war Arzt, ist geisteskrank und lebt in einer Anstalt. Das Mädchen soll in seiner frühen Kindheit zufolge der Krankheit des Vaters schreckliche Szenen erlebt haben. Über Wunsch ihrer Angehörigen wurde sie nie nach ihrem Vater gefragt, so daß von ihr keine Mitteilungen darüber gemacht wurden. Die zwölfjährige Eva ist heute der Typus des betont selbständigen Mädchens. Sie ist Mitglied einer Pfadfindergruppe und nimmt an den Wanderungen und am Lagerleben begeistert Anteil. Diese Lebensweise entspringt vollkommen ihrem Ideal der Unabhängigkeit; ihr Berufsideal: Forschungsreisende. Diese Entwicklung ist interessant, wenn man bedenkt, daß Eva von einer zärtlichen Mutter und besorgten Großeltern ganz besonders behütet wurde, daß sie durch die weitgehend verzärtelnde Erziehung ursprünglich für die Schule schlecht vorbereitet war. Sie erzählt, selbst, wie sie seinerzeit am ersten Schultag so fassungslos weinte, daß sie

gar nicht in der Klasse verbleiben konnte, die Mutter mußte sie wieder mitnehmen. Auch noch in der ersten Klasse Hauptschule war sie geneigt, durch Tränen zu warnen. Gerade die ausgeprägte Abhängigkeit von der Mutter hat mit beigetragen, Evas betontes Streben nach Unabhängigkeit zu entwickeln. In Evas Träumen glaube ich nun den Zwiespalt zwischen der verzärtelnden Erziehung und ihrem Freiheitsdrang wiederzufinden. Eva träumt:

„Ich komme von der Schule nach Hause. Ich will gerade ins Speisezimmer gehen, da höre ich gerade in der Küche Lärm. Ich gehe hin. Es sind zwei mir bekannte Kinder da, fünf Jahre alt. Meine Großmutter sagt zu mir: ‚Eva, du mußt sofort nach Amerika, sonst wirst du krank. Wir gehen gleich zum Bahnhof.' Plötzlich stehen wir auf einem dunkeln Platz. Mir völlig unbekannt. Aber vor mir steht mein Haus. Wir gehen weiter, da kommen wir zu einer kleinen Hütte. Es liegt meterhoher Schnee. Ich habe merkwürdigerweise Ski an den Beinen. Meine Großmutter hat einen schweren Pelz übergeworfen. Keinen Mantel, nur ein Fell. Sie sagt: ‚Das ist ein Vorbahnhof, wenn du noch eine Stunde gehst, kommst du zum Bahnhof; hier hast du die Billets.' Ich stehe auf einer Bergstraße. Auf einer Rennbahn. Es ist stockfinstere Nacht. Nur der weißbetonierte Weg leuchtet. Auf 5 m Entfernung steht ein uniformierter Wachmann. Sein Degen leuchtet. Mitten auf der Allee geht Susi, Führerin. Sie hat ein Gewehr umgehängt. Sie schießt Vögel. Ich gehe zu ihr. Sie schiebt gerade ein viereckiges Kästchen in das Gewehr. Die Vögel sind groß. Sie trifft jeden Vogel. Plötzlich taucht aus dem Walde ein Offizier auf. Beide zücken den Degen. Plötzlich kommt ein Zug daher, mitten auf meinen Kopf zu. Ich schreie und wache auf."

Dieser Traum drückt deutlich Evas Streben nach Freiheit, nach Unabhängigkeit aus. Da ist das lockende Abenteuer nächtlicher Wanderschaft, da ist der leuchtende Weg in die Ferne. Da ist die erfolgreiche Führerin, der nachzustreben es sich lohnt; erfolgreich, denn sie „trifft jeden Vogel". Da ist andererseits die Großmutter, die sie begleitet, die die Worte spricht: „Sonst wirst du krank", da sind — verkörperte hemmende Erziehung — der Wachmann und der Offizier, die ihr mit gezogenem Säbel entgegentreten. — Ein zweiter Traum Evas erscheint mir darum mitteilenswert, weil er in seltener Plastizität zeigt, wie körperliches Unbehagen in die Traumbilder eingeht.

„Plötzlich war mir so merkwürdig. Was war denn los? Es war dunkel. Ich sah die weiße Bettdecke. Da plötzlich, ich weiß nicht wie, stieg ein so ekelhaftes Gefühl in mir auf. Ich weiß nicht, was es ist. Jetzt sprang ich, ich hatte Angst, wahnsinnige Angst. Ich weiß nicht, wovor. Ich mache die Augen zu. Da ist es wieder. Dieses kleine Zimmer mit der roten Lampe. Dort dieses merkwürdige Geschöpf. Ein plötzlicher Riß. Ein nicht schilderbares Gefühl beim Fallen. Ich falle mit einer unerhörten Geschwindigkeit, bodenlos. Da bin ich plötzlich auf der Erde. Irgend etwas erinnert mich an ein Hallenbad. Ich schaue hinunter. Richtig, da ist auch tief unten das grüne Wasser. Ich gehe aufs Sprungbrett. Ich bin glücklich. Ich springe hinunter. Da verwandelt sich das Wasser in lodernde Flammen. Ich halte mich an eine Eisenstange an, sie wird weißglühend. Durch meinen ganzen Körper fließt glühende Lava. Unter mir sind plötzlich 500 m Leere. Da taucht vor mir eine Vision auf; zwei Engel. Sie sind ganz weiß und leuchtend. Da steht plötzlich das Todesurteil vor mir. Wenn der linke Engel vortritt, dann kann ich mich retten, wenn der andere vortritt, bin ich verloren. Der linke Engel kommt langsam schwebend vor. Da plötzlich fängt das Ganze zu kreisen an. Langsam, dann schneller, dann rasend schnell. Plötzlich bekomme ich einen Stoß, ich fliege hinauf. Da sehe ich plötzlich den Erdball vor mir. Ich fliege durch. Aber auf dem anderen Ende preßt sich plötzlich alles in mir zusammen. Ich will laut schreien, aber nur ein ganz leises Röcheln kommt aus mir heraus. Aber meine Mutter, die neben mir sitzt, hört es. Sie kommt gerade noch zurecht. Ich habe wieder einmal zu viel gegessen."

Es besteht wohl kein Zweifel, daß das Auf- und Ab, die durch den Körper fließende Lava, die kreisende Bewegung, der Stoß usw. in engstem Zusammenhang mit der Übelkeit der Träumenden stehen. Immerhin aber ist der geistige Gehalt dieses Traumes sehr aufschlußreich. Es wäre schon möglich,

daß das „Todesurteil“ auch mit der Übelkeit zusammenhängt. Aber die Form: „. . . wenn der linke Engel vortritt . . .“ scheint zu besagen: „Ich will mich nicht selbst entscheiden, das Schicksal liegt außerhalb meiner Entscheidung, es hängt vom Zufall ab.“ Eva ringt also ernstlich mit den Schwierigkeiten des Lebens, ist aber noch nicht zur Erkenntnis gekommen, daß jeder Mensch sein Leben selbst gestaltet. Immerhin erscheint das Sehen und Durchfliegen des Erdballs als Symbol für eine besonders souveräne Haltung gegenüber den Fragen, die uns bestürmen.

Selbstverständlich kommt es nicht selten vor, daß Kinder, aufgefordert, über Träume zu berichten, solche konstruieren. Diese Tatsache allein wirft ein Licht auf die Eigenart des Kindes und der konstruierte Traum ist ebenso eine Ausdrucksform des kindlichen Lebensstiles wie der tatsächlich geträumte. So ist für den Beurteiler auch die Konstruktion von aufklärendem Wert. Eine Schülerin erzählt beispielsweise als Traum, ein gewollt zartes Blumenmärchen, indem sie sich die entsprechende Rolle zuweist. Einige Stellen aus dem umfangreichen Traum mögen als Beispiel dienen:

„. . . Langsam setze ich mich auf die mit Blumen besäte Wiese nieder. ‚Au! au!‘ ertönt wieder das dünne Stimmchen. ‚Du erdrückst mich!‘ Erschreckt stehe ich auf.“ — Und weiter unten: „. . . Ich reiße ein Blümchen ab. Da nickt es plötzlich: ‚Ach, ach, ach, jetzt muß ich sterben! Du hast mich umgebracht, du Mensch!‘ . . .“ usw.

Martha ist ein jüngstes, spätgeborenes Kind, das ganz besonders verzärtelt wurde. Ihre auffallende körperliche Kleinheit tat ein übriges und sie bemühte sich in der Schule vom ersten Schultag an, durch fortgesetztes Auf-sich-lenken der Aufmerksamkeit, die angenehme Situation des Elternhauses herbeizuführen. Sie ist eitel, ehrgeizig und entwickelte entsprechend ihrer Kleinheit besonderes Streben auf sportlichem, speziell akrobatischem Gebiet. Sie brachte es auch zu einer außergewöhnlichen Gelenkigkeit, Muskelkraft und Geschicklichkeit. Ihre Eitelkeit verbietet es Martha nun, einen Traum niederzuschreiben, der ihr sinnlos schiene. Sie konstruiert daher ein Traumgebilde, das nach ihrer Meinung, von besonders zarter Poesie ist.

So glaube ich, gezeigt zu haben, daß der Traum einerseits ein wertvolles Mittel für den Erzieher ist, das Kind zu verstehen, — und daß der Traum andererseits den Anstoß bilden kann, den Weg, der sich der Erkenntnis schon als der richtige darstellt, nun auch wirklich zu betreten.

Die Altersrangvertauschung

Von PAUL FISCHL (Köln)

Die individualpsychologische Erziehungstheorie erblickt im menschlichen Charakter zwei Wesenheiten, die unter gar keinen Umständen vernachlässigt werden dürfen. Es ist der *Zusammenhang*, in dem ein Mensch lebt, und seine *Stellungnahme* zu seinem Zusammenhang. Solange wir nicht genau wissen, ob und inwieweit Subjektives (also die Stellungnahme) aus dem Objektiven (dem Zusammenhang) entsteht, ob und inwieweit es aus dem Objektiven erklärbar und verstehbar ist, tun wir gut, die wissenschaftliche Vorsicht walten zu lassen, beide Phänomene, getreu dem Gesetze der Spezifikation von Verschiedenartigem, voneinander gehörig zu unterscheiden und keinem von ihnen leichtfertig einen Vorrang in einer fragwürdigen Kausalkette zwischen ihnen einzuräumen. Der Gesichtspunkt einer aktiven Pädagogik kann nur der sein, daß wir an *beiden* Enden, sowohl am Zusammenhang als auch an der Stellungnahme, Änderungen versuchen.

Die vorliegende Arbeit will einen Versuch in den Mittelpunkt rücken, sowohl einen Zusammenhang als auch die dazugehörige Stellungnahme (also die Meinung des Kindes von sich und dem Zusammenhang) zu verändern. Die bloße Zusammenhangsveränderung ist ja als „Milieuveränderung" seit langem bekannt. Sie tritt immer ein, wenn das Kind sein Milieu verläßt, etwa zu Besuch in den Ferien weilt oder in ein Internat oder Heim kommt. Eine derartige Milieuveränderung kann für das Kind sehr fruchtbar ausfallen, indem sich sein Gesichtskreis vergrößert, indem es neue Verhaltungs- und Anpassungsmöglichkeiten erlernt. Es ist aber dadurch noch keine greifbare Garantie geboten, daß das Kind, wenn es ins alte Milieu wieder zurückkehrt, die alte Verhaltungsweise nicht wieder aufnimmt. Es hätte in diesem Falle noch zu wenig dazugelernt. Eine Reihe von Theorien könnte dann vorläufig triumphieren und den Rückfall des Kindes als eine Bestätigung ihrer Anschauungen, etwa der durch Erziehung nicht veränderbaren Erbfaktoren oder der Allmacht des Milieus usw., betrachten. Der Individualpsychologe muß jedoch fortlaufend auf eine *Verstärkung* der ihm zur Verfügung stehenden Kräfte bedacht sein, die selbst dann immer nützlich ins Gewicht fallen wird, wenn die Lehre vom Erbfaktor oder von der Allmacht des Milieus unerwarteterweise recht behielte.

Eine Verstärkung unserer Mittel ist durchaus möglich.

Gelingt es uns nämlich, einem Kinde in einer Milieuveränderung nicht bloß nur einen beliebigen anderen, sondern einen speziellen, und zwar einen

dynamisch entgegengesetzten Zusammenhang zu bieten, so müssen sich voraussichtlich zwei in sich verschiedenartige Irrtumsanlässe zu schneiden beginnen. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn ein Kind, welches innerhalb seiner Familie ein ältestes Kind war, in einer Kindergemeinschaft ein jüngstes wird. Ebenso umgekehrt. Die Hingabe des Kindes an die neue Situation, die es zu neuem Irrtum einlädt, kann vom Kinde selbst, wenn der wachsame Pädagoge ihm seine freundliche Unterstützung leiht, deutlich an dem, was nun „in ihm vorgeht", wahrgenommen werden. Das Kind wird auf diese Auswirkungen des ihm *neuen* Zusammenhanges aufmerksam und — wachsam. Diese neuen Erkenntnisse, die mit seinem Verhalten im Elternhause vorläufig keine sichtbaren Berührungspunkte aufhellen, werden als Vorboten des „Kommenden" angesehen werden können. Das Kind kann eine neue Stellungnahme gewinnen, nicht bloß zu dieser gegenwärtigen, sondern auch zur bisherigen Familiensituation. Und es kann den denkbar stärksten Schwung erhalten, auch anderen Schicksalsverleitungen die Stirne zu bieten.

Das einzige Kind kommt, wenn es in eine Kindergemeinschaft kommt, am ehesten in eine solche Lage, denn *jede* Kindergemeinschaft gibt ihm Anlaß zu fruchtbaren Gegenirrtümern. Der 11jährige Otto, einziges und frühverwöhntes Kind, wurde in unserer kleinen, von mir beobhüteten Sommerheimgemeinschaft Ältester unter 6 Kindern. Die Rolle des Ältesten und Stärksten ist nun vom einzigen Kinde immer noch verhältnismäßig am leichtesten zu ertragen, weil es sich auch hier, sowie früher in der Familie auf herrschendem Posten befindet. Otto gab auch überall den Ton an und benahm sich gegenüber den jüngeren Kameraden wenig rücksichtsvoll, spielstörend und oft gewalttätig. Da kam eines Tages der 12jährige Max zu uns, welcher in seiner Familie ein vom älteren Bruder unterdrückter Junge neben einer noch jüngeren Schwester war. Max, der für die unterdrückten Kleinen empört Partei ergriff (er ersah die Gelegenheit, auch einmal den Starken zu spielen), fing mit Otto Händel an und verprügelte ihn. Dies aber war für unseren bisherigen Pascha eine bedeutende Niederlage. Wenn nun Niederlagen nicht durch die pädagogischen Großmächte zugefügt werden, sondern „sich ereignen", so sind sie gute Gelegenheiten, dem Erzieher das Reden mehr als zu anderen Zeiten zu gestatten. Als Otto weinend, weich und hilflos in seinem Zimmer saß, durfte ich ihm Trost spenden. Es war Trost nicht so sehr für seine Augenblicksmisere, sondern auch für eine nicht allzuferne Zukunft. Otto war in die glückliche Lage gekommen, einerlei wer den Sieg davon getragen hätte, er oder Max, die Grenzen seiner bisher angelernten Haltungsweise erleben zu dürfen. Er dürfte von seinem Schicksal lernen, statt sich wie bisher von ihm an der Nase herumführen zu lassen. Er begann der Frage Interesse abzugewinnen: „Wie gewinne ich mir meinen Mitmenschen zum Freunde?" Er *rechnete* mit den Nebenmenschen, er begann einen nicht mehr rückgängig zu machenden Schritt auf dem Wege zur Kooperation. Und sein nächster Schritt, den man füglich als den Schritt vom größeren zum kleineren Irrtum bezeichnen kann, war der, daß er bei seinen Kameraden propagandistisch dafür eintrat, daß es zwischen ihnen keine Kämpfe geben

solle, sondern daß sie sich vereinen wollten, um unten am Strande gegen fremde Zudringlinge eine feste Front zu bilden.

Ein solches Erlebnis ist lange noch nicht alles für den Weg des jungen Menschen. Doch ist es ein vorläufiges sicheres Etwas. Otto wird erhabener über seinen Schicksalszusammenhang, indem er in neuen Zusammenhängen mit der Methode der Tyrannis Schiffbruch erleidet und zu für ihn völlig neuen Versuchen ansetzt, das Schicksal zu meistern. Es ist nicht gewichtig, daß er bei seinen Versuchen immer noch irrt. Doch zur Methode der Kooperation hätte er sich kaum aufgeschwungen, wenn er nicht neue Zusammen hänge zwingend erlebt hätte.

Ein 8jähriger Knabe, Dima, Jüngster neben seiner um 6 Jahre älteren Schwester, war in unserer Kindergemeinschaft anfangs ebenfalls der Jüngste. Um ihn an die individualpsychologische Speise zu gewöhnen, wurde ihm vorläufig — er schloß sich sehr an meine Frau an — seine Sehnsucht nach Zärtlichkeit in bescheidenem Umfange verwirklicht. Da erfaßte auch ihn eines Tages das Schicksal. Fritz, ein sechsjähriges einziges Knäblein, mit Engelslockenkopf, wurde Bürger unserer Gemeinschaft. Auch Fritz wurde, da er sich sehr schwer von seiner Mutter trennte, das Nest recht warm gemacht. Die andern Kinder bemutterten ebenfalls das Fritzchen mit viel warmem Interesse, so daß der arme Dima, der als Jüngster das Bemuttern nicht gelernt hatte, plötzlich verlassen dastand. Es war beinahe so, als hätte Dima ein kleines Brüderchen bekommen, das ihm alle seine Lorbeeren wegzunehmen drohte. Was tat Dima? Er revoltierte! Er machte sich vielfach störend bemerkbar, kniff heimlich das Fritzchen und wenn ihn jemand zur Rede stellte, so brach er in unergründliches Weinen aus und verlangte nach seiner Mutter.

Fritzchen begriff nicht viel von dem, was vor sich ging. Dagegen glückte der Versuch, Dimas Interesse für Fritzchen zu wecken. Wenn Fritzchen von seiner Mutter besucht wurde, gab es immer aufgeregte Szenen, die Mutter umarmte ihr Herzliebchen unter Tränen, auch Herzliebchen weinte bald und bekam zum Schluß Süßigkeiten und Schokolade. Kaum war die Mutter weg, war Fritzchen wieder unser alter lustiger Kamerad. Da setzten wir nun ein, indem wir begannen, Theater zu spielen. Ich war die „Mutter", Fritzchen war mein Söhnchen. So versuchten wir beide rollengerecht unsere Personen darzustellen. Ich weinte und trocknete die Tränen des Jungen. Fritzchen lebte sich sehr stark in seine Rolle ein (er war er selbst), indem er sie ohne Anleitung stark übertrieb und zu verstehen gab, er wisse, worum es sich handle. Es war so, als wenn zwei Erwachsene zur Darstellung brächten, wie unsinnig man einen 6jährigen Menschen verzärtle und wie sehr sich dieser an die Verzärtlung inzwischen gewöhnt habe. Dima begriff die Sache äußerst rasch. Es handelte sich ja hier vorerst scheinbar nicht um ihn. Indem er nun seinerseits in dem neu erfundenen Spiel einmal die Rolle der Mutter, dann wieder die Rolle des verzärtelten Kindes übernahm, kam er vorläufig auch wieder zur Geltung, so daß er eine Prise Luft schnappen konnte. Zur Essenszeit aber hieß es: „So, Kinder, nun machen wir für heute Schluß! Jetzt machen wir

alle wieder ein bißchen Ernst!“ Es ergab sich dadurch die schöne Handhabe, alle Verzärtelungstendenzen ab nun als zum „Theater“ gehörig betrachten zu dürfen und auch eventuell einmal den Spaß als Spaß mitzumachen. Die Basis: „Das ist ja nur alles Spiel, ihr seid in Wirklichkeit eigentlich alle schon halbe Männer“ blieb gerettet.

Die „ernste“ Aufhellung der Zusammenhänge wurde in den von den Kindern so beliebten Ausspracheabenden vorgenommen. Alle Kinder, nicht bloß die jeweilig Betroffenen, lernten den alten und den nunmehrigen neuen Zusammenhang kennen, in dem sie sich befanden. Sie erkannten ihre irrtümlichen Stellungnahmen, nicht als verfemte Handlungsweisen, sondern als naheliegende, uns alle verfolgenden Irrtümer. Jeder Irrtum wurde erst sichtbar, wenn die Kinder, vor neue Aufgaben gestellt, auf ihre richtige Vorbereitung durch das Leben selbst „geprüft“ wurden.

Insoferne einer ein „Typus“ ist, insoferne sich sein Verhalten aus überlieferten Stellungnahmen und Zusammenhängen erklären und verstehen lassen soll, ist er gewissermaßen als „*alt*“ auf die Welt gekommen. Vor ihm steht die Aufgabe, „jung“ oder „jünger“ zu werden. Der, der durch Vertauschung seiner Familien-, Geschwisterposition in die Lage kommt, gewissermaßen zwei Zusammenhänge zu erleben, und an den die Verleitung herantritt, nach zwei entgegengesetzten Richtungen zu irren, ist eher als ein andrer zu völlig neuen Stellungnahmen gezwungen. Die überlieferte Stellungnahme seines Alters- und Geschwisterranges kann man als die „*alte Stellungnahme*“ ansprechen, während die erarbeitete Stellungnahme, also der kleinere Irrtum, als „*junge Stellungnahme*“ bezeichnet werden darf. Der, der unter Ursachfaktoren keuchend den Lösungen seines Urgroßvaters nachtastet, hat sich noch nicht vom Alter, mit dem er von Geburt an behaftet war, zur Jugend durchgerungen, mit der er einst sein Erdenwallen beschließen soll.

Der 9jährige Paul, *Ältester neben einer 6jährigen Schwester*, und der 10jährige Peter, *Jüngster neben einer 15jährigen Schwester*, gingen mit mir gemeinsam auf Wintersportferien. Paul war sehr ehrgeizig, auch, wie sich's gut damit verträgt, um seinen Erfolg oder Schein eines Erfolges zitternd, gegenüber möglichen Niederlagen ängstlich, gemeinschaftsscheu, wo seine Überlegenheit in Frage stand. Peter war verzärteltes unselbständiges Muttersöhnchen. Beide standen also zueinander in einer ideal umgekehrten Situation. Paul, der Älteste, fand einen älteren Genossen an. Peter, der Jüngste, fand einen jüngeren vor. Pauls erste Versuche waren verstehbarerweise Herrschversuche. Doch war Peter kein 6jähriges Mädchen und leistete stärkeren Widerstand. Paul, in seinen Versuchen, Peter unterzukriegen, schärfte sein Auge für die Schwächen Peters. Peter, der Jüngste, war ungeschickt, unselbständig, wehleidig. Kam es zu Kontroversen mit Paul, so drohte Peter mit Telegrammen an seine Mutter. Er war eben auch in einer neuen Situation. Seine bisherigen Mittel, Hilflosigkeit, stummes Betteln um Unterstützung in Fragen, die der 9jährige Paul spielend bewältigte (z. B. das Anschnallen eines Ski) und viele andere Mittelchen mußten bald

ihre Sinnlosigkeit erweisen. Er hatte eben aufgehört, Jüngster zu sein. Er mußte mit seinen *Vorzügen*, statt mit seinen Schwächen, herausrücken. So lernte er etwa in seinen höheren Kenntnissen, seiner größeren Belesenheit usw. Vorteile erkennen. Vorerst setzte er sich damit aufs hohe Roß. Erst nach Durchbesprechung beider Positionen in gemeinsamen „philosophischen Stunden", wie Peter unsere Aussprachen nannte, fingen beide Jungens an, sich gegenseitig zu verstehen. Sie lernten an ihren gegenseitigen Fehlern. Die Entwicklungsgeschichte unserer werdenden kleinen Persönlichkeiten führt hierbei nie gerade, sondern nimmt einen vielfach gewundenen Weg. Peter war kein unbefangener Jüngster, Paul kein gewissensreiner Ältester mehr, als sie sich trennten. Jeder fühlte die Möglichkeit, auch ein Andrer sein zu können als der, den sie bisher darstellten.

Vom Gesichtspunkte individualpsychologischer Erziehungspraxis wäre es zu begrüßen, wenn weitere Beobachtungen solcher Zusammenhänge vorgelegt würden und wenn alle die, die Umgang mit Kindern verschiedener Familienherkunft haben, auf die Frage der Nützlichkeit der Veränderung oder gar Vertauschung des Altersranges Bedacht nehmen würden.

Das erste Halbjahr eines Säuglings [1])

Aufzeichnungen einer Individualpsychologin

Von ALICE KLEIN-GREENWOOD, Wien

Unser Sohn, Bruno, kam als erstgeborenes, einziges Kind zur Welt. Seine Mutter dachte, daß dies kein Grund wäre, ihn zu verziehen. Zwar ist er, wie jedes gutgewachsene, gesunde Kind, sehr gewinnend und, für die Mutter selbst, das Schönste auf der Welt. Es fällt ihr daher besonders schwer, das kleine Wesen weinen zu hören, ohne manchmal das zu tun, was die Tränen, wenn auch auf Kosten der Erziehung, sofort trocknen würde. Oft ist auch nur die Bequemlichkeit der Umgebung am Verziehen schuld. Nur um sich Ruhe zu schaffen, trägt man das Kind herum, schläfert es in den Armen ein, wiegt es, und gibt nach, auch wenn die Vernunft „Nein" sagt. Natürlich rächt sich dieser Irrtum sehr bald. Das kleine Gehirn des Säuglings, so winzig es auch sein mag, denkt erstaunend logisch. Die Konsequenzen seines Tuns leuchten ihm in sehr kurzer Zeit ein. Nach zwei, drei Monaten begriff Bruno bereits, daß, wenn er hustete oder wenn er aus gewissen, bekannten Gründen, drückte, irgend jemand von seinen Untertanen blitzschnell ins Zimmer eilte. So ward es ihm klar, daß er sich durch fingiertes Husten oder Drücken zu jeder Zeit Gesellschaft schaffen konnte.

Was geht wohl in diesem kleinen Gehirn vor, denkt man oft, wenn er mit weitgeöffneten Augen daliegt; träumt er, und wenn ja, wovon, wenn er so friedlich schläft? Trotz seiner großen Abhängigkeit ist er, vom Augenblick seiner Geburt an, ein *selbständiges* Wesen. Seine Unabhängigkeit muß er sich langsam und mühevoll erwerben. Deswegen begeht man ein Unrecht, wenn man ihm durch Verwöhnung das Erreichen dieses Zieles erschwert. Sein Kampf ums Dasein besteht in dem Streben, selbständig zu werden. Erst wenn man ein Kind vom Tage seiner Geburt beobachtet hat, kann man begreifen, wie viele Stufen man selbst erklommen hat und wieviel weitere wir noch zu erklimmen haben. Bei einem

[1]) Vgl. hierzu *Agnes Zilahi*: „*Zur Erziehung des Säuglings*" im Heft 4, Jg. 1929 dieser Zeitschrift.

Kinde gibt es kein Überspringen, alles geht nach der Reihenfolge. Die Mutter verfolgt den Fortschritt mit lebhaftem Interesse, oft aber auch mit übertriebener Angst und Bangen. Immer hat das Kind ein Ziel vor Augen, eines der vielfachen untergeordneten Ziele, die in dem Endziele, ein selbständiges, schöpferisches Wesen zu werden, münden. Obwohl von einem eminenten Selbsterhaltungstriebe geleitet, muß der Neugeborene sich alles selbst erringen, fortwährend Probleme lösen. Sogar die Nahrung aus der dargebotenen Mutterbrust zu ziehen, bedeutet für ihn eine Schwierigkeit. Er weiß nicht, wie er es beginnen soll, weint vor Hunger, ohne ihn befriedigen zu können. Nach kurzer Zeit hat er dieses, sein erstes Problem gelöst. Sein Debüt in der Welt ist kein glorreiches, das Leben bietet ihm anfangs nicht viel Angenehmes. Er empfindet hauptsächlich Müdigkeit, Hunger und Schmerz. Die Krämpfe, die vom untrainierten Organismus herrühren, lassen gewöhnlich erst in der sechsten Woche nach. Zu dieser Zeit beginnt das Kind seine Umwelt zu beachten. Man sieht jetzt einen gewissen Optimismus aufkommen, während es sich vorher ziemlich pessimistisch verhielt. Allmählich erfaßt er mutig die Situation. Die Begleiterscheinungen seiner mutigeren Einstellung sind die ersten Versuche eines Lächelns, die man jedoch vorsichtig von bloßen Muskulaturbewegungen unterscheiden muß. Bruno begann in der sechsten Woche freundlich auf die Außenwelt zu reagieren. Er war nicht mehr das blasse, hilflose, schläfrige, apathische Wesen oder der zornige Schreihals, welcher der Welt in lauten Tönen seine Wichtigkeit verkündete. Jetzt, nach wiederholten Versuchen, konnte er das Köpfchen heben, wußte seinem Vergnügen durch Lächeln Ausdruck zu geben, mußte nicht mehr in derselben Lage auf dem Rücken oder wie ein Haserl zusammengeballt liegen. Nun lag er öfters auf dem Bauche und konnte nach Herzenslust strampeln, was an und für sich eine Errungenschaft war und Training erforderte. Man konnte ihm seine Freude deutlich anmerken, als er allmählich die Herrschaft über Hände und Füße erwarb. Er benutzte jede Gelegenheit, um seine Geschicklichkeit zu zeigen. Um diese Zeit begann er auch verschiedenartige artikulierte Silben hervorzubringen (zum Beispiel: we, li) und übte diese ganz offensichtlich. Er brachte auch Kehllaute hervor, die er mit Eifer wie Skalen übte.

Im dritten Monate entwickelte sich aus dem Lächeln lautes Auflachen. Mit der Umgebung hatte sich Bruno schon vertraut gemacht. Bei ihm war man immer willkommen, und er lächelte jeden an, der in seine Nähe kam. Wenn Mutter nachts auf seine Rufe ins Zimmer eintrat, versiegten die Tränen sofort und aus den noch nassen Augen kam ihr ein freudiger Gruß entgegen, auch wenn er unmittelbar nachher wieder zu schreien begann. Bei Tage versuchte er eifrig mit seiner Umgebung in Berührung zu kommen, indem er alles Erreichbare zu ergreifen trachtete. Vorher hatte er sich bloß neugierig umgesehen, als wollte er mit seinen Augen Besitz von allem ergreifen, was ihm gefiel. Nach vielen Versuchen verstand er es, erreichbare Gegenstände anzufassen, ohne wie früher, die Richtung zu verfehlen. Er streichelte alles liebevoll, ob es nun seine Windel oder das Gesicht der Mutter war. Er fing zu begreifen an, wozu die Hände ihm dienen könnten, nachdem sie vorher bloß Spielzeuge für ihn waren. Zwar dauerte es eine Weile, bis er die Dinge richtig zu halten verstand, doch durch oftmaliges Wiederholen wurde diese Kunst für ihn sichtlich leichter. Die Flasche, der Löffel, mit dem er sein Gemüse bekam, dienten ihm als begehrenswerte Eroberungen. Waren ihm diese gelungen, dann setzte er sich gleich ein „höheres" Ziel und, ohne die Geduld zu verlieren, ruhte er nicht, ehe er den begehrten Gegenstand erreichte. Gegen Ende des sechsten Monats führte ein solches Streben zu den ersten Kriechversuchen. Ein großes Erlebnis war es für ihn, als er in diesem Monate seine Füße entdeckte. Schon vorher hatte er seine Hände häufig auf die Knie gestützt und sah dabei sehr drollig aus. Beim Trockenlegen versuchte er zuerst seine hochgestreckten Füße anzupacken, später tat er es auch ganz spontan. Näher und näher hob er sie zum Munde, bis es ihm gelang, die Zehen hineinzustecken. Die Haare am Kopfe hatte er im dritten Monate entdeckt und seither lag er oft mit den Händen am Kopfe oder an den Schläfen. Ab und zu spielte er auch mit den Ohren.

Allmählich wurde Bruno mit seinem täglichen Programme vertraut. Er wußte, daß er zu bestimmten Zeiten sein Essen erhielt und sorgte dafür, daß seine Mahlzeiten pünktlich eingehalten wurden. Allerdings kostete es ihm viel Schreien, bis er sich an die festgesetzten Mahlzeiten gewöhnte. Die Flasche erkannte er nach kurzer Zeit, und wenn er sie bloß sah, öffnete sich sein Mund in froher Erwartung. An das passierte Gemüse, welches im fünften Monat für ihn etwas Neues war, mußte er sich auch gewöhnen. Die Farbe des Flascheninhaltes war ihm fremdartig und er konnte nur auf diese Weise dazu gebracht werden, davon zu trinken, indem ihm Milch abwechselnd mit Gemüse verabreicht wurde. Auch mußte er die Erfahrung machen, daß nicht alles süß sei. Bald darauf verursachte der Löffel ein für ihn interessantes Erlebnis. Er begriff erst nach einigen Minuten was mit der Speise am Löffel anzufangen sei und wußte nicht, wie er sie schlucken sollte. Nachdem er in der ersten Zeit lieber von der vertrauten Flasche getrunken hatte, war die Sachlage später umgekehrt.

Bruno hatte begriffen, daß er zu bestimmten Zeiten schlafen sollte. Nach den ersten drei Wochen seines Lebens, die er fast ausschließlich dem Schlafe widmete und kaum aus

seinem somnalistischen Zustande zu wecken war, kam eine unruhige Zeit. In der siebenten Woche gewöhnte er sich allmählich an die Nachtruhe. Er nahm Kenntnis davon, daß, sobald es finster wurde und die Lampe, die er so sehr liebte, nicht leuchtete, die Schlafzeit gekommen war. Auch das bei Tag verfinsterte Zimmer, hieß ihn schlafen. Da ließ er sich oft ruhig auf die Seite legen, vergrub die Nase ins Polsterl und schloß die Augen. Später wurde es nicht mehr nötig, das Zimmer zu verfinstern. Zu Zeiten wehrte er sich einzuschlafen. Er äußerte seinen Protest, indem er sich von seinen Decken losstrampelte. Manchmal schien er seiner Mutter Freude machen zu wollen oder vielleicht wollte er ihr nur einen Schabernack spielen, indem er alle Vorbereitungen programmgemäß ruhig über sich ergehen ließ; kaum aber daß sie sich zufrieden entfernt hatte, warf er alles von sich, legte sich auf den Bauch und strampelte unermüdlich herum. Solche Erfahrungen brachten die Lehre mit sich, nicht zu versuchen einen Zwang auf ihn auszuüben. Bald entdeckte Bruno, daß es zweierlei Arten des Schlafes gebe; im Bette zu Hause und im Wagerl im Parke. Während er sich im Freien sichtlich unwillig zum Schlafen entschloß, schien es, als ob er die größere Stabilität des Bettes begriffen und respektiert hätte.

Eines der interessantesten Kapitel im Leben des Säuglings besteht in den Bemühungen, seine Bewegungsmöglichkeiten zu vergrößern. Im sechsten Monate hatte Bruno das Bestreben, sich aufzusetzen. Fortwährend versuchte er den Oberkörper zu erheben und fiel mit rotem, angestrengtem Gesichte zurück. Gegen Ende dieses Monates konnte er sich zwar noch nicht selbständig aufsetzen, blieb aber kurze Zeit sitzen, sofern man ihm dabei geholfen hatte. Im nächsten Monate hatte er zusehends an Sicherheit und Gewandtheit gewonnen. Auch gelangen ihm bereits gelegentlich seine häufigen Versuche, sich selbst aufzusetzen. Es mutete beinahe rührend an, wenn er seiner Umgebung die Hände hilfesuchend entgegenstreckte. Ganz gut schien er zu wissen, daß er sich selbst erheben müßte, und gelegentlich wurde er über seine wiederholten Mißerfolge zornig oder verstimmt. Doch die Gnade, welche nur dem Kinde verliehen ist, einen Schmerz sofort zu vergessen, blieb auch in diesem Falle nicht aus. Er wies eine bewundernswerte Beharrlichkeit und Geduld auf, um das zu erreichen, wozu er noch nicht genügend trainiert war.

Nun, da er schon sitzen konnte, bot ihm sein Dasein mit seinem erweiterten Horizonte viel mehr Reize. Der vergrößerte Beobachtungskreis förderte sein Verständnis für die Umwelt. Allmählich konnte Bruno seinen Gefühlen in verschiedenster Weise Ausdruck geben. Er streichelte seinen Angehörigen das Gesicht, faßte die Haare, ohne lockerlassen zu wollen und brachte mannigfaltige Töne hervor. Bekam er etwas recht Gutes zu essen, dann seufzte er vor Glück und brachte ein „ah“ des Entzückens vor jedem Schluck hervor. Eine sprechende Person schaute er intensiv an und bildete oft lautlos nachahmende Buchstaben mit den Lippen.

Seinen siebenten Monat verbrachte Bruno auf dem Lande. Das neue Milieu, die unbekannten Gesichter und das für ihn fremdartige Landleben, machten einen sichtlich starken Eindruck auf ihn und regten ihn in jeder Beziehung an. Es gefiel ihm, die Blumen im Garten mit aller Kraft aus dem Boden zu reißen; so oft er den Hund sah, wollte er ihn streicheln; der Katze konnte er lange mit Interesse zuschauen, wenn sie sich im Grase wälzte und den Hühnern, wie sie im Hofe auf und ab spazierten. Von dem mehrmals im Tage vorbeifahrenden Eisenbahnzuge wandte er keinen Blick ab und erschrak keineswegs durch den verursachten Lärm. In der Badewanne zeigte er sich lebhafter, fast unbändig. Früher, als er noch ganz klein war, hatte ihm das Wasser so etwas wie Ehrfurcht eingeflößt. Damals hörte er, sobald er in die Wanne kam, zu schreien auf und sein Gesicht nahm einen Ausdruck an, als ob eine heilige Handlung im Gange wäre. Später wurde er mit dem Wasser vertrauter und blickte die Mutter, die ihn badete, weniger ernst an. Allmählich begann ihn das Wasser zu freuen, und das Gefühl der Freude steigerte sich noch, als er die große Entdeckung machte, daß das Schlagen auf die Wasserfläche ein merkwürdiges Geräusch und Spritzen verursachte.

Es wurde früher allgemein behauptet, daß das Weinen eines Säuglings immer eine physische Ursache habe. Das trifft in Fällen von physisch bedingten Unbehagen zu. Doch sogar in diesem zarten Alter kann man von seelischen Schmerzen sprechen. Oft wenn man mit Bruno gespielt hatte und man ihn plötzlich allein im Zimmer ließ, begann er sofort aufzuschreien; kehrte man wieder zu ihm zurück, dann lächelte er, noch mit Tränen in den Augen. Nun konnte man ihn sich allein überlassen, denn jetzt hatte er sein Ziel erreicht. Wenn seine gewohnte Ordnung gestört wurde und man z. B. mit ihm nicht Vormittag spazieren fuhr, protestierte er in seiner energischen Art und ruhte nicht eher, bis er seinen Wunsch durchgesetzt hatte. Andererseits konnte er sich schnell an eine neue Ordnung gewöhnen. Es bedarf Erfahrung, um die verschiedenen Arten des Weinens zu unterscheiden und zu wissen, wann man es zu beachten und wie man den Säugling dabei behandeln soll. Selbst das kleinste Kind hat ein Verständnis dafür, ob man geneigt ist, ihm alles nachzugeben oder ihn nicht zu verziehen. Auch bei Bruno war das der Fall. Sein Weinen war von zweierlei Art, entweder ein tränenloses, oder ein solches, welches reichliche Tränen zur Folge hatte. Das tränenlose Weinen glich einem Zornesausbruche, wurde selten beachtet und dauerte deshalb nicht lange an. Bei dem anderen spielte starkes Mitleid mit sich selbst

eine Rolle, und er hatte dazu auch gewöhnlich einen triftigen Grund. Er wies selbst dann Dankbarkeit und Sanftmut auf, wenn man erst nach langem Bemühen seinen Schmerz lindern konnte. Dann pflegte er die Hand auszustrecken, um den Papa oder die Mama zu streicheln und trug nie etwas nach, selbst wenn man ihn lange schreien gelassen hatte.

Mit sechs Monaten war schon Bruno, wie man es auszudrücken pflegte, ein Mensch. Er hatte bestimmte individuelle Charakterzüge, die sich wiederholt in konkreter Form ausdrückten. Er war entschieden sozial eingestellt. Je mehr Personen er um sich herum sah, desto lieber schien es ihm. Jeden lächelte er freundlich an und kaum, daß er im Parke angekommen war, suchte er sofort Freundschaften zu schließen. Fast war es immer er, der die ersten Annäherungsversuche machte. Oft konnte man bloß durch eine momentane Veränderung in seinem Gesichte erraten, daß ihm jemand gefiel. Kamen Leute in seine Nähe, so schlossen sie aus seinem gewinnenden Wesen, daß sie besonders bei ihm Wohlgefallen gefunden hätten, obgleich er dieses freundliche Wesen allen gegenüber zur Schau trug. Es mutete tragikomisch an, als er vor dem Impfen, auf dem Tische liegend, den Arzt süß anlächelte, ohne den sich bald einstellenden Schmerz zu ahnen.

Stark ausgeprägt war bei Bruno das Empfinden für das Komische. Er selbst übte Kunststücke mit dem Munde und der Zunge und schien zu wissen, wie drollig er dabei aussah. Sein Gesichtsausdruck und seine allgemeine Haltung im Schlafe veranlaßte einen Fremden zu der Bemerkung: „So kann nur ein Humorist liegen." Er pflegte komische Laute hervorzustoßen, vor Vergnügen zu girren und laut aufzulachen, wenn man ihn unterhielt. Ein vierjähriges Mädel hatte besonderen Erfolg bei ihm. Als sie während des Spieles den Einfall hatte, sich im Grase herumzuwerfen, brach er in schallendes Gelächter aus, welches sich bei jeder Wiederholung verstärkte. Er schaute ihr gespannt zu, wie ein älteres Kind bei einer Vorstellung im Kasperltheater. Es ist allgemein bekannt, daß der Übergang vom Lachen zum Weinen bei kleinen Kindern kein großer ist. Man kann von jedem Kinde sagen: „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt." Die mangelhafte Fähigkeit, körperlich das Gleichgewicht zu halten, spiegelt sich auch im Seelischen. Im größten Schmerze kann man den Säugling auf andere Gedanken bringen, mag auch die dann hervorgerufene bessere Laune infolge tieferen Leides nur von kurzer Dauer sein.

Bruno liebte alle in Bewegung befindlichen Dinge, und schon im Alter von zwei bis drei Monaten entzückte ihn das Auf- und Abschwingen der Blätter an Bäumen. Auch für Töne zeigte er sich sehr empfänglich. Das Zwitschern der Vögel machte ihn vor Glück quietschen. Er fuchtelte lebhaft mit dem Rollerl hin und her, lauschte fasziniert dem Knistern eines Stückchen Papieres und horchte aufmerksam auf das Läuten der Elektrischen. Wurde er gerufen, dann blickte er sofort nach der Richtung, aus der die Töne kamen. Der Klang seines Namens schien ihm von allem Anfange an zu gefallen. Lärm ließ ihn erschrocken auffahren, doch nur wenn er unvermutet auf ihn wirkte.

Bruno schien eine gewisse Handfertigkeit zu besitzen, und wenn es ihm gelang einen Gegenstand, der mitunter gar nicht leicht war, zu heben, dann sang er triumphierend eine Art Lobgesang. Seine Babyhände besaßen eine Kraft, die vielleicht auch eine gewisse Willensstärke bezeugten. Er erreichte gewöhnlich sein Ziel, und man kann wohl sagen, mit ernstem Streben und bewundernswerter Beharrlichkeit. Das Konzentrationsvermögen, wenn auch nur für kurze Zeit, war staunenerregend. Ungeduld, vorläufig hauptsächlich in Angelegenheiten des Essens, kam von Zeit zu Zeit zum Vorschein. Da kannte er keinen Aufschub, weil es ja um das summa summarum seines Daseins ging. Immer bei der Mahlzeit hatte sein Gesicht einen feierlichen Ausdruck von „ora et labora". Später bei der gemischten Kost schien ein starkes Mißtrauensgefühl hervorzutreten, welches sich jedoch nicht auf die Menschen erstreckte, denn von den Menschen hatte er bis dahin nur Gutes empfunden, woraus sich auch seine Geselligkeit erklären ließ.

Beobachtet man den Werdegang eines Säuglings, dann wird man täglich in der individualpsychologischen Ansicht gestärkt, daß sich der Charakter vom Tage der Geburt an zu bilden beginnt. Man wird auch überzeugt, daß von allem Anfange an eine richtige Einstellung zum Kinde erforderlich ist, um eine richtige Erziehung hervorzubringen. Die Individualpsychologie bietet der Mutter die richtige Aufklärung und den Wegweiser.

Individualpsychologische Bemerkungen zu Fichtes deutscher Nationalerziehung

Von Dr. HAROLD WURMTOETER (Leipzig)

> „Jener begeisterte Ausruf: welch ein erhabenes Genie, welch eine tiefe Weisheit, welch ein umfassender Plan! — was sagt er denn nun zuletzt aus, wenn man ihn recht ins Auge faßt? Er sagt aus, daß das Genie so groß sei, daß auch wir es vollkommen begreifen, die Weisheit so tief, daß auch wir sie durchschauen, der Plan so umfassend, daß auch wir ihn vollständig nachzubilden vermögen. Er sagt demnach aus, daß der Gelobte ungefähr von demselben Maße der Größe sei, wie der Lobende, jedoch nicht ganz, indem ja der letzte den ersten vollkommen versteht und übersieht, und sonach über demselben steht, und, falls er sich nur recht anstrengte, wohl noch etwas Größeres leisten könnte."

Diese treffliche, geradezu individualpsychologisch anmutende Aufdeckung des unbegriffenen Entwertungsstrebens und damit des Strebens nach eingebildeter Überlegenheit in einer lobenden Anerkennung findet sich am Ende der 13. von *Fichtes* „Reden an die deutsche Nation". Unser Standpunkt der Gesamtheitsbetrachtung der Persönlichkeit in ihrem einheitlich gerichteten Zielstreben wird uns nach dieser Probe vermuten lassen, daß *Fichte* auch in anderen Äußerungen individualpsychologische Betrachtungen vorweggenommen hat. Diese Vermutung wird besonders bestätigt durch die 10. Rede, „Zur näheren Bestimmung der deutschen Nationalerziehung".

Fichtes „Reden an die deutsche Nation", die er 1808 an der Berliner Universität als Vorlesungen hielt, stellen in ihrer Gesamtheit ein außergewöhnliches Streben dar, das starke Gefühl einer höchst minderwertigen Lage loszuwerden durch den Aufruf zu einer Änderung dieser Lage: Napoleonische Fremdherrschaft nach dem von Preußen verlorenen Kriege; völliges Auseinanderfallen der deutschen Länder — das waren die Kennzeichen der Zeit für die damals lebenden Deutschen. *Fichte* lehnte es ab, wie manche seiner Zeitgenossen, sich durch Schmerz fesseln zu lassen, oder bedenkenlos durch schwächliche Unterordnung unter die das Land besetzt haltenden Sieger nur das eigene sinnliche Wohl zu suchen. Er entwertete auch die Sieger nicht unsachlich, um billig das Gefühl einer Wertsteigerung zu haben, wie manche seiner rachedurstigen dichtenden Zeitgenossen es taten. *Fichte* hatte den Mut, der Wahrheit ins Auge zu blicken und sachliche Vorschläge zu machen, um, auf lange Sicht, eine menschlich-würdige allumfassende Gemeinschaft aller Menschen gestalten zu helfen.

Das einzig mögliche und wirkungsvolle Mittel dazu war ihm eine deutsche Nationalerziehung. Über diese Erziehung, deren Wesen er in der 2. und 3. Rede eingehend behandelt, sagt er, sie ist „nicht ... bloß ... die Kunst, den Zögling zu reiner Sittlichkeit zu bilden, sondern ... die Kunst, den ganzen

Menschen durchaus und vollständig zum Menschen zu bilden". Damit meinte er nichts anderes, als was wir unter dem sachlichen Mitmenschen verstehen.

In der schon angeführten 10. Rede spricht er über die Verwirklichung seiner Erziehungsgedanken. Im Anschluß an *Pestalozzi* schlägt er eine Erziehung der Empfindungen und der Anschauungen vor als Mittel und Vorübung zu der viel wichtigeren bürgerlichen und religiösen Erziehung und sagt dann:

„Wie es möglich sein werde, daß jedweder Zögling, auch aus dem niedrigsten Stande geboren, indem der Stand der Geburt wahrhaftig keinen Unterschied in den Anlagen macht, den Unterricht über diese Gegenstände, der allerdings, wenn man so will, die allertiefste Metaphysik enthält und die Ausbeute der abgezogensten Spekulation ist, und welche zu fassen dermalen sogar Gelehrten und selbst spekulierenden Köpfen so unmöglich fällt, fassen und sogar leicht fassen werde; darüber ermüde man sich nur vorläufig nicht im Hin- und Herzweifeln; wenn man nur in Absicht der ersten Schritte folgen will, so wird dies späterhin die Erfahrung lehren."

Er hatte also denselben, die Menschheit gewaltig vorwärtstreibenden Gedanken wie wir: *Jeder kann alles* — die Erfüllung dieser Möglichkeit hängt lediglich von seinem Mut und seinem Training ab.

Später folgen Sätze, die zeigen, daß auch er die Annahme macht, das *Gemeinschaftsgefühl* sei dem Menschen *angeboren*:

„Die gewöhnliche Annahme, daß der Mensch von Natur selbstsüchtig sei, und auch das Kind mit dieser Selbstsucht geboren werde, und daß es allein die Erziehung sei, die demselben eine sittliche Triebfeder einpflanze, gründet sich auf eine sehr oberflächliche Beobachtung und ist durchaus falsch . . . Wie sollte doch die Erziehung vermögen, jemals Sittlichkeit in das Kind hineinzubringen, wenn diese nicht ursprünglich und vor aller Erziehung vorher in demselben wäre?"

Auch den Prozeß des *Hexenkreises* in der Erziehung, bei dem das Gemeinschaftsgefühl mehr und mehr verschüttet wird, erkannte *Fichte*, wie folgende Sätze zeigen:

„Bis jetzt ist in der Regel diese Unbefangenheit und diese kindliche Gläubigkeit der Unmündigen an die höhere Vollkommenheit der Erwachsenen zum Verderben derselben gebraucht worden; ihre Unschuld gerade, und ihr natürlicher Glauben an uns, machte es uns möglich, ihnen statt des Guten, das sie innerlich wollten, unser Verderbnis, das sie verabscheut haben würden, wenn sie es zu erkennen vermocht hätten, einzupflanzen, noch ehe sie Gutes und Böses unterscheiden konnten . . . Es wird hierdurch auch die täglich sich darbietende Erscheinung erklärt, daß in der Regel der Mensch um so schlechter, selbstsüchtiger, für alle guten Regungen erstorbener und zu jedem rechten Werke untauglicher wird, je mehr Jahre er zählt, und um je weiter daher er sich von den ersten Tagen seiner Unschuld . . . entfernt hat; es wird dadurch ferner bewiesen, daß das gegenwärtige Geschlecht, wenn es nicht einen durchaus trennenden Abschnitt in sein Fortleben macht, eine noch verdorbenere Nachkommenschaft, und diese eine abermals verdorbenere, notwendig hinterlassen werde."

Zweck der Erziehung war für *Fichte* wie für uns: die Mündigkeit, die *Selbständigkeit des Zöglings* hervorzubringen, die allein den Erwachsenen ausmache:

„. . . nur, nachdem dieser Zweck erreicht ist, ist die Erziehung wirklich vollendet . . . Bisher sind viele Menschen ihr ganzes Leben hindurch Kinder geblieben: diejenigen, welche zu ihrer Zufriedenheit des Beifalls der Umgebung bedurften, und nichts Rechtes geleistet zu haben glaubten, als wenn sie dieser gefielen. Ihnen hat man entgegengesetzt, als starke und kräftige Charaktere, die wenigen, die über fremdes Urteil sich zu erheben und sich selbst zu genügen vermochten, und hat diese in der Regel gehaßt, indes man jene zwar nicht achtete, aber dennoch sie liebenswürdig fand."

Was *Fichte* dann über die *Psychologie des Kindes* sagt, das könnte mit wenig anderen Worten in einem Buche über individualpsychologische Erziehungspraxis stehen:

„Durchgeführte Spekulation sowohl, als die gesamte Beobachtung stimmen überein, daß diese ursprünglichste und reinste Gestalt (der Sittlichkeit) der Trieb nach Achtung sei, und daß diesem Triebe erst das Sittliche, als einzig möglicher Gegenstand der Achtung, das Rechte und Gute, die Wahrhaftigkeit, die Kraft der Selbstbeherrschung, in der Erkenntnis aufgehe. Beim Kind zeigt sich dieser Trieb zuerst als Trieb auch geachtet zu werden von dem, was ihm die höchste Achtung einflößt; und es richtet sich dieser Trieb, zum sicheren Beweise, daß keineswegs aus der Selbstsucht die Liebe stamme, in der Regel weit stärker und entschiedener auf den ernsteren, öfter abwesenden und nicht unmittelbar als Wohltäter erscheinenden Vater, denn auf die mit ihrer Wohltätigkeit stets gegenwärtige Mutter. Von diesem will das Kind bemerkt sein, es will seinen Beifall haben; nur inwiefern dieser mit ihm zufrieden ist, ist es selbst mit sich zufrieden: dies ist die natürliche Liebe des Kindes zum Vater; keineswegs als zum Pfleger seines sinnlichen Wohlseins, sondern als zu dem Spiegel, aus welchem ihm sein eigener Wert oder Unwert entgegenstrahlt; an diese Liebe kann nun der Vater selbst schweren Gehorsam und jede Selbstverleugnung leicht anknüpfen; für den Lohn seines herzlichen Beifalls gehorcht es mit Freuden. Wiederum ist dies die Liebe, die es vom Vater begehrt, daß dieser bemerke sein Streben, gut zu sein, und es anerkenne, . . . deren Anblick wiederum die Liebe des Kindes fortdauernd belebt und verstärkt, und ihm zu allen seinen fernern Bestrebungen neue Kraft gibt. Dagegen wird diese Liebe ertötet durch Nichtbeachtung oder anhaltendes unbilliges Verkennen; ganz besonders erzeugt es sogar Haß, wenn man in der Behandlung desselben Eigennützigkeit blicken läßt, und zum Beispiel einen durch die Unvorsichtigkeit desselben verursachten Verlust als ein Hauptverbrechen behandelt. Es sieht sich sodann als ein bloßes Werkzeug betrachtet, und dies empört sein zwar dunkles, aber dennoch nicht abwesendes Gefühl, daß es durch sich selbst einen Wert haben müsse. — Die allererste Regel ist, daß man . . . den Trieb des Kindes . . . (in unserer Sprache: sein Geltungsstreben) auf den ihm allein angemessenen Gegenstand richte, auf das Sittliche, keineswegs aber etwa in einem ihm fremden Stoffe ihn abfinde. Das Lernen zum Beispiel führt seinen Reiz und seine Belohnung in sich selber; höchstens könnte angestrengter Fleiß, als eine Übung der Selbstüberwindung, Beifall verdienen; aber dieser freie und über die Forderung hinausgehende Fleiß wird wenigstens in der bloßen allgemeinen Nationalerziehung kaum eine Stelle finden. Daß daher der Zögling lerne, was er soll, muß betrachtet werden als etwas, das sich eben von selber versteht, und wovon nicht weiter geredet wird; selbst das schnellere und bessere Lernen des fähigeren Kopfes muß betrachtet werden eben als ein bloßes Naturereignis, das ihm selber zu keinem Lobe oder Auszeichnung dient, am allerwenigsten aber andre Mängel verdeckt. Nur im Sittlichen soll diesem Trieb sein Wirkungskreis angewiesen werden; aber die Wurzel aller Sittlichkeit ist die Selbstbeherrschung, die Selbstüberwindung, die Unterordnung seiner selbstsüchtigen Triebe unter den Begriff des Ganzen. Nur durch diese . . . sei es dem Zöglinge möglich, den Beifall des Erziehers zu erhalten . . .“

Schließlich sei aus der Fülle *Fichtescher* Erziehungsgedanken noch angeführt, daß er beiden Geschlechtern eine Erziehung auf dieselbe Weise und Unterricht in den gleichen Gegenständen geben und „schlechthin an alles ohne Ausnahme, was deutsch ist, die neue Bildung“ heranbringen wollte. Lernen und Arbeiten wollte er in einer Erziehungsgemeinschaft vereinigt wissen, in der „Ausübung des Acker- und Gartenbaus, und Viehzucht, und derjenigen Handwerke, deren sie in ihrem kleinen Staat bedürfen“, vorhanden seien.

Der philosophische Idealist *Fichte* hatte — mit dieser Bemerkung seien diese anspruchslosen Ausführungen beendet — mit seinem Vorschlag nicht den Erfolg des Tages; der blüht vorzugsweise Machtpolitikern. Er hatte als sachlicher und selbstloser Mensch der Ideenpolitik den Mut zu warten. Daß aber die Menschheitsgeschichte seine Vorschläge mit dem Erfolg der Durchführung krönen wird, das glauben wir als Individualpsychologen, und dazu werden wir mit unserer vertieften und erweiterten Einsicht in das Seelenleben der Menschen unser Teil beitragen.

Das Opfer

Von ILONKA KOVÁCS (Wien)

I.

Vor vielen Jahren habe ich sie zum erstenmal gesehen: zwei blühende Mädchen, frisch, lebhaft. Ihr munteres Gespräch, die kraftvollen Gesten standen in auffallendem Kontrast zu den langsamen Schritten, zu denen sie sich zwangen, weil zwischen den beiden, eingehängt eine ältere Frau ging. Ich erfuhr, daß sie eine Witwe ist, eine aufopfernde Mutter, die nur für die Töchter lebt. Mit vielen Opfern hat sie sie zu Lehrerinnen ausbilden lassen. Aber die Mädel, die sind ihr auch dankbar, für sie gibt es nur die Mutter, sie sorgen für sie, sie gehen nirgends hin, sie haben keine Bekanntschaften. Sonntag in die Kirche, dann ein langsamer Spaziergang — Mutter kann ja nicht gut gehen — das ist ihr Leben.

Die Jahre gingen und ich traf sie oft, immer allein die drei, eingehängt, von der Welt abgewandt, nur füreinander lebend. Daß die Jugend Bewegung braucht, Freiheit und einen weiten Horizont zu ihrer Entfaltung, — ahnen sie nicht. Daß es Berge gibt, Sonne und Wasser, und tausend Gaben der Natur, der Jugend, der Gemeinschaft?! Die Mutter konnte ja nicht mit und dürfen sie die Mutter verlassen? Ganz leise singt die Sehnsucht nach der Liebe; nur nicht darauf hören! Es wäre ja Verrat; die ganze Liebe gehört doch der guten, alten, aufopfernden Mutter!

Die Jahre gehen und ich sehe sie noch oft, die drei. Jetzt brauchen sich die Töchter nicht mehr zu bremsen, um Schritt zu halten, sie sind alle drei alt, müde, temperamentlos. Das Gespräch ist nicht mehr lebhaft, sie haben einander nicht viel zu sagen. Die Liebe, der Dank leben noch immer, werden täglich betont . . . oder färbt sie schon Erbitterung, Vorwurf? Sie kämpfen dagegen, sie wollen es nicht zugeben, sie lieben doch abgöttisch die aufopfernde Mutter. Ihr widmen sie das ganze Leben und wenn sie einmal stirbt, ziehen sie sich in ein Kloster zurück, um für sie zu beten. Das haben sie schon beschlossen.

Wer hat hier ein Opfer gebracht? Die Mutter, die vielleicht mit Entbehrungen, mit Anstrengungen den Zweck ihres Daseins erfüllen konnte, ein volles, ganzes Leben gelebt hat, der eine zielbewußte, erfolgreiche Arbeit und dann ein sorgloses, in Liebe eingebettetes Alter beschieden war, — oder die

Töchter, die die Last der Dankbarkeit in ihrem ganzen Leben schleppend eigentlich alles versäumt haben?

Ich sah zum erstenmal das Janusgesicht des Opfers und jetzt suchte ich weiter, beobachtete die opfernden und geopferten Menschen, sammelte die Menschenschicksale um zu verstehen: Was opfert man? Warum bringt man ein Opfer, um schließlich bei dieser Frage zu landen: *gibt es denn überhaupt ein Opfer?*

Aus der Riesenschar der Opfernden und der Opfer will ich hier eine kleinere Gruppe herausheben und werde über Menschen sprechen, die sich geopfert haben. So schalte ich die passiven Opfer der Naturkräfte (Erdbeben, Hochwasser, Feuersbrunst), der geschichtlichen Entwicklung (Kapitalismus, Krieg, Arbeitslosigkeit), die Opfer von Verbrechen aus. Nicht deshalb, als ob ich die Passivität, das Walten des blinden Schicksals anerkennen würde! Ich bin überzeugt, daß die individualpsychologische Forschung hier noch ungeahnte Zusammenhänge aufdecken wird. Mein Thema ist aber das *aktive Opfer.* Es soll keine Psychologie des Opfers sein. Ich will nur — wie *Adler* sagt — ein Feld beleuchten, Irrtümer aufdecken, zum Nachdenken anregen.

1. Drei Kinder verlieren die Eltern und bleiben mittellos zurück. Die Älteste, noch kaum dem Kindesalter entwachsen, übernimmt die Stelle der Mutter. Sie opfert ihre ganze Jugend, sie arbeitet unermüdlich und schafft den zwei Jüngeren, die sie leidenschaftlich liebt, ein bescheidenes Heim. Die Kinder wachsen heran, die jüngere Schwester blüht auf. Im Hause wohnt ein junger Mann, die beiden Schwestern verlieben sich in ihn. Er kommt oft auf Besuch — die Älteste meint: ihretwegen und hofft auf das Glück. Sie ahnt nicht die Liebe der Schwester, bis eines Tages der Jüngling bei ihr um die Hand der Jüngeren wirbt. Und jetzt opfert sie der Schwester auch ihre Liebe; sie verzichtet, um sie glücklich zu sehen. Ihr Opfer ist aber nicht still, sie erzählt es, sie wird bedauert, bewundert. Ein ungarischer Dichter schreibt ein Gedicht über sie, ein Romanschriftsteller wählt sie zur Heldin eines Romans und wohl in ganz Ungarn der Vorkriegszeit gab es keinen gebildeten Menschen, der ihr Opfer nicht beweint, nicht bewundert hätte. Sie wird entdeckt, ihr sozialer Aufstieg beginnt. Die kleine Schneiderin wird schließlich Leiterin eines großen Fürsorgeinstituts. Sie heiratet nie, sie opfert ihr ganzes Leben ihren Schützlingen.

Gab es hier überhaupt ein Opfer? Sie war klein, unansehnlich, in Sorgen früh gealtert — die Schwester schön, jung, blühend. Der Junge hätte die Ältere nie gewählt, sie hat nicht geopfert, nur klug, und gütig, ohne Kampf eingewilligt dort, wo sie nur eine Niederlage erwartet hätte. Aber wozu braucht sie den Glorienschein des Opfers? Sie fühlt sich häßlich, das Gefühl der Minderwertigkeit verstärkt sich, als die Schwester ihre sieghafte Rivalin wird. Sie ist ein guter, wertvoller Mensch, sie könnte schweigend verzichten und noch einen Lebenspartner finden, — aber das traut sie sich nimmer zu. Ihr allbekanntes Opfer macht sie heilig und schützt sie vor sich selbst; nie mehr wird sie einen Versuch riskieren. Die dritte Lebensfrage — die Liebes- und Eheaufgabe — ist nicht gelöst, aber erledigt.

2. Ein außergewöhnlich begabter junger Maler ist eine sogenannte „große Hoffnung". Seine Professoren, seine Familie, der ganze Bekanntenkreis erwarten eine große schöpferische, künstlerische Leistung von ihm, aber das Allerhöchste erwartet er selbst von sich. Seine kinderreiche Familie ist arm, steckt tief in Schulden und der Junge übernimmt die Sanierung der Finanzen. Vorläufig muß er seinen Ehrgeiz, seine großen Pläne opfern. Er wird Zeichenlehrer, hat außerdem eine Nebenbeschäftigung. Bis spät in die Nacht opfert er die ganze Zeit, seine ganze Arbeitskraft, um Geld zu verdienen. Es gelingt ihm, die Schulden abzutragen, einen nie geahnten Wohlstand zu erreichen. Er verheiratet die Schwester, versorgt die jüngeren Brüder. Jetzt könnte er sorglos schöpferisch arbeiten, sein Beruf läßt ihm Zeit genug, aber nun opfert er sich ganz einer Organisation.

Er arbeitet unermüdlich Tag und Nacht und — es bleibt ihm wieder keine Zeit zum Schaffen. Die fieberhafte organisatorische Arbeit verebbt, nun gründet er eine eigene Familie, er hat Existenzsorgen und ein heldenmütiger Kampf ums Dasein beginnt. Wieder arbeitet er doppelt soviel wie ein anderer, wieder hat er Beschäftigung und Nebenbeschäftigung, seine freien Stunden opfert er immer jemandem. Er sorgt für die Gegenwart, für die Zukunft, für Weib und Kinder, sogar schon für Kindeskinder und — es bleibt ihm wieder keine Zeit zum Schaffen, er muß seine großen Pläne opfern. Er arbeitet, bis er für alles gesorgt hat. Jetzt, da er sorglos leben könnte, noch ziemlich jung, über Zeit reichlich verfügend, kann er nicht mehr arbeiten, er behauptet: das immerdauernde Opfer hat seine Schaffensfreude lahmgelegt. Er flüchtet in eine Neurose, erbittert, haßerfüllt gegen alle, für die er sich geopfert hat.

Mußte es denn wirklich so kommen? Es gibt doch Menschen genug, die für die Familie sorgen und doch schöpferisch tätig sind. Es hätte genügt, für die Familie zu sorgen, wozu noch die Sorge für ungeborene Kindeskinder zu übernehmen? Was hat er damit erreicht, daß er sich geopfert hat? Die Entschuldigung dafür, daß er künstlerisch nichts geschaffen hat. Er könnte gewiß wertvolle, schöpferische Arbeit leisten, aber er fühlt sich verpflichtet — den überspannten Erwartungen entsprechend — mit etwas noch nie Dagewesenem auszurücken. Bescheidener anzufangen, verbietet ihm sein Ehrgeiz, das Große zu wagen, verhindert seine Mutlosigkeit. Was dann, wenn der Erfolg ausbleibt? Dann bin ich blamiert! Dann lieber das Opfer! Er hätte was Großes leisten können, wenn er sich nicht geopfert hätte. Und er hat sich geopfert, um nicht leisten zu müssen.

3. Kein Einzelfall, sondern ein Typus, aber so aus dem Leben gegriffen, daß wohl jedermann ihm schon begegnet ist: die aufopfernde Mutter. Sie ist noch ziemlich jung verwitwet und widmet ihr ganzes Leben dem Kinde. Sie könnte wohl noch einmal heiraten, verzichtet aber auf das Liebesglück, Gemeinschaft, Leben. Freudig opfert sie alles dem Kinde. Mit übergroßer Ängstlichkeit begleitet sie das Kind überall, räumt ihm alle Schwierigkeiten aus dem Weg, erfüllt all seine Wünsche, verteidigt es überall, auch wo es im Unrecht ist, hilft bei den Schularbeiten, ist bereit zu lügen, wenn das

Kind Schwierigkeiten hat: „Das *Kind* soll wenigstens glücklich sein, wenn *ich* mich schon geopfert habe.“ Naturgemäß kommt die Zeit, wo aus dem Kind ein Erwachsener wird, der die Lebensfragen lösen muß. Die dritte Lebensfrage (die Liebe) bereitet die größten Schwierigkeiten. Kann man die Mutter, die so alles geopfert hat, verlassen? Kann man einen Lebenspartner finden, der die Rolle der Mutter übernimmt? Kann man einen finden, der der Mutter recht ist? Muß sie nicht den Menschen schon vornhinein hassen, der ihren einzigen Lebensinhalt raubt. Wenn das Kind auf eigenes Leben nicht verzichten will, bleibt die Mutter erbittert allein, stumm oder laut ihr Opfer beklagend.

Was finden wir bei jedem dieser Opfer? *Eine Verengung des Aktionsfeldes. Eine* Frage wird in den Vordergrund gestellt, ihre Wichtigkeit besonders betont, *um den anderen ausweichen zu können.* Alle opferbringenden betonen eine enge, besondere Zugehörigkeit, ein *falsches Gemeinschaftsgefühl*, bei dem die Geste des Gebens wichtiger ist als der *Nehmende.* Eine *versteckte, Mutlosigkeit* infolge übergroßen Minderwertigkeitsgefühles wird kompensiert durch ein *gesteigertes Geltungsstreben*, man ist ein Held, ein Märtyrer, eine edle Seele, ein „Pflichtmensch“. Und eben deswegen bleibt so ein Opfer nie verschwiegen. Es wird erzählt, vorgehalten, laut oder stumm, in Haltung, Blick, Lebensweise ausgedrückt. Lastet als ungeheure *Schuld* auf den Begünstigten und — *fordert, fordert, fordert*: verpflichtet zum ewigen Dank, ist eine Quelle der Herrschsucht und Demütigung. Und schließlich — wer wird das Opfer? Meist derjenige, zu dessen Gunsten das Opfer gebracht wurde!

Wenn ein solches Opfer wirklich nur ein Vorwand ist, um Lebensfragen ungelöst zu lassen, wieso greift der Mutlose gerade zu diesem Mittel? Es gibt ja auch andere Möglichleiten noch: Man kann sich eine Krankheit holen, zum Rauschgift greifen, ein großes Leid aufbauen, warum eben das Opfer? Die Antwort wird uns durch die Wahrnehmung erleichtert, daß das Opfer nie vereinzelt erfolgt: Es wird *immer und immer wieder* geopfert. Das weist auf ein *Training* hin, das wohl schon im frühesten Kindesalter, wo der Lebensplan, der Lebensstil geformt wird, einsetzt. Eine Kindheitserinnerung einer solchen, sich chronisch Opfernden mag lauten: „Meine älteste Schwester hat am Spielplatz ihre Ohrgehänge verloren. Sie weinte verzweifelt, die Mutter war streng, sie fürchtete eine Strafe. Da gab ich ihr meine Ohrgehänge.“ Das heißt: sie hat sich geopfert für die Schwester.

II.

Der Individualpsychologie wird oft vorgeworfen, daß sie Illusionen zerstört, indem sie „heiligste“ Gefühle als „Arrangement“ erkläre. Und wenn ich das Opfer leugne, kann man mir entgegenhalten: Es gibt ja Menschen genug, die sich der Gemeinschaft, der Wissenschaft geopfert haben, ohne eine Gegenleistung zu erwarten, die sich durch ihr Opfer nicht von einer Aufgabe gedrückt haben. Große, wirklich Mutige, Schaffende, Helfende! Will die Individualpsychologie auch deren Opfer leugnen?

Was opfert man? Kraft, Gesundheit, Liebe, Familie, Reichtum, Karriere, Zeit, Behaglichkeit, Freiheit und als Allerhöchstes: das Leben. Aber opfert man wirklich?

An einem eiskalten Wintertage geht ein Lehrer mit einigen Schülern am Donaukanal entlang spazieren. Ein übermütiger Junge geht ans Wasser, er rutscht aus und versinkt in den eisigen Fluten. Ein Wachmann springt ihm ohne Überlegung nach und rettet den Jungen. Eine starke Verkühlung, paar Tage im Bett, das Kind ist gesund, gerettet. Und der Wachmann? Er wird Opfer seinen Heldenmutes. Er kommt ins Spital, ein Fuß wird amputiert. Kaum geheilt, stellen sich frische Schmerzen ein. Sein Leben wird ein Wandern vom Spital ins Spital, vom Krankenbett zum Operationstisch. Und was dazwischen liegt, ist Leid, furchtbares, aussichtsloses Leid. Er war gesund, hatte eine Zukunft, eine Frau, ein kleines, vergöttertes Mädchen und er hat alles geopfert für ein unbekanntes Kind. Sollen wir sein Opfer nicht anerkennen?

Ich habe den Mann im Spital zwischen zwei Amputationen kennen gelernt. Er hat rasende Schmerzen gehabt, im Bett vertrug er nicht einmal den Druck der Decke. Mühsam schleppte er sich auf Krücken. Dennoch war er der Lustigste, der Mutigste im Saal. Für jeden hatte er ein gutes Wort, war immer zu Scherzen bereit, lachend, plaudernd, ermunternd. Über seine Tat hat er nie gesprochen, er mußte eben so handeln, und hätte es auch getan, wenn er seine Zukunft vorausgeahnt hätte. — Meine letzte Nachricht von ihm: er fuhr am Kai in einem Rollstuhl, beide Beine amputiert. Die Wachleute salutierten vor ihm, er rief ihnen ein Scherzwort zu, das die lachend erwiderten.

Hier sehen wir einen mutigen Menschen, der sich nicht als „Opfer" gebärdet. Seinem Lebensplan entsprechend war sein Opfer kein Zufall, kein Unglück, nur eine eiserne Konsequenz: Er wollte seinen Beruf erfüllen und hat es getan. Sein Lebensziel ist erreicht.

Gautama, der indische Königssohn, lebt das behagliche, beschauliche, sorglose Leben seiner Ahnen. Er hat einen großen Reichtum, Macht, ein schönes Weib, Kinder. Und eines Tages opfert er alles! Er legt sein reiches Gewand ab, verzichtet auf seinen Thron, verläßt Weib und Kinder. Unter großen Entbehrungen lernt er, sucht und forscht er nach der Wahrheit, bis die Erleuchtung über ihn kommt, er gründet und verkündet eine neue Lehre. Eine Lehre, die Millionen hilft, sich in dem Chaos des Lebens zurechtfinden, die Millionen noch jetzt, nach Jahrtausenden den richtigen Weg weist. — Hat *Buddha* wirklich ein Opfer gebracht, als er auf Königsthron, Macht, Reichtum, Weib und Kinder verzichtet hat?

Und *Gandhi*, der Führer, die Hoffnung von Millionen Unterdrückten, der auf alle Vorrechte seiner Geburt, auf alle irdische Freude, auf die Freiheit verzichtet hat, hat er ein Opfer gebracht? Er könnte das ruhige, behagliche Leben eines vornehmen Inders führen, und nicht opfern. Wäre er dann der Führer, die Hoffnung, der Mahatma, „die große Seele"? Wäre sein Leben so verklärt, so nützlich und so reich?

Und *Amundsen*, der auszog, seinen Gegner vor dem weißen Tod zu retten und nie mehr zurückkehrte, hat er sein Leben geopfert? Haben wir nicht alle das Gefühl, es mußte so kommen, seine Lebenslinie hat nur so enden können: er ist nicht alt, schwach, hinfällig geworden, er war ein Held und starb wie ein Held. Sein Tod ist kein Untergang, sondern eine Apotheose, kein Opfer, nur eine tragische Konsequenz!

III.

Woher kommt es, daß wir dabei von ,,Opfer" reden? Wohl daher, daß das ,,Oben" für uns sehr verschieden ist und folglich das Wertvolle, Begehrenswerte sehr verschiedene Formen annimmt. Man muß immer vom Standpunkt des Gebenden urteilen. Was wertvoll und was wertlos ist, darüber entscheidet der Lebensplan des einzelnen. Was einen dem Ziel näher bringt, ist das Wertvollere, und *nie wird Wertvolleres um Wertloses gegeben.* In diesem Sinne ist es daher gar nicht möglich, wirklich ,,Opfer" zu bringen.

Stellen wir das ,,Opfer" der Mutlosen und das der Mutigen einander gegenüber. Die Mutlosen, die Deserteure des Lebens sprechen von *ihrem* Opfer, *sie* sind wichtig, *ihr* Geben, *ihre* Leistung und nicht, daß die Gemeinschaft etwas bekommt. Ihr Opfer ist ein Vorwand, um Lebensfragen ungelöst zu lassen. Sie bürden anderen eine Schuldenlast auf und fordern die Rückzahlung mit Wucherzinsen. Nie haben sie genug, nie sind sie zufrieden. Ihr Leben ist disharmonisch, unfruchtbar. *Die Mutigen*, die in unseren Augen *das wahre Opfer* bringen, *sprechen nie von einem Opfer*, sie haben auch nie das Gefühl, ein Opfer gebracht zu haben. Sie kennen keine Reue und weinen dem Versäumten nie nach. Sie belasten niemanden mit Dankesschuld. *Ihr Wirken nützt der Gemeinschaft und ihr Gewinn ist das Gefühl der Nützlichkeit.* Sie stellen sich eine Aufgabe und bemühen sich, mutig die Aufgabe zu lösen. Sie tragen selbst die Kosten und die Verantwortung.

Und wenn wir schon von den Mutigen, Lebensbejahenden reden, wollen wir auch von den richtigen Eltern sprechen, die sich nicht ,,opfern", aber die volle Verantwortung für die richtige Entfaltung des Kindes tragen. Sie entziehen sich der Familie wegen nicht den weiteren Gemeinschaftsaufgaben, sowie sie das Kind nicht für *sich*, sondern *für die Gemeinschaft* erziehen: Sie führen kein Buch, um aufzuzeichnen: *so viel* Opfer habe ich gebracht, und *das* habe ich nur dafür bekommen — wobei immer herauskommt, wie groß ihr Opfer und wie verschwindend klein die Gegenleistung war. Sie fürchten nicht die Zeit, in der das Kind seine eigene Wege sucht und lassen es richtig vorbereitet, ermutigt ziehen. Solche Eltern werden ihre ,,undankbaren" Kinder nie verlieren, weil nicht der Dank sie bindet, sondern ein wahres glücklich erlebtes Gemeinschaftsgefühl. Und wenn im Leben des Kindes Schwierigkeiten auftauchen, sind sie immer da, nicht um triumphierend zu konstatieren: ,,Siehst du, ich habe dir doch gleich gesagt", — sondern wieder helfend ermutigend, selbstverständlich. Sie verzichten auf den Glorienschein der Übermenschen,

aber erreichen dafür das Höchste, was wir sein können: sie sind echte Mitmenschen.

*

Anfangs dieser Betrachtungen haben wir die Frage gestellt: Gibt es überhaupt ein Opfer? Wir hoffen jetzt die Frage beantworten zu können:

Wir alle streben aus dem Minderwertigkeitsgefühl heraus nach oben, unserem selbstgestellten Ziel entgegen und gehen den Weg, den unser Lebensplan vorzeichnet in der Art, die unser Lebensstil bedingt. Man kann, von Irrtümern geblendet, auf Irrwegen herumstreichen, entmutigt den Schwierigkeiten ausweichen, einen Scheinkampf führen und einen Schlupfwinkel suchen, — man kann aber auch mutig, geradlinig vorwärtsgehen, die Schwierigkeiten bekämpfen, die Lebensfragen bejahend lösen und die Kosten tragen.

In diesem Sinne gibt es und muß es Opfer geben. Andere Opfer aber kann die Gemeinschaft nicht anerkennen.

Buchbesprechungen

Dr. W. SCHEIDT: *Rassenkunde.* I. Bd. Allgemeine Rassenkunde. Verlag J. F. Lehmann, München 1925. Preis geh. S 30.—, geb. 33.—.

Das überaus klar und übersichtlich geschriebene Buch bringt zuerst einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung des Rassenbegriffes von *Linné* bis zur Gegenwart. Als Marksteine bezeichnet der Verfasser *Linné, Lamarck, Darwin* und *Mendel.* In dem nächsten Abschnitt über Vererbungsgesetze beim Menschen werden ein paar interessante Stammtafeln von Familien mit Organminderwertigkeiten, z. B. Kurzfingrigkeit, partieller und vollständiger Albinismus, Vielfingrigkeit usw. gebracht. Darauf folgt eine Abhandlung über die Variabilität der einzelnen Merkmale, das Verteilungsgesetz von *Quetelet* und *Galton* und einige hübsche Verteilungskurven. Der Verfasser bespricht sodann die drei Arten der Eigenschaftsveränderung, die Mixovariation, die Paravariation und Idiovariation, wobei er den Einflüssen der Umwelt einen viel größeren Einfluß zuerkennt, als die Verfasser des auf S. 403 dieser Zeitschrift besprochenen Buches. Er hebt hervor, daß Umwelteinflüsse, die die Keimzellen zu erreichen vermögen, natürlich idiokinetisch wirken können und daß besonders das Stadium der Entwicklung und Reife der Keimzellen gegenüber solchen Einflüssen empfindlich ist.

Auch *Scheidt* steht auf dem Standpunkt, daß die einzelnen Rassen durch Auslese entstehen: „Die Erhaltung eines Idiotypus durch mehrere Generationen hindurch ist abhängig von allen jenen Einflüssen, welche die Fortpflanzung seiner Träger fördern und beeinträchtigen." Das Wesen der Auslese bestehe also in einer Zufallsstörung der Vermehrung durch Fortpflanzung. Der (biologischen) Auslese (durch stärkere Fortpflanzung bedingt) stellt er die soziale Auslese oder Siebung gegenüber und kommt dabei zu einigen durchaus anfechtbaren Schlüssen. Rassen definiert *Scheidt* als die innerhalb der Art ausgelesenen erblichen Eigenschaftsgruppen.

Der Verfasser bespricht dann noch die Frage der reinen Rassen und der Rassenmischungen und eine Anzahl von allgemeinen Rassenmerkmalen, bzw. von erbbedingten seelischen Merkmalen.

Der Anhang bringt die Arbeitsweise der Rassenforschung, gemeinsam mit Prof. Dr. *Ernst Wahle.*

Infolge seiner Übersichtlichkeit ist das Buch auch für den Laien verständlich und kann sowohl als Einführung in die Anthropologie, wie als Übersichtswerk bestens empfohlen werden, natürlich nur für kritikbefähigte Leser.

Dr. *Rudolf Menzel* (Linz).

FRANZ WERFEL: *Realismus und Innerlichkeit.* Paul Zsolnay Verlag, Wien-Berlin-Leipzig 1932.

Das 36 Seiten starke Heftchen gibt eine Rede Werfels wieder, die er im Mai 1931 im Kulturbund in Wien gehalten hat. Es hat zum Inhalt, daß wir, obwohl wir dem Anscheine nach in einer Zeit des radikalen Realismus leben, in Wirklichkeit in einer derealisierten, *entwirklichten* Epoche uns befinden. Die Realgesinnung von heute, die die Sache zum Maß des Menschen macht, die die „Tüchtigkeit" insbesondere hinsichtlich Gütererzeugung und Güterabsatz auf ihre Fahnen schreibt, den Industriekapitän und den Chefingenieur zu ihren Göttern macht, bedeutet eigentlich Irrealisierung der ganzen Menschheit. Wahre Wirklichkeit ist ohne Innerlichkeit, ohne Phantasie nicht möglich.

Innerlichkeit, Phantasie, der schöpferische Geist sind aber Haßobjekte der Realgesinnung. Ja die Realgesinnung vermag sogar den musischen „Kern", wie *Werfel* es nennt, der in jedem Menschen vorhanden ist, zu verschütten. So wie Orpheus durch sein Spiel sogar die Steine, dieses starrste Prinzip der Sachlichkeit, zum Tanze mitreißt, so steckt auch in dem starrsten Menschen etwas „Orphisches", das dem Orpheus antwortet, weil er die Starre wecken kann. „Dennoch! Die soziale und ökonomische Revolution muß und wird vorerst in der Welt siegen, d. h. der individuelle wird in den gesellschaftlichen Kapitalismus mehr und mehr aufgehen. Dieser Prozeß . . . ist notwendig. Denn kein Appell, kein Traktat, keine Predigt wird mit gleicher Wucht zur Geistesrevolution aufrufen, wie diese durch die Realgesinnung geschaffene Lage, wie die säkulare Verkarstung des inneren Lebens."

Auch wenn wir dem Autor in seine unklaren weiten Aspekte nicht folgen möchten, glauben wir sagen zu können: „Realgesinnung", die sich nur an den Sachen orientiert, und dies nur zur Machtvergrößerung, schaltet die bedeutsamste Realität, die, unverstanden und unerkannt, durch alle Zeiten wirksam blieb, nämlich die menschliche Gemeinschaft, aus ihrem Bilde der Realität aus. Dadurch wird sie irreal. Auch die Innerlichkeit des Menschen, das „Musische" in ihm,

darf das Individuum nie in Gegensatz zur Menschheit bringen, sondern muß, wenn sie „die vorurteilslose Beziehung zu allen Lebensdingen“ gewährleisten will, auf der Grundlage des Gemeinschaftsgefühles sich aufbauen. Das Gemeinschaftsgefühl ist ein Gradmesser der Realität jedweder Gesinnung. Im Labyrinthe der Meinungen und Gesinnungen gibt es einen Ariadnefaden: den innerlichen Weg zum Mitmenschen. Auf diesem Wege gibt es keinen Irrtum.“

Paul Fischl (Berlin).

ANDRÉ MAUROIS: *Ariel ou La vie de Shelley.* Grasset Edit. Paris.

Wer in der Ganzheitsbetrachtung der Individualpsychologie die fruchtbarste Methode psychologischen Studiums erkannt hat, der wird mit besonderem Interesse Lebensbeschreibungen der bedeutenden Denker lesen, um in ihrem Schicksal und Charakter den Schlüssel zu ihrer Weltanschauung zu finden. Hierzu eignen sich in ganz vorzüglicher Weise *Maurois* herrliche Biographien, in denen uns der Autor die Persönlichkeit längst Dahingeschiedener in greifbare Nähe rückt und sie in ihrem Denken, Fühlen und Wollen zu neuem Leben wiedererstehen läßt.

Was uns die Geschichte *Shelleys* so anziehend macht, ist sein mutiger Optimismus, sein durch keine Enttäuschung erschütterter Glaube an die Fähigkeit des Menschen, sich zu entwickeln und besser zu werden. Diese Überzeugung entsprach bei ihm nicht der Erfahrung, sondern einem seelischen Bedürfnis.

Shelleys Rationalismus war eine Reaktion auf seine überaus starke Sensibilität, sein sogenannter Atheismus war die Auflehnung auf die Vorurteile seiner Kaste, die ihm als Haupthindernis für jeden geistigen Fortschritt erschienen. „Er glaubte zwar feurig an einen Geist der allmächtigen Güte, der alles schuf und leitete, an ein zukünftiges Leben . . . aber das Wort Atheismus gefiel ihm durch seine Wucht“ (*Maurois*). *Shelleys* Gottesleugnertum war auch eine Art männlicher Protest im Kampf gegen seine eigenen mystischen Neigungen. Freilich waren seine Ideen eher ein Panzer als ein Skelett: sie gaben ihm zwar Halt, doch hinderten sie ihn, mit der Außenwelt richtig Fühlung zu nehmen.

Später, als *Shelley* die Aussichtslosigkeit seines Kampfes gegen die Intoleranz sah, flüchtete er in die selbsterschaffene Welt der Fiktion. Das Grundthema seiner Dichtungen war der Sieg des Geistes über die Materie.

Das Merkwürdigste an diesem Schicksal, dessen wechselvolle Umstände hier nicht wiedergegeben werden können, ist der erbitterte Haß, den dieser wahrhaft selbstlose Träumer und Idealist allenthalben zu erwecken vermochte. An der Universität hatte man ihn ausgestoßen, der Vater hatte seine Hand von ihm gezogen, die Gesellschaft mied ihn, seine Kinder aus erster Ehe wurden ihm von Staats wegen entzogen und fremder Obhut übergeben, ja sogar *Godwin*, ehemals sein Vorbild und Meister, in seinen Schriften Verfechter der freien Liebe, verstieß seine Tochter, die mit *Shelley* in illegalem Verhältnis lebte. So wurde *Shelley* zum Prüfstein, an dem alle Feigheit und Unechtheit offenbar wurde. Er sagte einmal, sein Atheismus sei ein an die Wand gemalter Teufel, um die Dummköpfe zu erschrecken. Er erreichte aber dieses Ziel nicht so sehr durch seinen unechten Unglauben als vielmehr durch seinen echten Glauben. „Der Glaube an die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen ist der unverzeihlichste: er verpflichtet zu wollen. Sobald die Oberflächlichen ihn wittern, sind sie bestrebt, ihn zu zerstören.“ Dieser Satz, dessen Wahrheit gerade die Anhänger *Adlers* oft genug erproben mußten, zeigt das feine psychologische Verständnis *Maurois*'.

Das fesselnde und doch lehrreiche, humorvolle und doch tiefernste Buch bereitet dem Leser manche schöne Stunde.

Dr. *A. Horvat* (Abbazia).

RUTH ZECHLIN: *Beschäftigungen für das kranke Kind.* Verlag Otto Maier, Ravensburg. 96 S.

Dieses Büchlein sei jedermann warm empfohlen, der ein krankes Kind zu beschäftigen hat. Über den eigentlichen Zweck, wie ihn der Titel verrät, weit hinausgehend, ist es eine sorgfältige Auswahl von Beschäftigungen überhaupt. Sie umfassen Papierarbeiten, Lege- und Bauspiele, Basteleien, Perlarbeiten, Arbeiten mit Bast und Strickbrett, Rechenscherze, Geduldspiele u. a.

Paul Fischl (Köln).

Namenregister

Sachregister

Chronik

Individualpsychologische Gruppe in Berlin

Vorträge:

29. August 1932. Dr. *Erich Unger*: *Max Schelers* philosophische Anthropologie.

5. September 1932. Dr. *A. Neuer*: Mythologien der Gemeinschaft.

12. September 1932. Dr. *Kurt Hiller*: Materialismus und die Rolle des Geistes.

19. September 1932. Dr. *Neurath* (Wien): Magie und Wissenschaft.

26. September 1932. *Otto Kaus*: Geniebegriff.

3. Oktober 1932. Dr. *Michael Schwarz*: Dostojevski im Lichte der Individualpsychologie.

10. Oktober 1932. Frau Kriminalkommissar *Elisabeth Sorge-Boehmke* (Halle): Erfassung der Täterpersönlichkeit.

17. Oktober 1932. *Alexander Rosam*: Individualpsychologie und Fragen des Industriebetriebes.

24. Oktober 1932. Dr. *Alexander Müller*: Individuum und Gemeinschaft.

31. Oktober 1932. Dr. *Michael Schwarz*: Zur Kritik d. Individualpsychologie. Koreferat Dr. Neuer.

7. November 1932. Frau *Sidonie Reiß*: Die Anwendung der individualpsychologischen Therapie als Problem (dargestellt an einem Fall).

14. November 1932. Dr. jur. *Ludwig Bendix*: Psychologie der richterlichen Tätigkeit.

21. November 1932. Frau Dr. *Sofie Freudenberg*: Die Bedeutung der Organminderwertigkeit für die psychische Entwicklung des Kindes.

28. November 1932. Dr. *Zeitz*: Der Hochstapler.

Verein Chemnitz

Im verflossenen Vereinsjahr hielt der Verein einen Einführungskurs in die Individualpsychologie ab. (Leiter *Pauli*, Mittweida.) Im Anschluß an diese systematische Einführung beschäftigte sich eine engere Arbeitsgemeinschaft in allwöchentlichen Zusammenkünften näher mit der individualpsychologischen Pädagogik. In einer zweiten Arbeitsgemeinschaft vermittelte Dr. med. *Seltmann* die für den Individualpsychologen notwendigen physiologischen Kenntnisse. Frau Dr. *Alice Rühle-Gerstel* sprach über das Thema: „Warum bin ich nervös?“

Im Verein wurden außerdem noch folgende Vorträge gehalten:

Moritz: Über Berufsberatung.
Pauli: Der Jugendliche.
Pauli: Schwererziehbare Kinder.
Thomas: Schwierige Eltern.
Fröhlich: Individualpsychologie und Versuchschule.

Die Vereinsvorträge finden regelmäßig jeden zweiten Donnerstag im Monat abends 8 Uhr bei Dr. med. *Seltmann*, Moritzstraße 41, statt. Gäste sind willkommen.

Auskunft erteilt der erste Vorsitzende: *Clemens Pauli*, Mittweida, Bahnhofstraße 4.

Milwaukee Society for Individual Psychology

Dr. *S. Plahner*, 161 W. Wisconsin Ave., 1st Chairman.

The Milwaukee Child Guidance Clinic in Milwaukee opened its third season at the Public Library on October 6th under the Directorship of Dr. *S. Plahner* and Dr. *Elizabeth Seiler*. Many teachers and principals of public schools attended the first clinic, where two cases of problem children were analyzed and advice to the parents were given. The clinic will be open every Thursday evening from 7—9. Many principals of public schools issued circulanda to their teachers to send all problem children with their parents to this clinic for examination and advice.

*

Dr. *S. Plahner*, Director of the Child Guidance Clinic in Milwaukee, Wis., adressed the members of the Cosmopolitan Club October 6th. His topic was: "The need for psychological advice for children at home and in school."

Dr. *Plahner* spoke before the Young People's Club of the Grand Avenue Congregational Church November 20th on: "What is the meaning of life?"

Dr. *Plahner* addressed November 27th the teacher's staff of the St. Monica School in Whitefish Bay on: "How to correct mistakes of children."

On December 5th he was the speaker at the montly meeting of the Milwaukee Woman's Club. His topic was: "Prevention of juvenile delinquency."

*

Dr. *S. Plahner* hielt am 5. Oktober vor den Mitgliedern und Gästen der Aurora Loge No. 30 F. & A. M. einen Vortrag über „Die psychologischen Ursachen des ökonomischen Zusammenbruches in den Vereinigten Staaten und der Welt". Am 6. Oktober sprach Dr. *Plahner* in einer Versammlung der Mitglieder des Deutschen und Österreich-Ungarischen sozialistischen Verbandes. Viele Nichtmitglieder waren auch anwesend. Das Thema war: „Sozialismus vom psychologischen Standpunkte aus gesehen." Am 20. Oktober v. J. sprach Dr. *Plahner* vor den Mitgliedern des Österreich-Ungarischen Kranken - Unterstützung - Vereines in der Stumpf-Halle über „Sozialismus in psychologischer Beleuchtung". Am 4. Dezember sprach er in Millers Halle vor den Mitgliedern und Gästen der Deutschen Arbeitsgemeinschaft über: „Das Elternhaus, die Schule und das Kind."

Dr. *S. Plahner* wurde von der Grand Avenue Congregational Church für vier Vorträge im Monat Januar 1933 über Individualpsychologie verpflichtet.

Arbeitsgemeinschaft Breslau

Leitung: *Alfred Pietsch*, Oberlehrer, Wohlau. Prov.-Erzieh.-Anstalt und *Marianne Lebek*, Erziehungsberaterin, Breslau, Lenaustraße 17.

Veranstaltungen:

26. Oktober 1931. Frau *Marianne Lebek* und Frau Dr. phil. *Grete Jeenel*: Was muß der Erzieher von der Individualpsychologie wissen?

10. November. Frau *Lebek*: Ein Fall aus der Praxis. Diskussion.

1. Dezember. Dr. phil. *Lebek*: Theorie der Individualpsychologie.

11. Januar 1932. Frau *Sperk*: Individualpsychologie, Vererbung, Begabung.

2. Februar. Oberlehrer *Pietsch*: Behandlung eines Fürsorgezöglings.

1. März. Oberlehrer *Pietsch* und Dr. *Hapke*: Fortsetzung und Besprechung des obigen Falles.

5. März. Frau *Marianne Lebek*: Selbsterziehung.

3. Mai. Öffentliche Veranstaltung: Dr. med. *Trentzsch*: Bedeutung der Individualpsychologie für Erziehung und Unterricht.

7. Juni. Frau Kriminalkommissarin *Ahlemann*: Frauenpolizei, ihre Entwicklung, Aufgaben und Bedeutung.

29. Juni. Dr. med. *Trentzsch*: Ergänzungen aus der Praxis zu seinem oben erwähnten Vortrag.

23. August. *Ida Löwy* (Wien) als Gast: Über die individualpsychologische Erziehungsberatung in Wien.

1. September. Öffentlicher Vortrag: *Ida Löwy* (Wien) als Gast: Erziehungshilfe durch Erziehungsberatung. (Der Vortrag fand in den Räumen der Sozialen Frauenschule statt.)

28. September. Frau *Sperk*: Bericht über die individualpsychologische Sommerschule am Semmering und insbesondere über zwei Vorträge *Alfred Adlers*.

12. September. Dr. *Erwin Lebek*: Individualpsychologie und Pädagogik.

2. November. Mitgliederversammlung. Frau Dr. *Müller*: Spielversuche für Kinder.

Die Arbeitsgemeinschaft hat zurzeit 50 Mitglieder. Alle Individualpsychologen werden gebeten, ihren etwaigen Aufenthalt in Breslau der Arbeitsgemeinschaft bekanntzugeben. Auskünfte: telephonisch Nr. 83609 (Studienrat Dr. *Lebek*).

Nachrichten

Eine *individualpsychologische Sommerschule* soll voraussichtlich in der Zeit vom 24. Juli bis 10. oder 12. August 1933 in *Starnberg am See*, Oberbayern, stattfinden. Wie im vergangenen Jahr sind für die zwei ersten Wochen Vortragsserien über medizinische und pädagogische Themen, für die letzte Woche mehr Einzelvorträge vorgesehen. Für Seebäder, größere und kleinere Ausflüge in das Alpenvorland usw. erhalten die Kursteilnehmer besondere Vergünstigungen. Unterkunft steht von sehr niedrigen Preislagen an zur Verfügung. *Anfragen* an das *Kursekretariat:* Frau Dr. *Sophie Freudenberg*, Jugendlandheim Söcking, Post Starnberg am See, Oberbayern.

*

Unser ständiger Mitarbeiter Dr. phil. *Oliver Brachfeld*, dessen Lehrauftrag an der Philosophischen Fakultät der Universität Barcelona auf dieses Jahr verlängert wurde, hielt im November 1932 sieben Vorträge über „Einführung in die Individualpsychologie" am Institut Psicotècnic de la Generalitat de Catalunya (Barcelona). Der Leiter des Instituts, Dr. *E. Mira*, lud den Vortragenden zu einer neuen Vortragsreihe ein, die im März stattfinden soll.

Dr. *Brachfeld* sprach außerdem am 3. Dezember im Seminari de Pedagogia der Universitàt Barcelona über "La Psicologia adleriana en la pràctica escolar".

*

Am Institut Psicotècnic de La Generalitat de Catalunya (Barcelona) hielt der bekannte katalanische Psychiater Dr. *Ramón Sarró Burbano*, ein ehemaliger Wiener Hörer Dr. *Alfred Adlers*, eine Vortragsreihe über „Einführung in die Charakterologie". Zwei dieser Vorträge wurden beinahe vollständig der Lehre Dr. *Alfred Adlers* gewidmet.

*

Die vom Wiener Stadtschulrat bewilligte individualpsychologische Erzieherschule für tätige Erzieher und Gastschüler unter Leitung von Dr. *Alice Friedmann* (Wien VI, Linke Wienzeile 36. Telephon: B 25-4-65) unter Mitarbeit von individualpsychologischen Ärzten und Lehrern, mit theoretischen Kursen und praktischer Arbeit, hat folgenden Lehrplan (mit besonderer Berücksichtigung der Schwererziehbarkeit): I. Geschichte des Erziehungswesens: Verschiedene Erziehungssysteme, Entwicklung des Schulwesens, Kindergarten, Fürsorge usw. — Einführung in die Individualpsychologie. Ihre Stellung in der modernen Pädagogik. Psychologie und Pädagogik. — Milieukunde: Vererbung, Entwicklung, Organminderwertigkeit. Das psychologische Milieu: Erziehung, Geschlecht, Geschwisterkreis. Das pädagogische Milieu: Eltern, Geschwister, Verwandte, die Fremden, die Straße, Kindergarten, Schule. — Die Lebensaufgaben: Egoismus und Altruismus. Gesellschaft. Berufswelt. Frauenfrage. — Die seelische Entwicklung in den verschiedenen Lebensstufen. Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls. Minderwertigkeitsgefühl und Zielbildung. Knabe und Mädchen. Kleinkind. Schulkind. Jugendlicher. — Pädagogik: Die Vulgärpädagogik. Diskussion der Methoden in Zusammenhang mit den psychologischen Erkenntnissen. Das Ziel der Erziehung. Die Methoden: Direkte Methoden, Training. Indirekte Methoden, Ermutigung. — Gemeinschaftserziehung: Der Mitmensch. Gemeinschaften. Sexuelle Erziehung. Erziehung zur Kunst. Die Rolle der Wissenschaft. — Heilpädagogik: Der pädagogische Begriff des Normalen. Das talentierte und das unbegabte Kind. Das kranke Kind. Das nervöse Kind. Das schwachsinnige Kind. — Berufskunde für Erzieher: Der Erzieher in der Familie, in der Zusammenarbeit mit dem Arzt, im Kindergarten, im Heim, als Privatlehrer, Schulnachhilfe. — Beratungskunde: Der Erziehungsberater. — Die wissenschaftliche Arbeit des Erziehers: Beobachtung, Protokoll, Tagebuch. Die Entfaltung der Erzieherpersönlichkeit an der Aufgabe. — II. Psychologische Darstellung von Fällen und ihre erzieherische Behandlung. — III. Ärztliche Fächer: Neurosen und seelische Erkrankungen im Kindesalter. Psychische Hygiene und Kinderfehler. Teile aus der allgemeinen Neurosenlehre.

Beihefte der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“

Herausgegeben von Dr. *Alfred Adler*, redigiert von Dr. *Ladislaus Zilahi* (Wien VI), Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

1. Band: *Das Problem der Homosexualität.* Erotisches Training und erotischer Rückzug. Von Dr. *Alfred Adler.* VIII, 110 Seiten. 8⁰. 1930. RM 4.—.

2. Band: *Einführung in die Psychologie des Geschlechtslebens.* Von Dr. *Erwin Wexberg.* VI, 120 Seiten. 8⁰. 1930. RM 4.—.

3. Band: *Seelische Impotenz.* Von Dr. *Rudolf Dreikurs.* VI, 131 Seiten. 8⁰. 1931. RM 4.50.

4. Band: *Die Lehre von der Organminderwertigkeit.* Von Dr. *Arthur Holub.* VIII, 92 S. und 1 Tafel. 8⁰. 1931. RM 4.—.

5. Band: *Die seelischen Gefahren des Kindes.* Ein individualpsychologischer Wegweiser zur Verhütung der Schwererziehbarkeit. Von *Ferdinand Birnbaum*, Dozent am Pädagogischen Institut der Stadt Wien. 132 Seiten. 8⁰. 1931. RM 4.50. Inhalt: 1. Das Problem der Schwererziehbarkeit. 2. Der Ansatz zur Vorbeugungstechnik. 3. Der Aufbau. A. Die grundlegenden Funktionen (Kontaktbegründung, Kontakterweiterung und Kontakterneuerung). B. Die aufbauenden Funktionen (Überwindungshilfe — Kompensationshilfe). C. Die zusammenschließenden Funktionen.

6. Band: *Eine Angstneurose und ihre Behandlung.* Von Dr. med. *Fritz Künkel*, Berlin. VIII, 70 Seiten. 8⁰. 1931. RM 4.—. Inhalt: Beginn der Behandlung. Kindheit. Schule. Reifezeit. Universität. Krieg. Beruf. Aktualisierung. Angst. Widerstand. Umschwung. Krisis. Training. Nachreifung.

Die Mitglieder eines Vereins oder einer Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie erhalten diese Bände zu einem um 20 Prozent ermäßigten Vorzugspreis.

Alte Jahrgänge der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“ sind durch die *Schriftleitung*, Wien VI, Joanelligasse 6, und vom V. Jahrgang an durch jede Buchhandlung oder vom Verlag S. Hirzel in Leipzig C 1, Königstr. 2, zu beziehen.

Die *Preise* der einzelnen älteren Jahrgänge stellen sich dem Preise des laufenden Jahrganges gleich. (Siehe 2. Umschlagseite.)

Einzelhefte der alten Jahrgänge, auch die *Sonderhefte* (Schulkinderpsychologie, Sozialpsychologie, Psychologie der Frau) kosten RM 3.— plus Porto.

*

Einbanddecken (Ganzleinen) für den mit dem vorigen Heft schließenden X. Jahrgang der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“ sind durch den Verlag S. Hirzel, Leipzig C I, Königstr. 2, zu dem Preise von RM. 1.50 zu beziehen.

Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie:

Verein Wien: Wien I., Dominikanerbastei 10/15. (Dr. Alfred Adler.)

Verein München: München, Wiedenmayerstraße 25. (Dr. Leonhard Seif.) Schriftführerstelle: Franz-Josef-Straße 29. (Dr. Lene Credner.)

Verein Nürnberg: Maxplatz 48. (Dr. W. Fürnrohr.)

Verein Dresden: Geschäftsstelle: Dresden-A. 19, Hepkeplatz 10, I. (Dr. H. Freund.)

Arbeitsgemeinschaft Hamburg: Oberstr. 50. (Dr. Eleonore Rieniets.)

Verein Krefeld: Voltastraße 45. (Ernst Tapper.)

Ungarischer Verein: Ungarischer Verein für Individualpsychologie (Magyar Individualpsychologiai Egyesület), Geschäftsstelle: Budapest: VI. Aréna-ut 108. (Doz. Dr. Stephan v. Maday.)

Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe: Schwarzwaldstraße 26. (Karl Sulzer.)

London Society for Individual Psychology: London W. C. 1, 55 Gowerstreet.

Medical Society for Individual Psychology: 11 Chandos Street, London W 1. (Secretary: Dr. T. E. Lawson.)

Arbeitsgemeinschaft Gießen-Wetzlar: Geschäftsstelle: Gießen, Löberstr. 19. (Dr. Johannes Neumann.)

Arbeitsgemeinschaft Breslau: Alfred Pietsch, Oberlehrer, Wohlau, Prov.-Erzieh.-Anstalt, und Marianne Lebek, Breslau, Lenaustr. 17. (Telephon: Nr. 83 609, Studienrat Dr. Lebek.)

Arbeitsgemeinschaft Köln: Köln-Lindental, Lortzingstraße 4. (Hedwig Bloemendal.)

Arbeitsgemeinschaft Brasov (Kronstadt, Rumänien: Brasov, Str. Portii 8. (Dr. Ernst Kahana.)

Arbeitsgemeinschaft Freudenstadt: Freudenstadt im Schwarzwald, Haus Hohenfreudenstadt. (Dr. J. Bauer.)

Arbeitsgemeinschaft Stuttgart: Stuttgart-Hedelfingen. (Stadtpfarrer Dr. J. B. Schairer.)

Verein Chemnitz: Mittweida, Bahnhofstr. 4. (Clemens Pauli.)

Arbeitsgemeinschaft Bochum: Bochum-Weitmar I, Lenbachstr. 1, ptr. (G. Hagen.)

Arbeitsgemeinschaft Zagreb (Agram, Jugoslawien): Zagreb, Strossmayerov trg 4. (Dr. Beno Stein.)

Milwaukee Society for Individual Psychology: Dr. med. S. Plahner, Chairman, 123 Wisconsin Ave., Milwaukee, Wis., U.S.A. Dr. Elisabeth S. Seiler, Vice-Chairman, 1489 No Farwell Ave Apt 3, Milwaukee, Wis., U.S.A.

Arbeitsgemeinschaft Stettin: Stettin, Kantstraße 5/6. (Frau Else Solms.)

Arbeitsgemeinschaft Halle a. S.: Halle a. S. Huttenstr. 8 (Kriminalkommissarin Elisabeth Sorge-Boehmke.)

Arbeitsgemeinschaft Magdeburg: Magdeburg, Altstädter Sammelschule, Kleine Schulstraße 24. (Rektor Hubben.)

Arbeitsgemeinschaft Kopenhagen: Kopenhagen, Hellerup 8. (Bildhauerin Thyra Bohldsen.)

Arbeitsgemeinschaft Palästina: Tel-Aviv, Allenby. 43. (Dr. Jehoschua Bierer.)

Arbeitsgemeinschaft Kraków (Polen): Kraków (Polen), Paulinska 18./9. (Lehrer J. I. Kohn.)

Arbeitsgemeinschaft Cernauti (Rumänien): Cernauti (Rumänien), Str. Hormuzachi 5. (Lehrerin Dorothea Bräuer.)

Individualpsychologische Gruppe in Berlin: Berlin NW 40, In den Zelten 9. (Annie Heinrichsdorff).

Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte Berlin: Berlin-Neukölln, Weserstraße 72. (Dr. med. Wilhelm Brandt.)

Arbeitsgemeinschaft Bremen: Bremen, Paschenburgstr. 10. (Frau Trude Naumann.)

Arbeitsgemeinschaft Düsseldorf: Düsseldorf, Rochusstraße 59. III. (Dr. med. Karl Lenzberg, Frau G. Krieger.)

Arbeitsgemeinschaft Heidelberg: Heidelberg, Schröderstraße 12. (Fritz Sulzer.)

Arbeitsgemeinschaft Freital (Sachsen): Freital I, Breite Straße 14. (Studienassessor Paul Plottke.)

Arbeitsgemeinschaft Wuppertal: W.-Elberfeld, Platzhoffstraße 26. (Prof. Dr. M. H. Göring.)

Arbeitsgemeinschaft Konya (Türkei): Konya, Türkei (Prof. E. Hamdi Bey).

The Medical Society of Individual Psychology: 11, Chandos Street. Cavendish Square. London W. 1 (Langham 1043). (Chairman: Prof. W. Langdon Brown; Secretary: Dr. F. G. Crookshank, 57 A, Wimpole Street, London W. 1. Tel.: Welbeck 4704.)

Die einzelnen Vereine und Arbeitsgemeinschaften erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Chronik

Ungarischer Verein für Individualpsychologie

Veranstaltungen im Vereinsjahre 1931—1932:

67. Sitzung, 16. Oktober 1931. Dr. *Ladislaus Balassa*: Der heutige Stand der psychologischen Forschung. — Dr. *Stefan v. Máday*: Die Stellung der Individualpsychologie unter den modernen geistigen Strömungen.

68. Sitzung, 23. Oktober 1931. Dr. *Stefan Kulcsár* u. *Margit Hirsch*: Menschenkenntnis.

69. Sitzung, 6. November 1931. Dr. *Eugen Rácz*: Individualpsychologie in der Praxis. — Dr. *Stefan v. Máday*: Schülerselbstmorde.

70. Sitzung, 20. November 1931. *Béla Székely*: Individuum und Gemeinschaft.

71. Sitzung, 4. Dezember 1931. *Elisabeth Gerö-Cserna*: Individualpsychologische Praxis. — Dr. *Stefan Kulcsár*: Psychologie des künstlerischen Schaffens.

72. Sitzung, 18. Dezember 1931. Dr. *Laura Stricker-Polányi*: Die historischen Ursachen der seelischen Krise der Ehe. — Dr. *Eugen Rácz*: Tätigkeit einer Erziehungsberatungsstelle.

73. Sitzung, 15. Januar 1932. *Desider Kanizsai*: Charakterentwicklung.

74. Sitzung, 29. Januar 1932. Dr. *Eugen Rácz*: Peterlein. Novellistische Autobiographie eines Kranken und ihre Deutung.

75. Sitzung, 12. Februar 1932. *Magda Szeles*: Die Odenwaldschule. — *Béla Székely*: Behaviorismus.

76. Sitzung, 26. Februar 1932. *Arthur Rényi*: *Klages* Theorie der Persönlichkeit. — *Josef O. Vértes*: Heilpädagogik und Individualpsychologie.

77. Sitzung, 11. März 1932. Dr. *Stefan Kulcsár*: Hunger und Seele.

78. Sitzung, 18. März 1932. Prof. *J. M. Verweyen* (Bonn): Fehlerquellen der Menschenkenntnis.

79. Sitzung, 8. April 1932. *Heinrich Szeles*: Selbstverwaltung der Schüler; Klassenbesprechungen. — Frau *K. Fodor*: Ein Fall aus der Erziehungsberatung.

80. Sitzung, 22. April 1932. *Klara Rappai* Die Wiener individualpsychologische Versuchsschule. — *Barbara Hacker*: Psychologie des Kunstgenusses.

81. Sitzung, 6. Mai 1932. *Elisabeth Gerö-Cserna*: Einfluß der Umgebung auf die Entwicklung des Individuums.

82. Sitzung, 20. Mai 1932. Dr. *Stefan Kulcsár*: Das Nützliche in der Neurose.

83. Sitzung, 3. Juni 1932. *Béla Székely*: Das Proletarierkind.

84. Sitzung, 17. Juni 1932. Dr. *Eugen Rácz*: Die Ferien.

85. Sitzung, 7. Oktober 1932. Dr. *Stefan v. Máday*: Der nervöse Charakter.

86. Sitzung, 14. Oktober 1932. *Elisabeth Gerö-Cserna*: Individualpsychologie als vorbeugende Erziehung.

87. Sitzung, 28. Oktober 1932. Dr. *Ladislaus Balassa*: Ärztliche Psychologie.

88. Sitzung, 11. November 1932. Dr. *Eugen Rácz*: Nervöser Charakter u. Konstitution.

89. Sitzung, 25. November 1932. Dr. *Stefan Kulcsár*: Die Sexualität des nervösen Charakters.

90. Sitzung, 2. Dezember 1932. *Oskar Spiel* (Wien): Überwindung der Strafe in der Schule.

91. Sitzung, 9. Dezember 1932. *Béla Székely*: Schuld und Schuldbewußtsein.

92. Sitzung, 16. Dezember 1932. *Ferdinand Birnbaum* (Wien): Erziehung und Unterricht in Wechselbeziehung.

Arbeitsgemeinschaft Heidelberg

18. Januar 1933: *Fritz Sulzer*: Zwei Fälle von Schwererziehbarkeit aus der Volksschule.

1. Februar. *Karl Sulzer*: Die normale seelische Entwicklung des Kindes.

15. Februar. *Kurt Mettenheimer*: Hamlettragödie und Hamletkritik im Lichte der Individualpsychologie.

1. März. *Karl Sulzer*: Ursachen zu Fehlentwicklungen und Entwicklungshemmungen beim Kinde.

29. März. *Karl Dietz*: Über die Beziehung zur Arbeit.

12. April. *Fritz Sulzer*: Thema vorbehalten.

Jeweils um 20,15 Uhr bei *F. Sulzer*, Heidelberg, Schröderstr. 12.

Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe

Veranstaltungen von Januar — Ostern 1933.

26. Januar. *Karl Sulzer*: Psychoanalyse und Individualpsychologie.

2. Februar. Ausspracheabend.

9. Februar. *Kurt Mettenheimer*: Der Begriff der Psyche, Abgrenzung der Individualpsychologie von anderen psychologischen Disziplinen, besonders der Triebtheorie. Seelische Konstitution. Begriff des seelischen Organs. Zielbestrebigkeit im Seelenleben.

16. Februar. Ausspracheabend.

23. Februar. *Karl Sulzer*: Lügenhaftigkeit.

2. März. Ausspracheabend.

9. März. *Kurt Mettenheimer*: Die Tendenz zur Ganzheit im Organischen und Seelischen. Die Umwelt. Organfunktionen im Dienste dieser Tendenz. Der Charakter. Das Problem der Vererbung, Grenzen der Individualpsychologie.

16. März. Ausspracheabend.

23. März. *Ziegler, Karl Sulzer*: Begriff der Neurose.

30. März. Ausspracheabend.

6. April. *H. Burkart*: Organminderwertigkeit.

Sämtliche Vorträge finden von $20^1/_2$ bis 22 Uhr Schwarzwaldstr. 26 V statt. Die Ausspracheabende finden nach vorheriger Vereinbarung bei den einzelnen Mitgliedern statt.

Erziehungsberatung: Jeden Dienstag, von 17—19 Uhr. Beratungsstelle: Schwarzwaldstr. 26 V. Die Beratungen erfolgen kostenlos. Vorherige Anmeldung erbeten.

Fernsprecher: 7332.

Auskunft erteilt: *K. Sulzer*, Schwarzwaldstr. 26 V.

Milwaukee Society for Individual Psychology

Chairman: Dr. *S. Plahner*, 161 W. Wisconsin Ave., Milwaukee, Wis.

Dr. *S. Plahner*, Director of the Milwaukee Child Guidance Clinic reports about the following lectures delivered during the month of January 6th. Luther Burbank School, Parent-Teachers Association: "Your Child and the School".

January 8th. Grand Avenue Congregational Church; Young People's "Principles of Individual Psychology."

January 11th. Naturfreunde: "Why we misbehave?"

January 15th. Grand Avenue Congregational Church: "The Riddle of Human Relations."

January 20th. West Allis Woman's Club: "The Need of psychological advice for Children at Home and in School."

January 22nd. Grand Avenue Congregational Church: "Personality Problems in Marriage and Parenthood."

January 29th. Grand Avenue Congregational Church: "Responsibilities of the Home and the School."

Individualpsychologischer Lehrgang

Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 27, Klubhaus am Knie.

Studienplan 1933:

I. Trimester. Vom 31. Januar bis 24. März. Dienstag, ab 31. Januar: 19,30—20,15 Uhr: Einführung. *Alexander Müller.* 20,20—21,05 Uhr: Erziehungslehre. *Paul Fischl.* 21,15—22,00 Uhr: Wissenschaftliche Grundlagen der Individualpsychologie. *Alexander Neuer*; Freitag, ab 3. Februar: 19,30—20,15 Uhr: Neurosenlehre I. *Wilhelm Brandt.* 20,20—21,05 Uhr: Theorie und Praxis der Individualpsychologie I. *Otto Kaus.* 21,15—22,00 Uhr: Besprechung von Fällen. Frau *Sidonie Reiß.*

II. Trimester. Vom 2. Mai bis 23. Juni. Dienstag, ab 2. Mai: 19,30—20,15 Uhr: Neurosenlehre II. *Alexander Müller.* 20,20—21,05 Uhr: Theorie und Praxis der Individualpsychologie II. *Paul Fischl.* 21,15—22,00 Uhr: Einführung. *Alexander Neuer*; Freitag, ab 5. Mai: 19,30—20,15 Uhr: Erziehungs-, Jugend- und Gruppenberatung. Arbeitsgemeinschaft. 20,20—21,05 Uhr: Individualpsychologie und Weltliteratur. *Otto Kaus.* 21,15—22,00 Uhr: Seelische Beratung. Frau *Sidonie Reiß.*

III. Trimester. Vom 5. September bis 27. Oktober. Dienstag, ab 5. September 19,30—20,15 Uhr: Praktikum. *Alexander Müller.* 20,20—21,05 Uhr: Seelische Beratung. *Wilhelm Brandt.* 21,15—22,00 Uhr: Neurosenlehre III. *Alexander Neuer.* Freitag, ab 8. September. 19,30—20,15 Uhr: Erziehungsberatung. Frau *Hertha Orgler* 20,20—21,05 Uhr: Einführung. *Otto Kaus* 21,15—22,00 Uhr: Theorie und Praxis der Individualpsychologie III. Frau *Sidonie Reiß*

Auskunft und Anmeldungen: Frau *Dzialoszynski*, Berlin W 15, Knesebeckstraße 43 bis 44. Tel.: J 1 Bismarck 4942, vorm. 8—10 Uhr

Die individualpsychologische Sommerschule

findet nun bestimmt *vom 24. Juli bis 12. August in Starnberg a. See* statt. Dr. *Alfred Adler* und zahlreiche erfahrene Individualpsychologen haben ihre Mitwirkung zugesagt. Wie im Vorjahr, sind Vorträge aus den Gebieten der individualpsychologischen Theorie und medizinischen und pädagogischen Praxis vorgesehen. Die Vorträge werden nach Bedarf auch in englischer Sprache gehalten. Bei frühzeitiger Anmeldung steht Unterkunft von sehr billigen Preisen an zur Verfügung.

Das *Kurssekretariat* — Dr. *Sophie Freudenberg*, Jugendlandheim Söcking, Post Starnberg a. See, Obb. — erteilt Auskunft und bittet ihm Adressen von etwaigen Interessenten mitzuteilen.

Nachrichten

Die nächste Nummer der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" erscheint als *Sonderheft*: „Was ist wirklich die Neurose?"

*

Soeben erscheint: Dr. med. *Rudolf Dreikurs*, „Einführung in die Individualpsychologie", Verlag S. Hirzel, Leipzig C 1, Königstr. 2. Ladenpreis etwa RM. 2.—.

*

Alfred Adlers „Menschenkenntnis" liegt in folgenden Übersetzungen vor:

Englisch: Understanding Human Nature. Translated by Walter Béran Wolfe. New York, 1928, 5. Aufl. Greenberg Publisher

Holländisch: Menschenkenntnis. Geautorizeerde Vertaling van P. van Schilfgaarde Utrecht 1932, Erven J. Bijleveld.

Dänisch: Menneskekundskab. Autoriseret Oversaettelse for norge og Danmark af Otto Gelsted. 1930, Oslo & Kopenhagen Martin Forlag.

Spanisch: Conocimiento del Hombre Humberto Bark. 1. Aufl. Madrid 1931 Espasa Calpe S. A.

In Vorbereitung sind folgende Ausgaben Polnisch, Tschechisch, Türkisch, Ungarisch Griechisch, Hebräisch, Schwedisch.

*

Der Lehrgang (2. Semester) der vom Wiener Stadtschulrat bewilligten Fortbildungsschule für Erzieher mit besonderer Berücksichtigung der Schwererziehbarkeit, geleitet, in Zusammenarbeit mit Lehrern und Ärzten, von Dr. *Alice Friedmann*, Wien, VI. Linke Wienzeile 36, umfaßt: Heilpädagogik und Vorführung von Fallen, Nerven- und Geisteskrankheiten im Kindesalter, Ausgewählte Kapitel aus der allgemeinen Neurosenlehre.

*

Sofie Lazarsfeld hielt am 13. Dezember 1932 über Einladung der individualpsychologischen Arbeitsgemeinschaft in *Brünn* einen öffentlichen Vortrag über „Eltern, Kinder und Geschwister"; am 30. November sprach sie in der Internationalen Liga Arbeitender Frauen über „Eheprobleme", am 1. Dezember in der Gesellschaft für Kulturarbeit in Bratislava (Preßburg) über „Eheprobleme", am 2. Januar 1933 im Arbeiterbildungsverein Wien-Alsergrund und am 23. Januar in der Frauenpartei Österreichs über „Eheprobleme".

*

Dr. *Hertha Frank* (Mannheim, Hebelstr. 13) hielt am Fröbel-Seminar in Mannheim einen Einführungskurs in die Individualpsychologie (6 Abende), in der Arbeitsgemeinschaft an der Volkshochschule Mannheim einen Kurs (8 Abende) über „Wie ich im Sinne der Individualpsychologie Menschenkenntnis erwerbe" (auf Grund von *Alfred Adlers* „Menschenkenntnis", Verlag S. Hirzel, Leipzig).

*

Dr. *Grete Jeenel* (Breslau) hielt am 14. Februar in der Ortsgruppe Oppeln (Schlesien) des Schlesischen Frauenverbandes einen Vortrag über „Die Aufgabe unserer Zeit — Neue Richtlinien der Erziehung auf individualpsychologischer Grundlage".

*

Mc. *Anthony Brook* (Cairo) reports about the following public lecture activities of his: in *Alexandria* at the Old Victorian Club, on February 11, 1932: "The Inferiority Feeling"; at "The Alexandria Y. M. C. A., on March 3, 1932: Problem Children", on March 5: "Le Sentiment d'Infériorité"; for the Alexandria Branch of the Egyptian Federation of University Women: on March 10, 1932: Marriage Conflicts of the Working Woman; at the Österreichischer Bund, on March 19, 1932: „Das Minderwertigkeitsgefühl" (The Inferiority Feeling); for the "Essayistes" of Alexandria on March 16th, April 13th, April 27th, May 11th in French, on various questions viewed by Individual Psychology; for the "Cercle de la Jeunesse Juive" of Alexandria, on April 2nd, April 16th, April 23rd, April 30th, May 7 th, May 14th: The basic principles of Individual Psychology — Organ Inferiority a stimulus for psychic development — The famillly constellation — The interpretation of dreams — The comprehension of the role of "man" and the role of "woman" (in French); two talks over Radio Farid on December 4th and 5th 1932 Problems of Children and Adults; at the Cercle "Al Diafa", on November 18, 1932: "*Freud* et *Adler*"; at the Loge du Droit Humain, on December 10th, 1932: "La Psychologie des Pauvres"; at the "Essayistes", on December 10th, 1932: "Les Principes Fondamentaux de la Psychologie Individuelle"; at the "Cairo Loge", on December 22nd, 1932: "La Psychologie des Juifs"; at the Y. M. C. A., for professors and doctors, on December 28th, 1932: "The Individual Psychology of *Alfred Adler*."

Beihefte der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie"

Herausgegeben von Dr. *Alfred Adler*, redigiert von Dr. *Ladislaus Zilahi* (Wien VI), Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

1. Band: *Das Problem der Homosexualität.* Erotisches Training und erotischer Rückzug. Von Dr. *Alfred Adler.* VIII, 110 Seiten. 8⁰. 1930. RM 4.—.

2. Band: *Einführung in die Psychologie des Geschlechtslebens.* Von Dr. *Erwin Wexberg.* VI, 120 Seiten. 8⁰. 1930. RM 4.—.

3. Band: *Seelische Impotenz.* Von Dr. *Rudolf Dreikurs.* VI, 131 Seiten. 8⁰. 1931. RM 4.50.

4. Band: *Die Lehre von der Organminderwertigkeit.* Von Dr. *Arthur Holub.* VIII, 92 S. und 1 Tafel. 8⁰. 1931. RM 4.—.

5. Band: *Die seelischen Gefahren des Kindes.* Ein individualpsychologischer Wegweiser zur Verhütung der Schwererziehbarkeit. Von *Ferdinand Birnbaum,* Dozent am Pädagogischen Institut der Stadt Wien. 132 Seiten. 8⁰. 1931. RM 4.50. Inhalt: 1. Das Problem der Schwererziehbarkeit. 2. Der Ansatz zur Vorbeugungstechnik. 3. Der Aufbau. A. Die grundlegenden Funktionen (Kontaktbegründung, Kontakterweiterung und Kontakterneuerung). B. Die aufbauenden Funktionen (Überwindungshilfe — Kompensationshilfe). C. Die zusammenschließenden Funktionen.

6. Band: *Eine Angstneurose und ihre Behandlung.* Von Dr. med. *Fritz Künkel*, Berlin. VIII, 70 Seiten. 8⁰. 1931. RM 4.—. Inhalt: Beginn der Behandlung. Kindheit. Schule. Reifezeit. Universität. Krieg. Beruf. Aktualisierung. Angst. Widerstand. Umschwung. Krisis. Training. Nachreifung.

Die Mitglieder eines Vereins oder einer Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie erhalten diese Bände zu einem um 20 Prozent ermäßigten Vorzugspreis.

Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie:

Verein Wien: Wien I., Dominikanerbastei 10/15. (Dr. Alfred Adler.)
Verein München: München, Wiedenmayerstraße 25. (Dr. Leonhard Seif.) Schriftführerstelle: Franz-Josef-Straße 29. (Dr. Lene Credner.)
Verein Nürnberg: Maxplatz 48. (Dr. W. Fürnrohr.)
Verein Dresden: Geschäftsstelle: Dresden-A. 19, Hepkeplatz 10, I. (Dr. H. Freund.)
Arbeitsgemeinschaft Hamburg: Oberstr. 50. (Dr. Eleonore Rieniets.)
Verein Krefeld: Voltastraße 45. (Ernst Tapper.)
Ungarischer Verein: Ungarischer Verein für Individualpsychologie (Magyar Individualpsychologiai Egyesület), Geschäftsstelle: Budapest: VI. Aréna-ut 108. (Doz. Dr. Stephan v. Maday.)
Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe: Schwarzwaldstraße 26. (Karl Sulzer.)
London Society for Individual Psychology: London W. C. 1, 55 Gowerstreet.
Medical Society for Individual Psychology: 11 Chandos Street, London W 1. (Secretary: Dr. T. E. Lawson.)
Arbeitsgemeinschaft Gießen-Wetzlar: Geschäftsstelle: Gießen, Löberstr. 19. (Dr. Johannes Neumann.)
Arbeitsgemeinschaft Breslau: Alfred Pietsch, Oberlehrer, Wohlau, Prov.-Erzieh.-Anstalt, und Marianne Lebek, Breslau, Lenaustr. 17. (Telephon: Nr. 83 609, Studienrat Dr. Lebek.)
Arbeitsgemeinschaft Köln: Köln-Lindental, Lortzingstraße 4. (Hedwig Bloemendal.)
Arbeitsgemeinschaft Brasov (Kronstadt, Rumänien: Brasov, Str. Portii 8. (Dr. Ernst Kahana.)
Arbeitsgemeinschaft Freudenstadt: Freudenstadt im Schwarzwald, Haus Hohenfreudenstadt. (Dr. J. Bauer.)
Arbeitsgemeinschaft Stuttgart: Stuttgart-Hedelfingen. (Stadtpfarrer Dr. J. B. Schairer.)
Verein Chemnitz: Mittweida, Bahnhofstr. 4. (Clemens Pauli.)
Arbeitsgemeinschaft Bochum: Bochum-Weitmar I, Lenbachstr. 1, ptr. (G. Hagen.)
Arbeitsgemeinschaft Zagreb (Agram, Jugoslawien): Zagreb, Strossmayerov trg 4. (Dr. Beno Stein.)
Milwaukee Society for Individual Psychology: Dr. med. S. Plahner, Chairman, 123 Wisconsin Ave., Milwaukee, Wis., U.S.A. Dr. Elisabeth S. Seiler, Vice-Chairman, 1489 No Farwell Ave Apt 3, Milwaukee, Wis., U.S.A.
Arbeitsgemeinschaft Stettin: Stettin, Kantstraße 5/6. (Frau Else Solms.)
Arbeitsgemeinschaft Halle a. S.: Halle a. S. Huttenstr. 8 (Kriminalkommissarin Elisabeth Sorge-Boehmke.)
Arbeitsgemeinschaft Magdeburg: Magdeburg, Altstädter Sammelschule, Kleine Schulstraße 24. (Rektor Hubben.)
Arbeitsgemeinschaft Kopenhagen: Kopenhagen, Hellerup 8. (Bildhauerin Thyra Bohldsen.)
Arbeitsgemeinschaft Palästina: Tel-Aviv, Allenby. 43. (Dr. Jehoschua Bierer.)
Arbeitsgemeinschaft Kraków (Polen): Kraków (Polen), Paulinska 18./9. (Lehrer J. I. Kohn.)
Arbeitsgemeinschaft Cernauti (Rumänien): Cernauti (Rumänien), Str. Hormuzachi 5. (Lehrerin Dorothea Bräuer.)
Individualpsychologische Gruppe in Berlin: Berlin NW 40, In den Zelten 9. (Annie Heinrichsdorff).
Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte Berlin: Berlin-Neukölln, Weserstraße 72. (Dr. med. Wilhelm Brandt.)
Arbeitsgemeinschaft Bremen: Bremen, Paschenburgstr. 10. (Frau Trude Naumann.)
Arbeitsgemeinschaft Düsseldorf: Düsseldorf, Rochusstraße 59. III. (Dr. med. Karl Lenzberg, Frau G. Krieger.)
Arbeitsgemeinschaft Heidelberg: Heidelberg, Schröderstraße 12. (Fritz Sulzer.)
Arbeitsgemeinschaft Freital (Sachsen): Freital I, Breite Straße 14. (Studienassessor Paul Plottke.)
Arbeitsgemeinschaft Wuppertal: W.-Elberfeld, Platzhoffstraße 26. (Prof. Dr. M. H. Göring.)
Arbeitsgemeinschaft Konya (Türkei): Konya, Türkei (Prof. E. Hamdi Bey).
The Medical Society of Individual Psychology: 11, Chandos Street. Cavendish Square. London W. 1 (Langham 1043). (Chairman: Prof. W. Langdon Brown; Secretary: Dr. F. G. Crookshank, 57 A, Wimpole Street, London W. 1. Tel.: Welbeck 4704.)

Die einzelnen Vereine und Arbeitsgemeinschaften erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Chronik

Ein neuer Verein für Individualpsychologie

In *Zürich* wurde Ende April ein neuer Verein für Individualpsychologie gegründet. Die Adresse des *Züricher Vereins für Individualpsychologie* ist: Mädchenheim, Pfäffikon, Zürich.

Prof. Alfred Adler wieder in Wien

Prof. Dr. *Alfred Adler* ist nach Beendigung seiner Vorlesungen und Erledigung der Prüfung seiner Hörer am Long Island Medical College, New York, Ende April nach Wien zurückgekehrt und hat hier seine ärztliche Tätigkeit aufgenommen. Er wird bis zum Herbst, wo er seine Lehrtätigkeit am Long Island Medical College in New York wieder aufnehmen wird, in Wien bleiben, voraussichtlich aber während dieser Zeit Einladungen zu Vorlesungen in Holland Folge leisten.

*

In einem Briefe der *Union Theological Seminary*, New York, wurde Prof. *Alfred Adler* für seine Vorlesungen der Dank ausgesprochen.

Das *österreichische Generalkonsulat in New York* hat Prof. *Alfred Adler* eingeladen, anläßlich einer „Internationalen Ausstellung zeitgenössischer Kunst“ dem österreichischen Komitee beizutreten. Die festliche Rede des österreichischen Konsuls bei der Eröffnung der Ausstellung wurde von den zahlreichen Österreichern mit Begeisterung aufgenommen.

Die *Eastern Public Speaking Conference*, New York, hat Prof. Dr. *Alfred Adler* eingeladen, in der Jahresversammlung dieser Vereinigung über das Stottern einen Vortrag zu halten. An seiner Stelle wird der bekannte Individualpsychologe Dr. *Frank Pearcey* den Vortrag halten.

Prof. *Alfred Adler* wurde zum Ehrenpräsidenten der Londoner Medical Society for Individual Psychology, Dr. *Leonhard Seif* (München) und Dr. *Ladislaus Zilahi* (Wien) wurden zu Ehrenmitgliedern derselben Gesellschaft gewählt. In einem diesbezüglichen Schreiben Dr. *F. G. Crookshanks*, in Vertretung der Medical Society for Individual Psychology, wird mitgeteilt, daß in England eine Bewegung bestehe, die die Psychologie in den Lehrplan des medizinischen Studiums einführen will; Dr. *Crookshank* wurde eingeladen, als Vertreter der Individualpsychologie einem Komitee beizutreten und an der Ausarbeitung dieses Planes mitzuwirken.

In *The Bryn Mawr Hospital*, Bryn Mawr, Pa. hat Prof. Dr. *Alfred Adler* vor etwa 1000 Hörern über Individualpsychologie vorgetragen.

Verein Dresden

Geschäftsstelle: Dresden-A. 1. Grunaer Straße 15, II. (Rechtsanwalt Dr. *Roth* I. Telefon: 19 658.)

Vorstand: Studienrat Dr. *Herrmann*, Studienrat Dr. *Herzog*, Rechtsanwalt Dr. *Roth* I, Frau *Eva Schumann*. — Dr. *H. Freund* ist, da er seinen Wohnsitz nach Berlin verlegt hat, aus dem Vorstande ausgeschieden.

Veranstaltungen: 20. Januar und 17. Februar 1932: *W. Schumann*: Über Gemeinschaft. 20. April 1932: Dr. *Herrmann*: Individualpsychologische Bemerkungen zu Goethe. 15. Juni 1932: Dr. *Paul Plottke*: Psyche des politischen Attentäters. 21. Sept. 1932: Vortrag über Psychologie der Arbeitslosigkeit. 19. Okt. und 21. Dez. 1932: Arbeitsgemeinschaft über Arbeitslosigkeit.

Die *Erziehungsberatungsstelle* leitete Herr Dr. med. *H. Freund*. Es fanden in 42 Beratungstagen 118 Beratungen mit 42 neuen Fällen und 21 Jugendberatungen mit 14 neuen Fällen statt.

Am 1. Januar 1933 bestand der Verein aus 6 ordentlichen und 12 außerordentlichen Mitgliedern, sowie 13 Freunden.

The Individual Psychology Club

Die Adresse des *The Individual Psychology Clubs* ist: 62 Torrington Square, London, W. C. 1.

Chairman: *W. T. Symons Esq.*; Hon. Secretary: *Miss P. Dudley Short.*

London Society for Individual Psychology

(Adler Society)

55, Gower Street, W. C. 1.
Tel.: Museum 6926

Chairman: Lt.-Col. *J. V. Delahaye*, D.S.O. — Vice-Chairmen: Mr. *Philip Mairet*, Miss

Slade. — Hon. Secretary: Miss *Cecil Eastgate.* — Hon. Treasurer: Dr. *J. D. Hessey*.

The Meetings of the Society are held at 8.30 p.m., on *Fridays*, and consist of Lectures followed by discussion. Programme of Lectures: April 21st: Individual-Psychology and the Collective — Mr. *Ernst Beernink.* April 28th: Richard II: A Psychological study — Miss *Amy Mairet.*

Arbeitsgemeinschaft Magdeburg

Die Arbeitsgemeinschaft behandelte als Themen im 1. Quartal 1933 das *lügenhafte* und das *diebische Kind.*

Am 25. Februar sprach Frau Kriminalkommissarin *Elisabeth Sorge-Böhmke* (Halle) über die Kriminalität Jugendlicher.

Am 25. März sprach Dr. med. *Wilhelm Brandt* (Berlin) über die Erziehung der Erzieher.

Im Schlußreferat des Quartals sprach Frau *Marie Heynemann* über das Ressentiment.

In der individualpsychologischen Mütter-Arbeitsgemeinschaft an der Volkshochschule Magdeburg sprach Frau *Marie Heynemann* über das Thema: Verstehen wir unser Kind noch? Über das gleiche Thema sprach eine Woche zuvor der Schularzt Dr. *Goldschmidt* vom medizinischen Standpunkt aus.

Die individualpsychologische *Erziehungsberatungsstelle* arbeitet an der Volkshochschule (Kaiser Ottoring 27) Donnerstags von 16—18 Uhr.

Milwaukee Society for Individual Psychology

Chairman: Dr. *S. Plahner,* 161 W. Wisconsin Ave., Milwaukee, Wis.

Dr. *S. Plahner*, Director of the Milwaukee Child Guidance Clinic, spoke on February 15th before the members and guests of the T. Sherman Parent-Teachers' Association. His topic was: „Your Child and the School".

He addressed on March 17th on the same topic the Parent Teachers' Association of the Neescara School.

He addressed on April 3rd the Lions' Club in the localities of the City Club. His topic was: „The Need of Psychological Advice for Children at Home and in School".

On April 4th he spoke before the Mothers' Club of the Ludington School on: „The School and Your Child".

Dr. *Plahner* addressed on April 4th also the Staff Members, the Board of Directors and the members of the Training School for Nurses of the Milwaukee Maternity and General Hospital on: „Child Guidance". After the address the Board of Directors held a meeting and decided to open in the Outpatient Department a Child Guidance Clinic which will be conducted free of charge twice a week by Dr. *Plahner*, who was also appointed as a member of the Neuropsychiatric Staff of this Hospital.

Arbeitsgemeinschaft Konya (Türkei)

Leiter: Prof. *Eyüp Hamdi Bey*, Konya.

In der individualpsychologischen Arbeitsgemeinschaft Konya (Türkei) wurden in diesem Jahre folgende Vorträge gehalten:

1. Individualpsychologie und Psychotherapie.
2. Nervosität.
3. Charakterologie.
4. Charakterologie und Erziehung.
5. Individualpsychologie und Didaktik.
6. Das faule Kind.
7. Das schwersprechbare Kind.
8. Das verzärtelte Kind.
9. Individualpsychologie und Reaktionsproblem.
10. Individualpsychologische Erziehungsberatung.
11. Wissenschaftliche Grundlagen der Individualpsychologie.
12. Individualpsychologie und Begabung.
13. Individualpsychologie und Testprüfung.
14. Anormale Kinder.
15. Individualpsychologie und Heilpädagogik.
16. Pessimismus.

Die Vorträge wurden teils in *Konstantinopel* (Schulinspektor *M. Fedzi*), teils in Konya von Professor der Pädagogik Dr. *Eyüp Hamdi Bey* gehalten.

Von der Arbeitsgemeinschaft wird eine individualpsychologische Zeitschrift („Terbiye Postasi") in türkischer Sprache herausgegeben, die von Prof. *Eyüp Hamdi Bey* geleitet wird. Sowohl für die Zeitschrift als auch für die Arbeit des Vereins, insbesondere für die von Prof. *Hamdi Bey* geleitete *individualpsychologische Erziehungsberatungsstelle* besteht in der Türkei großes Interesse.

Im Sommer wird Prof. *Eyüp Hamdi Bey* in Konya (Halkevi) einen *individualpsychologischen Sommerkurs* („Theorie und Praxis der Individualpsychologie") leiten.

Nachrichten

Von Dr. med. *Rudolf Dreikurs* ist soeben eine „Einführung in die Individualpsychologie" im Verlage S. Hirzel, Leipzig, erschienen. Das Buch kostet RM. 2.—, für Mitglieder eines Vereins oder einer Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie RM. 1.60.

*

Sofie Lazarsfelds Buch „Wie die Frau den Mann erlebt“ ist in serbokroatischer Übersetzung („Kako Zena Dozioljuje Muskarza“) mit einem Vorwort der Universitätsprofessorin Dr. *A. D. Kostica* erschienen (Verlag Soetost, Beograd 1933).

*

Frau *Marie Heynemann* leitet in *Magdeburg* (Adelheidring 21) ein individualpsychologisches Schülerheim für Mädchen und Knaben sowie ein Halbtagsheim für Kinder berufstätiger Mütter.

*

Frau *Helene Bader* und Frau *Margit Neményi* (Wien IX., Pelikangasse 5, Tür 5 (Telephon B 41—2—26) leiten ein individualpsychologisches Ferienheim in Rosenburg am Kamp (Österreich) für 6—14jährige Kinder.

*

Die frühere Leiterin der individualpsychologischen Arbeitsgemeinschaft in Stettin, Frau *Else Solms* ist nach Berlin übersiedelt. Die Arbeitsgemeinschaft hat sich aufgelöst.

Beihefte der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“

Herausgegeben von Prof. Dr. *Alfred Adler*, redigiert von Dr. *Ladislaus Zilahi* (Wien VI), Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

1. Band: *Das Problem der Homosexualität.* Erotisches Training und erotischer Rückzug. Von Dr. *Alfred Adler.* VIII, 110 Seiten. 8⁰. 1930. RM 4.—.

2. Band: *Einführung in die Psychologie des Geschlechtslebens.* Von Dr. *Erwin Wexberg.* VI, 120 Seiten. 8⁰. 1930. RM 4.—.

3. Band: *Seelische Impotenz.* Von Dr. *Rudolf Dreikurs.* VI, 131 Seiten. 8⁰. 1931. RM 4.50.

4. Band: *Die Lehre von der Organminderwertigkeit.* Von Dr. *Arthur Holub.* VIII, 92 S. und 1 Tafel. 8⁰. 1931. RM 4.—.

5. Band: *Die seelischen Gefahren des Kindes.* Ein individualpsychologischer Wegweiser zur Verhütung der Schwererziehbarkeit. Von *Ferdinand Birnbaum*, Dozent am Pädagogischen Institut der Stadt Wien. 132 Seiten. 8⁰. 1931. RM 4.50. Inhalt: 1. Das Problem der Schwererziehbarkeit. 2. Der Ansatz zur Vorbeugungstechnik. 3. Der Aufbau. A. Die grundlegenden Funktionen (Kontaktbegründung, Kontakterweiterung und Kontakterneuerung). B. Die aufbauenden Funktionen (Überwindungshilfe — Kompensationshilfe). C. Die zusammenschließenden Funktionen.

6. Band: *Eine Angstneurose und ihre Behandlung.* Von Dr. med. *Fritz Künkel*, Berlin. VIII, 70 Seiten. 8⁰. 1931. RM 4.—. Inhalt: Beginn der Behandlung. Kindheit. Schule. Reifezeit. Universität. Krieg. Beruf. Aktualisierung. Angst. Widerstand. Umschwung. Krisis. Training. Nachreifung.

Die Mitglieder eines Vereins oder einer Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie erhalten diese Bände zu einem um 20 Prozent ermäßigten Vorzugspreis.

Alte Jahrgänge der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“ sind durch die *Schriftleitung*, Wien VI, Joanelligasse 6, und vom V. Jahrgang an durch jede Buchhandlung oder vom Verlag S. Hirzel in Leipzig C 1, Königstr. 2, zu beziehen.

Die *Preise* der einzelnen älteren Jahrgänge stellen sich dem Preise des laufenden Jahrganges gleich. (Siehe 2. Umschlagseite.)

Einzelhefte der alten Jahrgänge, auch die *Sonderhefte* (Schulkinderpsychologie, Sozialpsychologie, Psychologie der Frau) kosten RM 3.— plus Porto.

Sonderdrucke von der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“

Der Verlag der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“ stellt den Autoren *zehn Sonderabdrucke* von ihren selbständigen Aufsätzen *kostenlos* zur Verfügung. Die mehrgewünschte Anzahl ist dem Verlag S. Hirzel in Leipzig C 1, Königstraße 2, rechtzeitig mitzuteilen und wird zum Selbstkostenpreise berechnet.

Die Autoren werden ersucht, nur einseitig mit Maschine geschriebene Manuskripte einsenden zu wollen.

Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie:

Verein Wien: Wien I., Dominikanerbastei 10/15. (Prof. Dr. Alfred Adler.)

Verein München: München, Wiedenmayerstraße 25. (Dr. Leonhard Seif.) Schriftführerstelle: Franz-Josef-Straße 29. (Dr. Lene Credner.)

Verein Nürnberg: Maxplatz 48. (Dr. W. Fürnrohr.)

Verein Dresden: Geschäftsstelle: Dresden-A. 1, Grunaer Straße 15, II. (Rechtsanwalt Dr. Roth I. Telefon 196 58.)

Arbeitsgemeinschaft Hamburg: Oberstr. 50. (Dr. Eleonore Rieniets.)

Ungarischer Verein: Ungarischer Verein für Individualpsychologie (Magyar Individualpsychologiai Egyesület), Geschäftsstelle: Budapest: IV. Petöfi-u. 11. (Doz. Dr. Stephan v. Maday.)

Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe: Schwarzwaldstraße 26. (Karl Sulzer.)

The Medical Society of Individual Psychology: 11, Chandos Street. Cavendish Square. London W. 1 (Langham 1043). (Chairman: Prof. W. Langdon Brown; Secretary: Dr. F. G. Crookshank, 57 A, Wimpole Street, London W. 1. Tel.: Welbeck 4704.)

The Individual Psychology Club: 62 Torrington Square, London, W. C. 1. (Chairman: W. T. Symons Esq.; Hon. Secretary: Miss P. Dudley Short.)

London Society for Individual Psychology: London W. C. 1, 55 Gowerstreet.

Arbeitsgemeinschaft Gießen-Wetzlar: Geschäftsstelle: Gießen, Löberstr. 19. (Dr. Johannes Neumann.)

Arbeitsgemeinschaft Breslau: Alfred Pietsch, Oberlehrer, Wohlau, Prov.-Erzieh.-Anstalt, und Marianne Lebek, Breslau, Lenaustr. 17. (Telefon: Nr. 83 609, Studienrat Dr. Lebek.)

Arbeitsgemeinschaft Köln: Köln-Lindental, Lortzingstraße 4. (Hedwig Bloemendal.)

Arbeitsgemeinschaft Brasov (Kronstadt, Rumänien: Brasov, Str. Portii 8. (Dr. Ernst Kahana.)

Arbeitsgemeinschaft Freudenstadt: Freudenstadt im Schwarzwald, Haus Hohenfreudenstadt. (Dr. J. Bauer.)

Arbeitsgemeinschaft Stuttgart: Stuttgart-Hedelfingen. (Stadtpfarrer Dr. J. B. Schairer.)

Verein Chemnitz: Mittweida, Bahnhofstr. 4. (Clemens Pauli.)

Arbeitsgemeinschaft Zagreb (Agram, Jugoslawien): Zagreb, Strossmayerov trg 4. (Dr. Beno Stein.)

Milwaukee Society for Individual Psychology: Dr. med. S. Plahner, Chairman, 123 Wisconsin Ave., Milwaukee, Wis., U.S.A. Dr. Elisabeth S. Seiler, Vice-Chairman, 1489 No Farwell Ave Apt 3, Milwaukee, Wis., U.S.A.

Arbeitsgemeinschaft Halle a. S.: Halle a. S. Huttenstr. 8 (Kriminalkommissarin Elisabeth Sorge-Boehmke.)

Arbeitsgemeinschaft Magdeburg: Magdeburg, Adelheidring 21 (Frau Marie Heynemann).

Arbeitsgemeinschaft Kopenhagen: Kopenhagen, Hellerup 8. (Bildhauerin Thyra Bohldsen.)

Arbeitsgemeinschaft Palästina: Tel-Aviv, Allenby. 43. (Dr. Jehoschua Bierer.)

Arbeitsgemeinschaft Kraków (Polen): Kraków (Polen), Paulinska 18./9. (Lehrer J. I. Kohn.)

Arbeitsgemeinschaft Cernauti (Rumänien): Cernauti (Rumänien), Str. Hormuzachi 5. (Lehrerin Dorothea Bräuer.)

Individualpsychologische Gruppe in Berlin: Berlin NW 40, In den Zelten 9. (Annie Heinrichsdorff).

Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte Berlin: Berlin-Neukölln, Weserstraße 72. (Dr. med. Wilhelm Brandt.)

Arbeitsgemeinschaft Bremen: Bremen, Paschenburgstr. 10. (Frau Trude Naumann.)

Arbeitsgemeinschaft Düsseldorf: Düsseldorf, Rochusstraße 59. III. (Dr. med. Karl Lenzberg, Frau G. Krieger.)

Arbeitsgemeinschaft Heidelberg: Heidelberg, Schröderstraße 12. (Fritz Sulzer.)

Arbeitsgemeinschaft Freital (Sachsen): Freital I, Breite Straße 14. (Studienassessor Paul Plottke.)

Arbeitsgemeinschaft Wuppertal: W.-Elberfeld, Platzhoffstraße 26. (Prof. Dr. M. H. Göring.)

Arbeitsgemeinschaft Konya (Türkei): Konya, Türkei (Prof. E. Hamdi Bey).

Verein Zürich: Mädchenheim, Pfäffikon, Zürich.

Die einzelnen Vereine und Arbeitsgemeinschaften erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Chronik

Das erzieherische Ideal

Präsident Hopkins führt zum 25jährigen Gründungsfest der *Harvard School of Business* ungefähr aus: ,,Wenn wir nicht bloß Beobachter des Wandels der Zeiten sein wollen, so muß das Festhalten an Traditionen in seiner Starrheit einer Fähigkeit der 'flexibility' weichen. Was wirklich ‚Kultur' heißen will, muß aufs neue untersucht und besser erklärt werden. Die Fähigkeit der Charakter- und Persönlichkeitsentwicklung der Studenten geht Hand in Hand mit dem Niveau großer Lehrer. Lehrstaaten und Universitäten müssen einsehen lernen, daß wir wenig von einem Gegenstand wissen, solange wir nichts uber seine Verbundenheit mit anderen Wissensgebieten erfahren haben. Wenige Tatsachen sind so wertlos wie eine isolierte Tatsache oder eine isolierte Gruppe von Tatsachen. Die Forderung, die wir auf ein erzieherisches Ideal stellen müssen, ist *Ganzheit.* Die Worte 'holiness' (Heiligkeit), 'Healthfulness' (Gesundheit) und 'Wholeness' (Ganzheit) haben den gleichen Stamm. Erziehung hat es nicht zu tun mit fleischlosem Geist sondern mit Menschen mit Fleisch und Blut, von verschiedener geistiger Fassungskraft, mit versteckten Neurosen, Empfindlichkeit und Verlangen nach geistiger Nahrung. Alle Lehrstätten sollten sich um die *Ganzheit des Menschen* bekümmern, die Gesundheit und Heiligkeit bedeutet. Aber in engstirniger Spezialisierung haben sie großen Schaden gestiftet. Da sie das Interesse für das Ganze des Lebens und für die Mannigfaltigkeit der Kontakte ausgeschaltet haben, haben sie den Einzelnen und die Nation geschädigt und haben beigetragen zum allgemeinen Niederbruch der Willenskraft und der Fähigkeit zur Gemeinschaft der Menschen. Die Welt leidet heute unter dem ungeordneten Denken. Niemals war das Denken auf höherer Stufe und fähiger zum Werk als heute. Aber das Denken und das Werk der einen Gruppe ist vollständig getrennt von denen der anderen Gruppen. Das erzieherische Ideal ist Einheit und Ganzheit.“

Diese Äußerung verdient einen Ehrenplatz in unserer Zeitschrift. *Davis.*

Elternberatung

Wie fruchtbar sich der Einfluß der Individualpsychologie in Amerika geltend macht, ist aus einer Einrichtung zu ersehen, die jüngst vom Teachers College der *Columbia University* ins Leben gerufen wurde. Es ist dies eine Institution, die ähnlich organisiert ist, wie die Einrichtung unserer individualpsychologischen Schulberatungsstellen. So wie bei uns, scheint auch dort der doppelte Zweck ins Auge gefaßt worden zu sein: den Eltern mit Rat an die Hand zu gehen und Lehrer und Erzieher zu schulen, was sowohl durch die Demonstration der Fälle, wie durch die gebotene Möglichkeit, das gewonnene Material zu bearbeiten, erreicht werden kann.

Die Schwierigkeiten, unter denen das Familienleben in der jetzigen Krise zu leiden hat, sowie die besonderen amerikanischen Verhältnisse, die es mit sich bringen, daß sich Einwanderer in einer Riesenstadt wie New York schwer zurechtfinden können, haben es der Leitung dieser Organisation nahegelegt, die Tätigkeit nicht nur auf das Gebiet der Erziehung zu beschränken, sondern die Ratsuchenden auch in anderen, die Familie betreffenden Fragen zu beraten. So umfaßt das Arbeitsfeld dieser Institution fünf Gebiete: 1. Körperliche und psychische Hygiene des vorschul- und schulpflichtigen Kindes. 2. Erwachsenenfürsorge (körperliche und seelische Hygiene, Einordnung in Beruf und Ehe). 3. Zweckmäßige Ernährung. 4. Rationelle Führung des Haushaltes. 5. Richtige Verwendung und Einteilung des Einkommens.

Diese Einrichtung ist als Versuch gedacht, der zwei Jahre hindurch unternommen werden soll. Zweifellos ist nach diesem Programm fruchtbare Arbeit zu erwarten.

Martha Holub (Wien).

Wiener Verein für Individualpsychologie

Vorträge:

2. Januar 1933. Hofrat Dr. med. *Siegfried Tauber*: Neues aus der Heilkunde.

9. Januar. *Sofie Lazarsfeld*: Liebe und Lieblosigkeit.

16. Januar. Fachlehrerin *Regina Seidler*: Kinder schreiben Memoiren.

23. Januar. Dr. phil. *Alice Friedmann*: Zur Psychologie der Linkshändigkeit.

30. Januar. *Martha Holub*: Zur Zwillingspsychologie.

6. Februar. Dr. med. *Alice Lehndorff*: Das Äußere der Frau und ihr Charakter.

13. Februar. Dr. med. et phil. *Lydia Sicher*: Flucht ins Rauschgift.

20. Februar. Dr. phil. *Erwin Krausz*: Sexuelle Hörigkeit.

27. Februar. Dr. med. *Rudolf Dreikurs*: Masturbation.

6. März. Dr. med. *Elda Lindenfeld-Lachs*: Kennt der Mann die Frau?

13. März. Dr. med. *Erwin Wexberg*: Ob der Zweck die Mittel heiligt?

20. März. *Ida Löwy*: Der Trick in der Erziehung.

3. April. *Ferdinand Birnbaum*: Erziehung und Umerziehung.

10. und 24. April. Dr. phil. *Erwin Krausz*: Revue und Revision der Psychoanalyse.

8. Mai. Prof. Dr. *Alfred Adler*: Über den Ursprung des Strebens nach Überlegenheit und des Gemeinschaftsgefühls.

15. Mai. *Hedwig Schulhof* (Reichenberg): Goethes Weg vom Ich zum Wir.

22. Mai. Rechtsanwalt Dr. *Edmund Schletter*: Der Rechtsanwalt als Berater.

29. Mai. Dr. med. et phil. *Lydia Sicher*: Zur Psychologie des Selbstmords.

12. Juni. Prof. Dr. *Alfred Adler*: Was ist nun wirklich Nervosität?

19. Juni. *Mario Bertocchi*: Schwer erziehbare Mütter.

26. Juni. Dr. med. *Hilde Krampflitschek*: Der Wille zum Kranksein.

Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte, Wien

Vorträge:

18. Januar 1933. Dr. *Arthur Holub*: Zur Zwillingspsychologie.

1. Februar. *Franz Plewa*: Über Traumdeutung.

15. Februar. Dr. *Adele Horvat* (Abbazia): Ambivalenz der Gefühle.

1. März. Dr. *Paul Wenger*: Vorschläge zur Reorganisation der Ärztegruppe.

15. März. Dr. *Rudolf Dreikurs*: Formen des Widerstandes in der Behandlung.

29. März. Dr. *Lydia Sicher*: Korreferat zum Vortrag Dr. *Dreikurs*: Formen des Widerstandes in der Behandlung.

3. Mai. Prof. Dr. *Alfred Adler*: Über den Ursprung des Strebens nach Überlegenheit und des Gemeinschaftsgefühls.

8. Juni. Prof. Dr. *Alfred Adler*: Struktur und Behandlung der Neurose.

22. Juni. Prof. Dr. *Alfred Adler*: Funktionelle Neurosen.

Milwaukee Society for Individual Psychology

Dr. *S. Plahner*, 161 W., Wisconsin Ave, Chairman.

Dr. *S. Plahner*, Director of the Milwaukee Child Guidance Clinic delivered during the month of May the following lectures:

May 9th before the members of the Lapham Park Social Center; the Topic was: "Your child and the School."

May 9th before the Parent-Teachers Association of the Kagel School; "Do we understand our Children?"

May 16th before the woman's Auxiliary of the Labor Lyceum: "Juvenile Criminals."

The Milwaukee Child Guidance Clinic completed on May 25th the third year of its existence. It will remain closed till fall on account of the approaching vacations. During the last year Dr. *Plahner* took care of 65 children brought there by parents, teachers and social workers. The results were very satisfying. The public was informed to bring the children to the Milwaukee General Hospital, where Dr. *Plahner* conducts every Saturday a Mental Hygiene Clinic the whole year around.

Arbeitsgemeinschaft Kraków

Der seit April 1932 bestehende individualpsychologische Einführungskursus für Lehrer wurde in eine *Arbeitsgemeinschaft* umgestaltet, indem der Stadtschulrat *sämtliche Schulen* beauftragte, mindestens einen Lehrer zur Mitarbeit zu delegieren. Die Sitzungen fanden einmal wöchentlich, oft in Anwesenheit und bei reger Anteilnahme des Stadtschulratsvorsitzenden Dr. *M. Cichocki* statt. Die Hauptarbeit bildete Besprechung von Lebensgeschichten schwerererziehbarer Kinder und Jugendlicher, wobei dann immer verschiedene aktuelle Schulprobleme zur Sprache kamen. Von dieser Arbeitsstätte aus dringen die individualpsychologischen Gedankengänge in immer weitere Kreise der Krakauer Lehrerschaft und durch Referate der Kursteilnehmer sowie durch die Elternkonferenzen auch in breitere Kreise der Elternschaft. Das wichtigste Kennzeichen der Echtheit individualpsychologischer Arbeit, die Wirkung in der Praxis, ist hier deutlich zu vermerken. Der Anregung in dieser Richtung sollte auch eine *Enquete über Linkshändigkeit* dienen, die im Mai l. J. *in sämtlichen Schulen Krakaus durchgeführt* wurde. Im Zusammenhang mit dieser Arbeit wurde in der Arbeitsgemeinschaft die psychologische Bedeutung der Linkshändigkeit eingehend besprochen.

Auch die individualpsychologische Erziehungsberatung macht in Krakau wichtige Fortschritte. Die Frequenz der vom Stadtschulrat errichteten Schulberatungsstelle wächst immer mehr. Die Fälle werden regelmäßig der Arbeitsgemeinschaft berichtet und von dieser besprochen.

Seit November v. J. leitet Frau Dr. *Sophie Glaßner* nach individualpsychologischen Grundsätzen eine vom Ärztebund der Krakauer Krankenkasse errichtete Erziehungsberatungsstelle.

Nachrichten

Studienrat *Paul Plottke*, der weiterhin Mitglied des Dredsner Vereins für Individualpsychologie bleibt, hat seinen Wirkungskreis in Freital (Sachsen) aufgegeben. Die dortige Arbeitsgemeinschaft hat sich mit seinem Weggange aufgelöst.

Soeben erschienen:

Liz. *Ernst Jahn* und Prof. Dr. *Alfred Adler*: *Religion und Individualpsychologie.* Eine prinzipielle Auseinandersetzung über Menschenführung. Verlag Dr. Rolf Passer (vorm. Dr. H. Epstein), Wien und Leipzig. 1933. 100 Seiten Großoktav. Preis: gebunden RM. 2.80 (Schilling 5.50).

Dr. med. *Rudolf Dreikurs*: *Einführung in die Individualpsychologie.* Verlag S. Hirzel, Leipzig, 1933.

Mitteilungsblatt für individualpsychologische Veranstaltungen. Juli-Heft (Nr. 8). Herausgegeben von *Danica Deutsch*, redigiert von Dr. *E. Fenyoes.* Redaktion und Administration: Wien I, Sterngasse 13.

Beihefte der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie"

Herausgegeben von Prof. Dr. *Alfred Adler*, redigiert von Dr. *Ladislaus Zilahi* (Wien VI), Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

1. Band: *Das Problem der Homosexualität.* Erotisches Training und erotischer Rückzug. Von Dr. *Alfred Adler.* VIII, 110 Seiten. 8⁰. 1930. RM 4.—.

2. Band: *Einführung in die Psychologie des Geschlechtslebens.* Von Dr. *Erwin Wexberg.* VI, 120 Seiten. 8⁰. 1930. RM 4.—.

3. Band: *Seelische Impotenz.* Von Dr. *Rudolf Dreikurs.* VI, 131 Seiten. 8⁰. 1931. RM 4.50.

4. Band: *Die Lehre von der Organminderwertigkeit.* Von Dr. *Arthur Holub.* VIII, 92 S. und 1 Tafel. 8⁰. 1931. RM 4.—.

5. Band: *Die seelischen Gefahren des Kindes.* Ein individualpsychologischer Wegweiser zur Verhütung der Schwererziehbarkeit. Von *Ferdinand Birnbaum*, Dozent am Pädagogischen Institut der Stadt Wien. 132 Seiten. 8⁰. 1931. RM 4.50. Inhalt: 1. Das Problem der Schwererziehbarkeit. 2. Der Ansatz zur Vorbeugungstechnik. 3. Der Aufbau. A. Die grundlegenden Funktionen (Kontaktbegründung, Kontakterweiterung und Kontakterneuerung). B. Die aufbauenden Funktionen (Überwindungshilfe — Kompensationshilfe). C. Die zusammenschließenden Funktionen.

6. Band: *Eine Angstneurose und ihre Behandlung.* Von Dr. med. *Fritz Künkel*, Berlin. VIII, 70 Seiten. 8⁰. 1931. RM 4.—. Inhalt: Beginn der Behandlung. Kindheit. Schule. Reifezeit. Universität. Krieg. Beruf. Aktualisierung. Angst. Widerstand. Umschwung. Krisis. Training. Nachreifung.

Die Mitglieder eines Vereins oder einer Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie erhalten diese Bände zu einem um 20 Prozent ermäßigten Vorzugspreis.

Alte Jahrgänge der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie"

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" sind durch die *Schriftleitung*, Wien VI, Joanelligasse 6, und vom V. Jahrgang an durch jede Buchhandlung oder vom Verlag S. Hirzel in Leipzig C 1, Königstr. 2, zu beziehen.

Die *Preise* der einzelnen älteren Jahrgänge stellen sich dem Preise des laufenden Jahrganges gleich. (Siehe 2. Umschlagseite.)

Einzelhefte der alten Jahrgänge, auch die *Sonderhefte* (Schulkinderpsychologie, Sozialpsychologie, Psychologie der Frau) kosten RM 3.— plus Porto.

Sonderdrucke von der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie"

Der Verlag der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" stellt den Autoren *zehn Sonderabdrucke* von ihren selbständigen Aufsätzen *kostenlos* zur Verfügung. Die mehrgewünschte Anzahl ist dem Verlag S. Hirzel in Leipzig C 1, Königstraße 2, rechtzeitig mitzuteilen und wird zum Selbstkostenpreise berechnet.

Die Autoren werden ersucht, nur einseitig mit Maschine geschriebene Manuskripte einsenden zu wollen.

Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie:

Verein Wien: Wien I., Dominikanerbastei 10/15. (Prof. Dr. Alfred Adler.)

Verein München: München, Wiedenmayerstraße 25. (Dr. Leonhard Seif.) Schriftführerstelle: Franz-Josef-Straße 29. (Dr. Lene Credner.)

Verein Nürnberg: Maxplatz 48. (Dr. W. Fürnrohr.)

Verein Dresden: Geschäftsstelle: Dresden-A. 1, Grunaer Straße 15, II. (Rechtsanwalt Dr. Roth I. Telefon 196 58.)

Arbeitsgemeinschaft Hamburg: Oberstr. 50. (Dr. Eleonore Rieniets.)

Ungarischer Verein: Ungarischer Verein für Individualpsychologie (Magyar Individualpsychologiai Egyesület), Geschäftsstelle: Budapest: IV. Petöfi-u. 11. (Doz. Dr. Stephan v. Maday.)

Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe: Schwarzwaldstraße 26. (Karl Sulzer.)

The Medical Society of Individual Psychology: 11, Chandos Street. Cavendish Square. London W. 1 (Langham 1043). (Chairman: Prof. W. Langdon Brown; Secretary: Dr. F. G. Crookshank, 57 A, Wimpole Street, London W. 1. Tel.: Welbeck 4704.)

The Individual Psychology Club: 62 Torrington Square, London, W. C. 1. (Chairman: W. T. Symons Esq.; Hon. Secretary: Miss P. Dudley Short.)

London Society for Individual Psychology: London W. C. 1, 55 Gowerstreet.

Arbeitsgemeinschaft Gießen-Wetzlar: Geschäftsstelle: Gießen, Löberstr. 19. (Dr. Johannes Neumann.)

Arbeitsgemeinschaft Breslau: Alfred Pietsch, Oberlehrer, Wohlau, Prov.-Erzieh.-Anstalt, und Marianne Lebek, Breslau, Lenaustr. 17. (Telefon: Nr. 83 609, Studienrat Dr. Lebek.)

Arbeitsgemeinschaft Köln: Köln-Lindental, Lortzingstraße 4. (Hedwig Bloemendal.)

Arbeitsgemeinschaft Brasov (Kronstadt, Rumänien: Brasov, Str. Portii 8. (Dr. Ernst Kahana.)

Arbeitsgemeinschaft Freudenstadt: Freudenstadt im Schwarzwald, Haus Hohenfreudenstadt. (Dr. J. Bauer.)

Arbeitsgemeinschaft Stuttgart: Stuttgart-Hedelfingen. (Stadtpfarrer Dr. J. B. Schairer.)

Verein Chemnitz: Mittweida, Bahnhofstr. 4. (Clemens Pauli.)

Arbeitsgemeinschaft Zagreb (Agram, Jugoslawien): Zagreb, Strossmayerov trg 4. (Dr. Beno Stein.)

Milwaukee Society for Individual Psychology: Dr. med. S. Plahner, Chairman, 123 Wisconsin Ave., Milwaukee, Wis., U.S.A. Dr. Elisabeth S. Seiler, Vice-Chairman, 1489 No Farwell Ave Apt 3, Milwaukee, Wis., U.S.A.

Arbeitsgemeinschaft Halle a. S.: Halle a. S. Huttenstr. 8 (Kriminalkommissarin Elisabeth Sorge-Boehmke.)

Arbeitsgemeinschaft Magdeburg: Magdeburg, Adelheidring 21 (Frau Marie Heynemann).

Arbeitsgemeinschaft Kopenhagen: Kopenhagen, Hellerup 8. (Bildhauerin Thyra Bohldsen.)

Arbeitsgemeinschaft Palästina: Tel-Aviv, Allenby. 43. (Dr. Jehoschua Bierer.)

Arbeitsgemeinschaft Kraków (Polen): Kraków (Polen), Paulinska 18./9. (Lehrer J. I. Kohn.)

Arbeitsgemeinschaft Cernauti (Rumänien): Cernauti (Rumänien), Str. Hormuzachi 5. (Lehrerin Dorothea Bräuer.)

Individualpsychologische Gruppe in Berlin: Berlin NW 40, In den Zelten 9. (Annie Heinrichsdorff).

Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte Berlin: Berlin-Neukölln, Weserstraße 72. (Dr. med. Wilhelm Brandt.)

Arbeitsgemeinschaft Bremen: Bremen, Georg Gröningstr. 214. (Frau Trude Naumann.)

Arbeitsgemeinschaft Düsseldorf: Düsseldorf, Rochusstraße 59. III. (Dr. med. Karl Lenzberg, Frau G. Krieger.)

Arbeitsgemeinschaft Heidelberg: Heidelberg, Schröderstraße 12. (Fritz Sulzer.)

Arbeitsgemeinschaft Wuppertal: W.-Elberfeld, Platzhoffstraße 26. (Prof. Dr. M. H. Göring.)

Arbeitsgemeinschaft Konya (Türkei): Konya, Türkei (Prof. E. Hamdi Bey).

Verein Zürich: Zürich, Besenrainstr. 19. (Inès Zürcher, Sekretärin der Frauenzentrale.)

Die einzelnen Vereine und Arbeitsgemeinschaften erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Chronik

Sechster Kongreß für Individualpsychologie

Der sechste internationale Kongreß für Individualpsychologie findet vom 21. bis 28. August 1934 in *Wien* statt.

Hauptthema des Kongresses ist: Individualpsychologie und Massenpsychologie.

Anfragen an das Sekretariat: Wien IV., Petzvalgasse 3 (Frau Dr. *Martha Holub*).

Wiener Verein für Individualpsychologie

Vorträge:

3. Juli 1933. Dr. med. *Rudolf Dreikurs*: Das Gemeinschaftsgefühl und der Kampf ums Dasein.
10. Juli. Dr. phil. *Erwin Krausz*: Psychologie und Okkultismus.
17. Juli. Dr. phil. *Gottfried Spiegler*: Beruf und Berufsfreude.
24. Juli. Dr. med. *Alexander Müller* (Paris): Lieben und Herrschen.
31. Juli. *Martha Holub*. Montaigne's Essays. Prof. Dr. *Alfred Adler*: Diskussionsbemerkungen zu dem Thema.
7. August. Dr. med. *Alexander Müller* (Paris): Die Flucht in die Krankheit.
14. August. Dr. med. *Franz Plewa*: Traumdeutung.
21. August. Dr. phil. *Sibyl Mandell* (New York): Intelligenzprüfung und Lebensstil.
28. August. *Albert Geßmann*: Handschrift und Fehlleistungen.

Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte, Wien

Vorträge:

13. Juli 1933. Dr. *Rudolf Dreikurs*: Das neurotische Symptom.
27. Juli. Dr. *Alexander Müller* (Paris): Über einen Fall von Zwangsneurose.

10. August. Diskussion.

24. August. Prof. Dr. *Alfred Adler*: Massenpsychologisches.

The Individual Psychology Club

62 Torrington Square, London, W.C. 1.
Founded 1933.

President: Dr. *Alfred Adler*.
Vice-President: Dr. *Leonhard Seif*.
Officers and Committee, 1933—34:
Chairman: *W. T. Symons*.
Hon. Treasurer: *H. C. Squires*, C.M.G., M.D.
Hon. Secretary: Miss *Dudley Short*.
F. G. Crookshank, M.D., F.R.C.P. Miss *W. E. Fish*, *F. R. Atkinson*.
Hon. Solicitor: *J. R. Amphlett*, LL. B.

Neue Vereine für Individualpsychologie

In *Aussig* wurde zu Beginn des Schuljahres 1933—34 eine individualpsychologische Arbeitsgemeinschaft gegründet, die folgende Anschrift hat: *Individualpsychologisch-pädagogische Arbeitsgemeinschaft an der Aussiger Handelsakademie*. Leitung: Prof. Dr. *Rudolf Menzel*, Aussiger Handelsakademie. Anschrift: Dr. *Walter Schuster*, Aussig, Nibelungenstraße 1.

Am 11. September hielt Dr. *Walter Schuster* einen Vortrag: „Einführung in die Grundbegriffe der Individualpsychologie.

*

In *Athen* und in *Bukarest* sind neue Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie tätig, deren Konstituierung als Vereine für Individualpsychologie vorbereitet wird.

Nachrichten

In *Konya* (Türkei) wurde vom 7. bis 18. Juli mit Genehmigung des türkischen Unterrichtsministeriums ein Sommerkurs für Individualpsychologie abgehalten. Die Leitung hatte Prof. Dr. *Eyüp Hamdi Bey* inne. Für den Kurs zeigte sich ein sehr starkes Interesse. Die Zahl der Teilnehmer betrug

392 (350 Männer und 42 Frauen), darunter Lehrer und Lehrerinnen aller Schulgattungen, Schulinspektore, Ärzte, Juristen usw.

Als Ergebnis der Sommerschule wurde *Akschehir* eine individualpsychologische Erziehungsberatungsstelle eröffnet.

Prof. Dr. *Eyüp Hamdi Bey*, als Leiter der individualpsychologischen Arbeitsgemeinschaft in Konya, setzt seine Vorlesungen über Individualpsychologie auch in diesem Semester fort.

*

Eine griechische Übersetzung von *Alfred Adlers* „Menschenkenntnis" durch Dr. phil. *Georg Paleologue* steht bevor.

Die Individualpsychologie macht in Griechenland sehr erfreuliche Fortschritte. In *Athen* sind zwei individualpsychologische Erziehungsberatungsstellen tätig: im Seminar Varvakion, geleitet von Dr. phil. *Demetrios Moraitis*, und im Nationalverein Griechischer Frauen, geleitet von Dr. phil. *Demetrios Moraitis* und Dr. *Demetrios Kuretas*. Seit April 1933 besteht in *Athen* ein *Verein zur Förderung der Individualpsychologie* (Vorsitzender: Dr. *Dem. Moraitis*, Sankt Sofiastr. 174, Athen). In der individualpsychologischen Bewegung in Athen sind insbesondere als ärztliche Mitarbeiter Dr. med. *Dem. Kuretas* und Dr. med. *Nikolaus Liberis* tätig. Dr. phil. *Stawrula Marketou* hat ein Buch „Erziehung und Fehlerziehung" auf individualpsychologischer Grundlage (in griechischer Sprache) veröffentlicht und Dr. *Erwin Wexbergs* „Das nervöse Kind" ins Griechische übersetzt.

*

Don Joaquim Pou Godori, Dozent an der *Escuela Normal del Magisterio*, ein Schüler *Dr. Oliver Brachfelds*, hielt im Auftrage der obenerwähnten Schule und der *Inspeccion de Primera Ensenanza de Barcelona*, einen Vortrag mit dem Titel: „Die Anwendung der *Adlerschen* Individualpsychologie in der Schule."

*

Soeben erschienen:

Liz. *Ernst Jahn* und Prof. Dr. *Alfred Adler*: *Religion und Individualpsychologie*. Eine prinzipielle Auseinandersetzung über Menschenführung. Verlag Dr. Rolf Passer (vorm. Dr. H. Epstein), Wien und Leipzig. 1933. 100 Seiten Großoktav. Preis: gebunden RM. 2.80 (Schilling 5.50).

Dr. med. *Rudolf Dreikurs*: *Einführung in die Individualpsychologie*. Verlag S. Hirzel, Leipzig, 1933.

Beihefte der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie"

Herausgegeben von Prof. Dr. *Alfred Adler*, redigiert von Dr. *Ladislaus Zilahi* (Wien VI), Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

1. Band: *Das Problem der Homosexualität*. Erotisches Training und erotischer Rückzug. Von Dr. *Alfred Adler*. VIII, 110 Seiten. 8°. 1930. RM 4.—.

2. Band: *Einführung in die Psychologie des Geschlechtslebens*. Von Dr. *Erwin Wexberg*. VI, 120 Seiten. 8°. 1930. RM 4.—.

3. Band: *Seelische Impotenz*. Von Dr. *Rudolf Dreikurs*. VI, 131 Seiten. 8°. 1931. RM 4.50.

4. Band: *Die Lehre von der Organminderwertigkeit*. Von Dr. *Arthur Holub*. VIII, 92 S. und 1 Tafel. 8°. 1931. RM 4.—.

5. Band: *Die seelischen Gefahren des Kindes*. Ein individualpsychologischer Wegweiser zur Verhütung der Schwererziehbarkeit. Von *Ferdinand Birnbaum*, Dozent am Pädagogischen Institut der Stadt Wien. 132 Seiten. 8°. 1931. RM 4.50. Inhalt: 1. Das Problem der Schwererziehbarkeit. 2. Der Ansatz zur Vorbeugungstechnik. 3. Der Aufbau. A. Die grundlegenden Funktionen (Kontaktbegründung, Kontakterweiterung und Kontakterneuerung). B. Die aufbauenden Funktionen (Überwindungshilfe — Kompensationshilfe). C. Die zusammenschließenden Funktionen.

6. Band: *Eine Angstneurose und ihre Behandlung*. Von Dr. med. *Fritz Künkel*, Berlin. VIII, 70 Seiten. 8°. 1931. RM 4.—. Inhalt: Beginn der Behandlung. Kindheit. Schule. Reifezeit. Universität. Krieg. Beruf. Aktualisierung. Angst. Widerstand. Umschwung. Krisis. Training. Nachreifung.

Alte Jahrgänge der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie"

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" sind durch die *Schriftleitung*, Wien VI, Joanelligasse 6, und vom V. Jahrgang an durch jede Buchhandlung oder vom Verlag S. Hirzel in Leipzig C 1, Königstr. 2, zu beziehen.

Die *Preise* der einzelnen älteren Jahrgänge stellen sich dem Preise des laufenden Jahrganges gleich. (Siehe 2. Umschlagseite.)

Einzelhefte der alten Jahrgänge, auch die *Sonderhefte* (Schulkinderpsychologie, Sozialpsychologie, Psychologie der Frau) kosten RM 3.— plus Porto.

Sonderdrucke von der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“

Der Verlag der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“ stellt den Autoren *zehn Sonderabdrucke* von ihren selbständigen Aufsätzen *kostenlos* zur Verfügung. Die mehrgewünschte Anzahl ist dem Verlag S. Hirzel in Leipzig C 1, Königstraße 2, rechtzeitig mitzuteilen und wird zum Selbstkostenpreise berechnet.

Die Autoren werden ersucht, nur einseitig mit Maschine geschriebene Manuskripte einsenden zu wollen.

Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie:

Verein Wien: Wien I., Dominikanerbastei 10/15. (Prof. Dr. Alfred Adler.)

Verein München: München, Wiedenmayerstraße 25. (Dr. Leonhard Seif.) Schriftführerstelle: Franz-Josef-Straße 29. (Dr. Lene Credner.)

Verein Dresden: Geschäftsstelle: Dresden-A. 1, Grunaer Straße 15, II. (Rechtsanwalt Dr. Roth I. Telefon 196 58.)

Arbeitsgemeinschaft Hamburg: Oberstr. 50. (Dr. Eleonore Rieniets.)

Ungarischer Verein: Ungarischer Verein für Individualpsychologie (Magyar Individualpsychologiai Egyesület), Geschäftsstelle: Budapest: IV. Petőfi-u. 11. (Doz. Dr. Stephan v. Maday.)

Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe: Schwarzwaldstraße 26. (Karl Sulzer.)

The Medical Society of Individual Psychology: 11, Chandos Street. Cavendish Square. London W. 1 (Langham 1043). (Chairman: Prof. W. Langdon Brown; Secretary: Dr. F. G. Crookshank, 57 A, Wimpole Street, London W. 1. Tel.: Welbeck 4704.)

The Individual Psychology Club: 62 Torrington Square, London, W. C. 1. (Chairman: W. T. Symons Esq.; Hon. Secretary: Miss P. Dudley Short.)

London Society for Individual Psychology: London W. C. 1, 55 Gowerstreet.

Arbeitsgemeinschaft Gießen-Wetzlar: Geschäftsstelle: Gießen, Löberstr. 19. (Dr. Johannes Neumann.)

Arbeitsgemeinschaft Breslau: Alfred Pietsch, Oberlehrer, Wohlau, Prov.-Erzieh.-Anstalt, und Marianne Lebek, Breslau, Lenaustr. 17. (Telefon: Nr. 83 609, Studienrat Dr. Lebek.)

Arbeitsgemeinschaft Köln: Köln-Lindental, Lortzingstraße 4. (Hedwig Bloemendal.)

Arbeitsgemeinschaft Brasov (Kronstadt, Rumänien: Brasov, Str. Portii 8. (Dr. Ernst Kahana.)

Arbeitsgemeinschaft Freudenstadt: Freudenstadt im Schwarzwald, Haus Hohenfreudenstadt. (Dr. J. Bauer.)

Arbeitsgemeinschaft Stuttgart: Stuttgart-Hedelfingen. (Stadtpfarrer Dr. J. B. Schairer.)

Verein Chemnitz: Mittweida, Bahnhofstr. 4. (Clemens Pauli.)

Arbeitsgemeinschaft Zagreb (Agram, Jugoslawien): Zagreb, Strossmayerov trg 4. (Dr. Beno Stein.)

Milwaukee Society for Individual Psychology: Dr. med. S. Plahner, Chairman, 123 Wisconsin Ave., Milwaukee, Wis., U.S.A. Dr. Elisabeth S. Seiler, Vice-Chairman, 1489 No Farwell Ave Apt 3, Milwaukee, Wis., U.S.A.

Arbeitsgemeinschaft Halle a. S.: Halle a. S. Huttenstr. 8 (Kriminalkommissarin Elisabeth Sorge-Boehmke.)

Arbeitsgemeinschaft Magdeburg: Magdeburg, Adelheidring 21 (Frau Marie Heynemann).

Arbeitsgemeinschaft Kopenhagen: Kopenhagen, Hellerup 8. (Bildhauerin Thyra Bohldsen.)

Arbeitsgemeinschaft Palästina: Tel-Aviv, Allenby. 43. (Dr. Jehoschua Bierer.)

Arbeitsgemeinschaft Kraków (Polen): Kraków (Polen), Paulinska 18./9. (Lehrer J. I. Kohn.)

Arbeitsgemeinschaft Cernauti (Rumänien): Cernauti (Rumänien), Str. Hormuzachi 5. (Lehrerin Dorothea Bräuer.)

Individualpsychologische Gruppe in Berlin: Berlin NW 40, In den Zelten 9. (Annie Heinrichsdorff).

Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte Berlin: Berlin-Neukölln, Weserstraße 72. (Dr. med. Wilhelm Brandt.)

Arbeitsgemeinschaft Bremen: Bremen, Georg Gröningstr. 214. (Frau Trude Naumann.).

Arbeitsgemeinschaft Düsseldorf: Düsseldorf, Rochusstraße 59. III. (Dr. med. Karl Lenzberg, Frau G. Krieger.)

Arbeitsgemeinschaft Heidelberg: Heidelberg, Schröderstraße 12. (Fritz Sulzer.)

Arbeitsgemeinschaft Wuppertal: W.-Elberfeld, Platzhoffstraße 26. (Prof. Dr. M. H. Göring.)

Arbeitsgemeinschaft Konya (Türkei): Konya, Türkei (Prof. E. Hamdi Bey).

Verein Zürich: Zürich, Besenrainstr. 19. (Inès Zürcher, Sekretärin der Frauenzentrale.)

Individualpsychologisch - pädagogische Arbeitsgemeinschaft an der Aussiger Handelsakademie: Aussig, Nibelungenstr. 1. (Dr. Walter Schuster.)

Verein zur Förderung der Individualpsychologie, Athen: Sankt Sofiastr. 174, Athen, Griechenland (Dr. phil. *Demetrios Moraitis*).

Die einzelnen Vereine und Arbeitsgemeinschaften erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Chronik

Wie der Intelligenzquotient gebessert werden kann

Daß der Besuch des Kindergartens die geistige Entwicklung des vorschulpflichtigen Kindes fördern kann, wird durch Befunde des Department of Child Development der Universität Georgia bestätigt, das sich mit Untersuchungen an Kindern im Alter von 2—5 Jahren befaßt hat.

Die Kinder, die den Kindergarten sowohl im vorigen, wie auch in diesem Jahre besucht hatten und die der Testprüfung für vorschulpflichtige Kinder (Minnesota-Test und *Merill-Palmer*-Test) in beiden Jahren unterzogen wurden, zeigten einen um 6 Stellen höheren I. Qu., sie waren von 117 bis 123 gekommen, wie aus den Ausführungen der Direktorin *Francis Forbes* hervorgeht.

Wie populär überhaupt individualpsychologische Erkenntnisse in Amerika sind, ist z. B. aus einem Vortrag *Hughes Mearns*, Professor an der Universität New York, zu entnehmen. Er sprach, ganz in unserem Sinne, über den Schaden, den Verzärtelung, wie er sagte, ein ,,Übermaß an Liebe" anrichten kann, das sich bei genauer Untersuchung als Mangel an Respekt vor der Persönlichkeit des Kindes entpuppt.

Martha Holub (Wien).

Mörder, die gestehen

In einem Artikel, ,,Mörder, die gestehen", zeigt *Edmund Pearson*, einer der angesehensten amerikanischen Kriminalisten, wie die Gestalt des Mörders von romantischen Vorurteilen und Legenden umkleidet ist. Aus seinen Darlegungen, in denen er gründlich mit altem Aberglauben aufräumt, geht hervor, daß seine Auffassung mit der individualpsychologischen übereinstimmt. Interessant ist besonders eine Stelle, wo er über den Sinn der freiwilligen Mordgeständnisse spricht und sie so deutet, daß der Verbrecher sich dadurch Erleichterungen schaffen will. Er betont mit Nachdruck, daß Gewissensbisse keine wie immer geartete Rolle dabei spielen.

Martha Holub (Wien).

Ein neues Buch Alfred Adlers

Soeben ist von *Alfred Adler* ein neues Buch *,,Der Sinn des Lebens"* im Verlag Dr. Rolf Passer (vorm. Dr. Hans Epstein), Wien, erschienen.

In demselben Verlag wurde vor kurzem von Lic. *Ernst Jahn* und *Alfred Adler*: *,,Religion und Individualpsychologie"* publiziert.

Verein Wien

Vorträge:

4. Sept. 1933: Dr. med. *Paul Goldberger*: Psychologisches über *André Gide*.

11. Sept. *Elly Rothwein*: Zurückgebliebene Kinder in normaler Kindergemeinschaft.

18. Sept. Dr. med. *Leopold Stein*: Über Tierpsychologie.

25. Sept. *Sofie Lazarsfeld*: Eltern und erwachsene Kinder.

2. Okt. Fachlehrerin *Regina Seidler*: Die Schule als Erlebnis.

9. Okt. Dr. med. *Arthur Holub*: Krankheit und Psyche.

16. Okt. *Melly Weiß*: Richtiges Sprechen als Ermutigung.

23. Okt. Dr. med. et phil. *Lydia Sicher*: Zur Psychologie der Prostitution.

30. Okt. Dr. phil. *Leonhard Deutsch*: Kann jeder alles?

6. Nov. *Sofie Lazarsfeld*: Abschied nehmen — Abschied geben. Eine psychologische Skizze.

Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte, Wien

Vorträge:

18. Okt. 1933: Dr. med. et phil. *Lydia Sicher*: Schemata zur graphischen Darstellung psychischer Fehlschläge.

8. Nov. Dr. med. *Rudolf Dreikurs*: Errötungsangst.

The Medical Society of Individual Psychology London

Chairman: *J. C. Young, M.C.*, M.D., M.S.
Vice-Chairman: Prof. *W. Langdon-Brown*, M.D., F.R.C.P.
Hon. Treasurer: *H. C. Squires, C.M.G.*, M.D., F.R.C.P. (19, Queen Anne Street, W. 1).
Members of Committee: *F. Marjory Edwards*, M.A., M.B., *M. Marcus*, M.B., B.S. (Assistant Editor), *Mary Bell Ferguson*, M.B., *O. H. Woodcock*, M.D., *C. M. Bevan Brown*, M.B., Ch.B.
Hon. Secretary and Editor: *F. G. Crookshank*, M.D., F.R.C.P.
Hon. Auditors: *George Gordon*, M.B., *W. R. Reynell*, M.D.

The Society meets on the second Thursday in each month from October to July inclusively. Ordinary Meetings are held in October, November, December, February, March, April, May and June, at *11, Chandos Street, W. 1.* (Telephone: Langham 1043), at 8.30 p.m., preceded by a Committee Meeting at 8 p.m. The annual dinner of the Society is held in January and the annual general meeting in July of each year.

The Annual Subscription is, for Members £ 1 1 s 0d., and for Associates 10/6, payable in advance in October of each year and giving right to the quarterly issues of Individual Psychology Pamphlets.

Programme 1933/34:

1933:

Oct. 12th. 8.30 p.m. *The Chairman: Individual Psychology and Holistic Medicine.*

Nov. 9th. 8.30 p.m. Dr. *C. M. Bevan Brown: The Relationship between Psychology and General Medicine.*

Dec. 14th. 8.30 p.m. Dr. *Frank Layton: Purpose and Some Neuroses.* — Dr. *O. H. Woodcock: The Tyranny of the Invalid.*

1934:

Jan. 11th. 7.30 p.m. *Annual dinner*: The Florence Restaurant. W. 1. Guests are welcomed. Dinner or Evening Dress.

Feb. 8th. 8.30 p.m. Dr. *Harry M. Palmer: An Atavistic Conception of Psychopathology.*

Mar. 15th. 8.30 p.m. Dr. *Murdo Mackenzie: A Consulting-Room Case, illustrating Adlerian Principles.*

Apr. 12th. 8.30 p.m. Dr. *H. C. Squires: Individual Psychology and the European in the Tropics.*

May 10th. 8.30 p.m. Dr. *Mary Bell Ferguson* and Dr. *Hilda Weber: Case Reports illustrating Menopausal and post-Menopausal Neuroses.*

June 14th. 8.30 p.m. Dr. *F. G. Crookshank: A Case of Sadism*, reported by Dr. *Gordon of Nairobi.* — Dr. *Roy Townend: A Patient with a Knife-Phobia.*

July 12th. 7.30 p.m. *Annual General Meeting: Dinner*: The Florence Restaurant, W. 1. No Guests: Morning or Dinner Dress. After Dinner: *Officers' Reports; Election of Officers and Committee; General Discussion.*

Individual Psychology Club, London

62, Torrington Square, London, W.C. 1.

Programme for October 1933:

The Club is open on Wednesdays from 4.30 to 10.30. Meetings at 8.30 p.m.

Oct. 4: Lecture by Dr. *James Young*: Individuation of the Ego and Individuation of Awareness.

Oct. 11: Lecture by *Miss D. Rayner*: Das Leitbild.

Oct. 18: Lecture by Dr. *H. C. Squires*: (First of Series of Three under General Title „Some Adlerian Concepts"): Individual Psychology.

Oct. 25: Lecture by Dr. *Neil Beattie*: Spreading the gospel of Individual Psychology.

Study Groups. Groups for the study of Child Psychology, Sociology and Dramatic Art in relation to Individual Psychology, have been formed and Members are invited to join one or more Groups.

Sunday Walk. On Sunday, 22nd October, Club Members and friends are invited to join a walk from *Tadworth* over Reigate Down (distance about 7—8 miles) leaving Charing Cross Station for *Tadworth* (Day Return 3rd Class 2/-) by the 9.23 train. Lunch can be taken or obtained on the way. It is intended to be back in London about 5.30.

For particulars of these and all Club activities, apply *P. Dudley Short.* (Hon. Sec.)

Milwaukee Society for Individual Psychology

Dr. *S. Plahner*, 123 Wisconsin Ave., Milwaukee, Wis., Chairman.

Dr. *S. Plahner* addressed on Monday, October the 10th, the members and guests of the Cudahy Women's Club at the Washington School in Cudahy. His topic was: Do we understand our children?

The Milwaukee Child Guidance Clinic was opened October 16th for the 4th year in the Lecture Room of the Milwaukee Public Library. The clinic will be open to the public every Monday from 7—9 P.M.

Arbeitsgemeinschaft Utrecht

Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft *Utrecht*, die seit Dezember 1932 tätig ist, ist Dr. med. *P. H. Ronge*, Utrecht, Willemsplantsoen 7. Sekretärin der Arbeitsgemeinschaft: Frau *B. H. Elling-Nijland.*

Dr. *P. H. Ronge* hat im Jahre 1933 im Psychologischen Verein in Amsterdam 6 Vorträge, an der Volksuniversität Utrecht 7 Vorträge über theoretische Probleme der Individualpsychologie gehalten.

Arbeitsgemeinschaft Paris

Unter Leitung von Dr. med. et phil. *Alexander Neuer* hat die Pariser Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie am 16. Oktober ihre Tätigkeit wieder aufgenommen.

Anschrift der Arbeitsgemeinschaft: Frau Dr. *M. Rapaport*, 89, rue Erlanger, Paris XVI.

Arbeitsgemeinschaft Amsterdam

In *Amsterdam* ist unter Leitung *E. d'Oliveiras* eine individualpsychologische Arbeitsgemeinschaft tätig, in der *E. d'Oliveira* am 25. Oktober einen Vortrag über schwererziehbare Kinder gehalten hat.

Anschrift der Arbeitsgemeinschaft: Amsterdam-Z, De Lairessestraat 121. (E. d'Oliveira.)

Nachrichten

Elly Rothwein, die in *Wien* ein individualpsychologisches Heim für schwererziehbare Kinder leitet (VII., Mariahilfestr. 72), hält jetzt einen Kursus von 10 Abenden für Kindergärtnerinnen der Stadt Wien über „Einführung in die individualpsychologische Erziehungsmethode". Zu gleicher Zeit erscheint von ihr eine Artikelserie in der Zeitschrift „Kind und Gemeinschaft".

*

Die neue Anschrift des von Dr. *Alice Friedmann* geleiteten individualpsychologischen Kinderheimes und Kindergartens ist: Wien VI., Gumpendorferstr. 82.

*

Fritz Sulzer hat infolge seiner Übersiedlung nach Mosbach die Leitung der individualpsychologischen Arbeitsgemeinschaft Heidelberg niedergelegt.

Alte Jahrgänge der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie"

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" sind durch die *Schriftleitung*, Wien VI, Joanelligasse 6, und vom V. Jahrgang an durch jede Buchhandlung oder vom Verlag S. Hirzel in Leipzig C 1, Königstr. 2, zu beziehen.

Die *Preise* der einzelnen älteren Jahrgänge stellen sich dem Preise des laufenden Jahrganges gleich. (Siehe 2. Umschlagseite.)

Einzelhefte der alten Jahrgänge, auch die *Sonderhefte* (Schulkinderpsychologie, Sozialpsychologie, Psychologie der Frau) kosten RM 3.— plus Porto.

Sonderdrucke von der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie"

Der Verlag der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" stellt den Autoren *zehn Sonderabdrucke* von ihren selbständigen Aufsätzen *kostenlos* zur Verfügung. Die mehrgewünschte Anzahl ist dem Verlag S. Hirzel in Leipzig C 1, Königstraße 2, rechtzeitig mitzuteilen und wird zum Selbstkostenpreise berechnet.

Die Autoren werden ersucht, nur einseitig mit Maschine geschriebene Manuskripte einsenden zu wollen.

Beihefte der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie"

Herausgegeben von Prof. Dr. *Alfred Adler*, redigiert von Dr. *Ladislaus Zilahi* (Wien VI), Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

1. Band: *Das Problem der Homosexualität.* Erotisches Training und erotischer Rückzug. Von Dr. *Alfred Adler.* VIII, 110 Seiten. 8°. 1930. RM 4.—.

2. Band: *Einführung in die Psychologie des Geschlechtslebens.* Von Dr. *Erwin Wexberg.* VI, 120 Seiten. 8°. 1930. RM 4.—.

3. Band: *Seelische Impotenz.* Von Dr. *Rudolf Dreikurs.* VI, 131 Seiten. 8°. 1931. RM 4.50.

4. Band: *Die Lehre von der Organminderwertigkeit.* Von Dr. *Arthur Holub.* VIII, 92 S. und 1 Tafel. 8°. 1931. RM 4.—.

5. Band: *Die seelischen Gefahren des Kindes.* Ein individualpsychologischer Wegweiser zur Verhütung der Schwererziehbarkeit. Von *Ferdinand Birnbaum*, Dozent am Pädagogischen Institut der Stadt Wien. 132 Seiten. 8°. 1931. RM 4.50. Inhalt: 1. Das Problem der Schwererziehbarkeit. 2. Der Ansatz zur Vorbeugungstechnik. 3. Der Aufbau. A. Die grundlegenden Funktionen (Kontaktbegründung, Kontakterweiterung und Kontakterneuerung). B. Die aufbauenden Funktionen (Überwindungshilfe — Kompensationshilfe). C. Die zusammenschließenden Funktionen.

Vereine und Arbeitsgemeinschaften für Individualpsychologie:

Verein Wien: Wien I., Dominikanerbastei 10/15. (Prof. Dr. Alfred Adler.)

Verein München: München, Wiedenmayerstraße 25. (Dr. Leonhard Seif.) Schriftführerstelle: Franz-Josef-Straße 29. (Dr. Lene Credner.)

Verein Dresden: Geschäftsstelle: Dresden-A. 1, Grunaer Straße 15, II. (Rechtsanwalt Dr. Roth I. Telefon 196 58.)

Arbeitsgemeinschaft Hamburg: Oberstr. 50. (Dr. Eleonore Rieniets.)

Ungarischer Verein: Ungarischer Verein für Individualpsychologie (Magyar Individualpsychologia i Egyesület), Geschäftsstelle: Budapest: IV. Petőfi-u. 11. (Doz. Dr. Stephan v. Maday.)

Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe: Schwarzwaldstraße 26. (Karl Sulzer.)

The Medical Society of Individual Psychology: 11, Chandos Street. Cavendish Square. London W. 1 (Langham 1043). (Chairman: J. C. Young, M.C., M.D., M.S. Vice-Chairman: Prof. W. Langdon Brown; Secretary: Dr. F. G. Crookshank, 57 A, Wimpole Street, London W. 1. Tel.: Welbeck 4704.)

The Individual Psychology Club: 62 Torrington Square, London, W. C. 1. (Chairman: W. T. Symons Esq.; Hon. Secretary: Miss P. Dudley Short.)

Arbeitsgemeinschaft Gießen-Wetzlar: Geschäftsstelle: Gießen, Löberstr. 19. (Dr. Johannes Neumann.)

Arbeitsgemeinschaft Breslau: Alfred Pietsch, Oberlehrer, Wohlau, Prov.-Erzieh.-Anstalt, und Marianne Lebek, Breslau, Lenaustr. 17. (Telefon: Nr. 83 609, Studienrat Dr. Lebek.)

Arbeitsgemeinschaft Köln: Köln-Lindental, Lortzingstraße 4. (Hedwig Bloemendal.)

Arbeitsgemeinschaft Brasov (Kronstadt, Rumänien: Brasov, Str. Portii 8. (Dr. Ernst Kahana.)

Arbeitsgemeinschaft Freudenstadt: Freudenstadt im Schwarzwald, Haus Hohenfreudenstadt. (Dr. J. Bauer.)

Arbeitsgemeinschaft Stuttgart: Stuttgart-Hedelfingen. (Stadtpfarrer Dr. J. B. Schairer.)

Verein Chemnitz: Mittweida, Bahnhofstr. 4. (Clemens Pauli.)

Arbeitsgemeinschaft Zagreb (Agram, Jugoslawien): Zagreb, Strossmayerov trg 4. (Dr. Beno Stein.)

Milwaukee Society for Individual Psychology: Dr. med. S. Plahner, Chairman, 123 Wisconsin Ave., Milwaukee, Wis., U.S.A. Dr. Elisabeth S. Seiler, Vice-Chairman, 1489 No Farwell Ave Apt 3, Milwaukee, Wis., U.S.A.

Arbeitsgemeinschaft Halle a. S.: Halle a. S. Huttenstr. 8 (Kriminalkommissarin Elisabeth Sorge-Boehmke.)

Arbeitsgemeinschaft Kopenhagen: Kopenhagen, Hellerup 8. (Bildhauerin Thyra Bohldsen.)

Arbeitsgemeinschaft Palästina: Tel-Aviv, Allenby. 43. (Dr. Jehoschua Bierer.)

Arbeitsgemeinschaft Kraków (Polen): Kraków (Polen), Paulinska 18./9. (Lehrer J. I. Kohn.)

Arbeitsgemeinschaft Cernauti (Rumänien): Cernauti (Rumänien), Str. Hormuzachi 5. (Lehrerin Dorothea Bräuer.)

Individualpsychologische Gruppe in Berlin: Berlin NW 40, In den Zelten 9. (Annie Heinrichsdorff).

Arbeitsgemeinschaft individualpsychologischer Ärzte Berlin: Berlin-Neukölln, Weserstraße 72. (Dr. med. Wilhelm Brandt.)

Arbeitsgemeinschaft Düsseldorf: Düsseldorf, Rochusstraße 59. III. (Dr. med. Karl Lenzberg, Frau G. Krieger.)

Arbeitsgemeinschaft Wuppertal: W.-Elberfeld, Platzhoffstraße 26. (Prof. Dr. M. H. Göring.)

Arbeitsgemeinschaft Konya (Türkei): Konya, Türkei (Prof. E. Hamdi Bey).

Verein Zürich: Zürich, Besenrainstr. 19. (Inès Zürcher, Sekretärin der Frauenzentrale.)

Individualpsychologisch - pädagogische Arbeitsgemeinschaft an der Aussiger Handelsakademie: Aussig, Nibelungenstr. 1. (Dr. Walter Schuster.)

Verein zur Förderung der Individualpsychologie, Athen: Sankt Sofiastr. 174, Athen, Griechenland (Dr. phil. Demetrios Moraitis).

Arbeitsgemeinschaft Utrecht: Utrecht, Willemsplantsoen 7. (Dr. P. H. Ronge.)

Arbeitsgemeinschaft Paris: 89, rue Erlanger, Paris XVI. (Frau Dr. M. Rapaport. Leitung: Dr. med. et phil. Alexander Neuer.)

Arbeitsgemeinschaft Amsterdam: Amsterdam, De Lairessestraat 121. (E. d'Oliveira.)

Die einzelnen Vereine und Arbeitsgemeinschaften erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.